



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

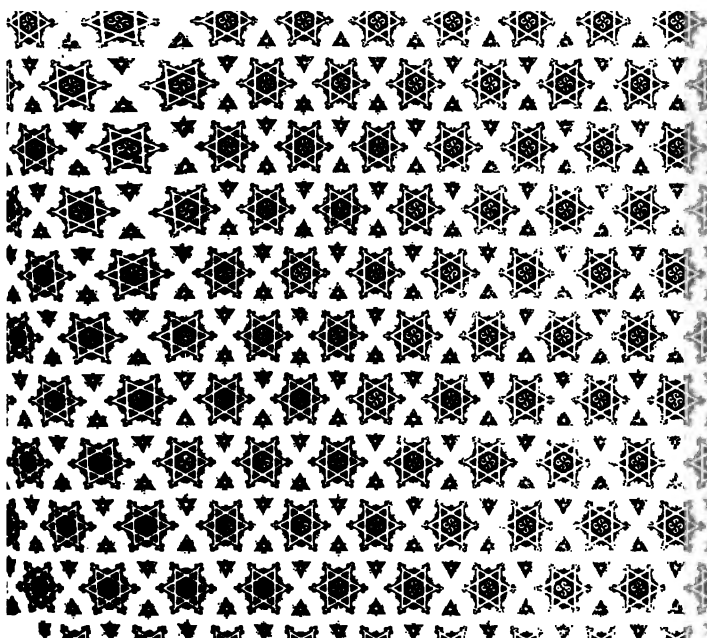


Library of the University of Michigan

*Bought with the income
of the*

*Ford-Messer
Bequest*







Göttingische
31057
gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht

der

Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

1866.

Erster Band.

Göttingen.

Verlag der Dieterichschen Buchhandlung.

1866.

Göttingen,
Druck der Dieterichschen Univ.-Buchdruckerei.
W. Fr. Kaestner.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

1. Stück.

3. Januar 1866.

Neutestamentliche Studien von J. C. M. Laurent, Phil. Dr. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1866. XVI u. 209 Seiten in Octav.

Wenige aber im Ganzen recht unterrichtende und nützliche Blätter, der Zahl nach (wie der Verfasser sie benennt) sieben Studien. Manches ist in ihnen mehr durch das blosse Lesen der neuesten Schriften des Erlangischen Theologen von Hoffmann veranlasst: man findet hier aber auch sonst manche genauere Untersuchung und selbständigere Forschung. Wir heben das Wichtigste in der Kürze hervor, und bemerken nur noch zuvor dass diese gelehrten Arbeiten sich fast nur um die Paulusbriefe und die Apostelgeschichte drehen.

Vor allem unterwirft der Verf. das Aeussere der Paulussendschreiben einer sorgfältigen Untersuchung. Er findet der Apostel habe sich zu seinen Sendschreiben nicht des Pergamens sondern des Papyrus bedient, auch sie nicht zuvor selbst entworfen und dann abschreiben lassen sondern sie sogleich in die Feder gesagt;

wohl aber habe er am Ende jedes Sendschreibens an eine Gemeinde einige Worte mit eigener Hand hinzugefügt, um die Aechtheit des Schreibens zu bezeugen und aus anderen Gründen. Man wird dies im Allgemeinen als richtig erkennen, wiewohl die schärfere Untersuchung darüber fast bei jedem der Sendschreiben wiederkehrt und es sich z. B. sehr fragt ob der Apostel nicht den ganzen Galaterbrief mit eigener Hand schrieb. Allein der Verf. geht hier nun einen sehr wichtigen Schritt weiter indem er meint und an vielen Beispielen lehren will der Apostel habe auch mit eigener Hand manche Randbemerkungen hinzugefügt die man als solche noch sehr gut erkennen und wieder absondern könne, wie z. B. zwischen Röm. 2, 12—16 die Worte v. 14 f. hinter καὶ ἀπολοῦνται. Die meisten Stellen welche der Verf. hieher zieht, lassen sich indessen in anderer Weise erklären. Dagegen stimmen wir ihm nach einer nun gegen vierzig Jahre gehegten Ueberzeugung vollkommen bei wenn er fast das ganze letzte Capitel des Römerbriefes diesem Werke abspricht und für ein Sendschreiben an die Ephesische Gemeinde hält. Diese Einsicht ist neu und steht in unsern Tagen noch sehr vereinzelt da: allein sie wird sich gewiss immer allgemeiner als die allein richtige erweisen. Ob freilich so wie der Verf. meint die Worte Röm. 16, 1—20 für sich allein ursprünglich ein besonderes Schreiben an die Ephesier bildeten, scheint uns höchst zweifelhaft: die vielen Grüsse Röm. 16, 3—16 (denn die Worte v. 1 f. konnten sehr gut an die Römer gerichtet sein) geben sich weit mehr als einem grösseren Sendschreiben angehängt, welches man sich dann als für uns verloren denken muss. Dass alle diese Grüsse zugleich mit den

ermahnenden Schlussworten 16, 17—20 nur den paar Empfehlungsworten für die abreisende Phöbé v. 1 f. angehängt seien, ist so unwahrscheinlich als möglich. Wir kommen hier also auf die Frage von den für uns verlorenen Sendschreiben des Apostels: darauf lässt sich unser Verfasser nicht ein, wie er auch von zwei verlorenen Briefen an die Korinthier und dem an die Laodikeer nichts wissen will obgleich uns so viele ganz zuverlässige Spuren auf sie hinführen.

Noch mit mehr Erfolg untersucht der Verf. eine andere Seite des grossen Gegenstandes indem er die Frage nach der Reihenfolge der Paulusbriefe aufwirft. Unsre heutige Wissenschaft war zwar schon dahin gelangt dass sie deutlich einsah diese Briefe seien nur nach ihrer äussern Grösse só an einander gereiht wie sie wesentlich in allen Handschriften sich finden. Allein indem der Verf. dieses mit der schärfsten Genauigkeit verfolgt, giebt er eine erfreuliche Bestätigung der Wahrheit. Sollte sich diese Reihe also gar nicht nach anderen Rücksichten z. B. der Zeitfolge richten, so konnte der kleinere und daher jetzt als der zweite gezählte Brief an die Thessaloniker der Zeit nach vielmehr der frühere sein: und da sich dies wirklich in unsern Zeiten anderweitig aus den sorgfältigsten Erforschungen ergab, so konnte man das desto zuversichtlicher vertheidigen. Dass der zweite Brief an die Thessaloniker in der Wirklichkeit der erste und damit überhaupt der früheste sei welcher sich vom Apostel erhalten hat, wurde in unsern Zeiten zuerst von dem Unterz. behauptet, ohne dass er wusste dass bereits Hugo Grotius dieselbe Ansicht einst freilich sehr wenig begründet hingeworfen hatte. Man hat nun zwar diese Einsicht von manchen Seiten her

wieder wankend zu machen gesucht: allein der Verf. erweist sie S. 49—64 aufs neue aus so guten Gründen und nach allen Seiten hin so sicher dass man künftig sie gewiss immer allgemeiner als die allein richtige annehmen wird. In der That gewinnt man erst mit ihr einen festeren Grund nicht nur für das Verständniss der zwei Thessalonikerbriefe sondern auch für einen sehr wichtigen Theil der Lebensgeschichte des Apostels; und wir stehen nicht an zu sagen dass die sorgfältige Abhandlung dieses bis dahin für so viele Augen noch zweifelhaften Gegenstandes einer der verdienstlichsten Abschnitte des vorliegenden Werkes ist. Man wird nun wohl künftig aufhören noch immer da Zweifel aufzutreiben wo sie vor jeder näheren Erforschung sogleich verschwinden müssen.

Dagegen stossen wir in diesem selben Zusammenhange auf eine andere Annahme des Vf. welche wir nicht billigen können. Ist es nämlich einmal (wie er so richtig nachweist) gewiss dass man die Paulussendschreiben, voran die an die Gemeinden, rein stichometrisch d. i. nach der höheren oder geringeren Zahl der handschriftlichen Zeilen eines jeden zusammenreihete, so macht allein das an die Ephesier eine seltsame Ausnahme. Dies ist um ein bedeutendes länger als das an die Galater (mit 18, 5 gegen 16, 45 nach der Sinaihandschrift und allen übrigen Urkunden), und steht doch hinter diesem. Unser Verf. behauptet daher S. 47 es sei wirklich anfangs diesem vorangestellt gewesen: allein dies lässt sich durch nichts beweisen, und ist auch an sich unwahrscheinlich, weil man das Sendschreiben an die Ephesier wegen der höheren Wichtigkeit dieser Gemeinde gewiss immer an seinem ersten Platze gelassen haben

würde, wenn es diesen jemals wirklich gehabt hätte. Wir finden in dieser seltsamen Erscheinung vielmehr eine Bestätigung des schon anderweitig feststehenden Satzes dass das Sendschreiben an die Ephesier unsprünglich gar nicht in diese Reihe gehörte sondern erst aufgenommen wurde als die Reihe der Paulussendschreiben längst festgestellt war. Wer den Ursprung dieses Sendschreibens welches nicht einmal ursprünglich seine gegenwärtige Aufschrift trug näher kennt, der begreift leicht dass es erst in einer verhältnissmässig späteren Zeit an seine gegenwärtige Stelle kam.

Eine andere Frage welche der Verf. S. 153 bis 193 sehr befriedigend und erschöpfend beantwortet, betrifft die im NT. und bei einigen anderen der ältesten christlichen und sonstigen Schriftsteller erwähnten Brüder des Herrn. Diese Frage war, nachdem sie der von Päpstlichen und anderen Schriftstellern heute wieder nur zu viel gerühmte Hieronymus gründlich verwirrt und für anderthalb Jahrtausende zum grossen Nachtheile vieler ächt christlichen Dinge völlig verkehrt entschieden hatte, zwar schon von Herder in einer seiner früheren Schriften treffend beantwortet, es bedurfte aber auch bei ihr erst aller Anstrengungen unserer neuesten Zeit um endlich ihre allgemeine richtige Betrachtung herbeizuführen; und da darin noch immer viele Geister unter uns unklar zu bleiben vorziehen, so ist auch hier das Verdienst des Verfs anzuerkennen. Er urtheilt treffend die Brüder des Herrn seien seine wirklichen Brüder, und schwächt diese richtige Erkenntniss dadurch nicht ab dass er sie auch nur zu Halbbrüdern oder zu blossen Söhnen Josef's machen will. Erst dadurch kommt auch Jakobos der Bruder des Herrn, jener erste

berühmte Bischof der Muttergemeinde, zu seiner wahren Ehre und Würde.

Einige andere Bemerkungen des Verfs betreffen die Stelle des ächten Klemensbriefes welche sich über das Leben und das Ende des Apostels Paulus ausspricht: wir besitzen bekanntlich von ihm nur die einzige höchst lückenvolle und schwer zu lesende Alexandrinische Handschrift im Britischen Museum, und aus ihr theilt der Verf. hier S. 105—8 diese dunkle Stelle nach einer neuen Vergleichung der verwitterten Buchstaben der Handschrift mit. Was die Hauptsache betrifft, so entscheidet sich der Verf. aus guten Gründen dahin dass der Apostel nach der Aussage des Klemens wirklich aus seiner ersten Gefangenschaft befreiet und noch bis Spanien gekommen sei. Auch in dieser Frage hatte die Baur'sche Schule alles verwirrt; und es hat in der neuesten Zeit Mühe gekostet das Richtige zu behaupten. Wir freuen uns den Vf. auch hier auf dem geraden guten Wege zu treffen, können aber mit ihm nicht annehmen dass der Apostel erst im J. 67 zu Rom gefallen sei, obgleich wir nicht zweifeln dass Petrus schon vor ihm durch Nero zu Rom vernichtet war. Der Verf. theilt auch über die ganze Zeitrechnung des Lebens und Wirkens des Apostel Paulus manche eigenthümliche Ansichten mit: allein ehe man über die Entstehung der Sendschreiben an die Ephesier an Timotheos und Titos nicht im Klaren ist (und gerade hier zieht doch auch der Verf. die Schwierigkeiten nicht gerade anzuschauen vor), kann man die noch entfernter liegenden dunkelsten Stellen in der Geschichte dieses Apostels nicht glücklich zertheilen. Aehnlich müssen wir über seine Versuche das Muratori'sche Bruchstück über den Kanon des

11

Neuen Testaments zu erläutern und herzustellen S. 108 f. 197—209 urtheilen: man kann ihm leicht zugeben dass dieses Bruchstück nicht aus einer Lateinischen Uebersetzung eines Griechischen Werkes sondern aus einer ganz ursprünglich Lateinischen Schrift geflossen ist: in der That ist dies schon deswegen weit wahrscheinlicher weil wir uns unter diesem Werke von welchem sich unglücklicher Weise nur das grosse Bruchstück erhalten hat, am richtigsten ein Sendschreiben denken worin eine Lateinische Gemeinde sich gegen die andere über die ächten oder unächten Bestandtheile des Kanons aussprach. Allein die Schwierigkeiten eines richtigen Verständnisses dieses in seiner Art sehr wichtigen Bruchstückes liegen doch tiefer als der Verf. zu ahnen scheint.

Dies ganze Werk scheint uns auch deshalb denkwürdig weil es von einem Verf. aus der sogenannten frommen Theologenschule ist welcher dennoch die Rechte der Wissenschaft vollkommen anerkennt und ihnen selbst gerecht zu werden sich eifrig bemühet. Die schroffen Stellungen der verschiedenen Schulen neuester Zeit stumpfen sich so immer mehr ab; und nichts ist auch vom rein wissenschaftlichen Standorte aus mehr zu wünschen als dass das Beispiel welches der Verf. darin giebt immer mehr glückliche Nachfolge finde. H. E.

Catarrh und Influenza. Eine medicinische Studie von Dr. Franz Seitz, ordentl. Professor der Medicin an der Universität München. München literarisch-artistische Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1865. 464 Seiten in Octav.

Der um die Epidemiologie schon vielfach verdiente Verfasser will in der vorliegenden Monographie, die sich seinen früheren Arbeiten über Friesel, Typhus, Scharlach, Masern und Cholera anschliesst, nicht eine ausführliche Schilderung der einzelnen Catarrh-Formen, sondern eine Darstellung des catarrhalischen Processes im Allgemeinen nach allen seinen Beziehungen geben. Er fasst hiebei den Begriff des Catarrhs etwas weiter, als es gewöhnlich zu geschehen pflegt, indem er auch die croupösen und diphtheritischen Processe der Schleimhäute dahin rechnet. Ganz besonders war es aber seine Aufgabe das Verhältniss des epidemischen Catarrhs, der meist noch als specifische Krankheitsform geltenden Influenza, zu dem gewöhnlichen Catarrh, und die Bedingungen ihres Auftretens genauer festzustellen und er hat deshalb namentlich der Aetiologie ein sehr eingehendes und umfassendes Studium gewidmet.

Um im Grossen den Einfluss der atmosphärischen Verhältnisse auf die Entstehung der Catarrhe zu verfolgen, giebt er im ersten Abschnitt eine Uebersicht der geographischen Verbreitung derselben über die Erde, in welchem mit grossem Fleiss alle bekannt gewordenen Thatsachen zusammengestellt sind. Es ergiebt sich daraus, dass Catarrhe unter allen Himmelsstrichen vorkommen, dass aber ihr verbreitetes Vorkommen in allen Zonen mit dem Eintritt und der Andauer extremer Temperaturgrade und namentlich dem raschen Wechsel derselben zusammenfällt und im bestimmten Verhältniss zu den herrschenden Winden steht, weil diese Luftschichten von verschiedener Temperatur und Dampfmenge verbreiten, so zwar dass niedrige Temperaturen mit kalten und

feuchten Winden vorzugsweise Catarrhe der Respirationsorgane, hohe solche der Digestionsorgane bedingen. Die ersten sind desshalb in der Polarzone und den angränzenden Ländern, die letzten in den Tropen die herrschenden Catarrh-Formen, doch fehlen auch jenen in den heissen Sommermonaten verbreitete catarrhalische Erkrankungen der Intestinalschleimhaut, diesen namentlich beim Eintritt der Regenzeit, wo durch starke Regengüsse die Temperatur rasch abgekühlt wird und in der trockenen Zeit, wenn heisse Tage mit kalten Nächten wechseln, solche der Athmungsorgane nicht. Die gemäßigten Zonen schliessen sich je nach ihrer Lage und der Jahreszeit bald mehr den Verhältnissen in den Polargegenden, bald mehr denen in den Tropen an, zeigen überhaupt die grösste Häufigkeit an catarrhalischen Erkrankungen. Speciell in Europa treten Catarrhe in grösster Menge und Verbreitung im Frühjahr auf, weil hier die Temperatur in Folge der gleichzeitigen Herrschaft der Winde am meisten veränderlich ist, während sie im Herbst, wo die Temperatur am constantesten zu sein pflegt, mehr zurücktreten. Auch im Einzelnen lässt es sich verfolgen, dass Gegenden, die zufolge ihrer Lage ein auffällig veränderliches Klima besitzen, besonders von Catarrhen zu leiden haben. Den von Schönbein beschuldigten Ozongehalt der Luft fand Verf., wie er in einem späteren Abschnitt anführt, nach zweijährigen genauen Beobachtungen ohne Einfluss auf die Entstehung von Catarrhen. Ganz dieselben atmosphärischen Verhältnisse, wie sie der Entstehung der Catarrhe überhaupt zu Grunde liegen, finden sich nun bei dem Auftreten von Influenza-Epidemien in ganz besonders hohem Grade entwickelt, wie der Verf. aus der

Geschichte derselben in den letzten 3 Decennien nach seinen eigenen Beobachtungen in München mit den gleichzeitigen Nachrichten anderer Aerzte an anderen Orten im zweiten Abschnitt im Einzelnen näher nachweist. Es gingen denselben stets grelle Temperaturwechsel, plötzlich einfallende strenge Kälte mit heftigen Winden, oder grosse anhaltende Feuchtigkeit der Luft voraus und auch während derselben war die Zunahme an Kranken und häufige Recidive bei schon befallen Gewesenen immer in Folge von Witterungswechsel, starkem Regen, Sturmwinden aus Nordost oder Nordwest zu beobachten. Verf. erklärt desshalb das epidemische Auftreten der Influenza allein aus der grösseren Andauer, Intensität und weiten Verbreitung der für den Catarrh überhaupt gültigen ursächlichen Momente. Er bestreitet aus diesem Grunde überhaupt ihre specifische Natur und hält sie durchaus für identisch mit dem gewöhnlichen Catarrh und man wird ihm Recht geben, wenn er behauptet, dass alle Erscheinungen, durch welche man sie zu charakterisiren versucht hat, auch ganz in derselben Weise bei diesem vorkommen können, nur dass sie dort in Folge der intensiver einwirkenden Störlichkeiten, weit stärker ausgeprägt sind. Die Annahme eines Miasma oder Contagium hält er durchaus für unerwiesen; Versuche die er selbst mit catarrhalischen, meist eiterig zerfliessenden, Bronchialsputis an Thieren anstellte, und die er in dem Abschnitt über Aetiology ausführlich mittheilt, ergaben, dass dieselben zwar, wie alle in Zersetzung begriffene thierische Substanzen, als krankmachende Intenzen wirken und unter Umständen selbst tödliche zum Tode führende Ernährungsstörungen

gen hervorrufen können, ohne jedoch eine spezifische Krankheitsform zu erzeugen.

Diese beiden ersten Abschnitte sind die bei weitem umfang- und belangreichsten des Werks, doch geben auch die folgenden, welche das Sterblichkeitsverhältniss der Catarrhe, den normalen Bau und die physiologischen Verrichtungen der Schleimhäute, die pathologisch-anatomischen Veränderungen derselben bei Catarrhen, die Veränderung der Secrete und Blutmischung, das Wesen des catarrhalischen Processes, die Aetiologie und Therapie behandeln, eine recht ausführliche und eingehende Darstellung dieser Punkte, bieten indess weiter nichts wesentlich Neues, was hier besonders zu erwähnen wäre. In einem Anhang wird eine Reihe von Krankengeschichten mitgetheilt, welche zur Erläuterung der wichtigeren Formen des Catarrhs dienen sollen. Die Ausstattung des Buchs ist gut, nur ist die grosse Menge der oft Sinn entstellenden Druckfehler störend. L.

Monumenta Boica. Volumen trigesimum septimum (Auch unter dem Titel: Monumentorum Boicorum Collectio nova. Volumen X). Edidit Academia scientiarum Boica. Monachii, sumptibus academicis (Typis Dr. Fr. Wild (Parcus)). 1864. VII u. 600 Seiten in Quart.

Die grosse Sammlung Bairischer Urkunden, die vor mehr als hundert Jahren begonnen (der erste Band erschien 1763), hat in dem jetzt veröffentlichten 37. Bande eine erwünschte Fortsetzung erhalten. Derselbe umfasst Monumenta

episcopatus Wirceburgensis, wie es in der kurzen Vorrede heisst den ersten Theil derjenigen »documenta, quae aut ipsa aut apographa in Bavariae tabulariis adservantur.«

Eine solche Sammlung wird man besonders willkommen heissen, zumal ein grosser Theil derselben bisher unbekannt oder doch ungedruckt war. 489 Nummern vom Jahr 788 bis 1287, dem Tode Bischof Berthold II., werden hier gesammelt, davon freilich ein Theil nur kurz dem Inhalt nach angegeben oder in einem etwas ausführlicheren Auszug mitgetheilt: das Erste ist bei den Urkunden der deutschen Könige und Kaiser der Fall, die in früheren Bänden der Monumenta Boica zum Abdruck kamen, dies bei einzelnen, die anderweit bekannt gemacht oder an sich von geringerer Bedeutung sind. Daneben ist ein anderes einigermassen auffallendes Verfahren beobachtet, ein Theil nemlich der früher publicierten Urkunden mit kleinerer Schrift gedruckt. Hat dies an sich keinen rechten inneren Grund — bei unechten oder nicht authentisch überlieferten Urkunden dürfte man wohl passend so verfahren —, so ist es auch nicht einmal mit voller Consequenz zur Anwendung gekommen, indem Stücke, die in denselben Büchern gedruckt vorliegen, bald in der gewöhnlichen, bald in der kleineren Schrift erscheinen (vgl. Nr. 178 mit 205, 248 mit 226. 289). Im ganzen kann man nur wünschen, dass bei einer solchen Sammlung alles zum Abdruck gelange was überhaupt einen solchen verdient und nicht in früheren Bänden des Werkes selbst schon zur Veröffentlichung gekommen ist.

Die Grundsätze der Edition sind nicht ganz dieselben die in den frühern Bänden befolgt wurden und nähern sich mehr dem was anderswo

empfohlen ist: nur die Eigennamen sind gross geschrieben, eine der jetzt üblichen nahekommende Interpunction durchgeführt; dagegen ist einiges andere nach den Originalen beibehalten, was wenig gerechtfertigt erscheint, u statt v und umgekehrt, Worttrennungen wie Quo circa, Dum taxat, selbst ad misso (wo es ein Wort sein soll). Die Wiedergabe des Textes macht überall den Eindruck voller Genauigkeit; auf ungewöhnliches ist aufmerksam gemacht; hie und da die Lesung des Originals in einer Note angegeben. Einiges, das so geändert ist, musste aber wohl gelassen werden, z. B. S. 129 die Form munde-burgii; s. Ducange ed. Henschel IV, S. 574. 575. Die Inhaltsangaben, die sich zum Theil an die von Lang in dem ersten Band der Regesta Boica anschliessen, sind meist wohl zutreffend, aber nicht gleichartig genug, — manchmal überflüssig ausführlich, wenn z. B. zu den immer wiederkehrenden Namen der Bischöfe mitunter »Wirziburgensis« oder »Wirziburgensis ecclesiae« oder ähnliches hinzugefügt wird, was an andern Stellen als selbstverständlich fehlt; dagegen ist Nr. 130 das unentbehrliche »successoris sui« ausgefallen. Erläuternde Anmerkungen sind gar nicht beigelegt; das Nöthige wird den für die Fortsetzung in Aussicht gestellten Registern vorbehalten sein. Mehr vermisse ich die Angabe über die Aufbewahrung der einzelnen Stücke: nichts als die schon angegebene kurze Notiz »quae in Bavariae tabulariis adservantur«, findet sich; aber schon ihre Fassung deutet an, dass es sich nicht blos um ein Archiv, das Reichsarchiv in München oder das Provinzialarchiv in Würzburg, handelt. Wir erfahren auch nicht, inwiefern eine, vor nicht langer Zeit in öffentlichen Blättern erwähnte Wiederauffindung von Originalen Würz-

burger Urkunden in Würzburg selbst dieser Sammlung zu gute gekommen ist, können nur vermuthen, dass die hier zu den Kaiserurkunden nachgetragene K. Ludwigs vom 19. Dec. 823 (übrigens früher gedruckt) daher stamme. Man darf erwarten, dass einige der früher nur aus Copialien gedruckten dort im Original zu Tage gekommen sind; dann aber wäre hier wohl der Ort gewesen, um etwaige Berichtigungen bekannt zu machen.

Doch sollen diese kleinen Desiderien dem Werth dieser Veröffentlichung keinen Abbruch thun. Es ist eine Fülle wichtiger und nach vielen Seiten hin interessanter Documente, welche hier gesammelt, grösstentheils auch zuerst bekannt gemacht sind, und war von einem Theil auch der Inhalt aus den Regesta Boica bekannt, doch konnte dieses nur in wenig Fällen den Geschichtsforscher befriedigen; auch fehlt es nicht an jetzt erst zur Kunde kommenden Stücken.

Einzelnes hervorzuheben hat bei einer Sammlung, die mehrere Jahrhunderte umfasst, seine Schwierigkeit, und nur auf einiges mag diese Anzeige hinweisen.

Zu Anfang überwiegen Schenkungen und Tausche von Gütern, Ergebenen in das Verhältnis von Censualen oder Ministerialen und andere auf den Besitz der Kirche bezügliche Urkunden. Auch diese beginnen aber erst gegen die Mitte des 11. Jahrhunderts. Aeltere Traditionen haben sich also nicht erhalten. Unter den mitgetheilten sind einige nicht ohne Interesse, so gleich die erste von Bischof Bruno über die Schenkung seines Hofes Sunrike in dem Bisthum Paderborn mit der merkwürdigen Angabe von den »duabus tabulis ereis concatenatis in capella Sunrike locatis, litteris legibilibus insculptis«, welche sich

auf die Einkünfte, die Rechtsverhältnisse der Angehörigen des Hofes u. s. w. bezogen: die Urkunde war freilich schon gedruckt und hat auch hier nur aus einem Copialbuch mitgetheilt werden können. Daran reiht sich eine Ausfertigung über den Erwerb des Gutes Salz von der Königin Richiza, der dafür Güter in Thüringen und im Grabfeld als *precaria* gegeben werden: aber nicht, wie man nach der Angabe in den Reg. B. erwarten sollte, in einer Urkunde der Richiza, sondern des Bischofs Adalbero: dass auch jene vorhanden gewesen, ist nicht zu bezweifeln, dass sie aber Lang vorgelegen und jetzt, sei es übergegangen oder verloren, kaum wahrscheinlich, ob schon eine andere von jenem angeführte Urkunde dieses Jahrs hier keine Aufnahme findet. Mit der Schenkung von Salz hängt eine Urkunde des B. Embrico, Nr. 78, zusammen, deren Inhalt die Reg. ganz falsch angegeben haben: den *ministeriales et censuales* wird ihr altes Recht gesichert, wie es durch die Feuerprobe eines derselben und den Eid »*tercia manu*« des Vogtes bekräftigt worden. Auf die Rechte solcher abhängiger Leute beziehen sich auch eine Anzahl anderer Stücke, Nr. 88. 89. 91. 94. 146 u. s. w., einige zum Theil zugleich auf die Rechte der Vögte.

In Nr. 72 aus dem Jahr 1103 wird ein Friede erwähnt, den der Bischof verkündet und seine Untergebenen beschworen (*ea quam omnes regimini meo subjacentes concordii voluntate susceperant et juramentis corroboraverant*) und für dessen Bruch ein miles mit Verlust aller seiner Lehen und Güter bestraft war. — Eine Geldzahlung von 5 *talenta Wirzib. monetæ* wird Nr. 111 (1169) *jure beneficii* verliehen; in Nr. 200 aus dem J. 1221) geschenkte Güter als Lehn gegeben »*ita videlicet quod et ipse et omnes he-*

redes sui tam masculi quam feminae eodem feudali successione libere potiantur.« Genauere Bestimmungen über lehnrechtliche Verhältnisse enthalten z. B. Nr. 229 (vom J. 1231) über die Verleihung des Marschallamts an die von Eberstein, Nr. 283 (vom J. 1244) über die Annahme eines edelen Mannes zum castrensis.

Anderes ist von Bedeutung für die Geschichte der Stadt Würzburg. Dahin gehören schon die zahlreichen Urkunden für hier wohnhafte Juden, Nr. 113. 126. 129. 131. 135. 136. 142 u. s. w., in denen ein vicus Judeorum, eine scola Judeorum erwähnt werden: eine, Nr. 126, unlängst von Wegele besonders publiciert, enthält interessante Bestimmungen über das Tropfrecht und Fensterrecht benachbart liegender Häuser. Andere Stücke beziehen sich auf Niederreissung von Häusern am Main auf den Wunsch fremder Kaufleute (Nr. 144, vom J. 1189), Ablösung der »marchpfennige« (Nr. 273, v. J. 1243), Befreiung der Bürger durch den Papst Alexander IV. von fremder Gerichtsbarkeit (Nr. 345, v. J. 1260), Bund des Capitels und der Stadt (Nr. 385, vom J. 1272), Aufhebung und Herstellung der Zünfte (Nr. 433 und 435, v. J. 1271, früher in einer deutschen Uebersetzung von Fries in seiner Würzburgschen Chronik mitgetheilt), Vertheilung der Marktabgaben zwischen Bürgern und Bischof (Nr. 478, v. J. 1285).

Landesherrliche Rechte des Bischofs betrifft eine ihm von allen Eingesessenen gezahlte Steuer von Weinbergen (Nr. 405, v. J. 1276), die Befreiung des Klosters Ebrach von dem Recht der Lantleite (Nr. 449, vom J. 1281). Hierhin kann man auch die Vereinbarung mit dem edeln Mann Gotfried von Hohenlohe über die Rechte in ei-

ner villa Heitingesvelt rechnen (Nr. 318, vom J. 1253), die auf mannigfache Verhältnisse eingeht.

Zahlreiche Urkunden erläutern die Verhältnisse zu den weltlichen Gewalten in der Nachbarschaft, den Grafen von Henneberg, Kastell, Oettingen, Rineck, Wertheim, den von Hohenlohe u. s. w. Namentlich die Beziehungen zu den Hennebergern, welche längere Zeit die Burggrafschaft in der Stadt haben, sind zahlreich und verschiedenartig: das Hennebergsche Urkundenbuch erhält hier eine sehr bedeutende Ergänzung; Nr. 336 ist aber auch hier IV, S. 1, nicht bloß wie angegeben bei Gruner, mit anderer Datierung gedruckt.

Auch mit den benachbarten Stiftern, besonders Mainz und Bamberg, fanden manche Berührungen statt. Ich hebe die Ausgleichung von Streitigkeiten mit jenem im J. 1216 (Nr. 190), mit diesem im J. 1230 (Nr. 218), auch eine Urkunde Siegfrieds von Mainz in Beziehung auf seine Verbindung mit Wilhelm von Holland (Nr. 298 v. J. 1248) hervor.

Anderes betrifft kirchliche Verhältnisse: Aufforderung zu Sammlungen und Ablass für die Heiligsprechung des Bischofs Bruno (auch eine Notiz über von ihm geübte Wunder ist aufgenommen, Nr. 142, S. 158—162, die wohl kaum zu den Urkunden gehört) und einen Neubau der Kirche, Bestimmungen über das Verhältnis der Bettelmönche (*fratres praedicatorum*) und der Eremiten ord. S. Augustini zu der Weltgeistlichkeit (Nr. 233 v. J. 1232, Nr. 356 v. J. 1263). Bemerkungswerth ist die Protestation des Würzburger Clerus gegen die Erhebung eines Kreuzzugszehntens im J. 1277 (Nr. 415). — Auffallend erscheint die geringe Zahl päpstlicher Urkunden:

die ersten, soviel ich bemerkt, von Celestin III. (1195).

Anderes was man hervorheben könnte, die *pensiones annuae*, quae vulgo *obeles* dicuntur (S. 192), der *spisarius curiae nostrae* (S. 258; das Wort fehlt bei Ducange) ist schon in den Auszügen der Reg. Boica enthalten, wenn auch bisher wenig beachtet. Die Veröffentlichung des vollständigen Textes wird hier und überall dazu beitragen, um auf den Werth dieser Würzburger Urkunden aufmerksam zu machen und zu ihrer Benutzung für alle Seiten geschichtlicher Forschung einladen. Und dazu hat auch diese Anzeige einen Beitrag liefern, zugleich den Bearbeitern der Sammlung, die bescheiden ihren Namen zurückhalten, den Dank der Historiker darbringen wollen.

G. Waitz.

Anecdota graeca et graecolatina. Mittheilungen aus Handschriften zur Geschichte der griechischen Wissenschaft von Dr. Valentin Rose. Erstes Heft. Mit einer Tafel in Steindruck. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann). 1864. 201 Seiten in Octav.

Als der Herausgeber für seine Sammlung der Bruchstücke des Aristoteles sorgfältig auch die handschriftlichen Schätze der bedeutendsten europäischen Bibliotheken durchforschte, entdeckte er zugleich manche ferne Seitenäderchen aus dem reichen aristotelischen Quell, die bisher unbeachtet geblieben waren. Zwei solche Schriftchen theilt er hier mit.

Das erste *περὶ ἀνέμων* (p. 29 48), genauer

περὶ ἀνέμων γενέσεως (p. 48, 11), findet sich in der wichtigen HS. 56, 1 der Laurentiana, über welche Rose schon Aristot. pseudepigr. p. 568 kurz gesprochen hat. Aus dem, was er jetzt S. 6 ff. erörtert, erfahren wir, dass Sotions Bruchstücke (Westerm. paradoxogr. p. 183 ff.), das kleine Stück περὶ τῆς τοῦ Νείλου ἀναβάσεως, das jetzt dem 2. Buch des Athenaeus, früher den Ausgaben des Herodot angehängt wurde, die Bruchstücke über γυναῖκες ἐν πολέμοις συνεταὶ καὶ ἀνδρεταὶ mit ähnlichen, die Heeren herausgab (Westerm. p. 213 ff.), das certamen Homeri et Hesiodi, endlich die Auszüge aus Aristoteles Peplos, alle ursprünglich aus dieser HS. stammen, in der sie H. Stephanus zuerst auffand. Es erhellt daraus, dass Sotions Name nur auf einer Vermuthung von H. Stephanus beruht, während die Bruchstücke eher auf Isigonos ἀπισία, unmittelbar oder, wie vielleicht auch die nächsten Excerpte, zunächst auf ein Sammelwerk Polymnemon von Rheginos, der aber aus Isigonos schöpfte, zurückzugehn scheinen (Rose S. 9 ff.). Ausserdem enthält die HS. rhetorische Bruchstücke des Menander (Walz rhet. gr. IX p. XXI), vier Reden des Theophylaktos, zwei des Polemon, Stücke des Gregorius Corinthius zu Hermogenes, die letzten Bücher des Pollux, den Polyaenos und zuletzt die bisher ungedruckte Schrift über die Winde. Das wichtigste aus diesen Erörterungen ist der Nachweis, dass diese HS. des 13. Jahrh. das Original aller erhaltenen des Polyaenos ist: denn die Lücke, welche alle HSS. am Ende haben, ist im Laur. dadurch entstanden, dass das Blatt, welches den Schluss des Polyaen und den Anfang des Aufsatzes über die Winde enthielt, verloren gegangen ist (S. 8). Von diesem Aufsatz ging

mit dem Anfang auch der Name des Verfassers verloren, aber durch Vergleichung von Aetios 3, 163 und Ioannes Diaconus Galenus zu Hesiods ϑ . p. 479 G. (Stellen, die übrigens schon Franz physiognom. script. vet. praef. p. XXI zu ähnlichem Zweck angeführt hatte) beweist Rose (S. 22 ff.), dass Adamantios der Sophist, wie ihn Aetios nennt, wahrscheinlich derselbe mit dem Verf. der Physiognomik, ein Arzt aus der Schule des Archigenes, denselben etwa im 3. Jahrh. n. Chr. schrieb. Wenn aber Rose aus p. 31, 21 $\delta \eta \mu \acute{\epsilon} \tau \epsilon \rho \circ \varsigma \text{ Νεῖλος } \delta \text{ ποταμός } \delta \text{ Αἰγύπτιος}$ schliesst, dass Adamantios zu Alexandria gelebt habe, so widerspricht p. 32, 3: $\kappa \alpha \iota \gamma \alpha \rho \text{ πάλιν } (\delta \text{ ἥλιος}) \text{ ἐν γῇ τῶν Αἰθιοπῶν γινόμενος περὶ τὴν μετοπωρινὴν τροπὴν ποταμὸν μὲν ἐκ πελάγους τὸν Νεῖλον ποιεῖ, τὰς δὲ Αἰθιοπῶν πηγὰς ἐκροφῶν, ὡς ἂν εἴποι τις, πάντα τὰ ἐν θάλασσῃ περικλύζει τοῖς ὕδασιν.}$ Man ist fast versucht an der ersten Stelle $\delta \eta \mu \acute{\epsilon} \tau \epsilon \rho \circ \varsigma$ zu vermuthen. Dem Adamantios hat Rose die Stelle des Aetios nach einer HS. der Laurentiana (S. 49 ff.) und aus den ungedruckten *Prisciani quaestiones ad Chosroem* Kap. 10 de ventis nach zwei londner HSS. (S. 53 — 58) angehängt. Eine lithographische Tafel giebt die Windrose aus einer HS. der epitome physica des Nicephorus Blemmidas. Der Text des Adamantios, der übrigens nichts Neues, das ich wüsste, bietet, ist in der HS. oft genug verdorben: vieles hat Rose glücklich verbessert, manches aber auch übersehn. So giebt p. 29, 20 keinen Sinn: $\omicron \upsilon \tau \epsilon \gamma \alpha \rho \text{ ἂν τις τὴν πνεύσαν δύσιν τοῦ ὕδατος ποταμὸν ἐνδίκως καλέσειεν, ἀλλὰ τὴν ἀπὸ γῆς τοῦ ὕδατος ἀφθονόν τε καὶ συνεχὲς ἀπερευγομένην.}$ Es muss heissen $\omicron \upsilon \delta \epsilon \gamma \alpha \rho \text{ ἂν τις — ἀλλὰ τὴν ἀπὸ πηγῆς τοῦ ὕδατος ἀφθόνον τε καὶ σ.}$

ἀπερευγομένης. — p. 32, 3 ff. ἐπεὶ οὖν περὶ τὰς κράσεις καὶ τὰς ἀποστάσεις τοῦ ἡλίου διάφορός ἐστιν ἡ γῆ ψυχρότητι καὶ θερμότητι, ἔτι δὲ ξηρότητι καὶ ὑγρότητι, εἰκότως ἂν ὁμοίοις ὑβρίζετο πάθει. Das letzte ist offenbar verdorben für: εἰκότως ἀνομοίοις ὑβρίζεται πάθει. — p. 35, 10: ἄλλους δὲ τρεῖς δυτικούς κατὰ διάμετρον τούτων ἀνισταμένους καὶ πνέοντας (ἀνέμους). Natürlich schrieb Adamantios ἀνδισταμένους, vgl. 32, 9. — p. 35, 20 stört μὲν den Sinn, denn das folgende οὐ μὴν αἰσθητὴν — ποιεῖ τὴν τροπὴν steht dem τρέπει μὲν γὰρ am Anfang des Satzes entgegen, das die beiden Participia ἐπιπορευόμενος und ἔχων begründen. — p. 39, 11 schrieb A. μὲν εἶναι, nicht μένειν, p. 43, 15 beginnt mit συνάδοι ἂν der Nachsatz, nachdem die Gründe, weshalb $40 = 4 \times 10$ eine Zahl von ganz besonderer Kraft sei, auseinander gesetzt sind, also muss man καὶ vor συνάδοι streichen und dann wohl ὧν nach φύσεως hinsetzen. — 44, 10 ist τῇ νοτίῳ πόλῳ nur Versehn für τῷ ν. π. — Die stärkste Aenderung ist p. 46, 22 nöthig; denn nur wenn man die Sätze umstellt, wie folgt, kommt ein Sinn heraus: ἐπεὶ οὖν κατὰ Πυθαγόραν τὸν Σάμιον ἡ τριὰς εἰς γάμον συνελθοῦσα τῇ τετραδὶ ἀπεγέννησε τὴν ἑβδομάδα καὶ ἡ μὲν τριὰς τὸν πατρὸς ἔχει λόγον καὶ ἀρρενικὴ ἐστίν, ἡ δὲ τετράς τὸν μητρὸς καὶ θῆλύ ἐστίν, αἱ δὲ ὁμοιοῦνται τῷ πατρὶ τὸ τικόμενον, δῆλον ὡς ἡ ἑβδομάς ἐστὶ περιττὴ καὶ τῇ τριάδι ὁμοίωται. — Endlich p. 48, 13 hat Adamantios δῆλωσον· ἀσμενέστατα γὰρ ἀκκεῖνο πληρώσομεν geschrieben, nicht, wie jetzt steht: δῆλωσον ἀσμενέστατα· καὶ γὰρ ἀκκ. πλ.

Das zweite, wichtigere Anecdoton ist die Aristot. pseudepigr. p. 696 ff. angekündigte und kurz besprochene *Physiognomonica* des Apuleius

nach Polemon mit Zusätzen aus Eudoxus und Aristoteles (S. 103—169). In einer Anzahl von HSS. des 12. 13. 14. Jahrh. findet sich ein *liber physiognomie secundum tres auctores*, von dem Albertus Magnus den Theil, den er kannte, in seine Thiergeschichte aufnahm. Als Quellen nennt gleich der Anfang *Loxus medicus*, *Aristoteles philosophus*, *Polemon declamator*. In diesem letzteren erkannte Rose den Zeitgenossen Hadrians, den seiner Zeit berühmten Sophisten Polemon, da der erste Theil der fraglichen Schrift mit den physiognomischen Abhandlungen des sogenannten Polemon und seines Epitomators Adamantios übereinstimmt, nur dass sich derselbe als eine ziemlich treue Uebersetzung des Originals ergiebt, während jene Abhandlungen nur Auszüge sind. Auch die aristotelischen Zusätze weisen auf einen viel vollständigeren Text, als der jetzt in den *Φυσιογνωμονικά* (bei Bekker p. 805 ff.) vorliegt: s. Aristot. pseudepigr. p. 699 ff. In dem Arzt Loxus aber glaubt der Herausgeber den berühmten Eudoxos von Knidos zu erkennen (S. 80). Wenn mir diese Vermuthung wohl begründet erscheint, so vermag ich dagegen die Gründe nicht als überzeugende anzuerkennen, dass Apuleius der Verfasser dieser Schrift sei. Dass der Verfasser eine Schilderung, die Polemo gegeben hatte, als Portrait des Favorinus zu bezeichnen weiss (S. 128, 23), dass in dem Index einer londoner Miscellanhandschrift des 14. Jahrh. nach: *Apuleius de secta platonica* erst: *Item de deo Socratis* und dann: *Item de phisnomia* steht (S. 74), dass endlich Albertus Magnus etwas aus der Schrift mit den WW. *tales referuntur ab Apuleio fuisse oculi Socratis* anführt, reicht zum Beweise nicht aus. Nennt doch Albertus sonst den Verfasser Loxus, Plato, Pla-

tonici, Philemon und die einmalige Nennung des Apuleius mag, wie Rose S. 78 selbst zugiebt, auf Missverständniss der Angabe einer HSS. wie die londner ist beruhen, zumal da auf den Namen des Apuleius eine Menge naturwissenschaftlicher Schriften gingen (O. Jahn in den Ber. d. sächs. Ges. d. Wiss. 1850 S. 284 ff.). Berührungen mit der Sprache des Apuleius vermag ich nicht zu erkennen, vielmehr scheint mir die Art, wie Apuleius Apolog. 38 von seinen Uebersetzungen spricht, mit der Aeusserung unserer Schrift (S. 105, 5): *sane ubi difficilis mihi translatio vel interpretatio fuit, graeca ipsa nomina et verba posui* wenig zu stimmen. Dass aber der Verf. spätestens in der Mitte des 3. Jahrh. geschrieben habe (S. 102), wird man Herrn D. Rose gern zugeben.

Der Text erscheint nach 6 HSS. Eine lütticher des 12. Jahrh. giebt allein die Schrift vollständig (nur der Schluss fehlt auch in ihr), aber in arger Umstellung der Theile und von nicht ungeschickter Hand durchkorrigiert, eine berliner vom J. 1132 und eine oxforder, selbst des 14. Jahrh., aber Abschrift einer vom J. 1152, enthalten nur einen Theil der Schrift, geben aber für die zweite Hälfte die richtige Ordnung und im Ganzen die alte, freilich sehr oft verdorbene, aber in der lütticher falsch verbesserte Ueberlieferung, nur dass die flüchtig geschriebene oxforder wieder kleinere Versehn anderer Art in den Text ihres Originals gebracht hat. Drei londner endlich geben einen Text, wie er auch Albertus Magnus vorlag, der mit der ersten Hälfte abbricht, auch durchkorrigiert ist, aber in anderer Weise als der lütticher, und in einzelnen Fällen das Richtige erhalten hat. Die Bearbeitung war daher eine schwierige Auf-

gabe, die der Herausgeber mit grossem Geschick gelöst hat. Nicht nur die Herstellung der richtigen Ordnung, sondern auch eine Menge von Aenderungen im Einzelnen bekunden scharfen Blick und feste Hand. Natürlich ist darunter auch manche, die Bedenken erregt, Anderes ist ihm entgangen. Gleich zu Anfang p. 105, 7 schreibt Rose: *primo igitur constituendum est quid physiognomonia profiteatur: itaque ex qualitate corporis qualitatem se animi considerare atque perspicere*. Nur eine londner HS. hat *profiteatur*, die lütticher und berliner *profitetur*: dies weist mit Sicherheit darauf, dass Bormans das Richtige sah: *profiteatur*. *Profitetur itaque* —; mit Rose *profitetur* zu *itaque* zu ergänzen ist ganz gegen den Stil dieser Schrift. — Unmittelbar nachher kann es nicht heissen: *corpus autem omne et partes eius, quae signa dant, pro vivacitate vel inertia sanguinis — dare signa diversa*, sondern die WW. *quae signa dant* müssen als Randbemerkung gestrichen werden. — Gegen den Grundsatz die berliner HS. als die treue Ueberlieferung anzusehn, die nur dann, wenn der Sinn auf einen Fehler weist, verändert werden dürfe, verstösst nicht Weniges, z. B. S. 106, 15 die Zusetzung von *animus*. Gleich darauf wird als Eigenschaft des Mannes genannt *capillus crassior, rubeus vel niger suffusus rubore, stabilis id est modice inflexus*. So Rose mit lond. 2, aber die berl. hat: *vel. subrubeorum. stabilis. modice inflexus* und auch die Lüt. *sub rubore stabili m. i.* Darnach war doch wol *subrubeus, stabilis, modice inflexus* zu schreiben; *suffusus rubore* in d. lond. 2 stammt nur aus Z. 21. — S. 109, 18 *quo observarent, quo quis esset cultu* ist vielleicht nur Druckfehler: dass *vultu* allein richtig sei, zeigt

Z. 19: *id est quis esset vultus irati*. — S. 113, 16. Warum stehen die Worte *capilli—densi*, die im Berl. fehlen und die die Anm. selbst als *errore iterata, ut videtur* bezeichnet, im Text? — S. 117, 20 schreibt Rose: *Pupillae defixae et status oculorum propemodum defixus, hic omnis ingratus est*. nach der lütticher HS., dass aber *propemodum* zu *omnis* gehöre, zeigt 118, 18: *haec sola species stabilium oculorum probatur*. Ferner bezeichnet *status oculorum* schon für sich die *Starrheit der Augen* (z. B. 118, 11) und weder *defixus*, noch *propemodum defixus* sind als Attribute dazu nöthig. Also ist die Lesart des Berol. allein richtig: *Pupillae defixae et status oculorum propemodum hic omnis ingratus est*. Nur *hic* ist wol zu streichen. — S. 131, 7 *nam post oculos frontis et narium oris et genarum ipsiusque capitis idonea signa — sunt*. Was hier *oris* solle und wie es stehn könne, weiss ich nicht. — S. 132, 9: *quare discernes — cui animalium sit propinquius similis* mit der lütt. HS., während die 1. Lond. *propinquus similis*, die 2. 3. *propinquior et similis* haben. Daraus geht, glaub' ich, hervor, dass es ursprünglich hiess: *propinquior*. Dies Wort kommt in der Bedeutung von *similis* bei unserm Verfasser bisweilen vor: 150, 15. 168, 26. 169, 6. — S. 136, 1 haben die HSS.: *quae ergo moderata et proluxa et vasta cervix est ac minus rotunda, et virtutem animi approbat et habilis est corpore*. Offenbar muss es heissen *moderate*, vgl. Adamantios p. 391: *ὁ δὲ (näml. τράχηλος) μετρίως μήκους ἔχων καὶ πάχους*. Aehnlich 151, 15 *moderate rubeus* und 157, 25 *moderate proluxos*. Auch S. 137, 12 kann *stabilis ergo cum temperata est* von der *cervix* nicht richtig sein. Entweder ist *stabilis* — *temperate* oder mit Lond. 1. 2. 3 und Alber-

tus Magnus *stabilitas — temperata* zu schreiben. — Kurz vorher S. 137, 6 *vocis tremore quae conatu proficiscitur facillime effeminati deteguntur* nach der lütt. HS. *quae conatu proficiscitur* versteh ich nicht. Da Lond. 1. 2. 3 und Alb. M. haben: *cum vocis tremula conatu proficiscitur*, so schrieb der Lateiner wol: *et voce, quae tremulo conatu proficiscitur*. — S. 163, 10 ergänzt Rose in den Worten: *Misericordem ex his intelliges esse: membris esse debet cuius nominis significationem supra insinuavimus* die Lücke, die offenbar nach *debet* ist, durch *γλαφυρός*: auf ein griechisches Wort weist die folgende Bemerkung nach der Gewohnheit des Verfassers hin und die griechischen Worte sind in den HSS. bald mit Belassung eines leeren Raums, bald ohne dieselbe regelmässig ausgelassen. Allerdings steht bei Aristoteles p. 808 a 33 *ἐλεήμονες ὅσοι γλαφυροί*. aber sollte nicht doch der Lateiner *ὕγροῖς* gesetzt haben, so dass *supra* auf S. 136, 16 ff. gieng, während über *γλαφυρός* nirgends etwas gesagt ist? Ebendas gilt von S. 164, 2: *Loquaces sunt — qui vultus habent γλαφυρούς, superius autem expositum est hoc nomen*. Auch hier hat erst Rose das griech. Wort eingefügt, nach Adamantios p. 391 Fr. *γλαφυροὶ τῷ εἶδει*. — S. 167, 9 heisst es von Menschen, die einer Gans ähnlich sind: *fidem autem minus repraesentant ex eo magis, quod edaces sint, quod parum fideles*. Das ist ohne Sinn, aber auch *quo parum fideles*, was Rose vermuthet, versteh' ich nicht. Es ist doch wol unzweifelhaft, dass der Lateiner schrieb: *quam quod p. fideles*.

Dieser Physiognomonik hat endlich der Herausgeber (S. 171—201) noch das vierte Buch eines ungedruckten Lehrgedichtes des Egidius Corboliensis *de signis morborum* aus einer er-

furter HS. beigelegt, weil es *de physionomis* handelt und der Verf., Gilles de Corbeil, Arzt zu Paris gegen Ende des 12. Jahrh., offenbar auch die *Physiognomonia secundum tres autores* vor sich hatte, aber auch er nicht mehr als Albertus Magnus. Hermann Sauppe.

Rechtsquellen von Basel Stadt und Land.
Zweiter Theil. Basel, Bahnmaiers Verlag (C. Detloff). 1865. VII und 780 Seiten.

Dieses schöne Werk verdankt seine Entstehung dem unermüdlichen Kenner und Bearbeiter des schweizerischen Rechts, dem Basler Civilgerichtspräsidenten und Professor J. Schnell, dem einige jüngere Juristen, jedoch nur wenige bis ans Ende ausharrend, zur Seite standen. Mit dem zweiten Theile, welcher die Rechtsquellen der Landschaft Basel, d. h. des jetzigen Cantons Baselland und des zum Canton Baselstadt gehörigen Landbezirks, enthält, ist das Ganze beendet. Der erste Theil, welcher (X und 1114 Seiten) in zwei Abschnitten in den Jahren 1856 und 1859 erschien, enthält die Rechtsquellen der Stadt Basel, von dem ältesten bekannten Denkmal des 12ten Jahrhunderts bis zum Jahr 1798. Dieses Jahr bildet auch den Schluss des vorliegenden zweiten Theils, da von hier an die Gesetze und Verordnungen im Cantonsblatt gedruckt wurden, und daher allgemeiner zugänglich sind: freilich hat die Rechtsbildung in der Landschaft ihren jetzigen Abschluss erst in der 1813 erschienenen und für den Canton Baselland und den städtischen Landbezirk noch gültigen Lan-

desordnung gefunden, und es wäre zu wünschen gewesen, dass, sowie die jetzt noch geltende Stadtgerichtsordnung von 1719 ganz im ersten Theile aufgenommen wurde, dies hier auch mit der Landesordnung geschehen wäre, trotzdem dass sie ausserhalb des bezeichneten Zeitraums liegt; um so mehr als sie für den Canton Baselstadt, wenn das im Entwurf vorliegende neue Civilgesetz wird in Kraft getreten sein, nur noch rechtshistorische Bedeutung hat. — In beiden Theilen ist nur das aufgenommen, was sich auf das Privatrecht bezieht (mit Einschluss des Strafrechts), im Gegensatz zum öffentlichen und Kirchenrecht; nur einige wenige polizeiliche Bestimmungen machen eine Ausnahme.

Es ist auf den ersten Blick auffallend, wie arm dieser Theil an Rechtsaufzeichnungen aus älterer Zeit ist. Während die Stadt aus dem 12ten und 13ten Jahrhundert vier, und aus dem 14ten über funfzig Stücke besitzt, finden wir hier nur Ein Weisthum, welches ein bestimmtes Datum des 14ten Jahrhunderts trägt. Ueberhaupt sind die Weisthümer, welche sich in einzelnen Theilen der Schweiz und im Elsass sehr häufig finden, verhältnissmässig nur in geringer Zahl vertreten. Von diesen sind einige (Pratteln Nr. 598, Bielbenken Nr. 601, Bubendorf Nr. 602) bereits gedruckt in der Schrift von L. A. Burckhardt, die Hofrödel von Dinghöfen Baseler Gotteshäuser und Anderer am Ober-Rhein, jedoch nicht mit der gehörigen diplomatischen Genauigkeit; auch in Grimms Weisthümern (I, S. 305), wo Auszüge der Rodel von Pratteln und Bielbenken sind, fehlt dieselbe durchaus. Ausserdem ist das Weisthum von Riehen (Nr. 606), aus dem Carlsruher Archiv, theilweise schon in

Mones Zeitschrift gedruckt, das Recht der Leute zu Muttenz und Mönchenstein (610), und das Dinghofrecht von Muttenz (611) in der Ztschr. für Schweiz. Recht III. Bd. S. 12. Das Weisthum von Bettingen (Nr. 600), die Rechte der Eptingerleute zu Pratteln (Nr. 599. 607. 618), und die Rechte der Mönche zu Rothenfluh (603), sind hier zum ersten Mal mitgetheilt. Eine Anzahl Urkunden über Gerichtsverhandlungen der Dompropsteidinghöfe zu Bubendorf und Bielbenken, aus der zweiten Hälfte des 15ten und dem Anfang des 16ten Jahrhunderts, sind im Auszug beigegeben (S. 14—21).

Auffallend ist ferner, wie die Vorrede hervorhebt, das Fehlen aller Bestimmungen über Wald- und Feldgenossenschaftsrechte. Leider ist das basellandschaftliche Archiv zu Liestal, wohin bei der Theilung des Cantons ein Theil des Basler Archivs wandern musste, und wo es bis jetzt nicht einmal einen Archivar gibt, in einem höchst mangelhaften Zustande, welcher wohl an dem Fehlen manches wichtigen Stücks schuld ist.

Weitaus die meisten Stücke der Sammlung sind Beschlüsse des (Kleinen, später auch des Grossen) Rathes der Stadt Basel, deren Unterthanenland die Landschaft war, und sind den Rathsprotokollen entnommen. Die wichtigsten hiervon sind die grössern gesetzlichen Ordnungen, welche die Vorläufer und Grundlagen der geltenden Landesordnung von 1813 bilden, und das allmälige Entstehen dieser letztern klar machen. Die erste derartige Aufzeichnung ist das Stadtrecht von Liestal vom Jahr 1411 (Nr. 604), welches gleichzeitig auch fast gleichlautend als Ordnung für die Vogtei Wallenburg erlassen wurde. Dasselbe wird in der Art mitgetheilt, dass die spätern Abweichungen und Zusätze aus

den Jahren 1506 u. 1654, sowie die entsprechenden Artikel der Landesordnung von 1611 in den Noten angegeben sind; grössere Nachträge zum Stadtrecht von Liestal aus den Jahren 1506 und 1654, sowie einige zu den Ordnungen von Wallenburg folgen in einem Anhang. Hiebei haben wir ein Versehen in der Ueberschrift zu Artikel 16 (S. 28) bemerkt, wo es statt Ehe unter Ungenossen heissen sollte Mehrfache Ehe: denn offenbar von dieser ist in der ersten Hälfte jenes Artikels die Rede (und aber eins unter ihnen vorhin zer e gegriffen), wie schon die Hinweisung auf die geistliche Gerichtsbarkeit des Offizials, und die Zusammenstellung mit der Ehe zwischen nahen Verwandten beweisen. — Ebenso sind bei dem Amtsrecht der Grafschaft Farnsburg vom Jahr 1556, und bei dem Gesetz von 1603 über Intestaterbrecht etc., die entsprechenden Stellen der Landesordnung von 1611 mitgetheilt.

Diese Landesordnung von 1611 (No. 635), für die Grafschaft Farnsburg und die Herrschaften Waldenburg, Homburg und Ramstein, früher schon gedruckt in der Zschr. f. schweiz. R. III. S. 22 bildet die erste für die vier Vogteien erlassene Vereinigung des alten Landrechts. Auch hier sind das Stadtrecht von Liestal vom J. 1411, welchem hauptsächlich die strafrechtlichen Bestimmungen entnommen sind, das Farnsburger Amtsrecht von 1556, das Gesetz von 1603, sowie die spätern Landesordnungen von 1654 und 1757 in Vergleich gezogen; leider fehlt in dieser Concordanz die neueste Landesordnung von 1813. Aehnlich ist auch später bei der Landesordnung von 1654 in den Noten auf die von 1611, und in derjenigen von 1757 auf die von 1654 hingewiesen.

Sehr spärlich ist in der Sammlung der erst

im Jahr 1815 dem Canton Basel einverleibte, früher bischöfliche Bezirk Birseck vertreten. Ein Schiedspruch vom Jahr 1529, welcher die Rechte der bischöflichen Leute zu Reinach, Alschwiler und Oberwiler festsetzt, und die Gerichts- und Dorfordnung des obern Birsecker Amts v. J. 1627, allerdings zwei werthvolle Dokumente, sind Alles, was aus diesem Gebiet mitgetheilt werden konnte, obwohl auch das bischöfliche Archiv in Pruntrut zu diesem Zwecke durchsucht wurde.

Von nicht nur lokalem Interesse mögen in culturhistorischer Beziehung die Bestimmungen aus den beiden letzten Jahrhunderten über Auswanderung sein, besonders das Mandat von 1749, welches, um das Wegziehen der Unterthanen nach Carolina, Pensylvanien, Georgien, und in andere Länder zu verhüten, die Anwerber zu solcher Auswanderung und die Ausgewanderten, welche wieder zurückkehren, sowie die Beamten, welche in Verzeigung solcher Vergehen nachlässig sind, mit Strafe bedroht, und den Auswanderern alles Erbrecht im Canton entzieht.

Eigenthümlich sind die Verordnungen, welche es den Unterthanen unmöglich machen wollen, Geld zu einem niedrigeren Zinsfuss als 5 $\frac{1}{2}$ % aufzunehmen; der Grund hievon war, weil das in der Reformationszeit säkularisierte Vermögen der Kirchen und Klöster in Zinsbriefen zu 5 $\frac{1}{2}$ % angelegt war, und der Rath durch Heruntergehen des Zinsfusses eine Verminderung seiner Einnahmen zu befürchten hatte. So wird 1677 den Beamten der Landschaft befohlen, keine Obligationen zu weniger als 5 $\frac{1}{2}$ % auszufertigen; ein Mandat vom Jahr 1682 bestätigt dieses unter Strafandrohung, und setzt fest, dass für Obligationen mit niedrigerem Zins kein Recht

solle gehalten werden. Dabei wird auseinander-gesetzt, dass 5 $\frac{0}{0}$ kein wucherlicher Zins seien, sondern ein von unvordenklichen Jahren herge-brachter, und bisher bei allen Benachbarten und besonders in löblicher Eidgenossenschaft üblicher landläufiger Zins gewesen seien, den man dess-halb auch den göttlichen Zins genannt habe. Noch im Jahr 1723 wird diese Verordnung erneuert.

Von Interesse sind auch die Bestimmungen, welche den Schutz der Hauptindustrie Basels, der Bandfabrikation, bezweckten. Dieselben be-ziehen sich einmal auf das Wegziehen von Ar-beitern, und dann auf den Verkauf von Band-stühlen. In letzterer Hinsicht setzt eine Ver-ordnung von 1786, um die Bandstühle möglichst in die Hände der Fabrikanten zu bringen, und ihren Ankauf durch Unterthanen und daherige Ermöglichung der Verbringung ins Ausland zu verhüten, fest, dass die Fabrikanten vier Wo-chen lang nach Vergantung eines Bandstuhls das Zugrecht gegen den kaufenden Unterthan haben sollen. Es ist diess eines von den seltenen Beispielen eines Zugrechts an Fahrnissgegenständen.

Aus dem Strafrecht verdienen die Bestim-mungen des Liestaler Stadtrechts von 1411 über Heimsuche, gleichlautend in die Landesordnung von 1611 aufgenommen, hervorgehoben zu wer-den, weil sie offenbar uraltes Recht enthalten. Darnach ist der Hausbewohner, welcher den nächtlichen Heimsucher tödtet, strafflos. Wenn er ihn aber nicht tödtet, sondern verjagt, und seinem Herrn den Frevel klagt, und wenn dann sein Herr Recht darum verlangt, so können der Heimgesuchte und sein Hausgesinde als Zeugen des Herrn in dieser Sache auftreten. Dann heisst es weiter: hatt er aber nit hußgesindes und hatt uf die zyte einen hunde in sinem huse

gehept, als er gesucht wart, den mag er nemen an ein seil und drie halme von sinem tache und für gerichte komen und sweren, das des herren clage also ergangen sie, er erzüget in damitte. hatt er aber uf die zyte keinen hund, sunder ein katzen hinder der herdstatt oder einen hennen uf dem sädel, er nimpt eins under den zwein, welches er wil, an den arme und ouch drie halme von dem tache und swert als vorstat. damitte hatt der herre in aber erzüget und wirt die getat ouch für einen mort erkennt. In der Landesordnung von 1654 ist dieses ganze merkwürdige Verfahren weggelassen, und einfach gesagt, dass, wenn der Heimgesuchte bei der Obrigkeit klage, sein Hausgesinde Zeuge sein könne. — Als Curiosum aus dem Strafrecht erwähne ich noch den Lasterstecken, welcher i. J. 1690 und 1727 vorkommt. Eine Rathserkenntniss von 1690 setzt fest, dass ein Hans Stempflin, welcher seit Mai den Lasterstecken wegen seiner Verbrechen trug und um Begnadigung einkam, denselben das Jahr aus zu tragen habe, wenn er sich im hiesigen Territorium befinde, dass ihm aber, wenn er ausser Landes sei, vergönnt werde, ihn zu Hause zu lassen. Anderwärts kommt wohl das Tragen eines Lastersteins zur Strafe, und zwar wohl nur für Weiber, vor; diese Strafart des Lastersteckens habe ich sonst nirgends gefunden.

Ein Anhang zu diesem Theil bringt einen Nachtrag zum ersten, nämlich den Entwurf einer Stadtgerichtsordnung um 1520, mit Vergleichung der entsprechenden Stellen der ältern Gerichtsordnungen, und mit einer Notiz von einem der Mitarbeiter, H. Staatsanwalt Thurneisen über das Alter dieses Entwurfs und sein Ver-

hältniss zu ältern und jüngern Aufzeichnungen der Stadtgerichtsordnung.

Sehr reichhaltig und sorgfältig ausgearbeitet sind die vier weitläufigen Register, welche den Inhalt beider Theile umfassen. Das erste enthält die chronologisch geordneten Formeln, welche bis zum Ende des sechzehnten Jahrh. vorkommen. Das zweite bildet ein sich über den ganzen Zeitraum erstreckendes Idiotikon, eine Sammlung von der baslerischen Rechtssprache eigenthümlichen technischen Ausdrücken. Das dritte ist das chronologische, und das vierte das Materialregister. Die beiden letztern erleichtern den Gebrauch des Werkes wesentlich.

Zum Schluss kann ich nur den Wunsch der Vorrede theilen, es möge die Aussicht, dass nun auch in den andern Cantonen der Schweiz solche Zusammenstellungen erfolgen, sich bald und reichlich erfüllen. Die schweizerische juristische Gesellschaft hat den Beschluss gefasst, die Herausgabe der kantonalen Rechtsquellen bis 1798 zu bewirken und durch Geldbeiträge zu unterstützen. Vorerst sind die des Cantons Bern bereits in Angriff genommen.

Basel.

Dr. Karl Burckhardt.

Histoire des Provinces-Unies des Pais-Bas. Depuis le parfait établissement de cet état par la paix de Munster. Par M. Abraham de Wicquefort. Tome I, publié par M. Ed. Lenting. LV u. 538; Tome II, publié par C. A. Chais van Buren. XX u. 715 Seiten in Octav. Amsterdam 1861 u. 1864.

Mit dieser im Auftrage der historischen Gesellschaft zu Utrecht veranstalteten Ausgabe gewinnen wir zum ersten Male einen vollständigen

unverfälschten Abdruck des bis dahin nur in einem Bruchstücke bekannten Werkes von Wicquefort über die niederländische Geschichte. Die gedrängte Biographie des Vfs, welche dem ersten Theile in der Einleitung vorangestellt ist, gewährt einzelne Berichtigungen von Thatsachen, die sich im zweiten Bande der »Urkunden und Actenstücke zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg« finden und gewinnt wiederum durch die letztgenannte Sammlung — beide Werke scheinen ihren Herausgebern gegenseitig unbekannt geblieben zu sein — manche werthvolle Zusätze.

Wicquefort, welcher, nach der unstreitig wohlbegründeten Angabe des vorliegenden Werkes, am 24. December 1606, und nicht, wie in den brandenburgischen Quellschriften bemerkt wird, etwa ums Jahr 1598 geboren war, zeichnete sich durch umfassendes Wissen, durch eingehende Kenntniss des niederländischen Staatsrechts und durch einen nicht gewöhnlichen Scharfblick in der Beurtheilung politischer Zustände aus. In Paris, wo er das 1621 in Leyden begonnene Studium der Rechtswissenschaft fortgesetzt hatte, fröhnte er einer Ausgelassenheit und einem Leichtsinn, der ihn zu den gröbsten Verwirrungen getrieben zu haben scheint und Veranlassung wurde, dass er nach kurzer Dienstzeit aus der weimarschen Bestellung entlassen wurde. Dann begegnet man ihm als brandenburgischen Residenten in Paris und von hier aus liess er gegen gute Zahlung seine politischen Berichte verschiedenen Höfen zugehen. Seine indiscreten und satyrischen Bemerkungen über Mazarin und Ludwig XIV. zogen ihm die Feindschaft des Cardinal-Ministers und damit die Abführung nach der Bastille zu. Es sei auffallend, bemerkt der Her-

ausgeber bei dieser Gelegenheit, dass der Kurfürst den Gefangenen nicht reclamirt habe und man dürfe vielleicht die Erklärung dafür in dem Umstande suchen, dass Brandenburg, weil es gleichzeitig einen zweiten Residenten in Paris gehabt, sich durch das Verfahren des Cardinals weniger verletzt gefühlt habe. Wie wenig diese Deutung ausreicht, liegt auf der Hand und in der That ersehen wir aus den dem Archive des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten in Paris entnommenen Actenstücken des obengenannten brandenburgischen Quellenwerks, ein Mal, dass Mazarin in einem Schreiben an Le Tellier (August 1659) die strenge Haft Wicqueforts nur bis zu der Zeit anordnete, dass der Kurfürst dessen Befreiung verlangen werde, sodann dass sich Letzterer in Zuschriften an Lionne wiederholt und lebhaft für seinen Residenten verwendete und, falls derselbe in Wort oder Schritt sich unziemlicher Aeusserungen bedient habe, die Nachsicht der königlichen Regierung für ihn in Anspruch nahm. Diesen Mittheilungen schliesst sich zugleich eine interessante Denkschrift Wicqueforts an, in welcher derselbe seine Thätigkeit als brandenburgischer Resident und schliesslich die Gründe seiner Entzweiung mit Mazarin auseinandersetzt.

Nach seiner Befreiung, an welche sich das Verbot der Rückkehr nach Frankreich knüpfte, begab sich Wicquefort (1659) nach Holland zurück, wo der talentvolle, sprachenkundige Mann beim Grosspensionarius Beschäftigung fand, durch Correspondenzen und Gutachten den Abschluss der Tripleallianz förderte und zugleich als Gesandter Johann Casimirs von Polen und als Minister-Resident der braunschweig-lüneburgischen Herzöge Georg Wilhelm und Ernst August, mit

denen er, wie Actenstücke im Königl. Archiv zu Hannover ergeben, schon im Jahre 1656 in Briefwechsel stand, im Haag auftrat.

Auf Witts Empfehlung wurde Wicquefort, wenn er auch damals nicht, wie man wohl behauptet hat, zum Historiographen in der Republik ernannt wurde, von den Staaten beauftragt, gegen ein nicht unerhebliches Jahrgeld die Geschichte der vereinigten Provinzen vom Frieden zu Münster bis zum Frieden von Breda zu schreiben. In diesem seinem Werke zeigt er sich als unbedingter Anhänger Witt's und als Gegner Wilhelms von Oranien, dessen Schwächen und Fehlgriffe bei jeder Gelegenheit hervorzuheben er nie unterliess. Das zog ihm nach dem Morde des Ersteren schwere Verfolgungen zu, wozu dann freilich kam, dass er heimlich und nach verschiedenen Richtungen politische Correspondenzen über Angelegenheiten der Republik geführt hatte. Diese seine Doppelstellung im Dienste der Staaten und gleichzeitig fremder Höfe war allerdings mehr als misslich. So erfolgte im März 1675 die Verhaftung des 69jährigen Mannes, ohne dass auf dessen amtliches Verhältniss zum braunschweig-lüneburgischen Hause Rücksicht genommen wäre. Der Schluss der gegen ihn geführten Untersuchung lautete auf ewige Gefangenschaft und beurkundete die Rachsucht der Partei, die nach dem Sturze der Brüder Witt die herrschende geworden war. Bis zum Februar 1679, also 4 Jahre, befand sich der Unglückliche in einem Cachot des Schlosses Lövestein; dann gelang ihm durch Mitwirkung seiner Tochter die Flucht und er begab sich an den Hof Georg Wilhelms nach Celle, wo er 1682 starb. Man wird auch diese Angabe des Todesjahres als die richtige anzunehmen berechtigt

sein, während es in dem gedachten brandenburgischen Geschichtswerke heisst, es habe Wicquefort aus Unwillen, dass sich der Herzog der Revocation seiner Verurtheilung nicht eifrig genug angenommen, Celle im Jahre 1681 wieder verlassen.

Wicquefort gehörte zu jenen Naturen, die keine Widerwärtigkeit niederschlägt; sein Geist behauptete stets dieselbe Frische, seine Energie blieb ungeschwächt, auch die lange Kerkerhaft konnte den Muth nicht beugen. Während derselben verfasste er verschiedene Schriften, namentlich die viel verbreitete unter dem Titel: *»L'ambassadeur et ses fonctions«*, und zwar ohne alle Beihülfe von Büchern und doch durch Reichthum an Thatfachen und leitenden Gedanken so ausgezeichnet, dass sie bis zur jüngeren Zeit ihren Werth behauptet hat. Der klare und lebendige Stil verräth auf keine Weise eine Spur des Alters, das den Vf. beschlichen hatte. Im Jahre 1719 erschienen die ersten 4 Bücher seiner Geschichte im Druck und fast 30 Jahre später die Fortsetzung derselben bis zum 11. Buche, bei welcher man sich Abänderungen jeder Art willkürlich erlaubte.

An die ersten Bücher des Werks, welche bis zum Frieden von Breda reichen, knüpfte der Vf. die Fortsetzung von abermals 16 Büchern bis zum Frieden von Nimwegen. Nach seinem Tode beauftragten die Staaten den berühmten Jacques Basnage mit der Fortsetzung der geschichtlichen Darstellung, zu welchem Behufe dann freilich die Veröffentlichung des noch nicht gedruckten Theils der Niederzeichnungen von Wicquefort erforderlich war; aber Basnage hielt diesen Druck für nicht rathsam, theils wegen der politischen Richtung, theils wegen mancher von ihm als irrthümlich bezeichneten Erörterungen.

Wicquefort schrieb den älteren Theil seiner Geschichte auf dem Grunde des von den Staaten ihm gebotenen Materials; vermöge seiner Correspondenz mit dem Auslande kannte er die politischen Zustände der in Frage stehenden Mächte und war zugleich im Stande, die diplomatischen Verhandlungen mit grosser Genauigkeit zu verfolgen. Er redet meist als Augenzeuge und Ref. darf hinsichtlich der Treue seiner Zeichnung auf dessen eigene Worte (Th. I. S. 2) verweisen: »Je sçay bien que mon entreprise n'est pas petite, et je connois assez, que l'exécution en sera très-difficile, parce que c'est une chose très-délicate que d'crire les affaires du vivant de ceux qui les ont maniées.« Es wird gesagt, dass Witt diese Niederzeichnungen einer sorgfältigen Durchsicht unterzogen habe; welches Gewicht er auf dieselben legte, ergiebt sich schon daraus, dass er in seinen noch nicht veröffentlichten Briefen, wie der Herausgeber bemerkt, häufig auf die Darstellung Wicqueforts eingeht.

Wenn Basnage den Vf. der Parteilichkeit anklagt, so wird man immerhin einräumen können, dass Letzterer mit ganzem Herzen dem Grosspensionarius angehörte und dessen politische Ueberzeugung, in allen Beziehungen theilte, sodann dass er nach dem Tode dieses seines Gönners eine wohl begreifliche Animosität gegen den Oranier durchblicken lässt; aber in dem älteren Theil seiner Geschichte hält er sich von der Leidenschaft der Partei fern, stellt Witt nicht höher als die Verdienste dieses bedeutenden Mannes es erheischen, und erst in dem jüngeren Theil seiner Arbeit, namentlich im 20sten Buche, neigt er sich, wie der Herausgeber bemerkt, dem Stil des Pamphletisten zu. Aber auch hier darf man fragen, ob der über Wilhelm III. ausgegossene

Tadel, die Schärfe, mit welcher das Streben desselben nach Begründung monarchischer Gewalt gezeichnet wird, jeder Rechtfertigung entzogen ist.

Von dem vorliegenden, der Hauptsache nach auf dem Autographum von Wicquefort beruhenden Werke enthält Theil I die ersten vier Bücher, die Geschichte der Jahre 1648 bis 1650 oder den Zeitraum vom westphälischen Frieden bis zum Tode Wilhelm II. und verbreitet sich mit besonderer Umständlichkeit über die endliche Anerkennung der Unabhängigkeit der Provinzen von Seiten Spaniens und die Zerwürfnisse der Staaten von Holland mit Wilhelm II. Von den zahlreichen Belegstücken, welche Wicquefort diesen Niederzeichnungen angehängt hat, sind nur die wichtigsten und zwar mit Ausnahme solcher, welche bereits Dumont veröffentlicht hat, hier aufgenommen. Der Herausgeber hat für erforderlich gehalten, diesen bereits gedruckten Abschnitt der Geschichte um so weniger auszuschliessen, als die ältere Ausgabe die Erzählung vielfach interpolirt wiedergiebt. — Theil II enthält die folgenden 8 Bücher, von denen die beiden letzten bisher nie edirt waren, und schliesst mit dem Jahre 1660. Zwei in Aussicht gestellte Bände sollen die nachfolgenden 12 Bücher, wahrscheinlich die letzten, bringen, da bis jetzt trotz aller Nachforschungen der Schluss der Handschrift — 8 Bücher — noch nicht wieder aufgefunden ist.

Für den wichtigen Zeitraum, während dessen die Leitung der niederländischen Angelegenheiten in den Händen Witts ruhte, dessen Einfluss weit über die engen Schranken der Republik hinaus sich erstreckte, ist dieses Werk, selbst den Forschungen der Neuzeit gegenüber, von unbestreitbarem Werthe und steht der Arbeit von Basnage weit voran.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

2. Stück.

10. Januar 1866.

Procopius von Caesarea. — Ein Beitrag zur Historiographie der Völkerwanderung und des sinkenden Römerthums von Dr. Felix Dahn, a. o. Professor an der Hochschule zu Würzburg. Berlin 1865. Druck und Verlag von E. S. Mittler und Sohn. 502 Seiten in Octav.

Die Erforschung der Uebergangszeit, welche aus dem Alterthum in das Mittelalter führt, liefert der historischen Forschung bei der unbestreitbar hohen Bedeutung dieses Zeitraums eine Reihe der wichtigsten Aufgaben. Es ist die Zeit der grossen Scheidung und Zersetzung, der grossen Umbildungen auf allen Gebieten des geistigen und politischen Lebens. Das richtige Verständniss, die Würdigung des Mittelalters ist wesentlich bedingt durch eine Ergründung dieses Vormittelalters. Es ist freilich keine leichte Arbeit, in diese dunkle, unruhige Zeit, für welche die Quellen so dürftig fliessen, gehörig einzudringen. Doch hat die neuere Forschung mit einer gewissen Vorliebe sich dieser Periode zugewendet, und eine Reihe grösserer und klei-

nerer Arbeiten haben sich in den letzten Jahren mit ihr beschäftigt. Ich verweise auf die Bücher von Wietersheim und Pallmann über die Völkerwanderung, auf Derichsweiler, Geschichte der Burgunder, Bornhak, Geschichte der Franken, auf eine Reihe kleinerer Aufsätze, die theils in den »Forschungen zur deutschen Geschichte« theils in Dissertationen niedergelegt wurden. Hier ward die Geschichte von ganzen Zeiträumen, von einzelnen Völkern und Persönlichkeiten, gelegentlich auch ein Beitrag zur Quellenkunde dieser Zeit gegeben. Letzteres ist verhältnissmässig am wenigsten geschehen, wohl ohne Zweifel deshalb, weil es bei der immer weiter hinausgeschobenen Veröffentlichung der betreffenden Editionen in den Monumenten noch immer an geprüften Texten fehlt. Besser wie mit den lateinischen Quellen sind wir freilich in dieser Beziehung mit den Byzantinern daran. Doch haben sich auch hier im Laufe der Zeit mannichfache beachtenswerthe Fragen und Aufgaben herausgestellt, durch deren Lösung wir eine nicht unbedeutende Erweiterung unserer Kenntniss jener Zeit erwarten können. Als solche Aufgabe ist eine genaue Prüfung der Schriften des Prokopius von Caesarea, eines der bedeutendsten Quellenschriftsteller, anzusehen. Felix Dahn, der bereits in seinem Buch über die Könige der Germanen einen dankenswerthen Beitrag zur Geschichte der deutschen Vorzeit geliefert hat, unterzieht sich in dem vorliegenden Buche dieser Aufgabe, die in so umfassender und eingehender Weise bisher noch nicht aufgestellt war. Ausgehend von einer Frage der reinen Quellenkritik, ob nämlich Prokop ausser den Büchern über den vandalischen, persischen und gothischen Krieg, sowie über die

Bauwerke Justinians auch die sogenannte *historia arcana* oder *ἀνέκδοτα* geschrieben habe, erkannte Dahn, dass durch die Sichtung des hier einschlagenden Materials wichtige Aufschlüsse für den gesammten geistigen, sittlichen und politischen Zustand des damaligen Byzantinertums gewonnen werden könnten. Er kam auf den Gedanken, durch seinen »Prokopius von Caesarea« ein Seitenstück zu Loebells trefflicher Monographie »Gregor von Tours und seine Zeit« zu liefern. Zwar giebt er den tiefgehenden Unterschied zu, der zwischen den Schriften, Persönlichkeiten und Umgebungen beider Männer besteht. Hier wie dort tritt allerdings eine Schilderung des römischen Verfalls hervor, bei Gregor aber sehen wir auch die Ansätze zu den neuen kräftigen Bildungen des Germanenthums, während Prokop uns byzantinische Verhältnisse und nur den Untergang einiger germanischen Völker schildert. — Prokop war der Sohn einer gesunkenen, elenden Zeit, deren ganze Hoffnungslosigkeit für sein Vaterland er klaren Blicks und mit tiefem Ingrimme erkannte: nach Aussen unaufhaltsamer Verfall, im Inneren der ungeheuerlichste und verheerendste Despotismus. Im Gegensatz zu unzähligen Menschen, die sich dies wenig kümmern liessen, hat Prokop weder durch die eingehende Beschäftigung mit den Wissenschaften noch durch das Christenthum Beruhigung gefunden. Er blieb zeitlebens »ein ruheloser Skeptiker ohne die rechte geistige und sittliche Energie«. Das Elend seiner Zeit, seines Landes hat ihn verderbt, hat die ursprüngliche Tüchtigkeit seiner Anlagen verkrüppelt und ihn zum Lügner gemacht. Denselben Kaiser Justinian, den er als die Ursache des Verfalls seines Landes ansah, den er in einer Schrift

auf das Schmähhchste herabsetzt, vermochte er in einer anderen aus irgend welchen äusseren Motiven schamlos zu erheben und zu loben. Prokops Charakter ist der lebendige Beweis der schlimmen Wechselwirkung, die zwischen einem unfreien, macht- und ehrlosen Staatswesen und der Entwicklung des Individuums besteht.

Nach solchen einleitenden Erwägungen wendet sich Dahn zu dem Leben und den Schriften Prokops. — Nur wenig ist über das Leben des Autors überliefert. Er war zu Caesarea, Hauptstadt der Provinz Palästina prima, gegen Ende des 5. Jahrhunderts (490 n. Chr.) geboren. Er hatte die Laufbahn des Rechtsgelehrten eingeschlagen und wurde im Jahre 527 von dem Kaiser Justinus dem Belisar, der gegen die Perser im Felde lag, als rechtsverständiger Gehülfe (*πάρεδρος σύμβουλος*) beigegeben. In dieser Stellung begleitete er auch später noch den Belisar nach Afrika in den Vandalenkrieg, alsdann nach Italien und nochmals nach Persien. So gelangte er zu vielen bedeutenden Wahrnehmungen und Kenntnissen und hatte Gelegenheit ausführlich in die Pläne Belisars eingeweiht zu werden. 542 kehrte er mit dem Feldherrn aus Persien zurück und nahm seinen Aufenthalt in Byzanz. Von da ab fehlen weitere Mittheilungen über sein Leben. Dass der im Jahre 562 genannte Stadtpräfekt Prokop identisch sei mit unserem Autor, ist nicht wahrscheinlich. Uebrigens darf man aus vielen Schilderungen Prokops entnehmen, dass er, abgesehen von den Feldzügen, noch weite Reisen in ferne Länder gemacht hat. — Verbunden mit diesen Notizen über das Leben unseres Autors hätte sehr wohl eine historische Einleitung über den Zustand des damaligen Byzantinerreichs Platz finden

können, nicht nur zur allgemeinen Orientirung, sondern namentlich zur zusammenfassenden Charakterisirung der mannichfachen Einflüsse, denen der Einzelne unterlag. Die vielen und meist trefflichen Bemerkungen, die Dahn hierüber vereinzelte an verschiedenen Stellen seines Buches gemacht hat, vermögen nicht, eine einleitende Darstellung dieser Art zu ersetzen. Eben deshalb bleibt auch die etwas abgerissene und kurssorische Aufzählung des Inhalts der einzelnen Bücher vielfach unklar und im Ganzen ziemlich werthlos.

Von den Werken Prokops, deren Entstehungszeit Dahn überzeugend feststellt, haben die Historien d. h. die 8 Bücher über die Kriege gegen die Perser, Vandalen und Gothen, sowie die Bauwerke stets als entschieden prokopisch gegolten. Anders steht es mit der Geheimgeschichte. Hier ist die Autorschaft Prokops ebenso energisch bestritten wie behauptet worden. Die Gegner Justinians, vor Allem die römisch-katholische Kirche, hielten die Anklagen, die in diesem Werke enthalten sind, für begründet, und fanden darin, dass Prokop sie mittheile, eine besondere Gewähr ihrer Glaubwürdigkeit. Die Freunde des Kaisers dagegen, die Juristen, bestritten überhaupt, dass jene Schmähschrift von Prokop sei, mindestens war er ein falscher Ankläger. Dahn ist nun überzeugt, dass die Schrift echt sei, weil Sprache, Inhalt und Anschauung der Geheimgeschichte mit Sprache, Inhalt und Anschauungen der Historien und der Bauwerke vollständig übereinstimmen. »Wäre die Geheimgeschichte das Werk eines Fälschers, so müssten wir in diesem Fälscher eine übermenschliche Gabe annehmen, sich in eine fremde und andere Persönlichkeit zu verwandeln«. Die

äusseren Gründe, die für die Echtheit oder Unechtheit sprechen, lässt Dahn nicht gelten; er fertigt sie kurz ab. So legt er kein Gewicht darauf, dass Suidas die Arcana dem Prokop zuschreibt oder Nikephoros Kallistas, dass sich ferner augenscheinliche Beziehungen in den Arcana auf die Historien finden. Ebensowenig soll es dann gegen die Echtheit beweisen, dass die Codices der Geheimgeschichte durchaus getrennt von denen sämmtlicher anderer Werke überliefert sind, denn Prokop hat die Geheimgeschichte wahrscheinlich gar nicht veröffentlicht, weil er dies weder bei Justinians Lebzeiten (bis 565) noch unter dessen nächsten Nachfolgern Justin II. und Tiberius II. (bis 582) wagen durfte. Auch lässt sich für die Zeitgenossen eine Kenntniss des Werkes nicht nachweisen. — Demnach werden nur die schon angedeuteten Kriterien angelegt, wozu alsdann noch eine Behandlung der psychologischen Frage tritt: Wie kam Prokop nach seiner günstigen Beurtheilung Justinians zu einer so durchaus entgegengesetzten? — Seinen Hauptbeweis führt Dahn durch eine Vergleichung der Sprache, und zwar nicht nur durch die Heranziehung besonders charakteristischer Redensarten, die ja jeder Fälscher nachahmen konnte, sondern durch den Nachweis einer total erschöpfenden Uebereinstimmung in Redensarten und Worten. »Prokop brauchte für alle Gedanken, Gefühle, Sachen, Eigenschaften, für Ereignisse und deren Schilderung bestimmte Lieblingswörter und entsprechende Wendungen, die an sich nicht ungewöhnlich sind, aber so nur von ihm angewendet werden, mit Ausschluss synonyme Bezeichnungen, die vielleicht die Monotonie des Stiles ändern konnten«. Das nach dieser Seite hin Uebereinstimmende zwischen

den Arcana und den anderen Werken hat D. nach einer umfassenden und äusserst mühevollen Prüfung des Sprachgebrauchs in mehr als tausend Beispielen zusammengestellt, eine erhebliche Anzahl, wenn man bedenkt, dass die Geheimgeschichte an Ausdehnung noch nicht dem zehnten Theile der anderen Werke gleichkommt. Zu dieser Konformität der Sprache gesellt sich noch die »der ganzen Bildung, Denkungsart, Weltanschauung, schriftstellerischen Eigenart«. Es wird sich sonach darum handeln, zunächst aus den echten Schriften ein Bild von dem ganzen Wesen Prokops, von seinen gesammten Anschauungen zu gestalten. Hierauf ist Dahn mit grössster Ausführlichkeit und Gründlichkeit ausgegangen. Man darf wohl sagen, dass er uns in seiner eingehenden Schilderung eine Menge werthvoller Aufschlüsse und Gesichtspunkte zur Beurtheilung des Autors und seiner Schriften so wie der ganzen Zeit gegeben hat. Nur in dem Abschnitt, der von den Quellen Prokops handelt, durfte er sich nicht begnügen, allein auf die Autopsie sowie auf die alten Berichte zu verweisen. Denn wenn Prokop auch vielen Ereignissen, die er schilderte, selbst beiwohnte, wenn er auch ferner den leitenden Personen nahe stand und Vieles durch diese über byzantinische Verhältnisse, wie durch die deutschen Krieger im Heere Belisars über germanische Dinge sich mittheilen lassen konnte, so hat er doch ohne Frage auch aus den schriftlichen historischen Berichten der unmittelbar vorangegangenen Zeit geschöpft. Wir verweisen hierüber auf die einleitenden Kapitel der Vandalen- und Gothenkriege. Man sollte denken, dass es nicht unmöglich sein könnte, nach dieser Seite hin bestimmte Beziehungen zu den Historikern der letzten Zeit her-

auszufinden. — Prokop galt den Zeitgenossen als ein höchst unterrichteter Mann, der die ganze Weltgeschichte durchforscht habe: *»ὡς πλεῖστα μεμαθηκότα καὶ πᾶσαν ὡς εἰπεῖν ἱστορίαν ἀναλεξάμενον«*. Uebrigens wird man für die Kritik des grössten Theiles von dem, was Prokop hinterlassen, einen selbständigeren Massstab anlegen dürfen, der sich aus den Schriften von selbst aufdrängt. Man kommt gar bald, wie Dahn ausführlich nachweist, zu der Wahrnehmung, dass »feine Kritik und grobe Unkritik« dicht neben einander stehen. Während Pr. Mythen, die irgend welche angeblichen Reste hinterlassen haben, gläubig als Geschichte recipirt, kann er da, wo eine greifbare Beziehung fehlt, sich äusserst skeptisch verhalten. Weil er das Schiff des Aeneas zu Rom oder die Hauer des kalydonischen Ebers zu Benevent gesehen hat, ist ihm Alles, was zu diesem Mythenkreise gehört, historisch; bei der Prometheussage dagegen verfährt er mit dem grössten Skepticismus und beim Amazonenmythus versucht er sogar eine durchaus nüchterne, rationalistische Deutung. — Besonders charakteristisch für den Geist jener Zeit ist es, wie man den Glauben an die in den Mythen hervortretenden heidnischen Gottheiten mit dem Christenthum zu vereinigen strebte. Man musste eben den heidnischen Göttern noch immer eine gewisse Existenz beilegen, musste annehmen, dass sie noch jetzt als Dämonen wirkten, nachdem sie früher auf Erden eine grosse Macht gehabt. — Wenn Prokop so bei der Wiedergabe der alten Ueberlieferung häufig zwischen Glauben und Unglauben schwankt, so darf man sich doch da, wo er aus der jüngsten Vergangenheit referirt, gern auf seinen strengen Empirismus in der Aneignung des Stoffes verlassen. »Der Au-

genschein bleibt ihm stets das trefflichste Beweismittel«. Man wird es dabei einem Historiker des 6. Jahrhunderts nicht verargen, wenn er von der Ansicht, dass alle Erscheinungen auf natürlichem Wege erklärt werden können, noch weit entfernt ist, wenn er z. B. bei der Beurtheilung der grossen Pest vom Jahre 542 neben den psychischen, klimatischen und lokalen Ursachen noch auf übernatürliche Einflüsse zurückgehen zu müssen glaubt. — In Betreff der zahlreichen Reden und Briefe, die den Historien eingefügt sind, hebt Dahn hervor, dass abgesehen von denen, die nur rein rhetorische Uebungen sind, wie es der Zeitgeschmack mit sich brachte, eine grosse Anzahl derselben sehr wohl historisch zu verwenden sind. Aktenstücke sind diese Reden und Briefe nicht, aber Pr. hat sie auch keineswegs rein erfunden; namentlich sind die politisch-militärischen Argumentationen meist authentischen Mittheilungen entnommen, wie sie Pr. in seiner Stellung bei Belisar und durch sonstige Verbindungen leicht erhalten konnte. Ausserdem ist in diesen Reden und Briefen mancherlei gesagt, was Pr. in seinem eigenen Namen nicht auszusprechen wagte, obwohl er es für die Wahrheit hielt, so Fehler und Schwächen des Kaisers, Missstände der Regierung, Gründe und Ziele von Handlungen: kurz, es tritt gerade in dem, was Pr. andere sagen oder schreiben lässt, seine eigene innige Ueberzeugung hervor.

Dahn wendet sich nach diesen Auseinandersetzungen zu einer eingehenden Schilderung der prokopischen Weltanschauung. Es ist dies ohne Frage die bedeutendste Leistung des Buches; wir heben gern die Hauptpunkte seiner Ausführungen hervor. — In jener Zeit des Uebergangs und der Mischung, in welcher Pr. lebte, war er

ein Sohn der überwundenen, scheidenden Zeit. Er lebt noch inmitten der antik-politischen Anschauungen, die auch nach dem Siege des Christenthums im römischen Reich massgebend geblieben waren. Freilich konnten die Einwirkungen des neuen Lebens nicht spurlos an ihm vorübergehen, aber sie haben im Ganzen nicht günstig auf ihn gewirkt, und was gut an ihm ist, stammt namentlich aus der alten Zeit. So vor Allem sein Patriotismus, seine Hingebung für den Staat, die überall hervortritt und seinen Berichten Wärme giebt. Echt antik ist sein Stolz auf das Römische, sein Hass gegen das Barbarenthum. — Er hat einen scharfen Blick für diesen Gegensatz und den daraus hervorgegangenen Kampf. Klar sieht er ein, dass das beliebte System, die Barbaren durch Landanweisungen und Jahrgelder unschädlich zu machen, ein durchaus verfehltes ist. Denn »aller Barbaren schärfstes Sinnen und Trachten geht auf das Verderben der Römer, und aufs Eifrigste führen sie aus, was sie also ersonnen«. Deshalb giebt es auch kein anderes Mittel die Barbaren den Römern in Treue zu erhalten, als die Furcht vor den römischen Waffen. Er hält den Massstab der alten Römerzeit fest und giebt nichts von der Anschauung auf, dass alle Landgründungen der Barbaren nach wie vor dem Imperium unterworfen seien. Freilich das Rom von jetzt ist ein anderes als das von ehemals: Aetius und Bonifacius sind ihm die letzten Römer. Es ist die Schuld Justinians, dass sich die Dinge so trostlos gestalteten. Dies zieht sich als stiller Vorwurf durch die Historien, als offene, schwere Anklage durch die Arcana. So lebt Pr., weil er vor Allem römischer Patriot ist, in den Reminiscenzen und Traditionen der guten

alten Zeit römischer Macht und römischer Siege. Sein Ideal ist die Wiederherstellung der früheren Zustände. Seine Anschauung geht dabei allerdings nicht über das Imperatorenthum Diokletians und Konstantins zurück. Und auch von diesem Standpunkt aus ist sein stark hervortretender Conservatismus in der inneren und äusseren Politik, sein Hass gegen *νεωτερίζειν* und *νέωτερα πράγματα* zu fassen. Mit dem Despotismus an und für sich hat er sich längst abgefunden, aber eine Verletzung des Hofceremoniels den Barbaren gegenüber, die Herabsetzung einer hohen Staatswürde ist ihm ein Greuel. Daneben besteht sehr wohl eine Geringschätzung des *δῆμος*, des niederen, entarteten Volkes. — Nicht minder auf griechisch-römischer Bildung beruhen Pr's ethische Anschauungen. Von christlichen Moralbegriffen ist wenig zu merken. Der Begriff der *ἀρετή*, der gesamten Mannestugend, in welcher Tapferkeit *ἀνδρεία* obenan steht, gestaltet sich ihm durchaus nach antikem Muster, wie er es traditionell überkommen hatte, ohne es sich irgendwie selbständig zu gestalten. Er lobt am liebsten mit den Worten: »Gerecht im Frieden, tapfer im Kriege«. Mit Tapferkeit soll vor Allem Vorsicht gepaart sein; daneben dürfen Verständigkeit *ξύνομος*, Besonnenheit *σωφροσύνη*, nicht fehlen. Von einem natürlich edlen Schwung der Gefühle hält Pr. nicht viel. Das führt leicht zu leidenschaftlicher Masslosigkeit, zu Uebermuth und Zuchtlosigkeit und so in's Verderben. »Stets wache Selbstbeherrschung, die in allen Dingen das von der Gottheit gesetzte Mass einhält, das ist das sittliche Ideal Pr's, in jedem Zuge zugleich das antik-hellenische.« — Daneben steht eine wohl zu erklärende Anerkennung des Erfolges ohne Kritik der an-

gewandten Mittel. Belisars grossen Verrath an den Gothen bei der ersten Belagerung Roms erzählt er ohne ein Wort des Tadels. Uebrigens zieht er für die Erringung eines Erfolges die Schlaueit der Gewaltsamkeit vor. Es ist eben der Byzantiner, der hier durchblickt.

Eine sehr eigenthümliche und ganz besonders charakteristische Mischung der Ansichten zeigt sich in den Anschauungen Pr's von den weltregierenden Mächten. Sein absoluter Skepticismus, der nichts für unumstösslich gewiss hält, und doch auch das Albernste nicht gerade bestreiten mochte, konnte nach theologisch-religiöser Seite zu keiner bestimmten Ansicht kommen. Abergläubische Einbildungen, christliche und heidnische Religionsvorstellungen, philosophische Begriffe laufen hier durcheinander. Es dünkt ihn sonderbar und unmöglich, über das Wesen Gottes soviel Detail zu wissen, wie die christlichen Orthodoxen vorgaben. Die verderblichen Leidenschaften in den darüber entbrannten Kämpfen vermehrten seine Zweifel, über die ihm weder Christenthum noch Philosophie hinweghalfen. Dicht neben einander stehen bei ihm Theismus und Fatalismus, nüchterner Rationalismus und alberner Aberglaube. Sein Denken ist zu energielos, um zum völligen Verneinen zu kommen. Dahn bezeichnet diesen Skepticismus nicht unrichtig als einen moralisch-individuellen im Gegensatz zu dem logisch-abstrakten des philosophischen Denkers. — Ganz und gar antiker Art ist Pr's Aberglaube. Er giebt viel auf Träume, Wunderzeichen, Vorbedeutungen und richtet sich in seinen Handlungen darnach. Traumgesichte werden als Motive des Handelns angeführt und in vollem Glauben wird darüber berichtet. Er findet es ver

kehrt darüber zu spotten, und weil ihm bei seiner Skepsis nichts gewiss ist; so ist ihm so vieles möglich. Eben deshalb acceptirt er die Wunder aller Religionen als glaublich; so werden persische, hellenische, römische und christliche Märchen vorgetragen. Da, wo er nicht zu deuten versucht, gesteht er jeder anderen subjectiven Auffassung noch volle Berechtigung und lässt die Wahl zwischen rationeller und übernatürlicher Auffassung.

In dieser verworrenen, durchaus unklaren Verbindung antiker, christlicher, rationalistischer Anschauungen überwiegt allerdings einigermassen die christliche Färbung. Schon deshalb, weil Prokop bei der Unselbständigkeit seines Denkens sich vielfach der Zeit akkommodirte, konnte dies nicht anders sein. Von einer warmen Erfassung des Glaubens ist dabei keine Rede. »Prokop steht dem Christenthum als einer objectiv wichtigen, historisch bedeutsamen Erscheinung gegenüber, sonder Abneigung, sogar mit Anerkennung, wegen der milderen Sitten, die es bringt.« Gerade dieser befremdlichen Objectivität wegen hat man Prokop für einen Juden gehalten und sich dabei auf den Umstand gestützt, dass er in Palästina geboren war. Doch bleibt dies nur vage Vermuthung, zumal Prokop als Jude schwerlich kaiserlicher Beamter hätte sein können.

Einen auffälligen Gegensatz zu den so charakterisirten Anschauungen Prokop's bildet sein Buch über die Bauwerke, in welchem ein streng orthodoxes, fanatisches Christenthum hervortritt. Die ganze Terminologie der Staatskirche mit allen Dogmen wird hier scheinbar gläubig herausgekehrt, die hellenische Gottlosigkeit herabgezogen. Es ist nicht nachzuweisen, dass diese veränderte

Gesinnung aus einer Bekehrung hervorgegangen sei; vielmehr erkennt man leicht die Ostentation. Die überall hervortretende absichtliche Beziehung des Christenthums auf den Kaiser zeigt, dass es sich nur um einen Beitrag zu dem allgemeinen Panegyrikus auf Justinian handelt, dass die ganze Umstimmung, die religiöse wie die politische, auf reine Heuchelei herauskommt. Das Massgebende für die Gesinnung Prokop's ist, wie ausführlich gezeigt wird, nur den Historien zu entnehmen. — Neben der schwankenden Anschauung von einem persönlich waltenden Gott ist Prokop noch zur Annahme eines unpersönlichen Schicksals gelangt, dessen Verhältniss zur Gottheit er sich nie ganz klar gemacht hat. Man nahm an, er habe diesen Fatalismus einfach dem Herodot entlehnt, doch mit Unrecht, denn aus seinen vielen Zweifeln geht die selbstständige Verarbeitung dieser Vorstellung hervor. Diese Schicksalsidee, ursprünglich der Antike entlehnt, war bei Prokop befestigt durch das Elend und die grossen Katastrophen der Zeit, die er mit dem Theismus nicht vereinen konnte. Es fehlt nicht an Versuchen, Fatalismus und Theismus in einen gewissen Einklang zu bringen. Bald ordnet Prokop Gott dem Schicksal unter, bald umgekehrt; zur Klarheit gelangt er nicht. Die Mehrheit der Stellen kommt darauf hinaus, Gottes Willen und das Schicksal identisch zu denken. Und endlich begegnet auch die Auffassung, dass die Menschen nur den Begriff des Schicksals geschaffen, weil sie den Zusammenhang der Ereignisse nicht begreifen, dass aber Gottes Wille in Wahrheit Alles lenke. »Die menschlichen Dinge gehen nicht, wie die Menschen vermuthen, sondern nach der Entscheidung Gottes — was die Menschen Schicksal zu

nennen pflegen — weil sie nicht einsehen, aus welchen Gründen die Ereignisse so sich gestalten, wie sie sich ihnen darstellen«. Aber diese Urtheile ändern sich nach der jedesmaligen Stimmung, und Zweifel bleiben stets. Die Dinge sind nach Pr's Ansicht nun einmal ungreiflich und werden es bleiben; jeder sucht sich über sein Nichtwissen durch eine ihm wahrscheinliche Combination hinwegzuhelfen. Und weil die Menschen sich mit der Unerforschlichkeit der göttlichen Rathschlüsse nicht begnügen, so nehmen sie das Schicksal an.

Dies ist in kurzen Zügen das Bild, das uns Dahn von den Anschauungen Pr's aus den Historien giebt. Er schreitet nun zu dem Nachweis, dass derselbe Prokop, der in seiner Eigenthümlichkeit soeben geschildert wurde, auch der Verfasser der Arcana sei. Der Inhalt dieser Schrift ist eine Darstellung der Frevel Justinians und Theodorens, denen alles Elend, das den Staat betroffen, in gehässiger Weise zugerechnet wird. Es kann für die Hauptfrage nicht von Belang sein, dass in der Arcana vielerlei Motive und Thatsachen berichtet werden, die aus begreiflichen Gründen den Historien fremd bleiben mussten. Auch die mangelnde chronologische und sachliche Ordnung beweist nur, dass das Ganze rasch und leidenschaftlich hingeworfen ist, dass die letzte Feile fehlt. Und ebenso erklärt sich die wesentlich heftigere und gröbere Sprache. Dagegen weist Dahn durchaus schlagend die Uebereinstimmung der ethischen, religiösen und politischen Anschauung nach.

Wir gehen auf die etwas breite und häufige Wiederholungen bringende Untersuchung im Einzelnen nicht ein. Der sorgfältigen Erhebungen über den gleichen Sprachgebrauch ist bereits

gedacht worden. Dahn kommt dann auf den einigermaßen bedenklichen Einwand der angeblichen Verschiedenheit in dem politischen Urtheil über Justinian und andere hervorragende Persönlichkeiten, so wie auf den hiermit zusammenhängenden psychologischen Widerspruch, wodurch Glaubwürdigkeit und Charakter des Autors in Frage gestellt werde. Hierüber nun ist nachgewiesen, dass der Gegensatz des Urtheils keineswegs durchschlagend ist, und jedenfalls nicht grösser wie zwischen Historien und Bauwerken. Prokop ist in den Historien keineswegs ein unbedingter Lobredner Justinians. Er tadelt sehr häufig, wenn auch verhüllt, während er in der Geheimgeschichte mit offener Gehässigkeit zu Werke geht und jedes Lob schwinden lässt. Offen bezeichnet er in den Historien die schlechte Finanzwirthschaft als den Grund alles Uebels, den Steuerdruck, die Erpressungen, die gesammte Missregierung. Offen deutet er die hieraus hervorgehenden schlimmen Folgen an, die ja auch dem Kaiser zugerechnet werden müssen. Und ebenso trifft er diesen durch das schonungslose Urtheil, welches er über die Werkzeuge des kaiserlichen Systems fällt. Einen nicht geringen Tadel wirft er endlich auf die äussere Politik; er hebt die Schmach hervor, die den Römern durch die Duldung und Abfindung der Barbaren erwachse, obwohl ihm sonst die mannichfachen Kriegserfolge schmeicheln. Genug man darf von den Historien sagen, dass sie im Ganzen ein unparteiisches Urtheil über Machthaber, Volk und Soldaten fällen. Natürlich hatte Pr. in allen Beziehungen auf die Person des Kaisers und noch mehr der Kaiserin sehr vorsichtig und zurückhaltend sein müssen. Für diese nothgedrungene Beschränkung hat sich Pr. in der Geheim-

geschichte entschädigt. Eine Fluth von Schmähungen, die zum Theil unbegründet, übertrieben und widersprechend sind, ergiesst sich über die Personen des Kaisers und der Kaiserin; daneben werden eine Menge der schmutzigsten Skandalosa erzählt. Doch nach Abzug dieser Persönlichkeiten stimmen die wirklich politischen Anklagen durchaus mit denen der Historien. Es ist ausserdem noch hervorzuheben, wie es in der Arcana bei der Erwähnung solcher That-sachen, die in den Historien schon berührt waren, oft heisst: »wie ich in dem Bericht darüber nicht undeutlich gesagt zu haben glaube«, oder, »wie ich früher geschildert habe«. Dahn hat Beziehungen dieser Art in einer grossen Menge von Beispielen gezeigt und nachgewiesen, wie die Arcana vielfach die Berichte der Historien ergänzt und begründet. »Nur ein und derselbe Autor konnte einen dort angedeuteten Gedanken so aufnehmen und fortführen, so jede Kleinigkeit des früheren Werkes kennen«.

Dahn wirft nach Beendigung dieser Untersuchung noch einen Blick auf das Verhältniss der Bauwerke zu den Historien und zu der Geheimgeschichte. Auch hier zeigt sich bei derselben Uebereinstimmung in Form und Sprache eine ebenso bedeutende Verschiedenheit des Inhalts. Denn die »Bauwerke« sind nichts weiter als eine gesinnungslose Lobhudelei des Kaisers und seiner Bauleidenschaft. In Betreff der Motive zu dieser Schrift nimmt Dahn an, Pr. habe sie geschrieben, um eine ihm von Seiten des Kaisers drohende Benachtheiligung zu vermeiden. Aehnlich hatte bereits Teuffel vermuthet, dass Pr. durch dieses Buch seine Loyalität bei dem Kaiser habe retten und dessen Ungnade habe entgehen wollen. Jedesfalls ist ein Einfluss, ein

Auftrag des Kaisers bei der Abfassung dieser Schrift nicht zu verkennen; denn es findet sich betreffs der Eintheilung des Stoffes die Hinweisung, dass sie dem Kaiser so beliebt habe. Pr. fand nicht den Muth, einen derartigen Auftrag abzulehnen, und schrieb das bestellte Lob gegen seine Ueberzeugung gezwungener Weise. Als die Folge des hierüber in ihm kochenden Ingrimmes soll die *Arcana* angesehen werden, die in ihrem Tadel immer das gerade Gegentheil zu den Lobsprüchen der *Aedificia* enthält. Uebrigens mögen sich Pr's Ansichten immerhin nach der Zeit der Kriege, als er in Byzanz lebte, wesentlich geändert haben, so dass auch hierdurch seine wachsende Gereiztheit gegen den Kaiser zum Theil erklärt wird. Vergessen wir endlich für die psychologische Erklärung der ganzen Erscheinung nicht, dass Pr. in der Hauptstadt des verkommenen Byzantinerreichs lebte, im 6. Jahrhundert des despotischen Imperatorenstaates, »dass Geist und Charakter des Schriftstellers dieser Zeit entsprechend nicht gesund und fest, sondern sehr krank und sehr schwankend war«. Doch geben wir Dahn Recht, wenn er die Mittheilungen Pr's im Ganzen und Grossen für durchaus glaubwürdig hält, zumal er uns so treffend und scharf die Gesichtspunkte gegeben hat, nach denen Kritik zu üben ist. Nur das Bild Justinians, das die *Arcana* giebt, ist einigermassen zu rectificiren. Hier ging der wüthende Hass Pr's zu weit. Es ist entschieden unrichtig, denselben als unbedeutenden Menschen hinzustellen, ihm Freude am Bösen und am Verderben des Reiches zuzurechnen. Allerdings sind die Hauptanklagen Pr's in Bezug auf die Politik Justinians zutreffend. Namentlich ist das Bestreben des Kaisers Geld zu erpressen

schwerlich übertrieben; und auch der Tadel gegen viele nutzlose Kriege hat seine Berechtigung, zumal die Grenzvertheidigung des Reichs so sehr im Argen lag und die Erfolge gegen die Barbaren, weil vorwiegend durch fremdländische Söldner erfochten, so gut wie gar nicht auf die Hebung der Nation wirkten. Aber Pr. übersieht bei seinem schonungslosen, gehässigen Urtheil, dass die Keime für das allgemeine Verderben schon lange vor Justinian da waren, dass dieser den Staat in einem höchst elenden Zustand übernahm, wo an eine Rettung schwerlich zu denken war. Er übersieht viele grosse und wohlthätige Massregeln des Kaisers, vor Allem seine gesetzgeberische Thätigkeit.

In einem Schlussabschnitt fügt Dahn noch einige schätzenswerthe Bemerkungen über die Erwähnung der ostgothischen und fränkischen Verhältnisse in den Schriften Prokop's hinzu, auf welche wir bei der Ausdehnung, die diese Anzeige bereits gewonnen hat, nicht mehr eingehen wollen.

In den Anhang des Buches sind die umfangreichen sprachlichen Untersuchungen, sowie einige Excurse verwiesen, die sich mit der Prüfung kontroverser Ansichten beschäftigen, so über die Entstehungszeit der Schriften und die Todeszeit des Autors, über die Weltanschauung Herodots und Prokop's, endlich eine ausführliche Darstellung der Ausgaben und gesammten Literatur. Gegen die Resultate der Untersuchungen wird sich kaum etwas einwenden lassen; sie sind ganz darnach angethan, um die erschöpfende, scharfe Kritik des Verfassers, sein massvolles, unparteiisches Urtheil, das jede »Rettung« Pr's vermeidet, in glänzendem Lichte zu zeigen. Die Sorgfalt und Eindringlichkeit der

Einzelkritik bilden den Hauptvorzug von Dahn's Buch. Die leitenden Gesichtspunkte, nach denen er seine Untersuchung gestaltete, die Beurtheilung und Lösung der Hauptfrage über die dem Prokop beigelegte Autorschaft der Arcana -- alles dieses ist nicht neu. Es findet sich in allgemeinen Zügen bereits in einer kleinen, 40 Seiten langen Abhandlung von Teuffel (Prokopius, Schmidts Zeitschrift Bd. VIII. 1847), die Dahn selbst als das Beste und Geistvollste bezeichnet, was über Pr. geschrieben ist. Wir heben für eine zusammenfassende Beurtheilung des Buches schliesslich noch das hervor, was wir bereits oben andeuteten. Prokop erscheint uns nicht genügend im Zusammenhang mit der ganzen Zeitentwicklung betrachtet, die er eben nur in einzelnen ihrer Symptome widerspiegelt; wir vermissen einen Hintergrund, welcher die saubere Zeichnung noch lebensvoller gemacht haben würde. Dahn hat die Detailfrage nach der Autorschaft der Arcana zu stark betont und sie zu sehr in die Mitte seiner Untersuchung gestellt. Sie hätte sich unseres Erachtens besser in einem gesonderten Excurs behandeln lassen, wodurch der Verf. alsdann eine viel ungezwungenere und freiere Disposition über sein treffliches Material erhalten haben würde, noch abgesehen davon, dass hiermit auch manche breite Wiederholung fortgefallen wäre. Doch hierüber sehen wir bei dem reichen Inhalt des Buches gern hinweg und heissen dasselbe dankbar willkommen als eine ohne Zweifel sehr wesentliche Bereicherung unserer Kenntniss von der Historiographie der Völkerwanderung und des sinkenden Römerthums.

Berlin.

Dr. Immanuel Rosenstein.

Das Beweisurtheil des germanischen Processes. Ein Beitrag zur Geschichte und Kritik des deutschen Processes und des deutschen Rechtes von L. v. Bar. Hannover. Hahn'sche Hofbuchhandlung. 1866. 286 u. XVI Seiten in gr. Octav.

Eine der wichtigsten in Deutschland erforderlich gewordenen legislativen Arbeiten ist ohne Zweifel die Reform des Civilprocesses. Bekanntlich ist in Folge eines Beschlusses der deutschen Bundesversammlung eine Commission von Abgeordneten einer grossen Anzahl deutscher Bundesstaaten in Hannover zusammengetreten und hat bereits den Entwurf einer allgemeinen deutschen Civilprocessordnung in erster Lesung vollendet und im Jahre 1864 veröffentlicht, während Preussen, welches einen Abgeordneten zu dieser Commission nicht entsandt hat, gleichfalls einen Entwurf einer neuen Processordnung für den preussischen Staat hat ausarbeiten und veröffentlichen lassen.

Sowohl von der preussischen als von der deutschen Commission ist nun die hervorragende Bedeutung anerkannt worden, welche dem gemeinrechtlichen Beweisurtheile zugeschrieben werden muss. Während aber der preussische Entwurf, wie die Motive bemerken, auf Grund reicher Erfahrungen die gemeinrechtlichen, schon in der gegenwärtigen preussischen Gesetzgebung verlassenen Grundsätze hier verwirft, und auch die deutsche Commission im Wesentlichen das gemeine Recht hier aufgegeben hat, sind von einem hervorragenden Mitgliede der letzteren Commission (Leonhardt: Zur Reform des Civilprocesses. Hannover 1865) die ernstesten Bedenken gegen diesen Beschluss erhoben und für die Beibehaltung der gemeinrechtlichen Grund-

sätze gewichtige Gründe geltend gemacht worden — Grundsätze, welche mit einer freilich nicht unerheblichen Modification auch in der gegenwärtigen hannoverschen Processordnung ihren Platz gefunden haben. Und wenn von preussischen Schriftstellern die Verbannung des gemeinrechtlichen Beweisurtheils als die vortheilhafteste Auszeichnung des preussischen Processes vor dem gemeinrechtlichen bezeichnet ist, so haben hannoversche Juristen den Zerfall des in Hannover geltenden mündlichen Verfahrens als mit dem Aufgehen des gemeinrechtlichen Beweisurtheils identisch betrachtet. Auf dem Juristentage endlich ist über wenige Fragen so heftig gestritten worden, als gerade über die Behandlung des Beweisurtheils.

Unter diesen Umständen liegt die Vermuthung nahe, dass für die Erledigung jener wichtigen legislativen Streitfrage der Boden durch die Wissenschaft noch nicht genügend geebnet sei, und insbesondere im Wege geschichtlicher Forschung noch Material zu jenem Zwecke gewonnen werden könne. Einen Versuch dieser Art enthält die angezeigte Schrift des Verf.

Die bisjetzt allgemein angenommene Ansicht, welche namentlich auf das in vieler Hinsicht so ausgezeichnete Werk Planck's über das Beweisurtheil sich stützt, hält das gegenwärtig im gemeinen Civilprocesse geltende Beweisurtheil für identisch mit dem Beweisurtheile des deutschen Rechtes, welchem wir überall schon in den älteren deutschen Rechtsquellen begegnen. Die Bedeutung des gemeinrechtlichen Beweisurtheils besteht darin, dass es den Process in zwei (scheinbar) durchaus getrennte Theile scheidet. In dem ersten Theile stellen die Parteien ihre Behauptungen auf, in dem zweiten haben sie

dieselben zu beweisen. Diese Scheidung wird aber herbeigeführt durch das Beweisurtheil, welches den ersten Theil schliesst und zugleich in den zweiten Theil hinüberleitet, indem der Richter in einer dem späteren Endurtheile präjudicirenden Weise, also falls nicht sogleich etwa Rechtsmittel ergriffen werden, unabänderlich feststellt, ob und welche einzelne Thatsachen von den Parteien bewiesen werden sollen. Das Beweisurtheil ist so ein durch die Beweisführung bedingtes Endurtheil. Die Abweichung, welche in der hannoverschen Processordnung gilt, besteht nur darin, dass die Berufung an das höhere Gericht erst dann erhoben werden kann, wenn der Richter erster Instanz das Endurtheil gefällt hat. Nach preussischem Rechte dagegen bindet der Bescheid, in welchem Beweise aufgelegt werden, auch den Richter nicht, welcher den Bescheid abgegeben hat, und diesem Grundsatz hat sich auch der Entwurf der deutschen Commission angeschlossen.

Es ist nun klar, dass die gemeinschaftliche Einrichtung, so Vieles auch auf den ersten Anblick für ihre logische Richtigkeit zu sprechen scheint, eine sehr künstliche genannt werden muss. Ohne Zweifel ist es das einfachste und einem einfachen Rechtszustande, wie dem des älteren germanischen Rechts, angemessene Verfahren, den gesamten Rechtsstreit auch in Bezug auf die Beweise zunächst vollständig zu prüfen und dann erst das Endurtheil abzugeben, nicht aber vorher durch ein bedingtes Endurtheil sich für das wirkliche Endurtheil die Hände zu binden. Die Vermuthung ist also wenigstens nicht von vornherein abzuweisen, dass dasjenige Stück des Verfahrens, welches im germanischen Prozesse dem gemeinrechtlichen Be-

weisurtheil zu entsprechen scheint, eigentlich eine durchaus andere Bedeutung gehabt habe, als das gemeinrechtliche Beweisurtheil. Und diese Vermuthung findet ihre Bestätigung in einer sehr bedeutenden Verschiedenheit beider. Während das heutige Beweisurtheil beiden Parteien Beweise auferlegen kann und wenigstens immer, wenn es eine Partei zum Beweise zulässt, der anderen den Gegenbeweis gestattet, ist von einem zweiseitigen Beweise im germanischen Processe nie die Rede; nur einer Partei wird der Beweis zuertheilt. Der Beweis erscheint daher nicht wie im heutigen Processe als eine Last, sondern als ein Recht, zu welchem die Parteien sich mit allen Mitteln drängen; denn diejenige Partei, welcher Beweis zuertheilt wird, ist in den meisten Fällen sicher den Process zu gewinnen. Sie hat nur einfach, das Beweis-thema entweder allein oder mit Eidhelfern oder Mitschwörenden (Zeugen) eidlich zu erhärten, ohne dass das Gericht irgend berechtigt wäre, die Glaubwürdigkeit des Schwurs und zwar nicht nur der Partei, sondern auch ihrer mitschwörenden Genossen irgend in Zweifel zu ziehen oder gar beide zur nähern Begründung, ihrer eidlichen Behauptung durch Angabe einzelner thatsächlichen Umstände zu zwingen.

Für diese eigenthümlichen Erscheinungen des germanischen Processes hat aber die herrschende Ansicht eine befriedigende Erklärung zu finden nicht vermocht. Zunächst hat sie die Vorstellung einer besonderen germanischen Freiheit zu Hülfe nehmen müssen, welche mit einem jeden Gemeinwesen — und reiche die Freiheit und Selbständigkeit des Einzelnen noch so weit — unvereinbar erscheint, indem sie der Volksgemeinde jede entscheidende Gewalt gegenüber

dem Einzelnen abspricht, jene dagegen verpflichtet das feierliche Wort des Einzelnen in allen Fällen als unumstössliche Wahrheit gelten zu lassen. Eine Verhüllung dieser unhaltbaren Annahme ist es nur, wenn Planck der urtheilenden Gerichtsversammlung doch das Recht des rechtlichen Beifalls (?) und der rechtlichen Unterstützung im älteren germanischen Rechte zuschreibt. Endlich aber ist es bis jetzt noch nicht gelungen eine genügende Erklärung aufzufinden für die eigenthümlichen Entscheidungen, welche in den Quellen über die Ertheilung des Beweisrechtes an die eine oder die andere Partei sich finden. Keine der so vielfach versuchten Erklärungen hat bis jetzt die allgemeine Stimme für sich gewonnen, und alle scheinen an dem Fehler zu leiden, dass sie bei unseren Vorfahren voraussetzen einen wahrhaft kindlichen Glauben und daneben einen Skepticismus ohne Gleichen, einen hohen Grad juristischer Abstraction und Spitzfindigkeit und gleichzeitig einen Mangel fester und klarer Rechtsbegriffe.

Der zuerst wirklich befremdende Eindruck, welchen das germanische Beweisrecht hervorbringen geeignet ist, verschwindet dagegen, wenn man versucht einen Standpunkt zu gewinnen, der es gestattet, neben den Einzelheiten das Gesamtbild des Verfahrens im Auge zu behalten und die Bestimmungen des Processrechtes als ein Resultat der staatlichen Zustände und Culturverhältnisse des Mittelalters mit diesen in Verbindung zu setzen. Danach ist aber das Beweisurtheil des germanischen Processes von dem des heutigen Rechtes durchaus verschieden und nichts Anderes als ein Urtheil nach Wahrscheinlichkeitsgründen und Präsumtionen, die in grossen Zügen in allen Pro-

cessen wiederkehrend zu einem Systeme fester Rechtsregeln werden und durch den Schwur der Partei und ihrer Genossen die Bedeutung einer formell und für das Gericht bindend festgestellten Wahrheit erhalten.

Um dieses zu beweisen, war es aber erforderlich auf die Entscheidungen der Quellen über das Beweisrecht genau einzugehen; letztere bilden daher den Gegenstand, mit welchem sich der grösste Theil der Schrift des Vfs beschäftigt.

Nachdem (S. 1—16) gezeigt ist, dass auch im älteren germanischen Prozesse die Gerichtsversammlung eine wirklich entscheidende Gewalt dem Einzelnen gegenüber besessen habe, und nachdem diejenigen Erscheinungen, welche die entgegengesetzte Ansicht für sich angeführt hat, dadurch erklärt sind, dass man im Mittelalter bei dem damaligen einfachen und unmittelbar im Volksbewusstsein wurzelnden Rechtszustande, unbedenklich viele auf die rechtliche Beurtheilung des Rechtsstandes bezügliche Punkte, welche heut zu Tage einer genauen Erforschung durch den Richter selbst bedürftig erscheinen, der Feststellung durch den Schwur der Parteien und ihrer Genossen überlassen konnte, folgt (S. 17—41) eine Kritik der bis jetzt in der Wissenschaft vertretenen Ansichten über die Vertheilung des Beweisrechtes im germanischen Prozesse; hierauf aber (S. 41—50) die Darlegung derjenigen Einrichtungen des germanischen Processes, welche in Verbindung mit den damaligen Culturverhältnissen es ermöglichten, dass die Gerichtsversammlung schon nach dem Anhören der Parteibehauptungen ohne weiteres Beweismaterial dafür sich entschied, für welche der beiden Parteien die Wahrscheinlichkeit spreche. Es ergibt sich aus dieser Auffassung des so-

nannten Beweisurtheils zunächst, dass immer nur Einer Partei der Beweis zuerkannt werden konnte. Sodann aber zeigt der Verf. wie hiermit auch der Gebrauch der Beweismittel in den einzelnen Fällen im Zusammenhange steht. So kommen, um nur dies zu erwähnen, Zeugen überall da vor, wo präsumtiv, falls die behauptete und zu beweisende Thatsache wahr ist, davon mehrere Personen sichere Kunde haben müssen, während entgegengesetzten Falles die Partei nur allein zu schwören braucht.

In den folgenden Abschnitten werden die einzelnen Fälle der Vertheilung des Beweisrechtes durchgegangen; S. 51—57 der Fall, wenn eine Partei auf die eigene Wissenschaft des Gerichts selbst sich beruft; S. 58—92 die Delicts- und S. 92—130 die Contractsklagen; S. 130—228 das Beweisrecht im Gebiete des Sachenrechtes und S. 229—232 das Beweisrecht beim Streite über Personen- und Standesrechte.

Nun ist schon vielfach aufmerksam gemacht worden auf den Zusammenhang, in welchem das materielle Recht und der Process stehen. Kaum irgendwo aber wird dieser Zusammenhang sich deutlicher und wirksamer zeigen als im germanischen Rechte. Wenn man davon ausgeht, dass das germanische Beweisurtheil ein Urtheil nach Wahrscheinlichkeitsgründen und Präsumtionen ist, so gewinnt man eine einfache Erklärung nicht nur der Vertheilung des Beweisrechtes in den einzelnen Fällen, sondern zugleich eine Erklärung mancher Sätze des materiellen Rechtes, die uns im Mittelalter begegnen und für uns ein so seltsames Ansehen annehmen. Das unvollkommene Beweisrecht drängte zu einer Reihe selbst unwiderleglicher Präsumtionen, welche, wenn man nicht eine längere geschichtliche Ent-

wicklung im Auge hat, dann vom Standpunkte des systematischen Rechtes aus als Widersprüche gegen sonst anzuerkennende Principien erscheinen. So sind z. B. die Bestimmungen des älteren deutschen Rechtes, welche oft einen völlig Schuldlosen für einen entstandenen Schaden haften oder Denjenigen, der in Nothwehr einen Anderen tödtet, noch Wergeld zahlen lassen, nur aus Präsumtionen über die Schuld zu erklären. Hierdurch wird zugleich die rasche Reception des römischen Rechts in vielen Punkten erklärlich. Da das germanische Recht oft des unvollkommenen Beweisrechtes wegen seine Grundsätze mangelhaften Präsumtionen hatte anbequemen müssen, so konnte nicht mit Unrecht oft der römische Rechtssatz nur als ein genauerer und besserer Ausdruck des germanischen gelten, als an die Stelle des germanischen unvollkommenen Beweisrechtes das vollständigere römisch-kanonische getreten war. Auch die Beschränkungen der Vindication beweglicher Sachen, welche wir im älteren deutschen Rechte finden, sind auf solche Präsumtionen zurückzuführen. Der unfreiwillige Besitzverlust, den der Vindicant behaupten musste, galt als der einzige zulässige Beweis, dass das Recht an der beweglichen Sache ihm noch zustehe; sofern er nicht etwa zu behaupten und zu beweisen vermochte, dass er mit dem Beklagten selbst einen Contract über die Rückgabe seines Eigenthums abgeschlossen habe. So kam man dazu gegen Dritte nur eine Vindication gestohlener oder geraubter oder verlorener Sachen zu gestatten. Der Verf. zeigt, wie allmählig diese aus dem alten Beweisrechte entspringenden Beschränkungen der Eigenthumsverfolgung durch Einschlebung einer weiteren Präsumtion darüber, wann der Erwer-

ber die Sache als eine nicht gestohlene zu betrachten berechtigt sei, zu denjenigen Bestimmungen wurden, welche in der neueren Gesetzgebung immer mehr Beifall gefunden haben. Und da dem grossen Verkehr des Handels in der Sicherheit und leichten Erkennbarkeit der Rechtsverhältnisse ein wichtiger Hebel entsteht, so erscheint es dem Verf. begreiflich, dass gerade auf diesem Gebiete die oft unwiderleglichen Präsumtionen des germanischen Rechtes, welche so gern an leicht erkennbare Thatsachen sich anknüpfen, eine besondere Wichtigkeit erlangt haben, dass ein Theil des heutigen Wechselrechtes und das Recht der Papiere auf den Inhaber fast ausschliesslich auf die Präsumtionen des germanischen Rechtes zu gründen ist; eine Ansicht, deren Beweis jedoch der Verf., um nicht den Umfang der vorliegenden Schrift zu sehr zu vergrössern, für eine andere Gelegenheit vorbehalten zu müssen geglaubt hat.

Eine besondere Aufmerksamkeit hat der Vf. der s. g. Gewere des mittelalterlichen Rechtes gewidmet (S. 163—228). Nach einer Kritik der bisherigen Versuche, diese so eigenthümliche Erscheinung der mittelalterlichen Rechtsinstitutionen zu erklären und namentlich der Ansichten von Albrecht, Gerber und Stobbe sucht der Verf. zu zeigen, dass auch hier nur eine Einwirkung des Wahrscheinlichkeitsbeweises des germanischen Rechtes vorliegt. Da einerseits ein Besitz mit gewissen Qualificationen als der beste Beweis für das Recht an einem Grundstück gilt, andererseits der germanische Process wegen seiner Einfachheit und Schnelligkeit einen besonderen vom Streite über das Recht selbst getrennten Besitzprocess nicht kennt, so tritt in dem Streite über das Recht der qualificirte

Besitz praktisch in den Vordergrund und wird in den Quellen, welche die praktische Geltendmachung des Rechtes im Prozesse vor Augen haben, statt des Rechtes selbst die Behauptung eines qualificirten Besitzes, der Gewere, erwähnt, selbst wenn Derjenige, dem die letztere zugeschrieben wird, nicht factisch im Besitze sich befindet, sofern nur der Rechtsstreit dazu führen kann, den Kläger in den factischen Besitz des Grundstückes zu setzen.

Diese Erklärung der Gewere, welche hier freilich nur angedeutet werden kann, macht es auch begreiflich, weshalb von der Gewere erst in den Rechtsbüchern, nicht schon in den alten Volksrechten die Rede ist, und weshalb sie gegen Ausgang des Mittelalters völlig wieder verschwindet. Anfangs war der Wahrscheinlichkeitsbeweis noch zu wenig ausgebildet, um zu einem bestimmten Systeme und einer technischen Beziehung Anlass zu geben, und gegen Ausgang des Mittelalters wurde er durch den vollständigen auf die Begründung richterlicher Ueberzeugung abzielenden Beweis des römisch-kanonischen Rechtes verdrängt. Daraus folgt zugleich, dass der von Albrecht gemachte und von Anderen wiederholte Versuch die Gewere als ein Institut von materiellem Inhalte darzustellen, ein verfehlter bleiben musste, und dass, wenn es auch wichtig ist, zu untersuchen, ob die Quellen von einer Gewere, als einem Kennzeichen eines dinglichen Rechtes, im einzelnen Falle wirklich reden, die Untersuchung, ob die Quellen in einem anderen Falle eine Gewere hätten annehmen müssen — eine Untersuchung, die z. B. Albrecht und Stobbe anstellen — nothwendig eine resultatlose sein muss. Für unsere Untersuchungen über das materielle Recht kann es nicht

mehr darauf ankommen, festzustellen, welche Behauptungen der Parteien dasjenige Gewicht bei Abwägung des Wahrscheinlichkeitsbeweises im mittelalterlichen Verfahren besaßen, welches man in anderen Fällen dem factischen Besitze, der Gewere in diesem Sinne, beilegte, abgesehen auch davon dass uns die Mittel für eine derartige Feststellung im Geiste des mittelalterlichen Rechtes völlig mangeln. Nur in der s. g. rechten Gewere ist die Gewere aus einer Präsumtion zu einer unwiderleglichen Präsumtion und damit zu einem materiellen Rechtssatze geworden, der in Verbindung mit der Auffassung zu der s. g. Publicität des modernen Grundbuch- und Hypothekenwesens geführt hat.

Eine andere Nachwirkung des älteren deutschen Processrechts findet der Verf. in dem heutigen Executivprocesse. Während dieser von den Meisten auf eine Erfindung der italienischen Jurisprudenz des Mittelalters zurückgeführt wird, haben in neuerer Zeit Ortloff und nach ihm jetzt Bayer die sächsische Jurisprudenz zu Anfang des XVI. Jahrhunderts als die Quelle des Executivprocesses darzulegen sich bemüht. Der Verf. zeigt nun in einem Anhang (S. 255 bis 283), dass keine dieser Ansichten die richtige ist, dass der Executivprocess vielmehr ein Ueberrest des älteren deutschen Processes ist, und dass, wenn auch die Theorie der älteren sächsischen Juristen, wie der Italiener auf diese gemeinsame Wurzel zurückzuführen ist, doch weder die eine noch die andere jener Theorien unbedingt als Muster für die Gesetzgebung aufgestellt werden kann. Der Executivprocess ist vielmehr ursprünglich nichts Anderes als der deutsche Process mit dem Beweismittel des Gerichtszeugnisses, an dessen Stelle später

die gerichtliche Urkunde und noch später auch die Privatkunde getreten ist. Da der Urkundenbeweis und der auch in diesem Falle später in gewissem Umfange zulässige Parteieid des deutschen Processes in vielen Punkten dem römischen Urkundenbeweise und dem deferirten Eide des römischen Rechtes gleichgestellt werden konnte, so war es möglich den germanischen Process insoweit als eine besondere Art des gemeinen römisch-kanonischen Processes in diesen einzuschieben, eine Einrichtung, die um so mehr sich empfahl, als der römisch-kanonische Process des Mittelalters ein höchst langwieriges und das gute Recht des Gläubigers auf das äusserste gefährdendes Verfahren war, der germanische Process aber sehr schnell zum Ziele führte. Diese letztere Betrachtung, sowie der Umstand, dass der germanische Urkundenprocess nur formelle Beweismittel anerkennen konnte, während der römisch-kanonische Process auf die Begründung einer vollständigen richterlichen Ueberzeugung gebaut ist, führten unwillkürlich zu der schon von den Italienern angenommenen Ansicht, dass der Executivprocess nur ein summarisches Verfahren sei, dessen Entscheidung mittelst einer Nachklage im ordentlichen Processe wieder entkräftet werden könne. Alle Controversen aber, welche bis auf den heutigen Tag — man vergleiche noch die officiellen Protokolle der in Hannover tagenden deutschen Civilprocess-Commission über die Behandlung des Executivprocesses geherrscht haben, finden, wie der Vf. nachweis't, ihre Erklärung in der Schwierigkeit, dieses Processstück mit formellem, altgermanischem Beweisrechte harmonisch zu verbinden mit dem ordentlichen Processe, dessen Beweisrecht ein materielles, auf Herstellung einer

vollständigen richterlichen Ueberzeugung gerichtetes ist. Der Verfasser giebt zugleich kurz an und zwar im Wesentlichen in Uebereinstimmung mit den von der hannoverschen Processordnung und der deutschen Civilprocess-Commission angenommenen Grundsätzen, wie die Gesetzgebung den Executivprocess werde zu behandeln haben.

In der Schlussbetrachtung (S. 232—255) stellt der Verf. das Beweisurtheil des heutigen und das des germanischen Processes einander gegenüber und gelangt zu dem Schlusse, dass dieses jenem in keiner Weise gleichgestellt werden kann, dass jenes vielmehr nur auf einem Missverständnisse beruht, indem die Juristen des XVII. Jahrhunderts eine alte Form, welche für den einseitigen, formellen Beweis des alten Rechtes passte, kritiklos auf eine ganz verschiedene Art des Beweises, wie solche im römisch-kanonischen Prozesse wesentlich ist, anwendeten. Es wird zugleich angedeutet, dass der heutige gemeine Civilprocess zum grossen Theile nur Missverständnissen seinen Ursprung verdankt, eine Ansicht, die schon Wieding in anderer Weise zu begründen versucht hat. Indem man den principiellen Unterschied nicht zu erfassen vermochte, der zwischen dem germanischen und dem römischen Beweisrechte und Prozesse stattfindet, legte man, von der Ansicht ausgehend, dass auch im römischen Rechte überall formelle Acte wesentlich seien, da, wo der römische Process eine lebendige und freie Bewegung in Gemässheit der Bedürfnisse des einzelnen Falls gestattete, ein vielgetheiltes Fachwerk an, in welches der Process gepresst werden musste. So konnte eine Unzahl der Rechtskraft fähiger Zwischenurtheile das Verfahren zerschneiden und durch die auf diese Weise nothwendig werden-

den Rechtsmittel vermochten die Processe zu jener monströsen Länge anzuwachsen, gegen welche die Gesetzgebung fortwährend mit unzulänglichen Mitteln gekämpft hat. Die Rechtskraft aber gerade des Beweisurtheils ist keine besondere Eigenschaft des letzteren im germanischen Processe; sie ist vielmehr Folge eines allgemeinen, den gesamten germanischen Process beherrschenden, auf den heutigen Process dagegen des veränderten Beweisrechtes wegen unanwendbaren Grundsatzes, welcher jeden Bescheid des Gerichts sofort unumstösslich werden lässt, falls nicht die benachtheiligte Partei sofort Widerspruch erhebt, wie denn die italienische und später auch die deutsche Jurisprudenz sich vergebens bemüht haben ein haltbares allgemeines Unterscheidungsmerkmal zwischen Bescheiden und Zwischenurtheilen aufzustellen, und daneben mag es bemerkt werden, dass auch die so oft als eine altnationale Einrichtung gepriesene Eventualmaxime keineswegs diese Bezeichnung verdient, dass sie vielmehr nur durch die Schriftlichkeit des Verfahrens veranlasst, dagegen im älteren germanischen Processe gar nicht möglich war, und wäre sie möglich gewesen, den gesamten Process hätte zersprengen müssen.

Wie bemerkt spricht sich der Verf. entschieden gegen die Annahme einer s. g. germanischen Freiheit aus, bei welcher der Einzelne gewissermassen nur aus gutem Willen dem Gemeinwesen gehorcht hätte. Dennoch verkennt Verfasser nicht, dass durch die germanischen Gerichtseinrichtungen die Freiheit und das Recht des Einzelnen auf eine äusserst wirksame Weise vor Uebergriffen des Gesamtwillens der Gemeinde gesichert war. Der germanische Process

versetzt nämlich den Besitzer in eine äusserst günstige Lage, eine viel günstigere als diejenige ist, welche ihm im heutigen oder im römischen Rechte eingeräumt ist, und als Besitzer können wir im Strafverfahren mit Fug auch den Angeklagten bezeichnen, welcher sein Leben, seine Ehre und seine Freiheit gegen den Angriff des Anklägers vertheidigt. Da das Gericht beschränkt ist auf die Beurtheilung der Wahrscheinlichkeit, welche für oder gegen den Beklagten spricht, nach allgemeinen und grossen Zügen, die zu einem Systeme fester Rechtsregeln werden, so ist der Beklagte gegen jede Macht gesichert, falls er einen dieser allgemeinen Wahrscheinlichkeitsgründe für sich geltend machen und mit seinem Eide und dem einiger Genossen erhärten kann. Es ergibt sich daraus zugleich der Zusammenhang, in welchem das moderne Geschworenengericht mit dem altgermanischen Prozesse steht, ein Zusammenhang, den man über der in neuerer Zeit vorherrschenden Detailuntersuchung zu übersehen pflegt. Das Geschworenengericht ist nichts Anderes als die den veränderten staatlichen und Cultur-Zuständen entsprechende Entwicklung des germanischen Grundsatzes, welcher die angegriffene Partei schützt, sobald diese eine Anzahl ausgewählter Genossen von ihrem Rechte zu überzeugen vermocht hat. Nur dieser Zusammenhang kann die grossartige Verbreitung der Jury erklären.

Der Verf. hat, wie die vorstehende Uebersicht ergibt, eine Anzahl sehr verschiedenartiger Gegenstände in den Kreis seiner Untersuchung gezogen. Er verhehlt sich nicht, dass dies bei Manchen Bedenken erregen mag. Indess glaubt er daran erinnern zu dürfen, dass das Recht in allen seinen Theilen gleichsam als ein

lebendiger Organismus zusammenhängt, und dass die Eintheilung, welche vom Standpunkte theoretischer Systematik befolgt werden mag, nicht immer übereinkommt mit denjenigen Verbindungen der einzelnen Theile jenes Organismus, aus denen geschichtlich die Rechtsinstitute emporwachsen. Und wenn einerseits die Aufstellung allgemeiner und umfassender Grundsätze in der Geschichte des Rechtes der Vorsicht und Besonnenheit dringend bedarf, so ist es doch andererseits nicht weniger wahr, dass auch die isolirte Betrachtung der Einzelheiten ihre Gefahren hat, und dass erst beide, die genaue Untersuchung der Einzelheiten und die Betrachtung aus allgemeinen Gesichtspunkten, welche Ursache und Wirkung in der Geschichte erkennen lässt, vereinigt ein richtiges Ergebniss zu liefern im Stande sind. Im Organismus des Rechtes empfängt eben das Einzelne seine richtige Bedeutung erst in der Beziehung zum Ganzen, und die Veränderung eines Theiles ist oft nicht ohne den erheblichsten Einfluss auf einen anderen scheinbar unberührten und entfernten Theil. Wollte die Rechtsgeschichte sich auf eine Untersuchung der Einzelheiten gleichsam mit bewaffnetem Auge beschränken, ohne den Versuch zu machen, zu höheren und allgemeineren Gesichtspunkten emporzusteigen, so würde sie leicht Das, was sie scheinbar an Genauigkeit gewinnt, wieder einbüßen durch eine ungehörige Verengerung und eine ungenügende Beleuchtung des Gesichtsfeldes. Die Betrachtung aus allgemeineren und umfassenderen Standpunkten ist daher an sich nothwendig und nur dann gefährlich, wenn sie die Untersuchung der Einzelheiten verschmäht. Dieses letzteren Fehlers aber wird man den Verf. mit Grund nicht zei-

hen können. Er giebt sich vielmehr der Hoffnung hin, dass es ihm gelungen ist, eine Reihe von Einzelheiten, welche bisher der künstlichsten Deutung unterlagen, auf einfache und daher dem Rechtsbewusstsein unserer Vorfahren entsprechende Grundzüge zurückgeführt zu haben.

Gegenwärtig aber, wo die Codification des Rechtes mehr und mehr als unabweisbares Bedürfniss empfunden wird, scheint dem Verf. eine dringende Aufforderung vorzuliegen, an die Detailuntersuchung, für welche so viel Ausgezeichnetes geleistet ist, auch die allgemeinen Schlüsse zu reihen, welche eine Verwerthung des geschichtlichen Materials für die Zukunft ermöglichen. Einen Versuch dieser Art hat Verf. in der angezeigten Schrift begonnen, zu beenden hofft er in einer anderen Schrift, in welcher er die Reform des Civilprocesses überhaupt näher ins Auge zu fassen gedenkt. Da die Untersuchungen über das ältere Recht doch theilweise einen anderen Leserkreis finden werden, als derjenige ist, der sich für die Reform des Civilprocesses vorzugsweis interessirt, schien es zweckmässig hier auch auf eine Kritik der in neuerer Zeit gemachten Reformvorschläge in Betreff des Beweisurtheils nicht einzugehen und überhaupt das Urtheil über die legislative Behandlung dieser Einrichtung des Processes, welche ohnehin mit anderen Reformen in genauem Zusammenhange steht, noch vorzubehalten.

L. v. Bar.

De l'arsenic dans la pathologie du système nerveux, son action dans l'état nerveux, la chlorose, les névralgies et les nevroses particulières,

l'adynamie et l'ataxie liées aux maladies aiguës, la cachexie des maladies chroniques. Etude sur la médication arsenicale par le docteur Charles Isnard de Marseille. Paris, Victor Masson et fils. 1865. 271 Seiten in Octav.

Vorliegendes Werk hat eine therapeutische Tendenz. Der Verfasser hat die Wirkungen der arsenigen Säure in den meisten acuten und chronischen Krankheiten geprüft, deren lange Liste auf S. 252 verzeichnet steht. In einer Anzahl von Krankheiten erwies sich ihm die Anwendung des Arseniks nützlich, indem theils Heilungen, theils wesentliche Besserungen dadurch erzielt wurden. Dieses ergibt sich aus 86 Krankengeschichten, welche ausführlich im Texte mitgetheilt werden, übrigens dem grössten Theil nach sich auf weibliche Kranke beziehen. Auf diese Erfahrungen sich stützend, welche bruchstückweise schon früher in medicinischen Journalen von demselben Autor veröffentlicht wurden, glaubt letzterer die Anwendung des Arseniks in folgenden Affectionen warm befürworten zu können.

In den nervösen Zuständen, welche auf andere Krankheiten folgen, in der Schwangerschaft, während der Lactation, während und nach der Pubertät, bei dem Aufhören der Menstruation. Ferner in der Chlorose, der Anämie, den Neuralgien, der Chorea major und minor, in der Bewegungs-Ataxie, im Typhus, in der Pneumonie und Influenza, in der Reconvalescenz von acuten Krankheiten, in der Scrophulose und Tuberculose.

Die Einleitung bringt Allgemeines über die Rolle des Nervensystems im thierischen Organismus, über die Pathologie desselben und die Anwendung des Arseniks dabei. Das erste Kapitel

handelt von den nervösen Zuständen im Allgemeinen, das zweite von der Chlorose, das dritte von den Neuralgieen, das vierte von der Reconvalescenzenz, das fünfte von der Bewegungs-Ataxie und ihren verschiedenen Formen, das sechste von der Tuberculose und Scrophulose. Auffallend ist es bei einem so warmen Vertheidiger des Arséniks, dass so wenig von seiner Anwendung in schweren Wechselfiebern gesagt wird, in welchen dessen Wirksamkeit so unwiderleglich von den erfahrensten Praktikern dargethan ist. Aber vielleicht kamen dem Verf. in Marseille gerade keine geeigneten Fälle zur Behandlung und überhaupt scheint sich derselbe auf die Mittheilung seiner eigenen Erfahrungen haben beschränken zu wollen. In periodischen Neuralgieen dagegen trat die heilende Wirkung des Mittels am deutlichsten vor die Augen.

Im siebenten Capitel wird die Anwendungsweise des Arséniks erörtert. Es wurde meistens folgende Formel gebraucht:

Arsenige Säure	20 cgrm.
Destillirtes Wasser	1 litre.

Etwa dreissig Minuten lang werden in einem Glaskolben etwa 100 grm. Wasser mit dem Arsénik gekocht. Nach dessen Lösung fügt man das übrige Wasser hinzu. Man giebt dann in mehr chronischen Zuständen auf zwei bis drei Dosen vertheilt täglich 50 grm., welche 1 cgrm. arsenige Säure enthalten. Oder man lässt 1,5 — 2 — 3 — 4 — 5 cgrm. täglich in drei bis vier Dosen nehmen. Zuweilen kann man mit letzterem Verfahren beginnen und dann auf die Vorschrift entsprechend 1 cgrm. täglich fallen.

Die Seltenheit, mit welcher Beschwerden bei einem methodischen Gebrauche der arsenigen

Säure auftreten, was sowohl für Erwachsene, als für Kinder Gültigkeit hat, veranlasst den Verf. zu der Bemerkung, dass alle die mannigfaltigen bedenklichen oder gefährlichen Zufälle, welche man nach Arsenik-Gebrauche auftreten sah, auf Fälle, die eigentlich den Vergiftungen angehören, zu beziehen sind. Die Ausscheidung des Metalles aus dem Körper ist zufolge der Untersuchungen von Chatin und Orfila bei Hunden binnen 12 Tagen nach der Aufnahme vollendet, während bei anderen Metallen viel mehr Zeit darüber verstreicht. Beim Menschen soll die Ausscheidung des Arsens ca. dreimal langsamer vor sich gehen, was Verf. jedoch bezweifelt. Jedenfalls kommen Fälle vor, in denen ein Gebrauch des Mittels während vier oder sechs Jahren, ohne schädliche Folgen nach sich zu ziehen, vom Verf. durchgeführt wurde.

Die Verdienstlichkeit einer therapeutischen Monographie wird bei der directen praktischen Anwendbarkeit der empfohlenen Methode Niemand bezweifeln. Um so mehr wird eine derartige Leistung in einer Zeit geschätzt werden müssen, die arm an solchen ist, wie die jetzige. Wünschenswerth und interessant wäre ein eingehendes Studium des Stoffwechsels bei jenen mit Arsenik behandelten Kranken gewesen, wozu freilich dem Verf. die äusseren Mittel gefehlt haben mögen.

W. Krause.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

3. Stück.

17. Januar 1866.

Zeitschrift für Deutsches Alterthum herausgegeben von Moriz Haupt. Neue Folge. Ersten Bandes erstes Heft (XIII. Band). Berlin Weidmannsche Buchhandlung. 192 Seiten in Octav.

Jeder Freund Deutscher Literatur und Geschichte wird mit Freuden die Fortsetzung dieser Zeitschrift begrüßen, die in einer langen Reihe von Jahren die wichtigsten Beiträge zur Erforschung der verschiedenen Seiten des deutschen Alterthums gegeben hat, zuletzt eine Zeitlang etwas in Stocken gekommen war, nun aber mit neuem Eifer begonnen wird. Wenn aber an dieser Stelle davon Erwähnung geschieht, so giebt dazu den Anlass vor allem die Abhandlung, welche den neuen Band eröffnet, die man nicht anstehen kann als eine auch für die geschichtliche Wissenschaft überaus interessante und bedeutende zu bezeichnen.

Herr Prof. Dietrich in Marburg, der sich bereits in mehreren Schriften mit der Entzifferung und Deutung von Runeninschriften beschäftigt hat, giebt unter der Ueberschrift: Die Runen-

inschriften der Goldbracteaten entziffert und nach ihrer geschichtlichen Bedeutung gewürdigt, eine ausführliche Untersuchung über diese bisher so räthselhaften Denkmäler, die, man kann nur sagen, zu überraschenden Resultaten führt.

Schrift und Sprache dieser über Norddeutschland und besonders Skandinavien verbreiteten Denkmäler werden hier als entschieden nicht skandinavisch, sondern altsächsisch nachgewiesen, den angelsächsischen Runen und Sprachformen verwandt, aber durchweg alterthümlicher, offenbar den Völkerschaften welche die brittische Insel einnahmen und germanisierten in der ursprünglichen Heimat angehörig. Die Deutung der Inschrift des goldenen Horns aus der Gegend von Tondern, nach dem Vorgang Munch's und J. Grimm's von Müllenhoff (14. Bericht der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Alterthümer S. 15 ff. 16. Bericht S. 4 ff.) gegeben, hat dieser Auffassung Bahn gebrochen, die Hr. Dietrich dann in einigen früheren Abhandlungen bereits näher begründet, neuerdings aber bei kürzeren Inschriften auf einem Schildbuckel und einer bronzenen Zwinge unter den merkwürdigen Funden zu Taschberg im Schleswigschen durchgeführt hat (s. diese Anzeigen Jahrg. 1865. St. 27. S. 1063 *), und der er hier eine umfassende Bestätigung und weitere Ausführung giebt durch die Deutung von mehr als 50 kürzeren oder längeren Inschriften auf sogenannten Goldbracteaten, die, nicht als Münze, sondern als Schmuck oder vielleicht als Amulete gedient haben. Ueber

*) Eine weitere Ausführung citiert der Verf. aus Germania X, S. 218 ff., d. h. dem dritten mir noch nicht zugekommenen Heft des betreffenden Bandes dieser Zeitschrift.

Die Deutungen mancher Zeichen und Worte mag Zweifel bleiben: sie sind keineswegs alle gleich überzeugend, und von dem Verfasser selbst werden mehrere nur als Vermuthung hingestellt; anderes, was er für gesichert hält, wird zu Bedenken oder anderen Erklärungen Anlass geben. Aber auf einem Gebiet so schwieriger Untersuchung, bei Inschriften oft weniger Zeichen, in Umschriften auf engem Raum, wo Abkürzungen oder ungewöhnliche Stellungen geboten waren, an einer an sich unbekannten nur nach späteren Denkmälern zu deutenden Sprache, kann es sicher nicht anders sein. Ueber das Resultat im Allgemeinen bleibt kein Zweifel, und man darf nicht anstehen, was hier gegeben den bedeutendsten Entdeckungen, die in neuerer Zeit durch Entzifferung und Erklärung alter Schrift Denkmäler gemacht sind, an die Seite zu stellen, und einen besonderen Werth gewinnt es dadurch, dass es hier nicht fernliegende Völker und Zeiten, sondern die heidnische Vorzeit ist, welcher diese Denkmäler angehören und über die sie ein neues oder helleres Licht verbreiten.

Was man wohl auch aus anderen Gründen anzunehmen Grund hatte, und darf ich hinzufügen von mir immer vertreten ist, dass deutsche Völkerschaften in älterer Zeit die sogenannte Cimbrische Halbinsel vollständig inne hatten und wahrscheinlich auch über die benachbarten Inseln sowie einen Theil der skandinavischen Halbinsel verbreitet waren, erhält hier volle Bestätigung. Mit Sicherheit nimmt, der Verf. nur das Erstere an, und meint, die Verbreitung der Bracteaten auch über den weiteren Norden erkläre sich leicht, auch wenn sie nur auf der Cimbrischen Halbinsel und in den benachbarten Gegenden heimisch waren: so gut

wie später angelsächsische Münzen in grosser Zahl nach dem Norden kamen, so dass man hier ihrer mehr als in England selbst gefunden hat, können auch diese Bracteaten dort eingeführt sein. Die entgegengesetzte Ansicht nordischer Forscher, dass vielmehr Skandinavien die Heimat der Bracteaten gewesen, der auch manche Deutsche beigeppflichtet, findet die bestimmteste Abweisung: Schrift und Sprache sind auf das entschiedenste dagegen. Die Zeit aber wird durch die zugleich gefundenen oder in den bildlichen Darstellungen nachgeahmten römischen und byzantinischen Münzen bestimmt: hauptsächlich das 4—6te Jahrhundert kommen in Betracht, einzelne Stücke gehen bis ins 7te hinab. Aelter sind jene Fundstücke von Taschberg (s. diese Anz. 1863 St. 42), und auch das goldene Horn wird der Verf. jetzt nicht mehr so spät anzusetzen geneigt sein, als da er zuerst über seine Runen handelte. Am schwierigsten zu erklären bleibt das Vorkommen derselben Schrift und einer, wie es hier heisst, halbnordischen Sprache auf Steininschriften der schwedischen Landschaft Bleking und an der Südküste Norwegens (von Tunöe), in wesentlicher Verschiedenheit von den zahlreichen Runeninschriften nordischen Charakters, über die Herr Dietrich früher besonders gehandelt hat: es scheint dass sie nicht wohl so hoch hinauf gesetzt werden können, dass man sie als der Einwanderung der eigentlichen Skandinaven vorhergehend zu betrachten habe: so bleibt nur übrig, sie zurückgebliebenen Abtheilungen der älteren deutschen Bevölkerung beizulegen oder an spätere mehr vereinzelte Ansiedlungen von der Jütischen Halbinsel aus an den nordischen Küsten zu denken. Hier bleiben noch Dunkelheiten. Aber in der Hauptsache

sind sichere Thatsachen gewonnen. Der Verf. hat gewiss ein Recht zu sagen (S. 93): »fest ermittelt ist schon aus den vorgelegten Untersuchungen erstlich, die Goldbracteaten mit den sächsischen Runen gehören nicht zu den skandinavischen, sondern im weiteren Sinne zu den deutschen Alterthümern, und fürs andere, in Jütland und Schleswig herrschte bis zum 6ten Jahrh. wie in Holstein eine deutsch redende, an Goldbesitz reiche Bevölkerung, und dieselbe erstreckte sich bis über die nördlicher gelegenen Inseln und Küsten als Trägerin einer nicht geringen Bildung.«

Von den letztern geben, wie die Denkmäler des Lebens, Geräthe und Schmuck, so auch die der Sprache Kunde. Die freilich rohen Bilder sind auch nicht ohne Interesse: Reiter mit Helmen auf Pferden mit verzierten Zäunen, Falken, ausserdem mancherlei eigenthümlich deutsche Verzierung ist dargestellt. Die Sprüche, welche in den Inschriften entziffert werden, zeigen zum Theil rhythmischen Bau und Alliteration, die Sprache erscheint wohlklingend, reich entwickelt; dem Gothischen selbständig an die Seite tretend, lässt sie eine ähnliche Stufe der Bildung erkennen: wie der Verf. meint, zeigt manches auffallende Aehnlichkeit mit dem Northumbrischen, »d. h. einer aus Anglien stammenden Mundart«. Eben an die alten Angeln neben den Sachsen wird gedacht; ausserdem war für die Inseln wohl an Müllenhoffs Vermuthung, der hier die Sitze der Warzen ansetzt, zu erinnern.

Einige Stücke ist übrigens der Verf. geneigt noch anderen Stämmen und Gegenden beizulegen. Einen Bracteaten mit lateinischer Inschrift bezieht er auf den westgothischen König Suintila und findet auch bei einigen anderen westgothischen Ursprung wahrscheinlich; eine Inschrift

aber, in der er den latinisierten Namen Gunthious entziffert, meint er auf den Burgunderkönig Gundioch am Anfang des 5ten Jahrhunderts deuten zu dürfen. Namentlich das Letzte scheint aber sehr unsicher und kaum als Vermuthung berechtigt.

Dagegen weist Hr. Dietrich in einer zweiten Abhandlung dieses Heftes nach, dass allerdings auch die Burgunder noch in Gallien den Gebrauch der Runen hatten. Eine in der Nähe von Dijon bei Charnay neben anderen zahlreichen Gegenständen des Alterthums (wie vermuthet ist an einer Stätte, da die Burgunder von dem fränkischen König Chlodovech geschlagen wurden) gefundene silberne vergoldete Spange mit zahlreichen Runen, die in einem in Deutschland wenig bekannten Werke von Baudot schon 1860 abgebildet ist, zeigt oben und an den Seiten Runen in grösserer Zahl, die hier zuerst eine befriedigende Deutung finden: eine ganz verkehrte eines Theiles hatte der Däne Rafn dem französischen Herausgeber mitgetheilt. Es zeigt sich, dass hier einmal, wie auch auf einem der Bracteaten, das Runenalphabet (Runenfuthark), nur nicht ganz vollständig, geschrieben ist, dann ein Spruch, der sich gleich als entschieden deutsch, dem Gothischen verwandt, kundgiebt, wenn auch die Deutung der einzelnen Worte nicht ohne Bedenken ist und den Verf. vielleicht zu einigen etwas kühnen Combinationen hinreisst (er findet hier das Stammwort unsers »kühn«, ja vielleicht sogar der »Infanterie«, in den Formen bei gothischem Grundcharakter eine gewisse Verwandtschaft mit dem Alamannischen), ausserdem einen Namen, Fusia, der an das »fons« in den westgothischen Namen anklingt. Das Futhark aber zeigt eine Verwandt-

schaft mit dem sogenannten Hrabanschen Runenalphabet, und dies erhält dergestalt durch diese Entdeckung weitere Beglaubigung. Auch die hier erhaltenen Runennamen gewinnen eine neue Bedeutung; der Verf. verspricht darüber eine weitere Untersuchung, indem er vorläufig nur auf die Wichtigkeit der Form »Othil« hinweist. Eine Abbildung der Spange, vergleichende Zusammenstellung des Futharks von Charnay, Vadstena (des Bracteaten) und des Hrabanus sind dieser Abhandlung beigegeben, wie der ersten eine genaue Zusammenstellung der verschiedenen Formen, in denen nach des Verfs Deutung die einzelnen Runen auf den verschiedenen Bracteaten vorkommen.

Neuerdings ist von zwei andern Runeninschriften auf Spangen, einer aus den bekannten Nordendorfer Ausgrabungen, einer zweiten aus Westdorf in Rheinhessen, Kunde gegeben (Correspondenzblatt 1865. Nr. 12). Hoffen wir, dass auch diese bald Hrn Dietrich zugänglich und in den Kreis dieser Untersuchungen gezogen werden, die über wichtige Seiten des altdeutschen Lebens in ungehoffter Weise neue Aufschlüsse bieten.

G. Waitz.

Lexicon linguae aethiopicae cum indice latino (vergl. weiter Gel. Anz. 1863 S. 41 ff.). Lipsiae, T. O. Weigel, MDCCCLXV. — XXXII und 1522 mit VI u. 64 S. in gr. Quart.

Chrestomathia Aethiopica edita et glossario explanata ab Augusto Dillmann phil. et theol. Dr., hujusque in academia Ludoviciana Gissensi professore p. o. Lipsiae, T. O. Weigel. MDCCCLXVI. XVI u. 291 S. in gr. Octav.

Wir haben das Erscheinen des Aethiopischen Wörterbuches von Dillmann zwar schon an der oben bemeldeten Stelle in den Gel. Anz. etwas näher besprochen, kommen nun aber nachdem es ganz vollendet der wissenschaftlichen Welt übergeben ist noch einmal auf dieses so grosse und so überaus nützliche Werk zurück, um es erst jetzt zugleich mit dem zweiten der eben bemerkten Bücher etwas weiter zu beurtheilen. Weit und breit lag für den Zustand unserer heutigen Wissenschaften kein so grosses Bedürfniss vor als das eines Aethiopischen Wörterbuches: man hätte, wäre dieser Zustand noch von langer Dauer gewesen, sogar leicht auf den verzweifelten Gedanken kommen können das jetzt beinahe zweihundert Jahre alte Wörterbuch Hiob Ludolf's einfach wieder abdrucken zu lassen; und wie jetzt in viele Gebiete gerade dieser Wissenschaften eine üble Flucht vor jeder schwereren Arbeit einreissen will, so hätten gewiss dann Manche bei einem solchen Werke Thätige sich wunder wie gerühmt der Wissenschaft einen guten Dienst erwiesen zu haben. Dank der seltenen Arbeitsamkeit des Verfs, den besonderen Kenntnissen weitesten Umfanges welche er sich im Aethiopischen Schriftthume schon längst erwarb und seiner ausgezeichneten Liebe zur Förderung dieses sonst so sehr vernachlässigten Feldes unserer Erkenntnisse ist nun hier ein ganz neues grosses Werk entstanden welches nicht nur alles was Ludolf Brauchbares gab in sich aufgenommen hat sondern auch sein ganzes Buch in völlig neuer Weise so wiedergiebt wie jener herrliche Deutsche Mann es etwa selbst verfasst haben würde wenn er heute lebte. Das Wörterbuch einer fast untergegangenen und nur in einer Menge höchst zerstreuter schwer sam-

melbarer Bücher erhaltenen Schriftsprache muss, wenn es den heutigen Anforderungen entsprechen will, viele tausend einzelner kleiner oder grosser Abhandlungen enthalten, da leicht jedes Wort genauer zu beschreiben oft auch schwer auffindbar ist und nicht wenige só dunkel sind dass man schon über jedes allein die weitläufigsten und schwierigsten Untersuchungen anzustellen hat. So giebt sich nun wirklich jedes der tausend Steinchen aus denen dies ganze weite Wortgebäude zusammengesetzt ist als ein mit ganz neuer Mühe sorgfältigst geglättetes und schön beschriebenes; manche dieser Stücke enthalten sogar auch Auszüge aus noch gar nicht veröffentlichten Aethiopischen Büchern, oder geben sonst werthvolle Beiträge zu unsern Kenntnissen. In den *Prolegomena* aber fasst dann der Verf. vieles von dem was sich auf allgemeinere Einsichten zurückführen lässt übersichtlicher zusammen, und theilt gelegentlich nicht weniger eine Menge unbekannter Thatsachen aus dem Gebiete des Aethiopischen Schriftthumes mit. Alle die Fremdwörter welche im Aethiopischen wie es in seinen Schriften uns jetzt vorliegt ziemlich zahlreich und oft schwerer erkennbar sind, so wie was sonst ungewisseren Verständnisses und Ursprunges ist, auch die Eigennamen sammelt der Vf. in besonderen Anhängen. Recht nützlich sind auch als weitere Anhänge die Wortverzeichnisse von Mundarten der heutigen Tigré-Sprache, welche der unsern Lesern aus den Gel. Anz. vorigen Jahres S. 618 ff. bekannte Herr Werner Munzinger und der als Erforscher Aethiopischer heutiger Völkersprachen und Schriften schon länger vielgenannte Ant. d'Abbadie dem Vf. mitgetheilt haben. Letzterer besitzt, wie man durch ihn selbst längst

weiss, noch eine Menge nicht veröffentlichter Wörterverzeichnisse der so sehr verschiedenen heutigen Sprachen Aethiopischer Länder; und was davon unterrichtend ist sollte doch endlich vollständig gedruckt werden. So erinnert sich der Unterzeichnete wie d'Abbadie ihm im Febr. 1857 hier in Göttingen mündlich mittheilte er habe im Tigré den Namen דִּבְק für die *pubes* gebräuchlich gefunden, eine Nachricht welche ihm wegen des dunklen Wortes דִּבְקִי 1. Kön. 22, 34 (wiederholt 2. Chr. 18, 33) wichtig schien: in den vorliegenden Verzeichnissen findet sich aber nichts was man hieher ziehen könnte.

Indessen hat Dillmann die ausgezeichneten Verdienste welche er sich 1857 durch seine Aethiopische Sprachlehre und nun durch sein grosses Aethiopisches Wörterbuch erwarb, so eben durch die obenbemerkte Aethiopische Chrestomathie noch auf eine sehr erfreuliche Weise erhöht. Man begreift leicht dass der Name einer Chrestomathie bei den Morgenländischen Sprachen, nimmt man vorzüglich das Hebräische aus, eine ganz andere Bedeutung hat als sonst. Wünscht ein Freund und Beförderer der Kenntniss dieser Sprachen einige unbekannte handschriftliche Stücke zu veröffentlichen, daneben vielleicht auch für solche Wissbegierige welche eins der theuern Wörterbücher nicht leicht gebrauchen können ein kleineres ihnen hinzuzufügen, so benennt er ein solches Werk mit jenem allbekannten Namen: so ist dies nicht nur die erste Aethiopische Chrestomathie, sondern wird aus nahe liegenden Gründen auch wohl sehr lange die einzige bleiben, und wird gewiss dennoch zur leichteren Verbreitung der Kenntniss des Aethiopischen sehr nützlich sein. Für die Wissenschaft ist jedoch nur dies die Hauptsache;

dass es auf diesem Wege gelungen ist wieder eine schöne Anzahl Aethiopischer Stücke welche bis heute fast sämmtlich ungedruckt waren in die Oeffentlichkeit zu bringen; und da heute niemand so gut wie Dillmann die Schätze des Aethiopischen Schriftthumes zur Hand hat, so versteht sich von selbst dass man hier solche Stücke zusammengestellt findet welche nach der Bedeutung ihres Inhaltes oder nach ihrem höhern Alter einen besondern Werth haben; und ebenso leicht versteht sich dass man sie hier mit den wichtigeren verschiedenen Lesarten und einigen anderen ganz kurzen Bemerkungen sehr zuverlässig abgedruckt findet. Sogleich das erste Stück S. 1—15, das B. Barukh welches sich mit den Jeremiasbüchern enger verbunden noch ausser dem sonst unter diesem Namen bekannten in der Aethiopischen Kirche und Bibel erhalten hat und obwohl wahrscheinlich aus dem Syrischen übersetzt sich bis jetzt nur in Aethiopischer Sprache findet, würde uns hier zu vielen Bemerkungen Anlass geben wenn der Raum es erlaubte. Wir heben daher nur noch hervor dass dieser Druck auch reiche Beispiele von Aethiopischer Dichtkunst giebt, deren Art aus den bisher gedruckten Büchern nur schwer zu erkennen war.

Kehren wir jedoch von diesem äusserst nützlichen kleineren Werke des Verfs zu seinem ungleich grösseren zurück, so weiss und fühlt gewiss Niemand besser als er wie lückenhaft und unsicher Manches noch in dem weiten Gebiete des Aethiopischen Sprachschatzes für uns heute ist, trotzdem dass wir in den letzten zwanzig bis dreissig Jahren (denn vor diesen Jahren lag hier beinahe seit Ludolf's Zeiten selbst alles vollkommen öde) die bedeutendsten

Fortschritte auf ihm zurückgelegt haben. Das beste Zeugniß darüber giebt der Verf. indem er in der auch sonst an Inhalt sehr reichen Vorrede zu dem kleineren Werke kurze Zeit nach der Vollendung seines grossen Wörterbuches auf einige Fälle im Aethiopischen Wortschatze und Sprachbaue hinweist wo er schon jetzt Manches noch genauer zu verstehen meine. Wir bringen hier noch einige andere Beispiele zur Sprache, nur um zu zeigen mit wie grosser Theilnahme wir dies alles fortwährend verfolgen. Vieles ist dazu in jeder Sprache, sobald man es mit dem Verständnisse aller ihrer auch der kleinsten Theile genauer nimmt und den ganzen Stoff in den höheren Zusammenhang zurücknehmen will aus welchem er sich erst zersplittert hat, noch besonders dunkel und verlangt wiederholt die schärfste Untersuchung. Obgleich man von der andern Seite auch nicht verzagen darf das bis dahin noch Dunklere endlich weit sicherer zu verstehen; und gerade im Semitischen Gebiete ist das in unsern Tagen in so vielen und so gewichtigen Fällen glänzend bewährt dass wir auf vielen bereits gebahnten Wegen getrost weiterschreiten können.

Ludolf ebenso wie alle die früheren Sprachgelehrten vernachlässigten das genauere Verständniss der Wörtchen (d. i. der Partikeln) im Aethiopischen wie in allen übrigen Sprachen bei weitem zu sehr. Desto nützlicher ist es offenbar dass man gerade in unsern Tagen auch diese nur scheinbaren Kleinigkeiten umgekehrt mit der grössten Sorgfalt zu durchforschen strebt und sich durch keine Schwierigkeit darin ein festes Ziel zu erreichen abhalten lässt. Auch der Verf. widmet ihnen in seinem grossen Werke einen besondern Antheil, und weicht gerade darin

1. Ludolf zum grossen Vortheile der Sache sehr
 wirklich ab. Nehmen wir nun die Wörtchen
ኃዘ (*enza*) indem **ኣኃኑ** (*enka*) nun **ኣኃጋ**
 (*gá*) also, so bemerkt man leicht dass sie
 trotz der so sehr verschiedenen Bedeutungen
 dennoch insoferne einen gleichen Ursprung und
 gleiche Ableitung haben müssen als sie alle drei
 mit einem Wörtchen *en-* zusammengesetzt sind,
 dass man vor allem wissen muss was dieses
 Wörtchen bedeute. Denn der zweite Bestand-
 theil jener Wörtchen welcher bei jedem verschie-
 den ist, lässt sich von vorne an leichter erken-
 nen. Das **-H** muss das bezügliche Wörtchen
 in welches auch vor ganze Sätze gesetzt un-
 ter dem dass entspricht; das **-ኑ**, verkürzt aus
ኣኣኣ *kae* ist dem **ኣኣ** entsprechend unser *so*; und
 da ihm nur wenig im Laute verschieden muss
 das **-ጋ** *gá* ebenfalls etwa soviel wie unser *so*
 sein. Hinweisende Wörtchen werden aber über-
 all leicht durch veränderte Stellung und Aus-
 sprache bezügliche: so haben wir nie gezweifelt
 dass das Wörtchen **ፆጋ** (*jôgî*) dem Arabischen
لعل vielleicht (eigentlich ob dass...) nicht
 bloss der Bedeutung sondern auch der Zusam-
 mensetzung nach entspreche, obgleich diese auf
 den ersten Blick ebenso schwer wiederzuerken-
 nen ist wie dass **لعل** (wie man jetzt endlich all-
 gemein anerkennt) aus **لو أن** entstand. Ist es
 nämlich nach *LB.* §. 52 *a* vgl. §. 51 *b* möglich
 dass das *jô-* mittelst *nô-* aus *lô-* entstand,
 so kann sich in der zweiten Sylbe nach einem
 bekannten Lautgesetze in der Wortbildung die-
 ser Sprachen das *gî-* nach dem hohen *ô* aus *-gô* ge-

senkt haben, ähnlich wie das *i* in dem gemeinen Hebräischen bezüglichem Wörtchen *י* selbst schon aus einem höheren Laute sich herabgesenkt hat. Wir sind daher bei der ganzen Reihe jener Aethiopischen Wörtchen vorläufig nur darüber ungewiss was das vorangesetzte *en-* bedeute.

In dieser Beziehung nun meint der Vf. dies Wörtchen sei einerlei mit dem rein hinweisenden *יְנָא* *inna* welches ursprünglich durch alle Semiti-

schen Sprachen hindurchgeht und eine in vieler Hinsicht so denkwürdige Einerleiheit mit dem Lat. *en* zeigt. Allein sowohl die Bedeutung selbst als die Lautverhältnisse scheinen uns eine solche Möglichkeit auszuschliessen. Was die Bedeutung betrifft, so ist dies Wörtchen *יְנָא*

in allen Semitischen Sprachen nur von d^r Art dass es auf etwas ganz Neues die Aufmerksamkeit wie mit Gewalt hinlenkt, unserm stark hinweisenden *dá* entsprechend. Daher haften ihm zwei Eigenthümlichkeiten an wodurch es sich von allen übrigen Wörtchen scharf unterscheidet und trotz seiner geringen Laute ein für den Satzbau wo es einmal angewandt wird übermächtiges Gewicht empfängt. Einmal kann es nur im Anfange eines Satzes stehen, und weist wo es sich finden mag immer *dá*rauf hin dass mit ihm im Wesentlichen immer ein neuer Anfang der Rede sich erhebe. Und zweitens beherrscht es den ganzen Satz welcher mit ihm beginnt, weist sogleich auf dessen Grundwort (das Subject) hin, unterwirft sich sogar dieses stärkste Glied des Satzes, und könnte höchstens von diesem aus auch das Aussagewort sich unterwerfen, wie letzteres im Lateinischen (*en cum*

vinctum), nicht aber ebenso leicht in den Semitischen Sprachen möglich ist. Das Wörtchen ist daher das gerade Gegentheil aller Präpositionen; es unterscheidet sich aber auch von dem bezüglich hinweisenden أَنَّ (*anna*) dass hinreichend: denn letzteres theilt zwar im Arabischen die mächtige Kraft des Hinweisens mit ihm, weicht aber sonst der Bedeutung nach hinreichend von ihm ab und findet sich im Aethiopischen zu ኣ (*nä*) verkürzt nur am Ende anderer bezüglichlicher Wörtchen. Ist dies alles aber so, so versteht sich von selbst dass das Wörtchen zur Bildung jener Weise von zusammengesetzten Wörtchen gar nicht angewandt werden kann. Denn wohl kann es sich in sich selbst verstärken, wie im Lat. *ecce* im Arabischen ... أَنَّ—أَنَّ und im Hebräischen כִּי הִנֵּה , nie aber mit untergeordneten Begriffen sich verbinden und selbst im Satze mit diesen nur eine untergeordnete Rolle spielen.

Auf dasselbe Ergebniss führen seine Lautverhältnisse. Diese wechseln nach den verschiedenen Semitischen Sprachen schon stark genug. Im Aramäischen ist es beständig schon zu dem einfachen *hâ* erblasst, und spielt so theilweise auch ins Arabische hinüber, was wir hier nicht verfolgen wollen. Im Aethiopischen dagegen ist es ebenso beständig zu ኣ *nä* oder vielmehr zu ኣ *nâ* verkürzt, findet sich aber überhaupt nur noch vor den persönlichen Fürwörtern die es sich nach Obigem unterworfen hat, eine Beschränkung wozu es sich auch im Arabischen schon hinneigt. Auch möchten wir nicht mit dem Vf. sagen es wechsle im Aethiopischen mit den Lau-

ten *nav* oder *naj*: in Fällen wie **፯፱** *navá* drängt sich der Halbvocal nur nach sonst üblichen Lautbedingungen zwischen die zwei Selbstlaute ein. Allein wenn es mit den Lautverhältnissen dieses Wörtchens im Aethiopischen so steht, so versteht sich nun auch von dieser ganz anderen Seite aus dass es nicht das erste Glied jener Reihe von zusammengesetzten Verhältnisswörtchen bilden kann. Zum Beweise für diese Möglichkeit könnte man sich höchstens mit dem Verf. auf die Zusammensetzung **አንከዐ** berufen welche soviel bedeutet als *nehmet!* Allein mit diesem wird es sich vielmehr wie mit dem Arabischen **دُونَكَ** verhalten, welches etwa die-

selbe Bedeutung hat (vergl. sogar **دُونَكَ إِلَيْكَ** nimm es zu dir! Hamâsa p. 422, 15): das *en-* wird hier nämlich aus der Präposition *enta* verkürzt sein, ganz ebenso wie es nach dem sogleich zu erweisenden in jener Reihe von Verhältnisswörtchen ist. Wir müssten daher etwa bis zum Amharischen **አኒህ** zurückgreifen um den Beweis für jene Möglichkeit zu beginnen: allein weder klingt auch dieses ähnlich genug obgleich es der Bedeutung und Zusammensetzung nach dem Lat. *ecce* entspricht, noch lässt sich überhaupt das Amharische mit dem ächten Aethiopischen oder *Geéz* zusammenwerfen wo die beiden grossen Mundarten die so gut wie zwei verschiedene Sprachen wurden deutlich auseinander gehen.

Doch wir sind in der That hiedurch schon ziemlich vorbereitet das Richtige einzusehen. Der Unterzeichnete hat (so viel er sich erinnert) von jeher dafür gehalten dass das erste Glied in der Reihe jener Zusammensetzungen aus der

Präposition **አኝተ** verkürzt sei: dadurch erklären sich die Bedeutungen der Wörtchen vollkommen. Das **አኝሰ** bei so ergibt sich dann von selbst, da es beständig nur im zeitlichen Sinne angewandt wird, als bei solcher Zeit d. i. noch oder auch einfacher nun bedeutend; denn dies sind die beiden Bedeutungen welche das Wörtchen wirklich hat, die erste besonders in verneinenden Sätzen. Das ihm ursprünglich so nahe stehende **አኝጋ** *engâ* bei so wird nur zu Schlussfolgerungen angewandt und entspricht etwa unserm also. Das **አኝሐ** mag unter diesen drei Zusammensetzungen die jüngste sein, erklärt sich aber in seiner Bedeutung indem hinreichend aus der Zusammensetzung bei dem dass Was aber bei allen diesen Begriffen ein hinweisendes siehe wolle, lässt sich nicht begreifen.

Den Ursinn und die scharfe Bedeutung aller solcher Verhältnisswörtchen richtig zu erkennen ist übrigens im Aethiopischen von umso höherer Wichtigkeit da dieses sich durch den ebenso häufigen als feinen Gebrauch einer seltenen Menge derselben vor allen übrigen Semitischen Sprachen auszeichnet. Das Aethiopische dient dadurch nicht wenig ein schlimmes Vorurtheil über diese Sprachen abzuweisen welches in den neuesten Zeiten so herrschend geworden ist. Man hält diese Sprachen jetzt so oft für höchst unvollkommene arme und dürftige Zungen, welche die Feinheiten eines Sanskrit- oder eines Griechischen Satzbaues nicht ausdrücken könnten, und die daher einen Beweis für das heute unter uns so beliebt gewordene Urtheil geben könnten dass der Geist der Mittelländischen Völker den der anderen weit überrage. Wir haben gegen

dies Vorurtheil wo und wie es sich unter uns ausbreiten wollte (und geschadet hat es nach so vielen Seiten hin genug) überall sogleich uns erhoben und ihm wie wir vermochten sein Gift zu nehmen gesucht. Einen wichtigen Beitrag zu seiner Bekämpfung reicht nun auch die alte Aethiopische Sprache, eine der ältesten und ächtesten Semitischen Sprachen, welche ihren Reichtum und Schmuck ebenso wie ihren feinen Gebrauch der Partikeln rein aus ihren eignen Antrieben und Stoffen heraus und nicht im mindesten etwa erst in Nachahmung des Griechischen gebildet hat, und die sich von der Arabischen Schwestersprache welche der grossen Wüste gleich erst ganz so dürre und so steif wurde wie sie wenigstens im Satzbaue ist durch nichts so sehr als durch ihre Partikeln und deren Gebrauch unterscheidet.

Etwas anderes sehr wichtiges worauf es bei dieser Sprache ankommt, ist ihre Wörter und einzelnen Laute genau mit denen des ganzen Kreises ihrer näher oder entfernter verwandten Schwestern richtig zusammenzuhalten und das allen wirklich Gemeinsame zu erkennen. Auf den ersten Blick weicht sie von den übrigen Sprachen auch vom Arabischen in sehr vielen Dingen so weit ab dass man in neuern Zeiten sich schon ganz verkehrte Vorstellungen über sie entworfen hat. Allein bei näherer Erforschung thut sich, sobald man nur einige grosse Hauptsachen worauf es hier ankommt sicher erkannt hat, vielmehr eine so weit greifende und so fest gegründete ursprüngliche Gleichheit zwischen ihr und ihren alten Schwestern auf dass man mit hoher Freude dabei verweilt und die wichtigsten Ergebnisse daraus ziehen kann. Der Verf. hat nun auch sein ganzes grosses Werk

hindurch hierauf ein Hauptaugenmerk gerichtet, und vieles sehr richtig erkannt. Doch bleibt darin noch manches zu thun, auch (um dabei hier stehen zu bleiben) in dem Gebiete jener oben erwähnten Wörtchen; ja man kann mit Recht sagen der Nachweis der wesentlichen Gleichheit sei bei diesen Wörtchen von um so grösserer Wichtigkeit je wahrer es ist dass sie den unveränderlichsten und tiefsten weil geistigsten Bestandtheil einer Sprache und eines ganzen Sprachstammes bilden. Es ist z. B. nicht gleichgültig dass man einsieht jenes oben erläuterte Aethiopische አኃH entspreche im Wesentlichen völlig dem Arabischen لاله während dass . . . Ein anderes wichtiges Beispiel scheint uns das Aethiopische ተቀ zu geben. Der Vf. erklärt dieses im Aethiopischen vielangewandte Wörtchen bloss nach der Annahme dass die Wurzel ጠቀ einerlei sei mit ጥፋ fein sein. Ohne läugnen zu wollen dass diese Wurzeln sich entsprechen können, muss man doch wohl vor allen festhalten dass ተቀ unter Umsetzung der Wurzellaute ganz dem Arabischen طس gleicht und wie dieses ursprünglich die Bedeutung genug hatte. Es stellt sich immer deutlicher heraus dass ursprünglich alle die Semitischen Sprachen dies Wörtchen hatten, dessen Geschichte freilich in den einzelnen eine sehr verschiedene geworden ist. Im Hebräischen scheint es ganz zu fehlen, und hat sich dennoch in dem טפ einmal bei Hezeziel 16, 47 erhalten. Im Aramäischen ist es in der Aussprache ṭṭ geblieben, sogar mit der Endung -u welche bei solchen Wörtchen vom höchsten Alterthume her

sich fester erhalten haben kann. Im Arabischen hängt mit ihm, wie wir überzeugt sind, sogar das **آ** zusammen, welches mit dem *Perfectum* seltener mit dem *Imperf.* eine untrennbare Wortverbindung oder (wie man kürzer sagen kann) eine Wortkette eingeht. Im Aethiopischen endlich wird es am freiesten und häufigsten angewandt, und tritt so in die grosse Reihe von Wörtchen welche in ihrer ungemein freien und doch so feinen Anwendung allerdings dem Aethiopischen ganz eigenthümlich geworden sind. Jemehr aber bei alle dem die ursprüngliche Gleichheit aller solcher Wörtchen wiedererkannt wird, desto sicherer tritt uns das Bild jener Ursprache wieder vor die Seele aus welcher alle die uns bekannten Semitischen Sprachen schon in der vorgeschichtlichen Zeit sich herausgespalten haben. Dass aber im Aethiopischen als einer am frühesten von ihrem Stamme völlig abgerissenen Sprache auch stärkere Lautwechsel aller Art und daher auch viele Lautversetzungen eingerissen sind, steht heute anderweitig so fest dass man in diesem besondern Falle umso weniger daran zweifeln kann.

Ueberblicken wir schliesslich was der Verf. auch ausser der Ausarbeitung der drei hier etwas näher zusammengefassten Werke durch Herausgabe und theilweise auch durch Uebersetzung alter Aethiopischer Schriftwerke sowie sonst zur Förderung unserer (um kurz zu reden) Aethiopischen Kenntniss gethan hat, so können wir nicht umhin zu sagen dass er ein leuchtendes Beispiel von den glänzenden Verdiensten giebt welche sich ein heutiger Deutscher Gelehrter auch unter den ungünstigsten Verhältnissen erwerben kann. Wir hoffen er werde auch fer-

ner zur Beförderung dieses Zweiges unserer heutigen Wissenschaften thätig zu sein genug von der rechten Musse und Lust finden; und hoffen zugleich dass nun auch die Zahl sowohl der edeln Beförderer als der fleissigen Anbauer dieses Gebietes sich immer fröhlicher vermehren werde.

H. E.

Hestia-Vesta. Ein Cyclus religionsgeschichtlicher Forschungen von Dr. August Preuner, Docenten an der Universität Tübingen. Tübingen 1864. Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung. X u. 508 Seiten gr. Octav.

Eine so gründliche und schätzbare Arbeit wie die vorliegende verdient wohl, dass auch an dieser Stelle ihr, wenn auch etwas spät, die wohlverdiente Anerkennung zu Theil werde. Sie bildet eine erschöpfende Monographie über einen in mehrfacher Beziehung wichtigen Gegenstand, der zwar zunächst, wie der Titel es besagt, die Religionsgeschichte (und zwar nicht nur die der Römer und Griechen allein) angeht, sich aber auch mit der Alterthumskunde und Culturgeschichte im Allgemeinen in mehr als einem Punkte berührt. — Was nun die Hauptresultate in Betreff des zunächstliegenden Gegenstandes anlangt, so ergiebt sich, dass es bei den Griechen vorzüglich zwei Dinge sind, welche der Hestia in deren Götterwelt einen etwas hervorragendern Platz anzuweisen gestatten oder nöthigen: nämlich ihre Vorehre bei Opfern ($\alpha\phi'$ Ἑστίας ἀρχαιοθαι) und ihre heiligen Feuer in den Prytaneen, während sie als Göttin der Fa-

milie nicht in gleicher Weise heraustrat. Ursprünglich aber muss Hestia Feuergottheit gewesen sein, und das Bewusstsein davon ist den Griechen nie ganz und gar und noch weniger den Römern verloren gegangen, wenn schon sie später Heerd- und Hausgöttin geworden war und die Griechen schliesslich bei ihrem Namen an Heerd und Altar dachten (S. 186). Sie war ihnen also zuerst das Feuer, dann das heilige Feuer, das heilige Opferfeuer, das Feuer auf Altar und Heerd, hierauf Altar und Heerd selbst, endlich von der Bedeutung Heerd, Feuerstätte des Hauses aus: das Haus, die Wohnung. Demgemäss billigt der Verf. die Ableitung des Namens vom Sanskr. *vas* glänzen, leuchten (S. 146). Trat nun also in Hellas die Feuergöttin etwas mehr hinter die des Altars und Heerdes zurück, so drängte sich in Rom die Bedeutung des Heerdfeuers für die Ernährung der Hausgenossenschaft gemäss dem nüchtern-praktischen Charakter, den die römische Religion so vielfach trägt, mehr in den Vordergrund und scheint auch frühe darauf hingewirkt zu haben, dass aus Vesta eine zugleich mütterliche, nicht bloss jungfräuliche Göttin wurde, obschon die Bedeutung des den Zwecken des Cultus dienenden Feuers auch in Rom nicht verdrängt ist. Hier endlich wie in Hellas symbolisirte der Cult der Göttin die ewige Verbindung wie der Hausgenossenschaft so des dieser nachgebildeten Staats mit den Göttern, nur dass durchweg die mit der Göttin verknüpften Ideen in Bezug auf Familie, Staat und Religion tiefer und mächtiger waren, und diese selbst eine weit grössere Bedeutung erlangte. Hieraus so wie durch ihre engen Beziehungen zu den Laren und Penaten erklären sich, nimmt man vollends die Einwir-

kung der griechischen Speculation hinzu, die Umbildungen im Wesen der Göttin wie ihre Identificierung mit andern Gottheiten (S. 420). — Dies sind, kürzlich dargelegt, die Endergebnisse von Preuner's Untersuchungen über Hestia-Vesta im Privat- und öffentlichen Leben, über ihr Auftreten in Poesie und Mythos, in Litteratur und Kunst sowohl in Rom wie in Griechenland, woran sich dann noch allgemeine Betrachtungen über Familie, Staat und Religion im Alterthum nebst einigen Excursen schliessen. Ref. glaubt jene Resultate als wohlbegründet betrachten zu können, während die Punkte, in denen er von des Verfassers Ansichten abweicht, nur von secundärer Wichtigkeit sind. So z. B. sagt derselbe (S. 188): »Die Mächte und Erscheinungen der Natur sind von Anfang an nur die Hülle ethisch-religiöser Ideen für den Menschen, der in ihnen das Walten der Gottheit ahnt. Man hat Recht, hinter den concreten menschlichen Gestalten und Handlungen der hellenischen Götter die Naturgrundlage aufzusuchen, aus der sie erwachsen sind. Aber es ist das nur die eine Seite der Sache. Die Sonne, der Himmel, das Meer sind an sich keine Gottheiten und sind es auch für den Naturmenschen nie gewesen . . . Vor natürlichen Mächten als solchen empfindet der Geist keine Ehrfurcht. Nur Geistern huldigt der Geist. Es sind die erhabensten Eigenschaften des Menschen, deren Ahnung in ihm erwacht beim Anblick jener Erscheinungen, welche seine Sinne so mächtig erregen, und sie sind es, die er in jenen Erscheinungen, wenn auch noch unbewusst, bloß ahnungsweise verehrt, weil er sie ihnen hypostasirt glaubt« (Vgl. S. 488). Freilich ist dies eine Ansicht, die auch andere Forscher ausgesprochen haben, so z. B. Petersen

in seiner ideenreichen Nordisk Mythologie (Copenhagen 1849), der jedoch hinzufügt: »Ethische Erklärung ist ein zu beschränkter Ausdruck; ich will lieber sagen mental oder geistig, so dass darunter alles verstanden wird, was den Eindruck auf den menschlichen Geist betrifft« (S. 45). Indess ist dies alles erst noch auf ein späteres Stadium der menschlichen Entwicklung anwendbar und wenn Petersen (S. 40) sagt: »Was man mit Recht gegen viele Naturerklärungen einwenden kann, ist die Beschränktheit und Leere, womit sie hervortreten; in jeder Religion muss Fülle und Wärme sein«, so möchte Ref. wohl wissen, wo denn in dem Holzklötzchen, welches der Neger Mittelafrikas anbetet, oder auch in andern Fetischreligionen die Wärme und Fülle eigentlich steckt? Und doch hat derselbe Neger schon einen Fortschritt im Vergleich zu demjenigen Wilden gemacht, der gar keine, auch nicht diese roheste religiöse Anschauung besitzt. Bei diesem wenigstens sind die ethisch-religiösen Ideen, die in ihm »von Anfang an das Walten der Gottheit ahnen«, noch nicht zum »Durchbruch« gekommen. Bei andern begünstigten Völkern freilich sind sie es schon vor Jahrtausenden; doch darf durchaus nicht vergessen werden, dass diese Völker einst immer noch andere Jahrtausende lang da gestanden hatten, wo noch jetzt jene Neger, vielleicht sogar auch in geographischer Beziehung, wenn wirklich, wie neuerdings wieder behauptet worden, Afrika die Wiege des Menschengeschlechts ist. Preuners Ansicht steht übrigens auch im engsten Zusammenhang mit dem, was er an einer andern Stelle äussert (S. 418): »Man pflegt Sprache und Religion zusammen zu nennen als die ersten Aeusserungen der erwachenden Gei-

stesthätigkeit des Menschengeschlechts. Gewiss mit Recht. Denn wie ohne Sprache kein Denken möglich ist, so fiel zweifellos das Erwachen des menschlichen Bewusstseins zusammen mit dem des Gottesbewusstseins«. Hierbei ist Ref. dessen eingedenk, was Preuner selbst anderswo äussert (S. 187): »Wir müssen versuchen uns Urzeiten zu vergegenwärtigen, die durch Jahrtausende von uns getrennt sind und in die wir uns doch nicht mit unsern Gedanken versetzen können, ohne stets wieder von neuem von unsern heutigen Gefühlen und Anschauungen abstrahiren zu müssen, die, wie oft wir sie zu verbannen suchen, eben so oft zurückkehren«. Bergmann in seiner scharfsinnigen Abhandlung »L'unité de l'espèce humaine et la pluralité de la langue primitive« (Strasbourg 1864) bemerkt: »Quant à leur développement intellectuel, les hommes primitifs étaient réduits au minimum, c'est à dire que leur intelligence se trouvait au degré le plus bas du développement intellectuel; ils étaient, sous ce rapport, en quelque sorte, de grands enfants, comme le sont encore aujourd'hui certaines tribus de l'Afrique, de l'Australie et du Nouveau Monde. Or, l'esprit humain étant le créateur des langues, et le langage de l'homme étant toujours proportionné à son développement intellectuel, il suit que le langage des hommes primitifs, comme l'est celui des enfants, était excessivement imparfait, bien que parfaitement approprié à leurs besoins moraux et intellectuels On comprend, d'après cette marche du développement spirituel, que les hommes primitifs, loin de vivre dans l'intelligence intuitive, n'avaient pas même atteint le degré de la perception ni du jugement rationnel. Ils ne vivaient encore spirituellement que par

les sens ou par l'intuition sensitive. Ils ne pouvaient, par conséquent, avoir d'autre langage que celui qui est l'expression immédiate des sensations, moyennant les interjections, les cris et les exclamations. Or, remarquons le bien, le langage exclamatoire ne porte pas encore les caractères distinctifs et essentiels du langage humain«. Bergmann setzt hierbei das Alter des Menschengeschlechts auf etwa 25000 Jahre an. Einige Naturforscher wollen bekanntlich letzteres sogar von den Affen herleiten, wozu Schleiden, der dies nicht für unzulässig hält, bemerkt: »Hierbei werden aber Zeiträume von hunderttausend Jahren uns das erklärlich und begreiflich machen können, was in kleinern mit dem kurzen Menschenleben gemessenen Perioden als eine Unmöglichkeit erscheinen möchte«. Freilich muss man bei diesen Anschauungen vielerlei vorgefasste Ideen fahren lassen, indess, wie dem auch sei, so ist das Angeführte mit Bezug auf Preuner's Untersuchungen nur von untergeordneter Bedeutung und musste hier nur deshalb erwähnt werden, weil es an und für sich für weitere Forschungen, in Betreff deren Preuner selbst bemerkt »non omnia possumus omnes« (S. 419), allerdings von unläugbarer Wichtigkeit ist. Die indo-europäische und daher auch die graeco-italische Mythologie ist jedoch bereits wirklich in den Bereich der ethischen Anschauungen eingerückt, weshalb aber auch jener Mythos von Zeus und Semele (Preuner S. 361 f.) keineswegs ein ursprünglicher in dem Sinne ist, dass er den ersten religiösen Vorstellungen der Menschheit angehört, sondern er entstand erst zu einer viel spätern, wenn auch für uns relativ frühen Zeit. — Da hier von ursprünglichen religiösen Sagen die Rede ist, so sei bei

dieser Gelegenheit erwähnt, dass Preuner (S. 397) die Gründungssage von Lanuvium für ursprünglicher hält als die verwandte von Lavinium; aus welchem Grunde, sagt er nicht, indess schon der Umstand, dass in der lavinischen auch ein Fuchs auftritt und eine wesentliche Rolle spielt, zeigt, dass diese die ältere ist und deshalb auch mit noch ältern buddhistischen Sagen (s. Benfey Pantschat. 1, 236 f.) genauer übereinstimmt. Auf letztere in ihrer Verbindung mit der lavinischen hat Ref. hingewiesen in Eberts Jahrb. f. roman. und engl. Liter. 3, 81. 152, wo auch eine andere vielleicht aus dem Ramayana stammende indische Sage mitgetheilt ist. In den von Benfey besprochenen Kreis gehört auch eine talmudische Sage, nach welcher bei der Zerstörung des Tempels zu Jerusalem die Spinnen Feuer, die Schwalben hingegen Wasser beibringen; ferner eine arabische, wonach, als Nimrod den Freund Gottes Abraham ins Feuer werfen liess, eine Anzahl Frösche den Mund voll Wasser nahmen, es auf das Feuer spritzten und dieses auslöschten, so dass Abraham unverletzt blieb; cf. Garcin de Tassy, Les Animaux. Traduit d'après la version hindoustani. Paris 1864 p. 57 *). Vgl. auch noch J. W. Wolf, Hessische Sagen no. 198 »Storch hilft löschen«. Es handelt sich also hierbei von sehr alten weitverbreiteten Sagen und Anschauungen, auf welche hier nicht näher eingegangen werden kann, die aber zur Genüge die Unrichtigkeit der bisherigen Auslegungen der lavinischen Gründungssage erkennen lassen (vgl. Preuner a. a. O.). — Einige weitere nicht erhebliche Verschiedenheiten zwischen den Ansichten des Verf. und des Ref.

*) Eine deutsche Uebersetzung des Originals erschien bereits von Dieterici. Berlin 1858.

mögen übergangen und auch nur im Vorübergehen mag die Frage aufgeworfen werden, wie wohl das ewigbrennende Feuer auf dem griechischen Hausaltar gegen Wind und Wetter geschützt wurde, wenn letzterer im Hofe stand; s. Preuner S. 88 ff. Ein blosses Schutzdach würde nichts geholfen haben. — In Betreff der von demselben erwähnten Lustrirung durch Feuer und Wasser, wie sie in Rom und Griechenland Statt fand (S. 64 f. 71. 195 f. 306 f. Anm. 3), verweist Ref. auf seine Ausgabe des Gervasius von Tilbury S. 103 f. Anm., woraus erhellt, dass die Feuerlustration auch bei Tataren und Finnen im Gebrauch war oder noch ist; was die heilige und heiligende Kraft des Wassers angeht, s. ebend. S. 65. Mit der dort aus der Hist. Orient. des Jacobus a Voragine angeführten Stelle vergleiche man Pl. H. N. 29, 3 (12): »Profugere raptorem equo: serpentes enim insequi donec arceantur amnis alicujus interventu«. S. auch A. Kuhn, Westphäl. Sagen 1, 179 no. 191. Herabkunft des Feuers S. 252. Justi in Benfey's Or. und Occid. 2, 72. — Hinsichtlich der »im unheimlichen Waldesdunkel erschallenden Stimmen«, welche die Römer dem Faunus zuschrieben (vgl. Preuner S. 343 f.), die aber nicht nur in Europa sondern auch in andern Welttheilen vorkommen und zu den mannichfachsten Vorstellungen Anlass gegeben haben, finden sich bei Nork, Mythologie der Volkssagen (Kloster Bd. 9) S. 24 ff., sehr interessante Mittheilungen nach Autenrieth und andern Schriftstellern zusammengestellt. — Nur diese kurzen Andeutungen über einzelne von Preuner mehr oder minder ausführlich besprochenen Punkte kann Ref. sich hier gestatten; weiteres wie z. B. die Argei, die Romulische *lupa* u. s. w. gedenkt er an anderer Stelle

eingehend zu erörtern. — Schliesslich will Ref. nur noch darauf aufmerksam machen, dass die vorliegende Arbeit sich mit dem vom Ref. früher (1865 Stück 22) angezeigten Werke von Coulanges vielfach berührt und zuweilen zu denselben Schlüssen gelangt, wie z. B. in der Bestimmung des Verhältnisses zwischen Staat und Religion (Preuner S. 457 ff. 463) u. s. w., noch öfter aber abweicht, und da muss man denn sagen, dass Letzterer in seinen Detailuntersuchungen jedesfalls sorgfältiger zu Werke geht und daher in dieser Beziehung zuverlässiger ist als der französische Gelehrte, der gar oft die Beweise für seine Angaben schuldig bleibt oder ungenügend giebt, zuweilen sogar sich Unrichtigkeiten zu Schulden kommen lässt, wie z. B. wenn er S. 28 sagt: »A Rome la première adoration 'était toujours pour Vesta« und sich dabei auf Cicero de nat. Deor. 2, 27 beruft, wo gerade das Gegentheil gesagt ist, vergl. Preuner S. 27 f. Beweist auch wohl Plut. Arist. 11 (gemeint sind wahrscheinlich die Worte: *θύοντες ἡρώσιν Ἀνδροκράτει, Λεύκωνι, Πεισάνδρῳ — Πολυίδῳ*) die allgemeine Behauptung, dass »ces génies ou ces Héros étaient la plupart du temps les ancêtres du peuple«? (p. 84). Ferner bemerkt Coulanges (p. 300): »Le patri cien qui ne connaît pas d'autre union régulière que celle qui lie l'époux à l'épouse en présence de la divinité domestique, peut-il dire en parlant des plébéiens, *connubia promiscua habent more ferarum*«. Coulanges hat hier muthmasslich sein Absehen auf die bekannte Stelle Liv. 4, 2, wo jedoch die Worte ganz anders lauten und einen ganz verschiedenen Sinn haben (»quam enim aliam vim connubia promiscua habere, nisi ut ferarum prope ritu vulgentur concubitus

plebis patrumque? «). Auch dies genüge zum Beweise des oben in Betreff des Werkes von Coulanges Bemerkten; auf Weiteres wenn auch zuweilen viel Wichtigeres kann hier nicht eingegangen werden, und wenn Preuner (S. 35) von K. Böttichers mehr geistreich combinirender als kritischer Behandlungsart spricht, so lässt sich gutentheils ein gleiches Urtheil über Coulanges fällen, dessen Ansicht über die Bedeutung der Hestia bei den Hellenen übrigens mit der Böttichers übereinstimmt, welche letztere aber von Preuner mit Recht als zu weit gehend verworfen wird. Allerdings hat Coulanges seinen Gegenstand von einem höhern, umfassenden Standpunkt aus behandelt, da jedoch, wo derselbe mit Preuners Arbeit zusammenfällt, wird letztere immer zu Rath zu ziehen sein, die sich überhaupt, wie bereits bemerkt, in jeder Beziehung als eine besonnene und erschöpfende Untersuchung über eine der inhaltreichsten Figuren des alten Olymps documentirt und also von nicht gering anzuschlagender Wichtigkeit ist.

Lüttich.

Felix Liebrecht.

Der Kaukasus. — Eine naturhistorische so wie land- und volkswirthschaftliche Studie (ausgeführt im Jahre 1863 und 1864) von Alexander Petzholdt. Erster Band. Mit einer Ansicht von Tiflis und einigen Holzschnitten. Leipzig. Verlag von Hermann Fries 1866.

Der aus Sachsen gebürtige und seit einiger Zeit in Dorpat wohnende Agronom Hr. A. Petzholdt hat es sich zur Aufgabe gestellt die land- und volkswirthschaftlichen Verhältnisse des Russi-

schen Reichs in seinen verschiedenen Provinzen durch Bereisung und eigenen Augenschein kennen zu lernen und sie dem deutschen Publikum durch seine Berichte und Schriften bekannt zu machen. Für die westlichen und südlichen Provinzen des Europäischen Russland hat er diesen Zweck auf einer im Jahre 1855 unternommenen und im Jahre 1864 publicirten Reise verfolgt*). In dem vorliegenden Werke beginnt er die von ihm in den Jahren 1863 und 1864 bereisten Kaukasischen Provinzen sowohl im Allgemeinen als auch namentlich und vorzugsweise in den genannten Beziehungen zu schildern.

Der Verf. schliesst sich mit diesem Werke, so weit es uns vorliegt, den bekannten Arbeiten seiner deutschen Vorgänger Koch, Wagner, Bodenstedt, Haxthausen u. s. w. auf eine sehr würdige Weise an. Er tritt uns darin als ein gewandter, unternehmender, energischer Reisender, der überall gerade auf sein Ziel losgeht, als ein für sein Fach (Agronomie) begeisterter und allseitig ausgerüsteter Mann, so wie als ein Schriftsteller entgegen, der, was er mittheilen will, meistens einfach, klar und deutlich vorzutragen versteht, wobei man zugleich auch diess noch sehr lobend hervorheben mag, dass er, obwohl er in Russischen Diensten oder mit Unterstützung der Russischen Regierung reiste, und obwohl er sein Werk dem Russischen Grossfürsten Michael Nikolajewitsch, dem Statthalter des Kaukasus, dedicirt hat, sich doch in Bezug auf Beurtheilung Russischer Zustände des grössten Freimuths befleissigt und alle gewahrten Uebel-

*) Der Verf. ist übrigens dem wissenschaftlichen Publikum auch schon durch andere Werke z. B. durch seine Schrift: »Beiträge zur Geognosie von Tyrol« Leipzig 1843 bekannt.

stände, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen, rügt und aufdeckt.

Das ganze von ihm projektirte Werk hat er in sechs Abschnitte getheilt. In dem ersten derselben giebt er eine Skizze der Reise-Routen oder Wege, die von Europa aus zu den Kaukasischen Ländern führen. In dem zweiten stellt er seine Erfahrungen, welche er über die Art des Reisens im Kaukasus machte, zu einer Art von kleinem Katechismus für Kaukasus-Reisende zusammen. In dem dritten schildert er das Land, und zwar so, dass er zunächst eine allgemeine Betrachtung seiner naturhistorischen und geographischen Verhältnisse vorausschickt und dann seine im Kaukasus ausgeführten Reisen und seine Erlebnisse darstellt. — Diese drei Abschnitte, von denen die Reiseschilderungen die Hauptsache sind, erhält der Leser in dem vorliegenden Bande.

In einem vierten, fünften und sechsten Abschnitte, welche in einem noch nicht gedruckten Theile erscheinen sollen, will der Verf. erstlich das Volk, seine Sitten, Gebräuche, Wohnungen, dann den jetzigen Zustand der transkaukasischen Landwirthschaft darstellen und endlich Vorschläge zur Verbesserung der dortigen Landes-Cultur geben. — Dieser letzte noch zu erwartende Abschnitt des Werks wird der wichtigste sein. Denn bei den in demselben abgehandelten Gegenständen hat der Verf., wie ersagt, »keinen Vordermann. Hier ist er ohne Widerrede der Erste, der diese Zustände zur Kenntniss des Deutschen Publikums bringt; denn was etwa auf Landwirthschaft Bezügliches sich in dem sonst sehr werthvollen Buche von Haxthausen vorfindet, das ist nur ganz beiläufige Zuthat«, während der Verf. diese

Gegenstände ganz und gar als die Hauptsache und als seine eigentliche Aufgabe betrachtet hat.

In seinen ersten beiden Abschnitten, I. »Wie gelangt man in den Kaukasus? Erste Reise-Route, Zweite Reise-Route« etc. und II. »die Art und Weise des Reisens im Kaukasus«, scheint mir der Verf. ein wenig aus seiner Rolle eines wissenschaftlichen Reisenden gefallen zu sein. Wenigstens giebt er durch dieses Arrangement des Stoffs seinem Buche den Anschein, als sollte es eine Art von Reisehandbuch und Rathgeber für die Wanderer im Kaukasus werden. Da indess Verf. alle die berührten Routen selber betreten hat und Selbsterlebtes schildert, so enthalten auch diese Abschnitte natürlich viel Bemerkenswerthes und Neues, z. B. (S. 29—30) eine Schilderung der grossartigen und bedeutenden Auswanderung Kaukasischer Völker nach der Türkei, die eine Folge der Russischen Bewältigung ihrer Gebirgsheimath gewesen ist, — eine lebhaft Schilderung der Umstände, wie es bei dem Verkaufe Tscherkessischer Mädchen an Türkische Paschas zugeht (S. 42 sqq.), — eine sehr poëtische und charakteristische Schilderung der Natur, des Lebens und Treibens in der Steppe, das der Verfasser ein Mal in völliger Einsamkeit zu belauschen Gelegenheit fand (S. 73 sqq.), und vieles Andere.

Die einleitenden Paragraphen des III. Abschnitts (»das Land«): Geologie, Klima, Orographie, Hydrographie, Vegetation, Thierreich etc. sind uns zum Theil etwas dürftig und skizzenhaft erschienen, was aber wohl wieder nur eine Folge des Arrangements war. Sollte nicht die Untersuchung solcher grossartigen und umfangreichen Verhältnisse aus einem speciellen Zwecken gewidmeten Reise-Werke ganz verbannt

werden? Und sollten nicht diese Verhältnisse nur da gelegentlich herbeigezogen werden, wo sie zur Illustrirung der Haupt-Angelegenheit dienen, übrigens aber als aus anderen umfassenderen Werken, wo sie gründlich und speciell durchgenommen werden können, bekannt vorausgesetzt werden? Bis zur Sonderbarkeit dünn nimmt sich die Skizze (auf S. 122) aus, welche der Verf. im Inhalts-Verzeichnisse (S. XV) »die Hydrographie« überschrieben hat, und die er nach einer mehr eingehenden Orographie mit den zwei Worten abfertigt: »Die im Vorstehenden enthaltene orographische Schilderung Kaukasiens schliesst selbstverständlich die hydrographische Darstellung mit ein, da ja Wasseransammlungen und Flussläufe einzig und allein von der Oberflächengestalt des Landes bedingt sind. Ich kann daher über die Hydrographie Kaukasiens hinweggehen«. Ueber diese Bemerkung hätte man beinahe Lust mit dem Verf. ein wenig in nähere Diskussion einzutreten. Denn er verfährt dabei etwa so, wie jemand, der uns in einem Verzeichniss von Geschenken einen Kuchen versprochen hat, sich aber davon dispensirt, weil er ja die Kuchenform schon hergegeben habe, und man sich darnach denken könne, wie der Kuchen aussehe. Er äussert selbst ein Mal gelegentlich (S. 168), »dass es jedenfalls interessanter sein dürfte den Leser zur Kenntnissnahme des Landes vermittelt einer Reiseschilderung auf den Schauplatz selbst zu führen, als es zu unternehmen, eine Art von Geographie Kaukasiens zu schreiben« und doch hat er uns diese Art von Geographie nicht erspart. Ein rechter Uebelstand für die Leser dieses Bandes ist es auch, dass so häufig in demselben auf eine Karte hingewiesen wird, die

man aber erst später erhalten soll. Zuweilen möchte ich auch den zwar nie besonders schwungvollen oder poëtischen, aber doch fast immer, wie gesagt, deutlichen und gesunden und mitunter humoristischen Styl und das Deutsch des Verfs. als nachlässig oder nicht sehr polirt bezeichnen, z. B. wenn er (S. 130) sagt: »Was die mittlere Abtheilung der Tertiär-Formation Kaukasiens anlangt, so ist hierauf bezüglich Folgendes zu bemerken«, oder (S. 164, wo er von Antilopen spricht): »Die Thiere liessen nicht nahe genug ankommen, um zu sehen, ob es die eine oder die andere Art war«.

Alle diese Dinge fallen Einem jedoch nur bei dem ersten Anblick des Buchs und in seinen einleitenden Capiteln auf. Je weiter man mit dem Verfasser hineinkommt, desto besser gefällt er dem Leser und am Ende wird sich jeder gestehen müssen, dass er sein Werk nicht ohne vielfache Belehrung empfangen zu haben und nicht ohne grosse Befriedigung aus der Hand legen kann, und wird die bescheidene Frage, die der Verfasser in seiner Vorrede (S. IX) aufwirft, »ob seine Beobachtungen wirklich eine Veröffentlichung durch den Druck verdienen oder ob Jemandem wohl anzurathen sei, sich mit der Lectüre des Werks zu beschäftigen« gern und entschieden mit »Ja« zu beantworten geneigt sein. Der Bericht über seine Reisen in den westlichen sowohl als den östlichen und südlichen Partieen Transkaukasiens, am Kaspischen und Schwarzen Meere, am Araxes, an der Persischen und Türkischen Gränze, und über seine mühevollen Kreuz- und Querzüge in den wunderreichen Gebirgen und Thälern und Steppen dieser Länder ist ausserordentlich reichhaltig, und seine Schreibart bis, wie an-

gedeutet, auf einige sich wiederholende Nachlässigkeiten eben so keck und schlank weg, wie seine Reise-Manier. Als ein nicht sehr meditativer und poëtischer Geist, sondern vielmehr als ein praktischer Mann bleibt er nie lange an den Gegenständen seiner Schilderungen hängen, vertieft und verliert sich nie in sie, obgleich er sowohl hinreichend gebildet und kenntnissvoll, als auch theilnehmend und allgemein empfänglich ist, um ihre ganze Bedeutung allseitig zu würdigen. Er ist daher auch nie langstylig, geschweige langweilig. Zuweilen scheint er einem gewöhnlichen Leser wohl nur allzu kurz über ganz ungewöhnliche Erlebnisse und Anschauungen hinweg zu gehen. Doch hat er dies wohl nur planmässig gethan in der Absicht, auf seinen Hauptgegenstand, den übersichtlichen und zusammenfassenden agronomischen Bericht, zu kommen, zu dem der ganze Reisebericht und die Landes-schilderung nur als eine Vorbereitung, zu einem Ueberblicke des ganzen vom Verfasser bereisten grossen und bunten Gebiets, dienen sollte.

Sehr merkwürdig sind die Nachrichten über den lebhaften Seidensamenhandel im fernen Kaukasus, der eine Folge der in Europa ausgebrochenen Seidenraupen-Krankheit gewesen ist (S. 193 sqq.), so wie über die Einwirkung der Entdeckung der Petroleum-Quellen in Amerika auf die Gewinnung dieses modisch gewordenen Leucht-Materials am Kaspischen Meer (S. 210 sqq.). Hier und da fügt der Verfasser seinem Reiseberichte auch sehr interessante und lebhafte Schilderungen von National-Festen der Kaukasischen Völker bei, wie z. B. die eines höchst eigenthümlichen Festes der Mohameda-

nischen Schiiten in der Stadt Nucha bei Baku. Ausgezeichnet anziehend ist die Erzählung seiner Erfahrungen und Anschauungen in dem romantischen und wohl cultivirten Lande Karabag, einer früher Persischen, jetzt Russischen Provinz im südöstlichen Transkaukasien (S. 234 sqq.), die er mit so guter Laune durchgeführt hat, wie er denn überall mitten unter allen Schwierigkeiten und Strapazen ein frischer und munterer Reisender ist, ferner sein Bericht über das alte und grossartige Kloster Tatiew daselbst (S. 247), über die eben so grossartige als liebliche Gegend von Ordubat, wohin die Kaukasus-Bewohner das Paradies verlegen, und Anderes.

Ungemein reizend sind seine Mittheilungen über die anmuthige Sitte der Mingrelier und anderer Kaukasier, ihre Feldarbeiten mit Chorgesang zu begleiten (S. 303), wie wir denn auch sonst noch von ihm gelegentlich viele hübsche Bemerkungen über die Musik und den Nationalgesang der Kaukasier hören (z. B. auf S. 276). Hier und da befreissigt er sich auch, übertriebene Berichte anderer Reisenden, die über den Kaukasus leider nur vom Hörensagen sprachen, zu widerlegen (z. B. auf Seite 198 sqq.). Uns Deutsche müssen ganz besonders seine Mittheilungen über die Deutschen (Schwäbischen) Colonien im Kaukasus und ihren blühenden Zustand interessiren, und über sie besonders hätte man wohl gern noch mehr von ihm gehört. Aber der Verfasser ist auch hierüber, wie eben überall etwas lakonisch, weil er des Denkwürdigen so äusserst Vieles mitzutheilen hatte. Man mag auf den zusammenfassenden und überschaulichen Bericht über die Volks- und Land-

wirthschaft der Transkaukasischen Länder, die ein so viel erfahrener und intelligenter Reisender für den zweiten Theil dieses Werks verspricht, wohl mit Recht gespannt sein.

Bremen.

J. G. Kohl.

Anacharsis Clootz. Ein historisches Bild aus der französischen Revolution von 1789. Dargestellt von Dr. Carl Richter. Berlin, Julius Springer, 1865. 78 Seiten in Octav.

Man kennt einen Jean Baptist Clootz fast nur nach der Stellung, die er zu Paris in den stürmischsten Zeiten der französischen Revolution einnahm und danach erscheint der deutsche, von väterlicher Seite einer jüdischen Familie Hollands entstammende Baron mehr als eine Curiosität, denn als Träger einer bedeutenden Rolle im Ständesaal oder in Volksversammlungen. Ein grösseres Interesse wird sich an diese Erscheinung knüpfen, wenn man sie nach ihrer innersten Natur, nach ihrem Bildungsgange, den Entwicklungen und Uebergängen ihres geistigen Lebens, den wilden und tollen Irrfahrten des Denkens verfolgt. Diese psychologische Aufgabe ist es, die der Vf. sich zunächst gesetzt hat.

Clootz war bis zu seinem Jünglingsalter der Zögling eines Seminars in Paris, in welchem auch Lafayette seine Jugend verlebte. Dann trat er, ein unreifer Jünger der Encyclopädisten, unklar im Wissen und Streben und gleichwohl von der Ueberzeugung getragen, dass er

in Bezug auf Fragen des Glaubens und der Politik die endgültige Lösung gefunden habe, die Reise durch den Continent an. In Deutschland gewann er zu Dohm, Johannes von Müller, Mauvillon, Sömmering, Jacobi nahe Beziehungen, in England verbrachte er geraume Zeit im Zusammenleben mit Burke und bei der Rückkehr nach Frankreich debütierte er (1780) mit einer Schrift (*La certitude des preuves du Mahométisme*), deren Inhalt in dem Ausspruche »lieber Muselmann als Christ« zusammenläuft. Den »blutdürstigen Gott der Juden, Türken und Christen« wollte der mehr mit den Lehren als mit dem Geiste Rousseaus Gesättigte durch den jeder weiteren Definition entzogenen Gott des Universums verdrängen. So führt der Verf. mit der »die Lehrjahre« überschriebenen Skizze in die Vorhalle, dann in den Strudel der Revolution hinein, nicht immer in richtiger Würdigung der Genesis eines mit jedem Tage ungestümer entbrennenden Kampfes und seiner Träger und Förderer. So dürfte z. B. die Behauptung, dass der Clerus, indem er für die Behauptung seiner Besitzthümer eingetreten, den Haider auf dem Gebiete des Glaubens hervorgerufen und den Gegner gezwungen habe, den Letzteren zu untergraben, um das Kirchengut für den Staat in Anspruch zu nehmen, schwerlich den nothdürftigsten Nachweis finden; desgleichen zeugt die Angabe, dass der als geistvoller Journalist bezeichnete Camille Desmoulins von Robespierre aufs Schaffot geschickt sei »weil er den Tacitus commentirt habe« nicht eben von einer gründlichen Kenntniss der politischen Parteinngen jener Zeit.

Den unteren Schichten der Bevölkerung von

Paris galt Clootz bald als der Reformator des Glaubens. Seine Verkündigung, dass nur die Materie ewig sei, dass ohne Jongleurs und Theologen der Tod den Lebenden unbekannt geblieben sein würde, fand so viel Beifall wie seine vom rüstigen Fortschritt im Wahnsinn zeugende Erklärung, vermöge welcher er sich als den persönlichen Feind Gottes hinstellte und den Spuk der Anbetung der Vernunft vorbereitete. Zu welcher politischen Rolle dieser »Redner und Gesandter des Menschengeschlechts« in Eitelkeit und Aberwitz sich berufen fühlte, wird hier der Auseinandersetzung nicht bedürfen; nur möge bemerkt werden, dass die Stellung, welche Clootz als Deputirter im Convent einnahm, keinesweges eine so hervorragende war, wie der Verf. sie bezeichnet. Dagegen wird man gern, auch ohne gerade auf das Urtheil von Manon Roland zurückgehen zu müssen, dem Ausspruche beistimmen, dass der persönliche Charakter von Clootz keinesweges ein liebenswürdiger gewesen sei. Ref. wird bei der fieberkranken Thätigkeit und dem Ausgange dieses Menschen unwillkürlich an die Worte Barnave's (Oeuvres de Barnave, Theil I, S. CXIX) erinnert: »Combien d'esprit dans les individus, combien de courage dans la masse; mais combien peu de caractère réel, de force calme et surtout de vertu«!

Schreibfehler wie Mavillon, Sömering (S. 24) und Jogleurs (S. 39) statt Mauvillon, Sömering, Jongleurs, berühren höchst unangenehm.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

4. Stück.

24. Januar 1866.

Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert. Dritter Band. Auf Veranlassung und mit Unterstützung Seiner Majestät des Königs von Bayern Maximilian II. herausgegeben durch die historische Commission bei der königlichen Academie der Wissenschaften.

Die Chroniken der fränkischen Städte. — Nürnberg. Dritter Band. — Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1864. IX u. 463 S. in Octav.

Den beiden ersten Bänden der Sammlung (vgl. d. Bl. Stück 31 vom J. 1863, Stück 12 v. J. 1864) ist der vorliegende dritte Band, den wir leider etwas verspätet zur Anzeige bringen, rasch nachgefolgt. Seinen Hauptinhalt macht die Nürnberger Chronik des Sigmund Meisterlin aus (S. 1 — 336). Geht man von dem Begriff der Chronik als einer Form der Geschichtsaufzeichnung aus, die ein historisches Ganze darzustellen beabsichtigt (vergl. Bd. I. p. XXXII), so haben wir hier die erste Nürnberger Chronik vor uns. Was die frühern Bände brachten, waren überwiegend Producte zeit-

genössischer Geschichtschreibung, mochte diese nun eine Reihe von Jahren hindurch die bunte Fülle der in den Gesichtskreis des städtischen Beobachters tretenden Thatsachen oder den Gang eines einzelnen grossen Ereignisses verfolgen. Die einzige der früher veröffentlichten Nürnberger Aufzeichnungen, die über diese Linie hinausgieng, die Chronik aus Kaiser Sigmunds Zeit, beschränkte sich doch darauf, den Notizen zur gleichzeitigen Geschichte eine Reihe einzelner Daten aus älterer Zeit voranzuschicken. Erst Sigmund Meisterlin unternahm es, eine zusammenhängende Geschichte der Stadt von ihren Anfängen bis in das 15. Jahrh. herab zu schreiben. Der Verfasser, Pfarrer in der Nähe von Nürnberg, hatte sich schon vorher in mancherlei Arbeiten zur Kirchen- und Profangeschichte versucht; im Jahre 1456, als er Mönch in dem Benedictinerkloster St. Ulrich und Afra zu Augsburg war, auch eine Geschichte dieser Stadt geschrieben. Aber obwohl er in seinem Alter auf die Chronographia Augustensium mit Geringschätzung zurückblickte und sie »exili stylo in pueritia exarata« nannte, wird unser Urtheil über den Werth der beiden Chroniken, der Augsburger und der etwa 30 Jahre jüngern Nürnberger, nicht erheblich verschieden ausfallen. In beiden verfolgte der Verf. eine Aufgabe, die seine und, wir werden hinzufügen dürfen, seiner Zeit Kräfte überstieg. Für die Entstehungsgeschichte der Stadt, ihr ganzes Jugendalter fehlte es an ausreichenden Quellen. Und doch konnte er nicht über diese Zeit hinweggehen oder sich an Wahrscheinlichkeiten und Vermuthungen genügen lassen. Grade diese Urzeiten interessirten die Chronikenschreiber wie das Publikum, für das sie schrieben, am mei-

sten. So musste denn die gelehrte Phantasie den leeren Raum erfüllen helfen. Als Anhaltspunkt, von dem aus sie die Vorzeit zu construiren unternimmt, hat sie kaum mehr als ein Bibelcitat, einen Namen, eine Reminiscenz der classischen Schriftsteller. Desto bestimmter sind ihre Ziele. Die Darstellung muss vollständig, ohne Lücken sein, die Gründung der Stadt möglichst hoch hinauf gerückt und mit einem der berühmten Völker des Alterthums in Verbindung gebracht werden. Bei einer so verhältnissmässig jungen Stadt wie Nürnberg hatte das, sollte man glauben, seine besondern Schwierigkeiten: der Name der Stadt wird nicht vor der Mitte des 11. Jahrhunderts genannt, und es fehlt ihr an Erinnerungen eines kirchlichen Alterthums, die anderer Orten sich wohl als Stütze für eine städtische Urgeschichte erwiesen haben. Meisterlin besann sich nicht lange, der Name der Stadt war ihm ein ausreichender Beweis, dass Nürnberg eine von Tiberius Nero gegründete und zubenannte römische Colonie sei. »Neronberg« heisst ihm deshalb der ursprüngliche Name, und seine Chronik bezeichnet er als »Nieronbergensis cronica«. In der Chronographia Augustensium nimmt die Untersuchung der Frage nach der Herkunft der ältesten Bewohner Augsburgs von den vier Büchern, in welche das Ganze zerfällt, zwei ein. In der Nürnberger Chronik musste sich Meisterlin, da hier das verfügbare antiquarische Material so ungemain dürftig war, und die Urgeschichte noch keinen Bearbeiter vor ihm gefunden hatte, kürzer fassen, doch sucht er dem Geschmack seiner Zeitgenossen dadurch Ersatz zu bieten, dass er zugleich auf die Urgeschichte benachbarter Landschaften und Städte Rücksicht nimmt. Es

geschieht das, wie sich von selbst versteht, in einer Weise, die der Grundidee entspricht. Dem Verfasser bietet sich damit eine günstige Gelegenheit, das Licht seiner Gelehrsamkeit strahlen zu lassen, für uns bleibt eine Darstellung, die sich für Geschichte ausgiebt, und doch weder Geschichte noch volksthümliche Sage, sondern nur gelehrte Dichtung und Fabel enthält, eine historisch unfruchtbare Lectüre, bei der nur die Wahrnehmung erfreulich ist, wie oft der Verf. bei seinen waghalsigen Aufstellungen und Deutungen sich polemisch gegen Widersacher zu wenden genöthigt ist. Es hat also doch schon damals solchem gelehrten Treiben gegenüber nicht an Misstrauen, nicht an einer Kritik gefehlt, wenn sie auch nicht immer den kurzen und schlagenden Ton der Beurtheilung getroffen haben mag, wie jener Leser, der zu der Zusammenstellung von Batavi und Passau an den Rand schrieb: »O du grober münch«! (S. 46 Var. 18).

Wie diese Arbeiten der gelehrten Thätigkeit ihren Ursprung verdanken, so ist auch das Gewand, in dem sie auftreten, das der gelehrten Sprache. Dies gilt von Meisterlins Nürnberger wie seiner Augsburger Chronik. Aber beide hat er dann sogleich nach ihrer Vollendung aus der lateinischen in die deutsche Sprache übertragen und umgearbeitet. Erst in dieser Form mochte sie seinen Auftraggebern zusagen; denn erst so konnte sie »ainem gemainen nutz«, wie das bei der Augsb. Chronik ausdrücklich hervorgehoben wird, dienen. Beide Geschichtswerke Meisterlins sind nemlich nicht reine Privatunternehmungen. Von der Nürnberger Chronik sagt M. gradezu, er habe sie »durch stettig anligent gebet und fordrung des gar weisen

senats« und insbesondere der beiden Losunger Ruprecht Haller und Niclas Gross unternommen; zu der Augsburger hat ein hervorragendes Mitglied der Geschlechter, Sigmund Gossenbrot, der im J. 1458 Bürgermeister wurde, die Anregung gegeben. In beiden Städten hat man den Verfasser nach Vollendung seines Werks aus dem öffentlichen Seckel belohnt: in Augsburg erhielt er den Rechnungen zufolge »umb daz büch der statt herkommens« 30 fl. (Städtechron. IV, 267 A. 1), in Nürnberg ausser den Summen, die ihm für seine Reisen zu gelehrten Zwecken, Durchforschung der Klosterbibliotheken u. s. w. gezahlt waren, »von der statt cronica wegen« 37 fl. (Städtechron. III, 312, 313). — In der verdeutschten Gestalt haben die Chroniken Meisterlins bei den Zeitgenossen und Spätern vielen Beifall gefunden, wie die grosse Zahl der uns erhaltenen deutschen Handschriften beweist. Die weitem literarischen Schicksale der beiden Meisterlinschen Chroniken waren dann aber verschieden: während die deutsche Chronik von Augsburg im J. 1522 — unter Hinweglassung der Eingangscapitel — durch Melchior Raminger zu Augsburg gedruckt wurde, die lateinische Form ungedruckt blieb, gelangte umgekehrt von der Nürnberger Chronik die lateinische Gestalt — in Ludewigs Reliquiae manuscriptorum tom. VIII. (1726) — zur Veröffentlichung. Die deutsche Bearbeitung wird zum erstenmale durch die vorliegende Sammlung der Städtechroniken bekannt.

So viel Aehnlichkeiten auch die beiden Werke Meisterlins in der Hauptsache bieten, so fehlt es doch nicht an wichtigern Unterschieden. Es ist ganz bezeichnend, wie das Augsb. Rechnungsbuch an der angeführten Stelle Meisterlins

Chronik benennt; es interessirt sie eigentlich nur die Frage nach dem Ursprunge Augsburgs, die Zeit der fabelhaften Kämpfe der die Göttin Zisa verehrenden Schwaben mit Amazonen und Römern. Meisterlin führt die Geschichte der Stadt zwar bis in sein Jahrhundert herab, aber dieses selbst und das ihm voraufgehende ist doch nur in einem dürftigen Anhang von Notizen vertreten, die aus lokalen Chroniken gezogen sind, und die Behandlung der frühern Jahrhunderte auf Grund der lateinischen Annales und Vitae verräth mehr ein erbauliches als ein geschichtliches Interesse. Die Nürnberger Chronik Meisterlins will das Gebiet der Geschichte gleichmässiger beherrschen. Trotz aller Dürftigkeit der Nachrichten sucht er ein möglichst vollständiges Bild der städtischen Entwicklung zu entwerfen, und in seiner Weise ist ihm das gelungen. Ja, bei der Ungunst der sonstigen Ueberlieferung ist es dahin gekommen, dass man, während die Augsburger Chronographie keinen andern Werth hat als einen historiographischen, der Nürnberger Chronik für einzelne Parteen eine sachlich-historische Bedeutung nicht absprechen kann. In wie bestimmter Einschränkung aber diese Anerkennung zu verstehen ist, zeigt die unter allen derartigen Stellen am meisten in Betracht kommende: die Schilderung des Zunftaufruhrs von 1348. Ueber diese wichtige Begebenheit hat sich kein historischer Bericht von einiger Ausführlichkeit erhalten, der älter wäre als der der Meisterlinschen Chronik, und die nachfolgende Geschichtschreibung hat lediglich auf diesem weiter gebaut. Trägt nun schon die zeitliche Entfernung, mehr noch die Parteilichkeit des Vfs, der in den Zunftbewegungen nur frevelhaftes, teuflisches Treiben er-

blickt, dazu bei, die Zuverlässigkeit des Berichts abzuschwächen, so wird der Einblick in den Sachverhalt noch durch das allegorische Gewand erschwert, worein der ganze Vorgang gehüllt ist. Doch schliesse man aus dieser Einkleidung, die gewiss ganz im Sinn der Zeitgenossen war, nicht auf eine frostige, trockene Darstellungsweise. Trotz des allegorischen Apparats vom Satan und den von ihm gegen die Stadt entsendeten Geistern des Neides, der Hoffahrt und der Habsucht, trotz der Reminiscenzen aus Sallusts Catilina, mit denen die Schilderung des Aufstandes gespickt ist, wird man die frische und lebendige Erzählung mit ihren zahlreichen dem täglichen Leben entnommenen Zügen und Bemerkungen, ihren volksthümlichen Wendungen, ihren sprichwörtlichen Redensarten gern lesen. Dieses Lob gebührt der Form nicht bloß an dieser einzelnen Stelle, sondern der Nürnberger Chronik überhaupt, recht im Gegensatz zu der Chronographie von Augsburg, deren »armseligen Styl« der Verf. bei der Erinnerung an diese Jugendarbeit daher auch vor allem bedauert (s. ob. S. 122).

Bei einem Geschichtswerke, dessen Bedeutung wenn auch nach dem frühern nicht ausschliesslich, so doch vornehmlich in seiner historiographischen Stellung beruht, muss es die Hauptaufgabe des Herausgebers sein, die Quellen zu ermitteln, aus denen der Autor geschöpft hat. Grade diese Untersuchung hat bei der Meisterlinschen Chronik zu interessanten Ergebnissen geführt. Aus den Quellennachweisungen Dr. Kerlers ergibt sich, welch bedeutenden Einfluss die neuere humanistische Literatur der Italiäner, insbesondere die Schriften des Aeneas Sylvius ausgeübt haben; nicht weniger ergiebig ist für Meisterlin aber eine deutsche

Quelle gewesen, deren Existenz erst jetzt aufgedeckt wird. Die Nachrichten, welche er seit dem Ende des 13. Jahrhunderts zur deutschen und nürnbergischen Geschichte mittheilt, zeigen eine grosse Verwandtschaft mit dem Excerpt einer Weltchronik, das von dem bekannten nürnbergischen Polyhistor Hartmann Schedel in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts verfasst ist. Die Vergleichung, welche Dr. Kerler zwischen den Quellen des Excerpts — wie Heinrich von Rebdorf und Ulm. Stromer — dem Excerpt selbst und Meisterlin anstellt, zeigt aufs deutlichste, dass Meisterlin das Excerpt benutzt hat. Dadurch wird dies selbst von entschiedener Wichtigkeit für die deutsche und speciell die nürnbergische Historiographie. Prof. Hegel hat daraus Veranlassung genommen, in einem besondern Anhang (II) zum Meisterlin (S. 257—305) die Arbeit Schedels näher zu beleuchten und bis in ihre Grundlagen zu verfolgen. Diese haben sich in einer zu Nürnberg im Jahre 1459 vollendeten Weltchronik wiedergefunden, als deren Verf. die leider unvollständige Handschrift der Nürnbg. Stadtbibliothek die städtischen Schreiber Johannes Platterberger und Dietrich Truchsess nennt. Die Arbeit Hartmann Schedels bestand darin, dass er aus dieser Weltchronik, welche sich die Thaten und Geschichten »der alten und newen Ee« in deutscher Sprache zu erzählen vorgesetzt hatte, eine Chronik deutscher und nürnbergischer Geschichte seit Julius Cäsar bis zum Tode König Ruprechts oder, wie er sie selbst bezeichnet, eine »Historie von Geschichten, besonders in deutschen Landen und Nürnberg bis auf das Ende König Ruprechts« herstellte. Von dem Schedelschen Auszug ist ein grösseres Bruchstück mitgetheilt, aus dem

die Benutzung dieser Quelle in Meisterlins Chronik, ausserdem die Anlage und der Charakter des Werkes selbst ersichtlich wird.

Was die Art der Veröffentlichung der Meisterlinschen Chronik von Nürnberg in der vorliegenden Sammlung betrifft, so musste dem Plan der letztern entsprechend dem deutschen Text der Vorzug oder richtiger Vorrang eingeräumt werden; die lateinische Gestalt wurde diesem als Anhang I (S. 179—256) beigegeben. Der Handschriftenstand beider Formen ist ein sehr verschiedener. Während von dem lateinischen Text wenn auch nicht das Original, so doch eine diesem sehr nahe stehende Abschrift Hartmann Schedels, dem Meisterlin selbst seine Chronik übersandt hatte, in der Handschrift der Münchener Hofbibliothek cod. lat. no. 472 vorlag und bei der Ausgabe, die Dr. Kerler besorgte, zu Grunde gelegt werden konnte, musste Professor Lexer bei Herstellung der deutschen Uebersetzung sämtliche in grosser Zahl überlieferte Handschriften gleichmässig zu Rathe ziehen und ihnen den besten Text abzugewinnen suchen; denn keine der erhaltenen Handschr. gieng ins 15. Jahrhundert zurück, und unter denen des 16. verdiente keine besondere Bevorzugung. Die historische und kritische Bearbeitung führte Dr. Kerler in Erlangen aus; die Anmerkungen wurden in der Weise unter den doppelten Text vertheilt, dass die sacherklärenden dem deutschen, diejenigen, welche die von Meisterlin benutzten Quellen im Einzelnen nachweisen, dem lateinischen Text beigegeben wurden. Von den drei Beilagen, welche der Bearbeiter der Chronik Meisterlins hinzugefügt hat, beschäftigt sich die erste (S. 309—313) mit der Person des Autors, zu dessen Geschichte hier

urkundliche Mittheilungen aus Briefen und städtischen Büchern gegeben werden. Die beiden folgenden haben es mit dem Inhalt der Chronik zu thun: die erste mit der in letzterer Zeit mehrfach besprochenen Sage von »Sifrid dem Swepferman« (S. 314—316 vergl. mit S. 122). Sie weist nach, dass Meisterlin dieselbe bereits in der erwähnten deutschen Weltchronik vorfand, aber selbständig bereicherte und vervollständigte. Die letzte Beilage (S. 317—336) bespricht den Zunftaufstand des Jahrs 1348 und stellt die Urkunden zusammen, die sich zur Geschichte desselben erhalten haben.

Den übrigen Raum des vorliegenden Bandes füllen drei kleinere Stücke aus. Die beiden ersten gehören der Kategorie officieller Denkwürdigkeiten an, welche in der Einleitung Bd. I p. XXXI näher charakterisirt sind. Von den dort angezogenen amtlichen Beschreibungen der Vorgänge bei Empfang und Aufenthalt der Könige und Kaiser in Nürnberg, den sogenannten Einreiten der Könige und Kaiser, sind hier die ältesten mitgetheilt: der Einzug K. Sigmunds und seiner Gemahlin im J. 1414 (S. 337—348) und der K. Friedrich III. im J. 1442 (S. 349 bis 401). Die zweite Aufzeichnung ist sehr viel ausführlicher ausgefallen als die erste, da sie sich nicht wie diese auf Beschreibung der kirchlichen Empfangsceremonieen, überhaupt nicht auf die Anstalten und Vorkehrungen beim Eintritt des Königs beschränkt, sondern zugleich eine Darstellung der Verhandlungen giebt, welche zwischen der Stadt Nürnberg und dem neu-gewählten Könige in den J. 1440—1444 über die Bestätigung ihrer Privilegien und Lehen und die Aufbewahrung der Reichskleinodien geführt wurden. Der kurze lateinische Bericht über den

Einzug K. Sigmunds ist von Dr. v. Kern bearbeitet und durch Mittheilungen aus den Brief- und Schenkbüchern vervollständigt. Den Text der zweiten Relation hat Prof. Lexer hergestellt, die historische Bearbeitung haben Dr. v. Weech und Dr. Kerler ausgeführt. Die hinzugefügten urkundlichen Beilagen geben ein Verzeichniss der der Stadt aus dem Aufenthalt K. Friedrich III. erwachsenen Kosten. — Das letzte Stück des Bandes (S. 403—416) »Von den creuczern die an den Durken zugen« enthält eine gleichzeitige Beschreibung des Auszuges und der Schicksale der Nürnberger, welche an dem von Papst Calixt III. angeregten Kreuzzuge des Jahres 1456 theilnahmen. Der Bericht ist in den Schürstab'schen Sammlungen und Aufzeichnungen enthalten, welche die im zweiten Bande der Städtechroniken veröffentlichten Relationen über den Zug nach Lichtenberg im Jahre 1444 und den Markgrafenkrieg (1449—1450) überliefert haben. In die Bearbeitung dieses Stückes haben sich Dr. v. Kern und Prof. Lexer getheilt. Von letzterm rührt auch das Glossar, von Dr. Kerler Personen- und Ortsverzeichniss des Bandes her.

F. Frensdorff.

Vindiciarum Aristophanearum liber.
Scripsit Augustus Meineke. Ex officina
Bernhardi Tauchnitz. Lipsiae MDCCCLXV.
VIII u. 232 Seiten in Octav.

Vor Kurzem sind die in der praefatio zur Tauchnitzer Ausgabe des Aristophanes von 1861 angekündigten Vindiciae Aristophaneae von Mei-

neke in einem stattlichen Band erschienen. Wenn man nach jener Ankündigung glauben musste, der Verf. würde sich darauf beschränken, einzelne in der *adnotatio critica* der Ausgabe nur angedeutete Emendationen näher zu begründen, und nur dann und wann Gelegenheit nehmen, den Text der Ausgabe zu verbessern und neue Vermuthungen vorzutragen, so hat er jetzt nicht nur eine grosse Anzahl jener Emendationen zum Theil ausführlich besprochen, diese und jene Lesart seiner Ausgabe zurückgenommen und durch eine bessere ersetzt, sondern auch einen guten Theil dessen, was er in den Text aufgenommen, sei es handschriftlich Ueberliefertes, seien es eigne oder fremde Vermuthungen, durch Herbeiführung von Argumenten sprachlicher und sachlicher Art gestützt, und endlich eine unerwartet grosse Anzahl neuer Emendationen beigebracht. Wir dürfen daher in den *Vindiciae* nach der einen Seite hin ein Stück kritischen Commentars zu der uns vorliegenden, nach der andern ein reiches Material für eine neue verbesserte Ausgabe des Aristophanes sehn, und die Kritik des Dichters darf sich freuen, in so wenig Jahren, als seit dem Erscheinen der Ausgabe verstrichen sind, einen so bedeutenden Fortschritt gemacht zu haben.

Ref. glaubt seiner Pflicht am besten zu genügen, wenn er das Verhältniss der *Vindiciae* zur Ausgabe ins Klare zu setzen sucht. Es versteht sich, dass bei einer so grossen Masse des schätzbarsten Materials eine grosse Beschränkung sowohl in den anerkennenden als in den berichtigenden Anführungen geboten ist, und wird man, was hier gegeben wird, nur als sehr geringe Proben des Vorhandenen betrachten dürfen.

Mit apologetischen Besprechungen der von ihm in den Text aufgenommenen handschriftlichen Lesarten hat Meineke die Vögel, Acharner und Ritter am reichsten bedacht. Ich hebe hier besonders hervor die Rechtfertigung der handschriftlichen Ueberlieferung in Av. 462 63 gegen Halbertsma und Bergk, der Worte *κατὰ τὸν Ὅμηρον* in demselben Stück V. 910, der Lesart *ποιῆς ταῦθ'* gegen Cobets *ποιήσης* V. 977, der Ueberlieferung *καὶ δόμους Ἀμφίονος* gegen die Vermuthung — der vir doctus in Mnemosyne ist van Gent Mnem. VII. p. 215 — *καὶ δόμους Ὀλυμπίους* V. 1287, der Worte *ὑπ' ἐμοῦ τότε* gegen Hirschig Ach. 216, von *λέγοις ἄν* V. 307 gegen Hamaker und Bergk, der Reihenfolge von VV. 549. 50 gegen Hamaker, des *γοργόνωτον* V. 1142 gegen Nauck (p. 65), der Form *λαῶν* Eq. 163 gegen Cobet, von *κραμβοῶτον* V. 539 gegen Kiehls *κραμβοφάγον* und V. 811 *πρὸς Ἀθηναίους καὶ τὸν δῆμον* gegen Halbertsma. Aus den Bemerkungen zu den übrigen Stücken mache ich aufmerksam auf die Vertheidigung von Nub. 100 *μεριμνοφροντισταί* gegen Naucks *μετεωροσοφισταί*, von Pac. 138 *καταφάγω τὰ σιτία* gegen Cobets *καταφάγω ἔγω σιτία*, von V. 341 *πλεῖν μένειν* gegen Herwerdens *πλημμελεῖν*, von Lys. 554 *ἐν τοῖς Ἑλλήσι καλεῖσθαι* für *ἐν τ. Ἑ. κ.* und 986 *οὐ τὸν Α'* gegen Brunck und Bothe, Ran. 359 *σιάσιν ἐχθράν* gegen Cobets *σιάσιν ἐχθρῶν*, von *καλεῖ* Eccl. 645 u. von *ὡς δὴ π' ἀληθεία* Plut. 891 gegen Hemsterhuis und van Gent. Bedenklich scheint mir die von Meineke befürwortete Festhaltung der handschriftlichen Lesart nur Ach. 314 *ἀλλ' ἐγὼ λέγων ὅδὲ πόλλ' ἄν ἀποφύναμι' ἐκείνους ἔσθ' ἃ καδίκουμένους* und Eccl. 575 *πολίτην δῆμον*. Wenn uns dort die Stellen, welche Meineke bei-

gebracht hat, allerdings verbieten, an der Stellung des *ἄν* vor *ἀποφάναιμι* Anstoss zu nehmen, so hat doch die Construction »*ἐγὼ ὁδὶ πολλὰ λέγων ἀποφάναιμι' ἄν* i. e. longa oratione ostendere possim esse etiam quae illi a nobis iniuste passi sunt« von Seiten des Gedankens das Böse, dass so Dikäopolis nur behauptet, in einer langen Rede beweisen zu können, dass in einigen Punkten den Lakedämoniern sogar Unrecht geschehen sei, während er vernünftigerweise entweder sagen musste: »ich kann eine lange Reihe von Punkten aufzählen, in welchen u. s. w. oder: »ich kann sogleich einige Punkte nennen, in welchen u. s. w.«. In der Stelle der Ekklesia-zenen aber hebt uns die nicht eben schlagende Analogie von *δῆμος πυνίτης* Eq. 42 nicht über die Schwierigkeiten hinweg, welche v. Velsen in dem Meineke leider unbekannt gebliebenen Saarbrückner Programm von 1860 sorgfältig nachgewiesen hat.

An andern Stellen bespricht der Verf., zum Theil ausführlich, von ihm recipirte eigene oder fremde Conjecturen. Viele von diesen Conjecturen sind der Art, dass man ihren Entstehungsgrund auch ohne Commentar leicht erräth; bei andern kömmt es uns sehr erwünscht, dass sich Meineke jetzt über sie ausspricht. Diese Erörterungen haben natürlich, sobald sie einigermassen tiefer eingehen, insofern ihren nicht zu unterschätzenden bleibenden Werth, als sie die richtigen Vermuthungen vollends über allen Zweifel erheben, die unrichtigen wenigstens insoweit fruchtbar machen, als jeder nicht unbegründete Irrthum die Wissenschaft fördert. In dieser Beziehung zeichnen wir besonders aus die Besprechungen von *τεμῶ* für *κατατεμῶ* Ach. 301, Eq. 210 *αἶκα*, 600 *σφόδρ' ἐλάας κρόμυνα*, 751

ἐς τὸ πρόσθε, Nub. 1363 ἀράττισθαι, Vesp. 599
 Εὐφημίδου, Pac. 217 νῆ τὴν Ἀθηναίαν· μὰ Δί'
 οὐχὶ πειστέον, 234 καὶ γὰρ αὐτὸς, 316 οὐτε χαί-
 ρων, Av. 247 πτέρων, 566 γύρους, 567· θύῃσι,
 979 λάϊος, Thesm. 38 Οἶμαί γε für εἰσικε, 278
 und 888 θεσμοφορεῖω, 844 κείρεσθαι, Ran. 397
 τέλος ἐορτῆς. An manchen Stellen ist Ref. frei-
 lich nicht in der Lage, mit dem Verf., wenn er
 noch jetzt frühere Vermuthungen festhält, über-
 einstimmen zu können. So kann er es nicht
 billigen, wenn Meineke über Nub 816 οὐκ εὖ
 φρονεῖς μὰ τὸν Δία τὸν Ὀλύμπιον sagt: *Aper-
 tum est scripsisse poetam μὰ τὸν Δί' οὐ τὸν
 Ὀλύμπιον, de quo iam olim admonui, probavit-
 que in novissima editione Kockius«. Kock ver-
 weist uns auf seine Note zu V. 1066, wo er die
 Worte des Textes ἀλλ' οὐ μὰ Δί' οὐ μάχαιραν
 ganz richtig und treffend mit drei Stellen des
 Xenophon zusammenbringt, Oek. 1, 7: οὐ μὰ
 Δί' οὐκ εἴ τι κακὸν, τοῦτο κτήμα ἐγὼ καλῶ. 21, 7:
 οὐ μὰ Δί' οὐχὶ οἱ ἄν ἄριστα τὸ σῶμα ἔχωσι.
 Gastm. 2, 4: οὐ μὰ Δί' οὐ παρὰ τῶν μυροπωλῶν.
 Allein diese Stellen beweisen ebenso wenig als die
 Worte, für welche sie als Belege dienen sollen,
 die Möglichkeit der Meinekeschen Lesart μὰ τὸν
 Δί' οὐ τὸν Ὀλύμπιον: denn es ist gewiss ein
 Unterschied, ob οὐ vor dem Begriff, welcher ver-
 neint, oder vor dem Beinamen des Gottes, bei wel-
 chem etwas verneint werden soll, wiederholt wird.
 Ueberhaupt etwas an der Lesart der Handschrif-
 ten zu ändern hat sich aber Meineke durch die
 Bemerkung Hermanns zu eben dieser Stelle ver-
 anlasst gesehn, wonach mit Ausnahme von Lys.
 24 καὶ νῆ Δία παχύ. — κατὰ πῶς οὐχ ἤκομεν
 die zweite Silbe von Δία nirgends betont er-
 scheint. Die Bemerkung ist unzweifelhaft rich-
 tig, und Ref. legt auf jene Ausnahme darum

gar kein Gewicht, weil er den Vers, auch nachdem ihn Meineke in den *Vindiciae* durch Aenderung des καὶ νῆ δια παχύ in νῆ δια πάνυ παχύ zu retten versucht hat, für interpolirt hält. Allein wenn sich hier die Kritik zu fragen hat, ob das einmalige Vorkommen einer, wie für diesen Fall zugestanden werden muss, an sich weder von sprachlicher noch von metrischer Seite her bedenklichen Erscheinung für sie Grund genug zur Annahme einer Corruptel sei, so verneine ich für meinen Theil diese Frage, und wundre mich nur, hierin gerade Meineke nicht zum Vorgänger zu haben, da er doch in zwei andern Fällen sich nicht gescheut hat, durch Conjectur Seltenheiten in den Text zu bringen, die schon an und für sich etwas bedenkliches haben. Es hat gewiss seinen Grund in der Natur des anapästischen Rhythmus, wenn Aristophanes im anapästischen Tetrameter ein dispondeisches Wort nie anders als in der Weise gebraucht hat, dass der Ictus auf die zweite und vierte Silbe fällt; die entgegengesetzte Betonung findet sich nur in der Meinekeschen Ausgabe Vesp. 570 in den Worten: τὰ δὲ συγκύπτοντα βληχᾶται oder, wie der Verf. jetzt lieber will: τὰ δὲ συγκύψαντα βλ. Und wenn er Plut. 368 auch jetzt noch lesen will ἀλλ' ἐστὶν ἐπίδηλον ὅτι πεπανούργηκέ τ, so sündigt er gegen das Gesetz, welches Cobet Mnem. V. p. 256 in den Worten aufgestellt hat: In Comicis dactylus in tertia sede et quinta in ingenti exemplorum copia non aliter quam hac lege recte ponitur, ut prima in caesura sit aut dactylus totus eodem vocabulo contineatur. Nachdem Haupt hinlänglich festgestellt hat, dass Av. 182 διὰ τούτου zu lesen ist, widersprechen diesem Gesetz, wenn wir Eccl. 532 mit Bothe und Meineke ἐντανθί τ

κακόν schreiben, nur noch die drei Verse Plut. 171, 174, 176 ἐκκλησία δ' οὐχὶ διὰ τοῦτον γίνεσθαι, ὁ Πάμφιλος δ' οὐχὶ διὰ τοῦτον κλαύσεται Ἀγυρῆος δ' οὐχὶ διὰ τοῦτον πέρδεται. Wenn nun auch diese drei Verse sich gegenseitig schützen und Cobets δέ γ' οὐ sich nicht einmal von Seiten des Sprachgebrauchs rechtfertigen lässt, so spürt man doch leicht, dass hier die nach dem Subject eintretende Diäresis die Bedenklichkeit jenes Dactylus ebenso vermindert als V. 368 der Mangel jeder Diäresis und Cäsur sie erhöht. — Vesp. 671 hatte Meineke οἴσετε τὸν φόρον für δώσετε τὸν φόρον geschrieben. Der leicht zu errathende Grund war nach der ausdrücklichen Angabe der Vindiciae, dass nicht δίδοναι τὸν φόρον, sondern φέρειν τὸν φόρον die stehende Ausdrucksweise ist. Wenn er dagegen hinzufügt, der Imperativ sei hier passender als das Futurum, so hatte Ref. das, übrigens bei Aristophanes sonst nicht vorkommende, οἴσετε für den Indicativ, nicht aber für den ohne Zweifel schwer nachweisbaren Plural von οἴσε halten zu müssen geglaubt, lässt aber dieses Argument, da der Verf. schwerlich ein grosses Gewicht darauf legen wird, gern auf sich beruhen. Denselben Hauptanstoß aber hat, was Meineke entgangen zu sein scheint, Hamaker Mnem. III. p. 193 allerdings noch gewaltsamer als dieser dadurch zu heben gesucht, dass er δωροφορεῖτ' ἢ γῶ schreiben wollte; einen Vorzug hat indess diese Vermuthung. Denn wenn an dieser Stelle den Beamten das δωροδοκεῖν zum Vorwurf gemacht wird, so sind sie in dem Augenblick, wo sie, wenn auch unter den heftigsten Drohungen gegen die Säumigen, doch ihrer Pflicht gemäss den Tribut einfordern, von jenem Vorwurf freizusprechen, während sie dem-

selben unterliegen, sobald sie unter Drohungen das *δωροφορεῖν* befehlen. Allein keine von beiden Lesarten entspricht doch der Art, wie diese Beamten ihre Amtsgewalt zugleich für die ihnen obliegende Steuererhebung und für ihre eigene Bereicherung benutzen, so vollständig als die handschriftlich überlieferte, welche, wenn sie dem Sprachgebrauch nach nicht zusammen passendes verbindet, desswegen nicht anstössiger ist als jede andre Wendung *παρ' ὑπόνοιαν*. — In demselben Stück V. 766 glaubt Meineke noch jetzt certa coniectura geschrieben zu haben: *πρᾶτ' ἄπερ ἐκεῖ πράττεται* für *ταῦθ' ἄπερ ἐκεῖ πράττεται*. Ich meine, wenn Philocleon darüber im Unklaren wäre, was er zu thun habe, so würde Aristophanes Bdelycleon haben sagen lassen: *ἄπερ ἐκεῖ ποιεῖς ποιεῖ*, vgl. 747 *ἀλλ' ὅπερ μέλλεις ποιεῖ*, Eq. 213 *ταῦθ' ἄπερ ποιεῖς ποιεῖ*. Da aber Philocleon vielmehr wissen will, um was es sich eigentlich handle, was eigentlich im Werke sei, so antwortete Bdelycleon auf seine Frage ganz richtig: *ταῦθ' ἄπερ ἐκεῖ πράττεται* d. i. *ταῦτα πράττεται ἄπερ ἐκεῖ πράττεται*. — Ran. 765 hat der Vf. *μανθάνεις*, mit einem Fragezeichen versehen, dem Aeakos gegeben, während in den Handschriften *μανθάνω* geschrieben und dem Xanthias zugetheilt ist. Mir scheint, dass Aeakos seinen langen Satz durch ein jedesfalls überflüssiges *μανθάνεις*; höchst ungeschickt unterbrechen und der keineswegs geringen Fassungskraft des Xanthias doch zu nahe treten würde. Warum aber *μανθάνω* nur dann richtig sein sollte, wenn vorher *μανθάνεις*; gefragt worden wäre, vermag ich nicht einzusehn. Warum sollte nicht Xanthias der langen Einleitung müde dem übereifrigen Erzähler sein *μανθάνω* entgegen, um ihn zu veranlassen, doch endlich

auf die Sache selbst zu kommen? Vgl. V. 65 *μη δῆτα περὶ ἔτρους γε· πάνν γὰρ μανθάνω*. — Auch Eccl. 16 hält M. mit Unrecht gegenüber dem handschriftlichen *συνδρῶ* sein *συνορῶ* fest. Wenn ich über den Gebrauch von *συνορῶ* recht unterrichtet bin, fällt die Conjectur mit der Bemerkung, dass *συνορᾶν* bedeutet: »eine Sache allen ihren Theilen nach zugleich übersehn, vollständig begreifen«, nicht aber, wie M. es hier braucht: »Augenzeuge sein«. Aber auch abgesehen davon, handelt es sich hier durchaus nicht um wirkliche Verbrechen, an denen die Lampe mit schuldig wäre und deren Bekanntwerden auch sie in Gefahr bringen könnte, sondern um die Heimlichkeiten der Herrin, bei denen die Lampe behülflich gewesen war und von denen nichts ausgeplaudert zu haben, obwohl sie es ohne Gefahr hätte thun können, ihr allerdings zum Lobe angerechnet werden durfte. Zudem rechtfertigt *παραστατεῖς* und *συμπαραστατεῖς* VV. 8 und 14 und das *ἀφρεύων* κτλ. V. 13 ein *συνδρῶν* in diesem Vers weit mehr als das auf etwas ganz Neues bezügliche *συνέλοι* des folgenden Verses ein *συνορῶν*.

Allein nicht überall ist sich Meinekes Urtheil in dieser Weise gleich geblieben; an vielen andern Stellen hat er vielmehr selbst eingesehen, dass er früher nicht die richtige Lesart gewählt hatte, und gesteht dies jetzt selbst ein. So billigt er jetzt Ach. 570 die überlieferte Lesart *ταξίαρχος ἢ στρατηγός ἢ* gegenüber der von ihm recipirten Conjectur Elmsleys, V. 791 zieht er seine Conjectur *ὑστρίχι* zurück und liest der Ueberlieferung folgend *κἀναχνοϊανθῇ τριχί*, V. 867 beruhigt er sich jetzt bei der der Lesart der Codices viel näher kommenden Conjectur Elmsleys *ἐπιχαρίτως γ' ὧ ξένε* und verwirft

sein ἐπεχαρίξα μὲ ξένε, Eq. 1303 schreibt er jetzt mit Casaubonus Καλχηδόνα, 1311 mit Bentley καθῆσθαι μοι δοκεῖ, 1373 οὐδεὶς ἐν ἀγορᾷ mit den Codices gegen Hermanns οὐδ' ἐν ταγορᾷ, Nub. 948 verwirft er als unnöthig seine Conjectur τῶν γνωμίδων, 1194 auf Büchelers Erinnerung hin διαλλάττοιεν gegen ἀπαλλάττοιεν, Vesp. 1222 theilt er jetzt ganz dem Bdelycleon, V. 1223 ganz dem Philocleon zu, schützt V. 1363 das von RV überlieferte οἰοις gegen οἷως sehr richtig durch Vergleichung von Ran. 909, und nimmt Av. 181 und 182 nach Haupts bekannter Darlegung, VV. 724—26 nach Kocks Exerc. crit. p. 4 wieder zu Gnaden an. Glaucht Ref. hier unbedenklich zustimmen zu sollen, so scheint ihm in andern Fällen der Verf. entweder das Richtige noch nicht entschieden genug ausgesprochen oder geradezu etwas falsches gebilligt zu haben. Ich denke dabei besonders an drei Stellen, Nub. 664, Vesp. 967 und Ran. 720. In der Stelle der Wolken hatte M. nach Hermanns Aenderung πῶς δῆ, φέρ'; — ὅπως; ἀλεκτριῶν καὶ ἀλεκτριῶν geschrieben; jetzt zweifelt er, ob nicht besser πῶς δῆ; φέρε πῶς; gelesen werde. Dass ohne allen Zweifel so gelesen werden muss, ergiebt sich einfach daraus, dass die Trennung der zweiten Silbe einer zweisilbigen Thesis durch den Personenwechsel ebenso unerhört und beispellos ist als die Stellung des φέρε hinter einer Frage vgl. meine Dissertation De Rav. et Ven. p. 28. — Vesp. 967 billigt der Vf. Bentleys Vermuthung ὦ δαῖμον ἔλκει, während er früher mit Duldung des Proceleusmaticus ὦ δαμόνι' ἔλκει geschrieben hatte, und bezieht die Anrede auf den Heros Lykos, dessen Bild V. 819 auf die Bühne gebracht worden ist. Hier gestehe ich, nicht zu begreifen, was eine Bitte um Mit-

leid an diesen Heros, der doch nur in ganz äusserlicher Beziehung zum Gericht stand, gerichtet an dieser Stelle, wo es sich um Verurtheilung und Freisprechung handelt, zu bedeuten haben könnte. Hier konnte doch wohl nur der Richter um Mitleid angefleht werden, wie es V. 975 ἴθ' ἀνυβολῶ σ'· οἰκτεῖρατ' αὐτὸν ὦ πάτερ, V. 986 ἴθ' ὦ πατρίδιον ἐπὶ τὰ βελτίω τρέπον geschieht. Ferner aber muss meines Wissens erst noch bewiesen werden, dass der Heros Lykos ὦ δαῖμον angeredet werden konnte statt ὦ δέσποθ' ἥρως oder ähnlich, vgl. 389 ὦ Αἴκε δέσποτα, γέγων ἥρως, 821 ὦ δέσποθ' ἥρως. Mir unterliegt es danach keinem Zweifel, dass Aristophanes den Bdelycleon hier wie V. 962 ὦ δαιμόνιε hat anreden lassen. Wegen des Proceleusmaticus aber habe ich schon De Rav. et Ven. p. 19 darauf aufmerksam gemacht, dass hier wie Plat. ap. Mein. Com. II p. 682 das Lästige des Proceleusmaticus dadurch gemindert ist, dass mit der Arsis des Fusses ein neues Wort beginnt. Ran. 719. 20 endlich hatte M. geschrieben ταῦτόν ἐς τε τῶν πολιτῶν τοὺς καλοὺς τε καὶ γαθοὺς ἐς τε τὰρχατον νόμισμα καὶ καλῶς κεκομμένον, für welche letztere drei Worte die Handschriften geben: καὶ τὸ καινὸν χρυσίον. Er sagt darüber in den Vindiciae: Prorsus absurdum est, cives καλοὺς καὶ γαθοὺς comparari cum veteribus numis et novis h. e. cum bonis et malis. Cum sequentibus autem haec pessime coeunt ideo, quod statim pergit οὕτε γὰρ τούτοισιν οὖσιν οὐ κεκιβδηλευμένοις, quae grammatica ratio ad τὸ καινὸν χρυσίον adulterinos numos referri, sententia autem ad τὰρχατον νόμισμα trahi postulat. Aus diesen Gründen hatte er mit Hamaker die Worte καὶ τὸ καινὸν χρυσίον für interpolirt erklärt; jetzt nach vier

Jahren glaubt er die Schwierigkeiten leichter dadurch zu heben, dass er mit Beibehaltung des *καὶ τὸ καινὸν χρυσίον* V. 719 schreibt *τοὺς κακοὺς τε καγαθοὺς*, V. 720 aber *τούτοιςι τοῖσιν*. Mit dieser letztern Aenderung, welche übrigens schon in der *adnotatio critica* vorgeschlagen war, kann Ref. sich um so mehr vollständig einverstanden erklären, als, was Meineke wunderlicher Weise gar nicht erinnert, die Verbindung des Particips *οὔσιν* mit dem Particip *κεκλιβηλεσμένοις* in der Lesart der Codices an sich anstössig genug ist. Dagegen sieht er nicht, wie die Worte *τοὺς κακοὺς τε καγαθοὺς* anders als auf Leute bezogen werden könnten, welche schlecht und gut zugleich wären, von welcher Klasse von Menschen hier doch sicher nicht die Rede ist. Ueberhaupt aber scheint ihm der so gewaltige Anstoss, den man an dem Mangel eines dem *καὶ τὸ καινὸν χρυσίον* entsprechenden Gliedes im ersten Vers genommen hat, mehr in einer holländischen Pedanterie als in der Wahrheit begründet zu sein.

Wir wenden uns jetzt zu dem Verhältniss der *Vindiciae* zu der *adnotatio critica* der Ausgabe. Der Leser weiss, wie viel Vermuthungen M. noch nachträglich in derselben bald mit grösserer bald mit geringerer Bestimmtheit ausgesprochen hat, u. wie oft schon die *adnotatio* einen Fortschritt der Kritik bezeichnete. Auch mit solchen Conjecturen beschäftigen sich die *Vindiciae*, indem sie dieselben zum grössten Theil rechtfertigen, zum Theil aber auch verwerfen, wie z. B. *λαμαχίσκιον* Ach. 1206 für *λαμαχίππιον*. Von den gebilligten heben wir, da sie ja schon bekannt sind, nur diejenigen heraus, zu deren Beurtheilung Meineke neue Momente theils von Seiten des Sprachgebrauchs theils aus dem Schatz seiner Gelehrsamkeit bei-

gebracht hat. Es sind wohl hauptsächlich folgende: Nub. 1061 καὶ μ' ἐξέλεγξον εὐρών, Vesp. 1069 Κλεινίων, 1492 οὐρανίαν, Av. 663 ἐκβίβασον αὐτήν δῆτα πρὸς Θεῶν, 1181 πρόεδρος, Lys. 942 οὐχ ἡδὺ τὸ μύρον, 1148 ἀπαλὸς καὶ καλός, Ran. 573 τοὺς γομφίους ἂν σου λίθῳ 'κκόπτοιμ' ἂν, eine Lesart, an deren Richtigkeit ich freilich zweifle, Plut. 842 τὸ μετὰ σοῦ παιδάριον, 1053 σπινθήρ βάλη. Im Vorübergehn erlaube ich mir Meineke darauf aufmerksam zu machen, dass schon Fritzsche zu den Thesmoph. p. 611 Ach. 924 schreiben wollte: σελαγοῖντ' ἂν. — ΔΙΚ. αἰ νῆς ὦ κτλ. und ebenda erzählt, dass Hermann diese Vermuthung gebilligt habe. Nur über zwei der in diese Kategorie fallenden Stellen glaube ich meine Zweifel aussprechen zu müssen, Ran. 94 und 155. An letzterer Stelle scheint mir doch das handschriftliche ὄψει τε φῶς κάλλιστον, ὥσπερ ἐνθάδε, wenn man es mit Kock erklärt: »wie hier auf unserer Erde, während man es in der Unterwelt gar nicht so vermuthen sollte«, sich sehr wohl halten zu lassen, und die Stelle des Virgil Aen. VI, 640 für die Kritik einer aristophanischen Stelle zu wenig zwingende Kraft zu haben. Zudem kann ich zwar, wenn Mein. κάλλιον ἤπερ ἐνθάδε zu schreiben vorschlägt, nicht bestimmt in Abrede stellen, bezweifle aber sehr, dass Aristophanes jemals ἤπερ für ἡ gesagt habe. An der andern Stelle glaube ich selbst, dass in der Lesart der Codices ἦν μόνον χορὸν λάβη ἅπαξ προσουρήσαντα τῇ τραγωδίᾳ ein Fehler steckt; aber ich möchte weder ἅπαξ μόνον λάβη χορὸν, noch was M. vorzieht ἦν ἅπαξ χορὸν λάβη, μόνον πρ. billigen, und finde gerade in der letztern Lesart das μόνον, welches das προσουρήσαντα nur abschwächt, unerträglich. Der Dichter will offenbar sagen: es ist mit ih-

nen vorbei, wenn sie ein einziges Mal eine Tragödie aufgeführt haben. Danach müssen wir an ἀπαξ προσουρήσαντα τῇ τραγωδίᾳ festhalten. In dem Nebensatz ἦν—λάβῃ kann aber nur ein Zweifel daran ausgesprochen sein, ob jene Dichterlinge überhaupt einen Chor erhalten. Dieser Zweifel nun kann nicht eingeleitet werden durch ἦν μόνον, wenn — nur, sondern durch wenn anders oder mit leiser Wendung durch wenn — mit Noth, ἦν μόλις. Und so wird wohl zu lesen sein: ἦν μόλις χορὸν λάβῃ κτλ.

Auch auf die neuesten Beiträge zur Kritik des Dichters hat der Vf. vielfache Rücksicht genommen und mancher Emendation den verdienten Beifall geschenkt. Diese Seite der Vindiciae durch Proben zu beleuchten, hält indess Ref. für durchaus überflüssig und wendet sich lieber sofort zu dem wichtigsten Theile des Buchs, zu den neuen, hier zuerst veröffentlichten Verbesserungsvorschlägen des Verfs. Sie haben die ansehnliche Zahl von nahezu drittheil Hundert erreicht, und es sind darunter nicht wenige, deren Richtigkeit man sofort zugiebt, sobald man sie gelesen. So wird man sich, um aus der grossen Fülle einzelne Beispiele anzuführen, schwerlich sträuben. Ach. 197 σπείσομαι κακπίομαι zu schreiben, und in demselben Stück 1145 gern mit Meineke annehmen, dass hinter πίνειν die Worte παίζειν τ' ἔσται oder ähnliche ausgefallen seien. Vortrefflich ist Eq. 239 die Vermuthung ἀπολείσθον ἐξαπολείσθον nach der Lesart des Ravennas ἀπολείσθον ἀπολείσθον für die vulg. ἀπολείσθον ἀποθανείσθον. Auch Nub. 1014 hat der Verf. gewiss mit Recht vermuthet, dass etwas dem ψήφισμα μακρόν entsprechendes ausgefallen sei. Av. 729 hat er, glaube ich, in dem μάντεσιν οὔσαις für μάντεσι Μούσαις endlich das Richtige

getroffen, V. 959 aber wenigstens mit grösster Wahrscheinlichkeit vermuthet, dass *εὐφημία* ὅτω ausserhalb des Verses zu stellen und im Folgenden *μήπω γε μήπω* vor *μὴ κατάρξῃ τοῦ τραγού* einzuschieben sei. In demselben Stücke V. 1200 hat es Meineke durch Vergleichung von Thesm. 230 *ἔχ' ἀτρέμας αὐτοῦ κἀνάκνυτε* wahrscheinlich genug gemacht, dass nicht *ἔχ' ἀτρέμας· αὐτοῦ σιῇθ'*, sondern hinter *αὐτοῦ* zu interpungiren sei; zu völliger Gewissheit wird dies durch die Bemerkung, dass Aristophanes zu diesem *σιῇθι* nie ein *αὐτοῦ* oder etwas ähnliches hinzugesetzt hat, vgl. Plut. 448 *σιῇθ', ἀντιβολῶ σε, σιῇθι*, Vesp. 1149 *ἔχ' ὦγαθὲ καὶ σιῇθί γ' ἀμπισχόμενος*, 1361 *ἀλλ' ὡς τάχιστα σιῇθι τάσδε τὰς δευτέρους λαβοῦσ' κίλ.* Av. 1255 liest der Verf. jetzt unzweifelhaft richtig *εἰτ' Ἴριν αὐτήν*, Lys. 279 *πεινῶν* für *πινῶν*, 1258 *κατωτὼν οὐρανοῦν*. Nothwendig scheint auch mir Ran. 1130 *ταῦτα πάντ' ἔπη' σί' zu schreiben*, und 1423 ist *διστομεῖ* für *δυστοκεῖ* jedesfalls sehr glücklich conjicirt. In den Ekklesiazusen möchte ich ebensowohl V. 151 die Umstellung des *ἄν* vor *ἐτέρως*, als V. 342 die Lesart *ἀλλ' οὐ καὶ* und die Annahme einer Lücke vor V. 611 billigen. Unzweifelhaft scheinen mir auch die Conjecturen zum Plutus V. 917 *ἀρχήν* für *ἄρχειν*, worauf, wie M. selbst in den Addenda berichtet, auch Dobree verfallen war, und 976 *χάπαλόν* für das matte *καὶ καλόν*. Ach. 1093 hatte, wie M. noch nachträglich angemerkt hat, schon Ad. v. Velsen *τὰ φίλιταθ' Ἀρμόδι'· οὐ καλά*; vermuthet; derselbe hat aber — und dies ist ihm entgangen — auch Pac. 430 mit ihm übereinstimmend *πάντα δ' εὐρήσεις* conjicirt, in dem oben erwähnten Saarbrückner Programm. Auch Ref. freut sich in zwei Vermuthungen mit dem

Verf. zusammengetroffen zu sein, in dem ὃ τῶν ἄκουσον, εἴτα διάκρινον, τόδε Eq. 1036 und Vesp. 565 in dem κατὰ πρὸς τοῖς οὖσι κακοῦσιν, ἕως κτλ. An zwei andern Stellen dagegen stimme ich mit den Vordersätzen Meinekes überein, ohne seine Folgerungen zu ziehen. Pac. 5 nämlich hatte ich mit Meineke, dessen Ausgabe ich benutzte, bald erkannt, dass ποῦ γὰρ ἦν νῦν δὲ ῥερον geschrieben werden müsste, aber gerade die Nothwendigkeit dieser Aenderung liess mich an der Richtigkeit der von Meineke befolgten Dobreeschen Personenvertheilung zweifeln. Und in der That begreift man nicht recht, wie der zweite Slave, welcher doch auf Befehl des ersten neues Brot gebracht hatte, also glauben musste, dass das frühere verzehrt sei, zu der Frage kömmt: ποῦ γὰρ ἦν νῦν δὲ ῥερον; noch weniger aber, wie sich mit dieser Frage die folgende οὐ κατέφαγεν; vertragen soll. Diese Bedenken und die Nothwendigkeit unserer Aenderung fallen weg, wenn wir dem zweiten Slaven nur die Worte ἰδοὺ μάλ' αὐθις, dem ersten ποῦ γὰρ ἦν νῦν δὲ ῥερες; und wiederum dem zweiten οὐ κατέφαγεν; geben. Plut. 106 aber habe ich im Liber miscellaneus editus a societate philologica Bonnensi (Bonnae 1864) p. 60 f. ganz ebenso wie Meineke die Schwierigkeiten dieses Verses erkannt, aber nicht geglaubt, ihn sofort verdammen zu müssen; dem Karion zugeheilt wird er auch Meineke nicht mehr verdächtig erscheinen. Wie in diesen beiden Fällen Meineke den Fehler richtig erkannt und nur in der Heilung den falschen Weg eingeschlagen hat, so ist es mit vielen andern seiner Conjecturen. Ueberhaupt hat der Verf. in den meisten Fällen nicht den Anspruch erhoben, das

unzweifelhaft Richtige, sondern nur das von irgend einer Seite her sich Empfehlende, die offenbarsten Makel irgendwie Beseitigende aufgestellt zu haben. Allein ob richtig oder nicht, jede seiner Conjecturen hat ihren besondern Werth. Ref. wagt daher nicht, was leicht wäre, einzelne aus der grossen Zahl nach beliebiger Auswahl zu bekritteln; nur auf drei Punkte, die in gewisser Beziehung prinzipieller Natur sind, möchte er hier zu sprechen kommen.

Der Verf. schlägt vor Eq. 891 zu schreiben ὁ πόνυ πονρῆ und αἰβοῖ ausserhalb des Verses zu stellen, während in den Handschriften steht: ὁ πονηρῆ (Rav. ὁ πονήρ') αἰβοῖ und die vulg. ὁ πονήρ'. AHM. λαβοῖ ist. Ganz ähnlich hatte er schon in der Ausgabe Av. 610 αἰβοῖ ausserhalb des Verses gestellt und hinter ὡς ein δὲ eingeschoben. Ref. hatte an beiden Stellen grosses Misstrauen gegen diese Kritik, indem er zweifelte, ob es im Zusammenhang anapästischer und iambischer Tetrameter erlaubt sei, in dieser Weise eine Interjection ausserhalb des Verses zu stellen, und hat sich jetzt überzeugt, dass das im Aristophanes allerdings beispiellos ist. Da nun der Verf. selbst zugiebt, dass in der Stelle der Ritter Dindorf ganz geschickt λαβοῖ conjicirt habe, und in den Vögeln der Vers entweder durch Streichung von ὡς, wie Hermann, oder durch Veränderung von αἰβοῖ in βαβαί, wie Brunck wollte, recht wohl in Ordnung gebracht werden könne, so werden wir wohl an beiden Stellen von seinen Heilungsversuchen absehen müssen. — Eines andern kritischen Hilfsmittels hat sich der Verf. nach der Ansicht des Ref. an einer Stelle wahrscheinlich richtig, an einer andern gewiss falsch bedient. Es ist eine

nicht mehr bestrittne Thatsache, dass im Aristophanes zwischen den Trimetern hie und da Bruchstücke eines Verses selbständig dastehn. Ich erinnere an Ach. 407 *ἀλλ' οὐ σχολή*, Nub. 1233 *ποιούς θεούς*; Ran. 664 *Πόσειδον* — *ἤλγησέν τις*, und die Stelle der Wolken zeigt, dass diese Eigenthümlichkeit leicht zu Interpolationen Anlass gab. Diese Thatsache hat nun M. an zwei Stellen für die Kritik benutzt, Lys. 179 und Plut. 422. Hier steht in den Codices *οὐ δ' εἴ τίς; ὥχρ' αὖ μὲν γὰρ εἶναι μοι δοκεῖς*. Velsen hat aus den, so wie sie sind, unerträglichen Worten gemacht: *ὥχρ' αὖ μαινᾶς εἶναι μοι δοκεῖς*, Ref. im Anschluss daran De Rav. et Ven. p. 4: *ὥ γ ρ α ὖ μ. εἶναι μ. δ.* M. dagegen will die Worte *ὥχρ' αὖ δοκεῖς* einfach streichen und *οὐ δ' εἴ τίς;* allein stehn lassen, und es wird ihm jeder zugestehn, dass er uns auf diese Weise nur nimmt, was uns sehr lästig ist. An der andern Stelle geben die Codices *θύειν δοχοῖσας καταλαβεῖν τὴν ἀκρόπολιν*. Hier will nun M. in dem Glauben, dass Cobet mit Recht das Vorkommen von *ἀκρόπολις* für *πόλις* bei Aristophanes läugne, die letzten drei Worte wegwerfen. So grosse Verdienste Cobet um die Erkenntniss des Atticismus hat, so vorsichtig sind bekanntlich seine Behauptungen aufzunehmen, und diese Vorsicht vermisste ich hier bei M. Er hat jener Behauptung zu Liebe in der Ausgabe V. 176 für das handschriftliche *καταληψόμεθα γὰρ τὴν ἀκρόπολιν τήμερον* mit Cobet geschrieben *καταληψόμεσθα τὴν πόλιν γὰρ τήμερον*, V. 241 für das überlieferte *αἱ γὰρ γυναῖκες τὴν ἀκρόπολιν τῆς θεοῦ* mit Hirschig: *τὴν πόλιν τὴν τῆς θεοῦ*, V. 263 zwar in den Text die Lesart der Codices *κατὰ δ' ἀκρόπολιν ἐμὴν λαβεῖν* aufgenommen, dafür aber schon in der adnotatio

und jetzt wieder in den Vindiciae p. 122 dort *κατὰ δὲ πόλιν λαβεῖν ἑμᾶν*, hier *κατὰ δὲ λαβεῖν ἑμᾶν πόλιν* vermuthet, und endlich V. 482 für *ἄβατον ἀκρόπολιν ἱερὸν τέμενος* mit, meines Wissens, ganz neuer Einführung eines Adjectivs *ἀκρόπολις* in die griechische Sprache in der adnotatio sowohl als in den Vindiciae geschrieben *ἄβατον ἀκρόπολι ἱερὸν τέμενος*. Er hat also auf einem Raume von wenig über 300 Versen in dem Stücke des Aristophanes, in welchem allein die Akropolis eine Rolle spielt, sich nicht weniger als fünfmal — wir müssen natürlich V. 179 mitrechnen — jener Theorie zu Liebe zu Aenderungen verstanden, die zum Theil nicht gerade zu den sanftesten gehören. Zu solchen Gewaltthaten kann ich aber um so weniger meine Zustimmung geben, als auf diesem Raume die Stellen, wo *πόλις* überliefert ist (V. 266. 288. 302. 317. 338), nicht einmal in der Majorität sind. Aber auch an sich würde die Tilgung von *καταλαβεῖν τὴν ἀκρόπολιν* bedenklich sein; denn es besteht ein nicht geringer Unterschied zwischen dieser und den andern angeführten Stellen. Ran. 664 konnte Dionysos, wenn er anders sein Lied *Πόσειδον κτλ.* fortsetzen wollte, unmöglich den Trimeter ausfüllen; an den andern Stellen aber war die Nichtberücksichtigung der kurzen in den Dialog hineingeworfnen Aeusserungen wohl möglich, während hier nach aller Analogie die Antwort der Lampito sich sofort an die in der Mitte des Verses schliessende längere Rede der Lysistrata mit Fortsetzung des Verses hätte anreihen müssen. — Endlich ist Ref. zwar vollständig der Ansicht des Verf.'s, dass, wo in der Antwort das Fragepronomen aus der vorhergehenden Frage wiederholt wird, es ohne Ausnahme in

der indirecten Form stehen müsse, glaubt auch, dass der Verf. ganz richtig Pac. 847 *ταύ-
τας*; — *ὀπόθεν* und Av. 608 *παρ' ὅτου* geschrie-
ben, und wenigstens mit nicht geringer Wahr-
scheinlichkeit Ran. 1424 gestrichen habe, kann
aber in der Herstellung von Eccl. 761 und Av.
1234 durchaus nicht mit ihm übereinstimmen.
An letztrer Stelle hatte er in der Ausgabe *τί σι
λέγεις; ποίοις θεοῖς; — οἷοισιν; ἡμῖν κτλ.* ge-
schrieben, wie er jetzt in den Vindiciae angiebt,
desswegen, weil ganz ebenso Plut. 349 *ποῖός
τις; — οἷος; — λέγ' ἀνύσας κτλ.* gelesen werde.
Allein es ist einer der Fehler seiner Ausgabe,
dass er hier hinter *οἷος* ein Fragezeichen, und
nicht mit Bergk ein Komma, oder wie mir an-
gemessener scheint, einen Gedankenstrich gesetzt
hat; denn *οἷος* ist nicht die wiederholte Frage,
sondern der Anfang der Antwort und gehört zu
*ἦν μὲν — εὖ πράττειν αἰεὶ ἦν δὲ — ἐπιτεριζομαι
κτλ.*, welche Infinitive sich nur auf diese Weise
ungezwungen erklären. Nicht weniger bedenk-
lich aber ist mir *ὀποιοῖσιν*, welches M. ebenfalls
in Vorschlag bringt; denn *ὀποτος* findet sich bei
Aristophanes ebensowenig wie *ποτός* mit ver-
kürztem Diphthong, vgl. De Rav. et Ven. p. 28.
Danach müssen wir *ποίοισιν*; wohl zur Frage
des Peithetäros ziehn, wie in dem genannten
Vers der Frösche, sei er ächt oder unächt, das
τίνα ebenso wird zur Frage gezogen werden
müssen. Die Stelle der Ekklesiazusen lautet
nach den Codices vollständig:

*μέλλεις ἀποφέρειν; — πάνν γε — καχοδαίμων ἄρ' εἰ
νῆ τὸν Δία τὸν σωτήρα. — πῶς; — πῶς; ῥαδίως. —
τί δ' οὐχὶ περὶ θαρξέιν με τοῖς νόμοισι δεῖ;*

Meineke zweifelt, ob es nicht das Beste sei, ge-

radezu den mittlern Vers zu streichen, glaubt ihn aber doch in der Weise retten zu können, dass er schreibt: *πῶς*; — *εἰ ῥαδίως* und dann etwa folgenden Vers einschiebt: *αὐτὸς τὰ σπαντοῦ χρέματ' ἀποβαλεῖς, τάλαν*. Bergk wollte im ersten Vers schreiben *κακοδαίμων ἀρεῖς*; und dann *Α. νῆ τὸν Δία τὼν σωτῆρ' ἀποιίσω. Χ. δαίμονας*. Ich glaube, hier haben beide Herausgeber aus blossen Missverständniss des *ῥαδίως* dem Dichter Unrecht gethan. Wie dieses Wort zu verstehn sei, lehrt am einfachsten die Vergleichung von Plat. Symp. p. 202 C *πῶς τοῦτο, ἔφην, λέγεις; καὶ ἡ Ῥαδίως, ἔφη· λέγε γάρ μοι κτλ.* und Rep. V p. 475 E *ἀλλὰ πῶς αὐτὸ λέγεις; Οὐδαμῶς, ἦν δ' ἐγὼ, ῥαδίως πρὸς γε ἄλλον· σὲ δὲ κτλ.* *Ῥαδίως* heisst an diesen Stellen nichts anders als »leicht verständlich«, ganz ebenso wie bei Euripides Iph. Aul. 400 *ταῦτά σοι βραχέα λέλεκται καὶ σαφῆ καὶ ῥάδια*. Danach ist an *ῥαδίως* nicht zu rütteln und wahrscheinlich *πῶς* oder, was an dessen Stelle zu setzen sein wird, dem ersten Mann zuzutheilen. Ich vermuthe, dass Aristophanes geschrieben habe: *πῶς φήεις; — ῥαδίως*.

Nachdem Ref. bisher die Vindiciae gewissermassen mit den Augen ihres Verfassers angesehen hat, hält er es jetzt für nöthig, sie auch von den Gesichtspunkten aus zu prüfen, welche nach seiner Meinung bei der Kritik des Dichters eingenommen werden müssen. Zwar macht das Buch nicht den Anspruch einer, wenn auch nur in engen Gränzen, nach irgend welcher bestimmten Methode consequent durchgeführten Kritik und es könnte unbillig erscheinen, wenn der Recensent höhere Ansprüche stellen wollte, als der Verf., allein ich glaube, die allgemeinen Grundsätze, welche ich für die richtigen halte,

gerade an einer so hervorragenden Erscheinung am leichtesten zur Klarheit und Geltung zu bringen, und fürchte nicht, dass man die im Folgenden zu machenden Ausstellungen für ebensoviel Vorwürfe gegen den Verf. hält. Ich habe in meiner Dissertation *De Ravennate et Veneto Aristophanis codicibus* (im Commissionsverlag von B. G. Teubner) den Versuch gemacht, die handschriftliche Grundlage der Kritik durch Untersuchung des Verhältnisses, in welchem Ravennas und Venetus zu einander stehn, wenigstens für die sieben Stücke, in welchen wir beide Codices benutzen, ins Klare zu setzen. Das Resultat, zu welchem ich dabei gelangt bin, dass der Venetus aus vier verschiedenen Quellen, dem archetypus des Ravennas, dem der schlechtern Handschriften, und zwei an Güte sehr verschiedenen, uns in keiner sonstigen Ueberlieferung erhaltenen Codices geflossen ist, hat die Kritik freilich im Allgemeinen nicht über einen gemäßigten Eklekticismus hinausgefördert; allein die Erkenntniss, dass der Venetus in den Rittern fast vollständig von dem archetypus der schlechtern Codices, in den Wolken von dem des Ravennas, in den Wespen ganz überwiegend von dem verloren gegangnen besten Codex X abhängig ist, giebt uns für diese Stücke immerhin manchen äussern Anhaltspunkt. Daneben aber habe ich mich bemüht, an einigen neuen Beispielen zu zeigen, wie ausserordentlich wichtig für die Kritik des Dichters eine bis ins Kleinste gehende genaue Erforschung seines Sprachgebrauchs ist. Wenn uns in den Trimetern des Aristophanes die attische Umgangssprache entgegentritt, die Sprache des gewöhnlichen Lebens aber die allereigensinnigste und oft in den

unscheinbarsten Dingen von einer für Fremde lächerlichen Consequenz und Intoleranz ist, so kann man von vornherein vermuthen, dass der Kritik des Aristophanes ein tieferes Studium seines Sprachgebrauchs die zuverlässigste und stärkste Stütze bieten muss; die eigne Erfahrung aber hat mir diese Vermuthung nur immer von Neuem bestätigt. Diese Sätze an einigen den Vindiciae entnommenen Stellen noch weiter zu erweisen, scheint mir nicht überflüssig.

Nub. 1048 ist die gewöhnliche Lesart:

καὶ μοι φράσον, τῶν τοῦ Διὸς παίδων τίν'
ἄνδρ' ἄριστον
ψυχὴν νομίζεις κτλ.

Ravennas und Venetus lassen beide *παίδων* aus. Da sie, wie oben bemerkt, in diesem Stück beide aus derselben Quelle geflossen sind und auch an andern Stellen Umstellungen und Lücken mit einander gemein haben, liegt im Allgemeinen noch kein Grund vor, *παίδων* für interpolirt zu halten, und wir haben ein Recht, wenn M. τῶν τοῦ Διὸς τίν' ἄνδρ' ἄριστον εἶναι ψυχὴν νομίζεις schreiben will, von ihm den bestimmten Nachweis der Unhaltbarkeit des *παίδων* zu fordern. Inzwischen mache ich darauf aufmerksam, dass das von ihm eingeführte *εἶναι* den Sprachgebrauch des Dichters insofern gegen sich hat, als wir *νομίζω* ungefähr dreimal so oft ohne als mit *εἶναι* mit einem Adjectiv verbunden finden. Von den sieben Stellen, wo *εἶναι* hinzugesetzt ist, scheint noch dazu eine, Plut. 831, verderbt zu sein. Denn wenn es dort heisst ἐγὼ γὰρ ἱκανὴν οὐσίαν παρὰ τοῦ πατρὸς λαβὼν ἐπήρχουν τοῖς δεομένοις τῶν φίλων, εἶναι νομίζων χρήσιμον πρὸς τὸν βίον, so vermissen wir

entschieden in letzterem Vers ein auf ἐπήρκει zurückweisendes Pronomen und vermuthen leicht dass Aristophanes etwa geschrieben habe: τοῦ αὐτοῦ νομίζων κτλ. vgl. 38 ὡς τῷ βίῳ τοῦτ' αὖ νομίσας συμφέρειν. — Wenn M. mit Recht vermuthete, dass Nub. 1365 zu lesen sei: καὶ οὐτως εἶπεν ἄλβος κτλ., so müssten wir annehmen, dass der Venetus, welcher allein das von ihm verdrängte εὐθύς auslässt, hier aus dem besten Codex X geflossen sei, während wir von diesem in den Wolken sonst keine Spuren finden. Allein mir scheint diese Vermuthung ebensowenig haltbar als die andere, dass im folgenden Vers ῥῶπον zu lesen sei. Denn auch nach der Einfügung von αἰβος bleibt γὰρ bedenklich, und sehr πρῶτον ἐν ποιηταῖς in der Ordnung ist, wenig will mir einleuchten, dass Aristophanes für ῥῶπον ποιητὴν gesagt habe ῥῶπον ἐν ποιηταῖς. Ich glaube, wer die ganze Stelle unforgentlich prüft, kommt von selbst auf die Vermuthung Fritzsches, dass V. 1366 hinter V. 1368 einzustellen ist; und wenn M. dagegen bemerkt, dass die Verbindung von εἶπε mit den folgenden Participativen unstatthaft sei, so hat er darin zuvöllig vollkommen Recht, aber nichts hindert uns, nach V. 1365 eine Lücke anzunehmen und gerade in dieser solchen Lücke die Veranlassung zu jener Umstellung zu vermuthen. Kann demnach von einer Nothwendigkeit, εὐθύς zu verdrängen, keine Rede sein, scheint mir für die Beibehaltung dieses die Leichtigkeit der Verhandlung zwischen Vater und Sohn vortrefflich zeichnenden Wortes noch ausserdem die Aehnlichkeit von V. 1357 ὁ δ' αὖ θύει ἀρχαῖον εἰς ἔφασκε τὸ καθαρίζειν und 1361 ὁ δ' εὐθύς ἥσ' Εὐριπίδου ῥῆσιν αὖ zu sprechen. Da in den Wespen der Venetus die grössere Lücke

torität besitzt, hätte M. ohne Bedenken 135 *φρναγμοσεμνάκους τινάς* für *φρναγμοσεμνακουσίλους* schreiben sollen, zumal da dieses *τινάς* nach dem gewagten Wort ganz an seinem Platz ist, vgl. Ach. 390 *οκοτοδασυπυκνύτριχά τιν' Ἰλιδος κνην*. — In den Ritttern hat M. dagegen die grössere Autorität des Ravennas durch die schon oben hervorgehobene Herstellung von *ἀπολείσθον ἐξαπολείσθον* von Neuem erwiesen. — In den übrigen Stücken überwiegt nirgends die Güte des einen Codex die des andern so entschieden, dass wir daraus irgend welche feste Kriterien entnehmen könnten. Im Allgemeinen aber scheint mir doch der Ravennas der bessere Codex zu sein, wie er ja auch den Vorzug einer constanten Ueberlieferung vor dem Venetus voraus hat. Auch dafür liefert M. durch die glückliche Vertheidigung des von Ravennas überlieferten *ὡς ἔχω* Plut. 1089 einen neuen Beweis, und giebt wenigstens in den Addenda zu, dass uns in demselben Stück V. 845 in der Lesart des Ravennas *μῶν ἐνεμνήθης*, wofür Venetus *μῶν ἐμνήθης*, die schlechteren Handschriften *μῶν οὖν ἐμνήθης* geben, das Richtige überliefert ist. Dagegen scheint mir der Versuch Ran. 1011 das *μοχθήρους* des Ravennas durch Veränderung des *ἀπέδειξας* in *ἀνταπέδειξας* zu retten, deswegen unglücklich, weil dieses Verbum bei Aristophanes gar nicht, und sonst nur in der Bedeutung »dagegen beweisen« vorkömmt, und ich nicht einsehe, was in unserer Stelle die Präposition *ἀντι* für eine Bedeutung haben sollte. — Den Venetus hat Mein. an drei benachbarten Stellen im Plutus in den Vordergrund gestellt; wir wollen sehn, mit welchem Rechte. V. 205. 6 wird gelesen: *ἑσὺς γάρ*

ποιε οὐκ εἶχεν ἐς τὴν οἰκίαν οὐδὲν λαβεῖν. Venetus hat dafür λαμβάνειν. Desswegen und weil der Artikel anstössig ist, schlägt Meineke vor: εἰς οἰκίαν οἷ' εἶχεν οὐδὲν λαμβάνειν. Dass der Artikel unerträglich und, was M. nebenbei vorschlägt, ἐς τὴν οἰκίαν den Vorzug nicht verdient, gebe ich gern zu; der Artikel würde nur dann an seinem Platz sein, wenn wir mit Hirschig (in den M., wie es scheint, unbekannt gebliebenen Coniectanea critica im Philologus V p. 276 ff.) läsen: οἷ' εἶχεν ἐκ τῆς οἰκίας οὐδὲν λαβεῖν, allein dafür würde wohl τῶν ἐκ τῆς οἰκίας οὐδὲν zu schreiben gewesen sein, vgl. 858 ἀπολωλεκῶς ἅπαντα τὰ τῆς οἰκίας. Allein mir scheint Meineke's Vermuthung zu gewaltsam, und der ganze Vers, dessen Inhalt nicht einmal verdiente, etwa in der seinem Werthe mehr entsprechenden Form von ὥστε μηδὲν ἔχειν λαβεῖν an εὐρὼν ἀπαξάπαντα κατακεκλημένα angehängt zu werden, geschweige denn einen Hauptsatz zu bilden, sehr verdächtig zu sein. Dass ἐσθὺς selbstständig stehn könnte, hat, glaube ich, Hirschig mit Recht behauptet, und das εἰ' V. 207 würde sich in der so sehr beliebten Weise an ein Participium anschliessen, wenn wir läsen: ἐσθὺς γὰρ ποιε εὐρὼν ἀπαξάπαντα κατακεκλημένα, εἰ' ὠνόμασέν μου τὴν πρόνοιαν δειλίαν. — V. 245 ist die gewöhnliche Lesart: μετρίου γὰρ ἀνδρὸς οὐκ ἐπέτυχες πώποτε, wogegen Venetus ἀνδρὸς ἐπέτυχες οὐδεπώποτε hat. Da der Proceleusmaticus nicht geduldet werden darf, vermuthet Meineke μετρίου γὰρ οὐκ ἐπέτυχες οὐδεπώποτε. Allein das ächt aristophanei-sche ἀνδρὸς — vgl. De Rav. et Ven. p. 15 — wird man nicht so leicht und ohne Noth wegwerfen dürfen. Wenn aber Meineke ferner nach

einer v. l. von zwei Codices τοῦ πονηροῦ κόμματος jetzt *ἔτυχες* schreibt und entweder *μετρίου γὰρ ἀνδρὸς οὐχ ἔτυχες οὐπώποτε* oder mit Bergk *μετρίου γὰρ ἀνδρὸς ἔτυχες οὐδεπώποτε* lesen will, so kann ich die Unrichtigkeit dieser Lesarten zwar nicht handgreiflich darthun, vielleicht aber geht es dem Leser wie mir, dass er etwa an *μετρίου ξένου γὰρ ἔτυχες οὐδεπώποτε* keinen Anstoss nehmen würde, in unserm Fall aber nur *ἐπέτυχες* für richtig hält. Im Allgemeinen scheint es mir nicht richtig zu sein, das so vortrefflich bezeugte *ἐπέτυχες* hinter dem nur durch den Venetus überlieferten *οὐδεπώποτε* zurückzusetzen. — V. 255. 6 liest man gewöhnlich: *ἔτ' ἔγνωνεῖτε σπεύδεθ', ὥς ὁ καιρὸς οὐχὶ μέλλειν | ἀλλ' ἔστ' ἐπ' αὐτῆς τῆς ἀκμῆς, ἣ δέτ' παρόντ' ἀμύνειν*. Ravennas hat *ὥς καιρὸς*, Venetus *οὐ γὰρ καιρὸς*. M. vermuthet nun erstens: *οὐ γὰρ καιρὸς ἐστὶ μέλλειν*, zweitens: *ὥς ὁ καιρὸς οὐχὶ μέλλειν*. Zweierlei ist, woran M. mir mit Recht Anstoss zu nehmen scheint, einmal an dem Artikel von *καιρὸς*, der sich nur mit der auch mir corrupt erscheinenden Stelle Thesm. 661 *ὥς ὁ καιρὸς ἐστὶ μὴ μέλλειν εἶναι* belegen lässt, sonst gegen alle Analogie ist, dann aber an dem beziehungs- und subjectslosen *ἔστ'* im folgenden Vers. Dem letzteren Uebelstand wird aber durch Meineke's zweite Conjectur nur einem neuen abgeholfen, während er, meine ich, weit leichter durch Weglassung des Accenten auf *ἔστ'*, so dass dieses die zweite Person Pluralis wird, sich heben lässt; und in der ersten Vermuthung dürfte insofern ein Verstoß gegen eine vernünftige Methode der diplomatischen Kritik liegen, als durch die Uebereinstimmung der ersten Handschriften die Worte *καιρὸς οὐχὶ μέλ-*

λαιν ebenso gesichert sind, als durch ihre Differenz der Glaube an die Richtigkeit sowohl des ὡς als des οὐ γὰρ erschüttert wird. Wenn ἐστ' richtig ist, unterliegt es wohl keinem Zweifel, dass zu lesen ist:

ἢτ' ἐγκονεῖτε σπεύδεθ'· ὅμιν καιρὸς οὐχὶ μέλλειν,
ἀλλ' ἐστ' ἐπ' αὐτῆς τῆς ἀκμῆς κτλ.

vgl. Ach. 393 ὦρα ὅταν ἄρα μοι. Soph. Phil. 12 ἀκμή γὰρ οὐ μακρῶν ἡμῖν λόγων. Ueber Plut. 258 habe ich De Rav. et Ven. p. 35 ausführlich gehandelt und, wie ich aus den Vindiciae sehe, mich nicht geirrt, als ich vermuthete, das nackte, eines Particips bedürftige ἤδη habe M. zur Annahme einer Corruptel, und die häufig wiederkehrende Verbindung von γέροντος ὄντος und ähnl. zu der Aenderung gerade des ἀνδρας in ὄντας veranlasst. Aus letzterm Grunde wird er also wohl auch Eq. 270 mit Cobet γέροντας ὄντας geschrieben haben. Dass dieses falsch und jene Aenderung im Plutus sehr unwahrscheinlich, dass hier ὄντας vielmehr an die Stelle des im Ravennas ausgelassenen ἔσαν zu setzen ist, glaube ich an dem angeführten Ort nachgewiesen zu haben, und mache hier nur darum darauf aufmerksam, weil gerade dieser Fall besonders instructiv ist und mit am schlagendsten beweist, wie sicher uns eine genaue Beobachtung des Sprachgebrauchs führt. — Für manche Dinge dieser Art lassen sich Analogien aus anderen Sprachen beibringen. So reden bei uns Männer einander wohl kaum einmal mit »Mann«, sondern in der Regel mit allgemeinen Ausdrücken an, jene Anrede den Frauen überlassend. Bei Aristophanes kommt ὦνεq nur in den drei Stücken vor, in welchen die Frauen die Hauptrollen haben. In der Lysistrate redet V. 518 die

Heldin des Stücks den *Πρόβουλος*, in den Thes-mophoriazusen VV. 484 und 508 in der Rede des Mnesilochos die Ehefrau ihren Ehemann, V. 614 der Chor der Frauen den Kleisthenes, Eccl. 531 und 542 Praxagora ihren Gemahl Blepyros mit *ᾧνερ* an, mit *ὃ φίλ' ἄνερ* aber im Plutus V. 1025 das alte Weib den Chremylos. Dafür kömmt in den Gesprächen der Männer um so häufiger das allgemeinere *ὃ 'νθρωπος* vor. Ich erwähne dies, um die Unhaltbarkeit von M.'s Vermuthung Nub. 1271 *τὸν ἐγκέφαλον ᾧνερ σε-σεῖσθαι μοι δοκεῖς* nachzuweisen. — Ebensowenig kann ich es billigen, wenn M. Eq. 32 noch jetzt wie in der Ausgabe schreiben will: *ποῖον βρέ-τας; φέρ' ἐτεὸν ἤγει γὰρ θεούς;* mit selbständi-ger Einfügung des handschriftlich nicht überlie-fernten *φέρ'* in den lückenhaften Vers. Nach der Frage höchster Verwunderung *ποῖον βρέτας;* macht sich das eingeschobene *φέρ'* höchst wun-derlich, und man braucht uur den Versuch zu machen, die Lesart in die Muttersprache zu übersetzen, um den Fehler zu spüren. Weder *ποῖον βρέτας;* noch *ἐτεὸν — θεούς* verträgt einen Zusatz, der mit diesem oder jenem Theil des Verses enger verknüpft werden könnte. Da also das ausgefallene Wort grammatisch für beide gleichgültig gewesen sein muss, so scheint mir seit lange das Wahrscheinlichste, dass Aristophanes geschrieben habe: *ποῖον βρέτας, ᾧ τᾶν; ἐτεὸν ἤγει γὰρ θεούς;* vgl. Lys. 1163 *ποῖον, ᾧ τᾶν;* V. 1178 *ποιοῖσιν, ᾧ τᾶν, ξυμμάχοις;* und De Rav. et. Ven. p. 28. — Noch auf eines will ich zum Schluss aufmerksam machen. Meineke hat Eccl. 115 an dem *οὐκ οἶδα* An-stoss genommen und dafür *εὐ οἶδα* geschrie-ben, weil im Vorhergehenden Praxagora einen

Satz von so einleuchtender und anerkannter Wahrheit ausgesprochen hat, dass darauf die Frau in unserm Vers nicht wohl mit einem οὐκ οἶδα antworten zu können scheint. Allein, hätte Aristophanes die Frau bejahen lassen wollen, dass sie wisse, was Praxagora ihr entgegen gehalten, so hätte er sie sagen lassen: οἶδ' ἀλλὰ δεινὸν ἔσαν κτλ. wie Vesp. 5 οἶδ' ἀλλ' ἐπιθυμῶ συμ-
 κρὺν ἀπομερμηρίσαι, 356 οἶδ' ἀλλὰ τί τοῦτ'; dagegen sind die Stellen Ran. 30 οὐκ οἶδ' ὁ δ' ὤμος οὐτοσὶ πιάζεται, V. 648 οὐκ οἶδα· τουδὶ δ' αὖθις ἀποπειράσσομαι, Plut. 122 οὐκ οἶδ' ἐγὼ δ' ἐκεῖνον ὀργωδῶ πάνν sowohl ihrer äussern Form als dem Zusammenhang nach, in welchem sie stehn, der unsrigen ausserordentlich ähnlich. Ueberall wird mit dem οὐκ οἶδα ein Zugeständniss gemacht und mit dem folgenden δὲ nur noch eine kleine Gegenbemerkung eingeleitet. Nur das bildet einen Unterschied, dass an diesen drei Stellen eine Frage vorhergeht, an unserer eine Behauptung; aber es sind dort nur rhetorische Fragen, die den Sinn positiver Einwände haben. Wir werden also hier bei der überlieferten Lesart bleiben müssen.

Berlin.

Albert von Bamberg.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

5. Stück.

31. Januar 1866.

A Sanskrit-English Dictionary with references to the best editions of Sanskrit authors and etymologies and comparisons of cognate words chiefly in Greek, Latin, Gothic and Anglo-Saxon, compiled by Theodore Benfey Professor in the University of Göttingen, corresponding Member of the Imperial Institute of France, etc. London: Longmans, Green and Co. 1866. XI u. 1145 Seiten in Lexikon-Octav.

Das Bedürfniss Sanskrit zu erlernen ist in England nicht bloss ein wissenschaftliches, sondern hat fast in einem bei weitem höheren Grade eine praktische Bedeutung. Es gilt die Herrschaft des englischen Volkes in Indien auf festeren Basen, als die Gewalt allein darbietet, zu begründen, eine Herrschaft, welche mag man auch noch so viel Anklagen gegen sie mit Recht und Unrecht anhäufen, doch dem indischen Volke eine Sicherheit überhaupt und insbesondere des Besitzes und der Privatrechte gewährt, wie es sie seit Jahrtausenden nicht gekannt hat. Mögen einzelne vortreffliche Regenten auch

in Indien geherrscht und für kurze Zeit in grösseren und kleineren Reichen ein gewisses Wohlbefinden ihrer Unterthanen bewirkt haben, im Ganzen hat, so weit die Geschichte reicht, auch in Indien asiatischer Despotismus das Scepter geführt und geistliche und weltliche Verkehrtheit alle Basen eines ethisch und physisch gesunden Zustandes zerrüttet oder gar untergraben. Wenn trotz dem das Volk die Möglichkeit in fast sichere Aussicht stellt, durch Gewährung und vernünftige Anwendung der Mittel, durch welche ein Volk geheilt zu werden vermag, regenerirt, ja in Stand gesetzt werden zu können, seine so überaus reichen geistigen Gaben zu seinem eignen und dem Heil der ganzen Menschheit anzuwenden, so ist das dem vortrefflichen Kern desselben zu verdanken, der wohl unter der Wucht des harten Schicksals, welches so lange auf ihm lastete, leiden, aber nicht zu Grunde zu gehen vermochte. Wir sehen wie schon eine nicht geringe Anzahl von Männern von den sittlichen religiösen und wissenschaftlichen Entwicklungen Europas nicht bloss berührt, sondern tief ergriffen wird und mit einem wahrhaft bewunderungswerthen Eifer, der von den grössten geistigen Anlagen unterstützt und gehoben wird, eine Vermittlung und Läuterung der indischen Anschauungen mit und durch europäische erstrebt. Die Aufgabe der Engländer ist es, diesen Bestrebungen hülfreich entgegenzukommen und diese Aufgabe ist von ihnen nicht allein nicht verkannt, sondern vom Staat und Einzelnen mit vollem Bewusstsein ihrer Nothwendigkeit, Würde und Ehre unterstützt und schon nicht selten mit Glück und Segen verfolgt. Wollen wir hoffen und wünschen, dass diese Erkenntniss sich immer mehr Bahn bricht, dass

die Engländer in der Aufgabe eines der reichbegabtesten Völker in den Kreis der Culturvölker zurückzuführen, es zu befähigen sich an den Rechten und Pflichten eines solchen zu betheiligen, nicht ermüden und ihnen einst der hohe Ruhm zu Theil werde, wie im äussersten Westen unsers Erdballs so auch in Osten einen der mächtigsten Träger menschlicher Cultur erzo-gen zu haben.

Um eine solche Wirkung auf das indische Volk üben zu können, bedarf es für diejenigen, welche sich dieser Aufgabe widmen, vor allen einer Kenntniss der geistigen Arbeiten, welche die Inder selbst vollbracht haben, der reichen in manchen Beziehungen nicht hoch genug zu schätzenden Werke die seit uralter Zeit in ihrer heiligen Sprache, dem Sanskrit, abgefasst und zu einem grossen Theil mit treuer Sorgfalt und fortgesetzt gepflegter Kenntniss bis auf den heutigen Tag bewahrt sind. Man soll es nie vergessen und kann es nicht genug ins Gedächtniss zurückrufen, dass unter allen Völkern der Erde, so weit urkundlich erwiesen werden kann, die Inder und die Griechen die einzigen sind, welche Wissenschaft gegründet und bis zu einem hohen Grade entwickelt haben, dass alle andern Völker, von denen Wissenschaft gefördert ist auf fremden Häuptern stehn — leicht ist es aber, wenigstens verhältnissmässig, inventis addere, schwer eine neue Bahn zu brechen. Die Inder und ihre Schöpfung, der Buddhismus, waren für das ganze östliche und mittlere Asien, was Griechen und Christenthum für Europa.

Die Kenntniss der geistigen Arbeiten eines solchen Volkes wird den Herrscher nicht allein vor Missachtung desselben bewahren; sie wird ihn sogar überzeugen, dass er es mit einem

geistig gleichberechtigten Volke zu thun hat, dass er in ihm eines der ausgezeichnetsten Materiale besitzt, ein Volk, das jede Theilnahme, jede Arbeit, die er ihm widmet, der Menschheit einst vielleicht zehnfältig zurückzahlen wird. Die Achtung, die ihm die Kenntniss der Sanskritwerke einflössen wird, wird ihm das Volk durch Liebe vergelten und so eine Harmonie zwischen dem Herrscher- und beherrschten Volk herbeiführen, die die Aufgabe des erstern unendlich erleichtern wird.

Die Verbreitung des Sanskritstudiums in England leidet aber seit langer Zeit schon durch den Mangel eines im Buchhandel befindlichen Sanskrit-Englischen Lexikons. Diesem abzuhelpen war wesentlich die Aufgabe des vorliegenden Buches. Es sollte in einem verhältnissmässig geringen Umfang und Preis das geben was nöthig wäre, um diejenigen Werke lesen zu können, welche vorzugsweise zur Erlernung des Sanskrits benutzt werden. Diejenigen auf welche der Verf. desselben sein Augenmerk vorzugsweise gerichtet hat, sind in der Vorrede aufgezählt, doch hofft er, ohne den Umfang, der ihm vorgeschrieben war, zu sehr überschritten zu haben, alles so eingerichtet zu haben, dass man mit Hülfe desselben — ausser den vedischen Werken, welche abgesehen von den wenigen in Lassen's und des Vfs Chrestomathien aufgenommenen Stücken grundsätzlich ausgeschlossen waren — so ziemlich alle bisher veröffentlichten Werke von allgemeinem Interesse wird verstehen können. Er hat sich in der That zu diesem Zwecke einige Raum ersparende Handthierungen erlauben müssen, in welche sich aber derjenige, welcher das Buch gebrauchen will, mit Leichtigkeit hineinfinden wird. So hat er nur wenige

Zusammensetzungen als besondere Artikel aufgenommen und zwar vorwaltend solche, welche in Werken vorkommen, die von Anfängern gelesen zu werden pflegen oder Anomalien enthalten. Diejenigen dagegen, welche man nicht besonders aufgeführt findet, stehen soweit sie überhaupt aufgenommen sind unter ihrem letzten Glied. Denn alle aufzunehmen, wäre bei dem ungeheuren Reichthum des Sanskrits an Zusammensetzungen und der Leichtigkeit des Verständnisses der meisten, einerseits eine Unmöglichkeit andererseits eine Raumverschwendung. Auch bezüglich der Etymologien hat er sich einige Beschränkungen aufgelegt. Sie ganz unberücksichtigt zu lassen, schien ihm, trotz des Vorwaltens praktischer Zwecke in diesem Buche, nicht verstatet. Das Sanskrit ist nun einmal diejenige Sprache, an welcher, — in Folge ihrer im Verhältniss zu andern Sprachen ganz ausserordentlichen Durchsichtigkeit, — es mehr als sonst irgendwo möglich ist, Etymologie gewissermassen praktisch zu erlernen; es war also auch auf diejenigen Rücksicht zu nehmen, welche diesen Zweck nebenher oder vorzugsweise bei dem Studium dieser Sprache im Auge haben. Allein die zu gebenden Etymologien im Einzelnen durch Erläuterung als richtig aufzuweisen, würde einen Raum eingenommen haben, der die Hauptzwecke des Buchs paralysirt hätte. Ich habe mich daher darauf beschränkt, die Wörter in ihre grammatischen und lexikalischen Elemente aufzulösen, so dass jeder, welcher sich genauer über das Verhältniss eines bestimmten Worts zu den Elementen, aus welchen es besteht, unterrichten will, nur nöthig hat, jene im Lexikon nachzuschlagen, diese aus der Grammatik und auf sie bezüglichen grammati-

schen Untersuchungen kennen zu lernen. Ich bin mir bewusst, bei den Etymologien mit grosser Zurückhaltung verfahren zu haben; ich habe vieles unterdrückt, was ich andrer Orten keinen Anstand genommen haben würde, zu veröffentlichen. Dennoch wird manches mit untergelaufen sein, was besser ungedruckt geblieben wäre; es liegt diess in der Natur der Sache und lässt sich bei einer solchen fast unendlichen Fülle von Einzelfragen kaum vermeiden. Die Etymologie hat nur zwei Classen von beweisbaren Etymologien, die Classe der durch Widerspiegelung in den verwandten Sprachen, durch Identität des Differenten, feststellbaren und diejenige, wo das verbale sowohl als das formative Element durch grosse Massen in denen sie in gleicher Bedeutung erscheinen, mit voller Sicherheit bestimmt zu werden vermag. Beide Classen umfassen Dank den in unserm Jahrhundert errungenen Fortschritten der Sprachwissenschaft eine grosse Fülle von Wörtern; in Bezug auf einen, in den verschiedenen Sprachen an Zahl sehr verschiedenen, Theil des Wortschatzes sind wir jedoch noch auf unbeweisbare, nur mehr — oft sehr — oder minder — oft sehr wenig — wahrscheinliche Etymologien beschränkt. Im Sanskrit ist die Anzahl der nur auf dem Princip der Wahrscheinlichkeit ruhenden Etymologien geringer als in den übrigen indogermanischen Sprachen; allein diess mag auch dahin führen, dass man manche für wahrscheinlicher hält, als sie wirklich sind. Ueber eine dieser Art, welche von mir in meiner Vollständigen Sskr. Gr. S. 135, §. 369 Bem. aufgestellt, in meinem Glossar zur Chrestomathie wiederholt und auch von den besonnenen Petersburger Lexikographen, so wie Miklosich (Lexi-

con palaeoslovenico-graeco-latinum unter ousta) aufgenommen ward, nämlich die Erklärung von sskr. oshtha aus ava-sthâ bin ich schon bei Abfassung des vorliegenden Lexikons bedenklich geworden und habe sie nur mit probably bezeichnet. Die kürzlich gegebene Nachweisung des zendischen aostra 'Lippe' in dem vortrefflichen Aufsatz von Haug (ZDMG. XIX, 585) erweist sie als entschieden irrig; bei der innigsten Verwandtschaft — dem bloss dialektischen Unterschied der vedischen Sprache und des Zend — ist es danach unzweifelhaft, dass oshtha eine aus einer Volkssprache in das Sskrit gedrungene Form von oshtra ist (vgl. einerseits pata für patra und andererseits path für spasht aus spashta, so wie die Menge von Fällen ähnlicher Art in diesem Lexikon); tra ist aber nur Verbalsuffix, also in osh der Repräsentant eines Verbum zu sehen. Aus dem Zend ergibt sich nun wohl unzweifelhaft die Ableitung von vash 'sprechen' für organischeres vaksh von vac. Dass slav. ousta Mund, oustnie, München, Lippe, alte Ableitungen von demselben Verbum sind, ist schwerlich zu bestreiten, ob sie aber dasselbe Affix tra enthielten, wage ich nicht zu entscheiden.

Ich will bei dieser Gelegenheit auch eine andre Etymologie verbessern, in der ich den Petersburger Lexikographen, wie sich jetzt entschieden ergibt, mit Unrecht nicht zu folgen wagte. Diese haben nämlich aus dem vedischen Gebrauch für kshai (bei ihnen kshâ) die Bed. 'brennen' als Grundbedeutung erschlossen und von dieser kshâma, kshâra, kshap abgeleitet, worin ich ihnen unbedenklich hätte folgen, höchstens statt 'brennen' 'dörren' ansetzen sollen. Ich glaubte die Stellen liessen sich aus der überlieferten Bed. erklären; erst der von Garrez

jüngst (in ZDMG. XIX. 302) gegebene Nachweis der im Pâli entsprechenden Formen mit *jh* für *sskr. ksh* (ein Verhältniss, welches ich schon lange ebenfalls erkannt und daraus in diesem Lexikon *sskr. nirjhara*, gleichwie auch Garrez, a. a. O., erklärt habe) überzeugten mich von der wesentlich richtigen Auffassung des Petersburger Lexikon. Ich will hier nun die im Griechischen entsprechenden Formen *ξη-ρός*, *ξερός* (*s* wegen Accent auf der folgenden Sylbe) *σκηρός*, *σιρῆρός*, *σκέλλω*, *σκελέω*, *σκληρός* (für *σκε-ληρος*) hinzufügen, welche den Grund abgeben, weswegen ich 'dörren' als Grundbedeutung vorschlage. Vielleicht gehört auch *ἔσχάρα* hieher (*χ* durch Einfluss des *σ*) vgl. slavisch *skovrada*, *skvrada* = *ἔσχάρα*, *τήγανον* und litt. *skarvada*, *skavrada*, Bratpfanne; dazu auch slav. *skrada*, *κάμνος*, *τήγανον*; *skvarü*, *aestus*, *skvara*, *κνίσσα*. Man ändere also diesem gemäss bei *kshai* S. 241; *kshâra* S. 236 und *kshap* S. 236.

Dabei erlaube ich mir denn auch eine Verbesserung des Artikels *helâ* S. 1123. Das daselbst als 1ste Bedeutung gegebene *sport* war zuerst von mir nur als Grundbedeutung erschlossen, als Professor Cowell, dessen treuer Hülfe ich den ausserordentlichsten Dank schuldig bin, mir bei der zweiten Korrektur die dazu gefügte Stelle nachwies. Es ist aber der Artikel leider nun nicht ganz so geändert wie er zu ändern gewesen wäre. Ich ordne und bessere ihn jetzt so: *हेला helâ* f. I. i. e. a form of *khelâ* given by the Grammarians in the signification: *sport*. 1. *Sport* Ratnâv. 2. ed. 17, 11. 2. *Dallying* etc., mit Uebergang von *Contempt*; diese Bedeutung mit der dazu gefügten Stelle folgt erst in der vorletzten Zeile des Artikels und davor ist zu stellen II. i. e. *hel+â*.

Da das Sanskrit gewissermassen von selbst zu der Sprachvergleichung überleitet, viele sogar es einzig zu diesem Zweck treiben, so schien es dienlich auch deren Verlangen entgegen zu kommen und ich habe desshalb die entsprechenden Wörter des Griechischen, Lateinischen, Gothischen und Angelsächsischen verglichen. Im Bereich des letzten insbesondere wird man manche nicht uninteressante bis jetzt unbenutzte Zusammenstellungen finden, wie ich denn überhaupt gefunden zu haben glaube, dass der Niederdeutsche Sprachzweig viel reicher an aus sehr hohem Alterthum bewahrten Wörtern ist als der Hochdeutsche, und manches erhalten hat, was man in allen übrigen Sprachen vergebens sucht (vgl. z. B. unter *gardabha* und *çighra*).

Dass ich die ausgezeichneten Arbeiten meiner Vorgänger, insbesondere das Petersburger Lexikon, Wilson, und Goldstücker's Bearbeitung des letzteren sorgsam und mit tiefstem Dank für die Fülle von Belehrungen, welche die Wissenschaft ihnen verdankt, benutzt habe, versteht sich von selbst. Bei Beurtheilung des meinigen möge man jedoch berücksichtigen, dass als der Druck desselben begann, das Goldstückersche Werk erst bis *ambashṭha*, das Petersburger bis *paroksha* reichte.

Th. Benfey.

Explorations in South-West Africa.
Being an account of a journey in the years 1861
and 1862 from Walvish Bay, on the western
coast, to Lake Ngami and the Victoria falls.
By Thomas Baines, F. R. G. S. formerly

attached to the north Australian expedition, and subsequently to that of Dr. Livingstone on the Zambesi. London: Longman, Green and Roberts. 1864. XIV und 535 Seiten in Gr. Octav.

Die Gegend, durch welche uns das obengenannte Reisejournal führt, von der Walfisch-Bai bis zu den Victoria-Wasserfällen am Zambesifluss, ist durch Schilderungen Anderer, namentlich Andersson's zwar schon bekannt, aber doch keinesweges so, dass nicht noch Manches hinzuzufügen wäre. Herr Thomas Baines hat in seinem unter vielen erschwerenden Umständen sehr fleissig geführten Tagebuche, welches sein Vater Herr M. A. Baines bevorwortet und herausgegeben hat, viele topographische Aufnahmen, genaue Beschreibungen einzelner Thiere und charakteristische Züge der Eingebornen mitgetheilt, welche dem Buche einen Platz unter anderen wissenschaftlichen Reisewerken anzuweisen geeignet sind. Leider misslang ihm sein Reiseplan »to cross the continent (of Africa) from the west coast to the Zambesi on the east«, zu welchem Zwecke er sich selber in der Kapstadt nachdem er von einer schweren Krankheit genesen, zwei kupferne Fahrzeuge gebaut hatte, welche er einzeln, aber auch eins neben dem andern und dann mit einander verbunden, um darauf sich eine Kajüte einrichten zu können, je nachdem die Breite des Flusses es gestatten würde, zu verwenden gedachte. Schon diese sinnreiche Erfindung bekundet den für seine Absicht begeisterten und begabten Mann, der das australische Festland bereist und als Künstler 1858 die Expedition des Dr. Livingstone auf dem Zambesi und bis nach der Portugiesen-

stadt Tete begleitet hatte. Um so mehr ist es zu beklagen, dass ihn nun Fieber, Mangel an Lebensmitteln und die Ermordung mehrerer seiner Gefährten auf halbem Wege zur Umkehr nöthigten (vgl. Preface p. V. u. VI.). Besonderen Dank verdient der unerschrockene und unermüdliche Mann, wider den sich nun einmal alles, was seinen Reiseplänen hindernd in den Weg treten konnte, gleichsam verschworen zu haben schien, für die sorgfältige chartographische Aufzeichnung seiner Reiseroute, die an Genauigkeit kaum etwas zu wünschen übrig lässt. Dieselbe ist auf zwei S. 35 und S. 224 eingestephteten Querfolioblättern verzeichnet und enthält, ohne dass die Deutlichkeit darunter leidet, so viele Zeit-, Orts- und andere Angaben, dass man ohne den Text des Buchs hinzuzuziehen schon ein Verständniss der Reise gewinnt. Die Seite 1 eingestephtete Sketch Map of South-Africa zeigt die von Hrn Baines durchforschten Gegenden in ihrem Zusammenhange mit den benachbarten Districten. Sein treuer Begleiter J. Chapman, der auch bereits früher diese Gegenden bereist hatte, hat übrigens keinen geringeren Antheil als Hr Baines an dem Verdienstlichen ihrer gemeinsamen Erforschungen, auf welche circa 18 Monate (von Ende März 1861 bis Anfang September 1862) verwendet wurden. Der, ausser mit Compass und Sextant, mit einem photographischen Apparat versehene Reisende hat sein Tagebuch aus seinem reichen Bilderschatze mit 34 trefflichen Illustrationen (Holzschnitten) geziert, darunter mehrere grössere Gruppen von Eingebornen und von Thieren; neben dem Titel befindet sich eine chromolithographische Abbildung von Flamingos am Swa-Kop-Flusse. Auf diese Weise ansprechend und sauber, wenn auch

nicht eben glänzend ausgestattet, ist der äussere Eindruck, den das Buch macht, ein vortheilhafter. Derselbe wird in etwas beeinträchtigt, wenn man in der Hoffnung ein angenehm unterhaltendes Reisejournal vor sich zu haben die ersten Kapitel durchgelesen hat, denen man, wie dem ganzen Buche überhaupt, einige wenige kurze Abschnitte ausgenommen, den Mangel einer sorgfältigen Bearbeitung anmerkt. Da aber dadurch der Werth der wissenschaftlichen Ergebnisse nicht vermindert wird, so hindert uns dieser Mangel nicht, hier auf dasjenige hinzuweisen, was der Verf. als bleibendes Gut für die Wissenschaft durch seine Ausdauer und seinen Fleiss erworben hat. Er schiffte sich am 20. März 1861 mit seinen zwei selbstverfertigten Booten in der Kapstadt ein, passirte die Pelikan-Spitze am 29. auf $22^{\circ} 52'$ Südl. Breite und $14^{\circ} 22'$ Oestl. Länge, betrat am folgenden Tage das Ufer an der Walfischbai, ward hier aber längere Zeit durch allerlei Umstände hingehalten, bevor er seine Landreise anzutreten im Stande war (Ch. I. p. 1—20). Erst am 5. Mai (p. 21) konnte er, von Henry Chapman, dem Bruder seines späteren, bereits oben erwähnten Reisegefährten, begleitet, aufbrechen. Das nächste Reiseziel war Otjimbingue, wo die Reisenden am 16. eintrafen. Hr Baines war genöthigt wieder umzukehren, um den Rest seines Fahrzeugs zu holen. Bei dieser Gelegenheit fand er eine riesenhafte Aloe, deren Stamm über dem Erdboden beinahe 12 Fuss im Umfang mass und sich in fünf Aeste theilte, deren jeder sich in mehrere armesdicke Zweige ausbreitete (p. 34). Der Character der Gegend vom Meer an war: »the most complete picture of desolation that ever met my eyes« schreibt Hr B. p. 38.

So aller menschlichen Gefühle baar ist auch der Character der Hottentotten; der Verfasser erzählt zum Beweise zwei Beispiele entsetzlicher, dabei wohlüberlegter Grausamkeit. Er thut aber Unrecht, wenn er hinzusetzt: »These (cruelties) are the habits of people described to the English public as »gentle Africans«, »mild, melancholy and sedate« etc. (p. 41). Denn diese offenbar auf die Schilderungen der evangelischen Missionare hinzielende Ironie beruht auf einer Unwahrheit: nicht von den heidnischen Hottentotten, wohl aber von einzelnen christianisirten, wie z. B. von dem Häuptling Afrikaner, ist solches gesagt und mit unwiderleglichen Zeugnissen belegt worden. Die Damaras fand der Verf. »of moderate height and generally well-made, of a rich dark brown, like the Kafir«. Eine Frau mit ihrem seltsamen Kopfputz ist S. 46 abgebildet. »The importunity and insubordination of the men employing« machte unserem Reisenden wiederholt viel zu schaffen. Von Otjimbingue ($22^{\circ} 20' 20''$ S. Br. vergl. die Karte) wurde die Reise am nördlichen Ufer des Swakop fortgesetzt (den 12. Juli S. 48). Am 14ten Juli kam man nach der Missionsstation Gross-Barmen ($22^{\circ} 5' 57''$ S. Br.), wo eine blutige Schlägerei zwischen den Hottentotten und Damaras stattfand (S. 50). In der Nachbarschaft befinden sich heisse Quellen, »which rise not in the lowest part of the hollow, but in a rock apparently of micaceous schist, six or eight feet over the level« (S. 51), 149 und 119 Grad (Fahrenheit) heiss (S. 52). »I could not bear to dip my hand in the principal one at sunrise, but was able to do so after noon«. (ibid.) Auf der Weiterreise wurde der Barmen-Fluss und zweimal der Swakop überschritten. »A very

good altitude of α Lyrae gave Lat. $22^{\circ} 6' 23''$ S. the same star at Barmen showing $22^{\circ} 5' 51''$ S. (S. 53). Auf der Karte steht $57''$, vielleicht ein Fehler des Lithographen. Am 30. Juli verliessen die Reisenden die letzte der Swakop-Quellen und erreichten die erste Quelle des Quiep oder Elephantenflusses (Ch. IV. S. 67). Das volle Verständniss der weiteren Beschreibung der Reise wird öfter durch sehr kurze Erwähnung von Personen erschwert, welche, man erfährt nicht seit wann und woher, sich in der Begleitung des Verfassers befinden. Mit den eingebornen Führern, Damaras und Hottentotten, finden fast ununterbrochen Conflicte statt, besonders deshalb, weil diese Leute in ihren Forderungen über alle Maassen unverschämt sind und jede Gelegenheit aufs Schlaueste benutzen, um zu stehlen. Im Uebrigen verläuft die Reise sehr einförmig; die Gegend ist meistens eben, sandig, wasserarm. Aus Mangel an Wasser starben den Reisenden viele Ochsen an Lungenkrankheit (vgl. z. B. S. 95) und es wird ihnen mitunter schwer sich andere zu verschaffen. Am 28. August berühren sie das Gebiet freier Buschmänner, welches zwischen dem der Betschuanen und Hottentotten liegt (S. 112). Diese Leute sind meistens unter fünf Fuss gross; ihr Benehmen war höflich und ehrerbietig, auch stahlen sie nicht (S. 111 u. 112). Am Otchombinde-Fluss wird ein Elenn (eland) erlegt (S. 116). Der Fluss war 100 bis 150 Ellen breit, hatte niedrige Ufer und war ohne Wasser: »the grass (in the bed) was as dry, white and feathery as if water had never flowed there and never could« (S. 119). Der Name Swakop (-Fluss) kommt nicht von dem holländischen Swart Kop, sondern ist ein hottentottisches Wort s. v. a. »fair round

belly with good capon lined« (S. 93) und Otchombinde heisst Mimosa or Thorn (S. 119). Die Fortsetzung der Reise im ausgetrockneten Bette des Otchimbefflusses lief in südöstlicher Richtung, bis man sich an der Stelle, wo »the late eminent naturalist Wahlberg« von einem Elephanten getödtet wurde (Wahlberg Well oder in der Sprache der Eingebornen Gnathais (S. 127) $21^{\circ} 3' 3''$ Südl. Br.), nordöstlich wandte. Hier zierten »pine trees with yellowish green foliage and grey stems, called in the native tongue Motjeera and Motjurie« die sandige Ebene (S. 131). Am 9. und 11. Septbr. ergaben zuverlässige Observationen von α Lyrae $59^{\circ} 5' 30''$ und $59^{\circ} 5' 50''$, ferner $21^{\circ} 49' 17''$ S. Br. (S. 132). Ghanzee war die nächste Station ($21^{\circ} 33' 14''$), wo Wasser gefunden wurde »by digging in a hollow, found by the breaking away of the soft strata of limestone« (S. 146); Dorngebüsch gab es in Menge. Auch die Wurzeln Markwhae und Marfwhae genannt mit ihrem erquickenden milchähnlichen Saft (S. 151), welche, wie Chapman meinte, der Elephant nicht isst, wovon indess Hr B. das Gegentheil behauptet (S. 153), fanden sich in dieser Gegend. Bis hieher blieb der Himmel wolkenlos, aber am 5. October fielen zwei bis drei starke Regenschauer. Die verheerende Krankheit der Lungen unter den Zugochsen dauerte fort. Ein junger Steinbock, ein kleines Chamäleon wurden gefangen (S. 166), ein Gnu erlegt, sogar ein männlicher afrikanischer Leopard 5 Fuss 8 Zoll lang und 2 Fuss 3 Zoll hoch (S. 168 die ausführliche Beschreibung: »it corresponded most nearly with Felis lubata, the hunting leopard, as described by Harris«. Die Damaras nannten das Thier unkwa). Unter allerlei Beschwerlichkeiten ward die Reise

in langsamen Tagemärschen in nordöstlicher Richtung fortgesetzt. Das nächste Ziel war der Ngami-See, dessen südöstliches Ufer man zuerst am 8. Decbr. ansichtig wurde (S. 262). Eine Observation am folgenden Tage ergab $20^{\circ} 36' 38''$ Südliche Breite (S. 264). Drei Tage später sah Herr Baines von einem Hügel aus einen Theil des Sees: »the extremities of the nearest water . . . reached from 5° to 75° , and as much as I could see of the distant or main body from 33° or 30° west of north to 75° east or 15° more than a quarter of the compass. The distant trees did not seem to me above ten miles away and certainly, I should say, not fifteen, and I believe this end is called Little Ngami« (S. 266). In der Nacht auf den 14. December fiel der Regen so stark, dass die Regenmenge mehr als 4 Zoll betrug (S. 268). Am folgenden Tage zog ein Gewitter über den See »One flash streaming from above set fire to the reeds which burnt furiously for some time after, sending up sheets of red flame more than twenty feet high, while the brown smoke, drifting first to the westward under the easterly breeze, was caught by a northerly current, say at ninety feet high and borne toward us« (S. 271). Nach mehrtägigem Aufenthalt kehren die Reisenden um und denselben Weg zurückgehend, den sie gekommen, bis etwas südlich von Mahalaapie (S. 298), wenden sie sich in nordwestlicher Richtung landeinwärts in eine vorher noch nicht bereiste Gegend. Inzwischen hatte der Verf. von dem unzuverlässigen Character der Damaras sehr bittere Erfahrungen gemacht, aber sein Muth blieb ungebrochen: »So now farewell to all friends«, ruft er aus (26. Decbr.) »and hurrah for the far Interior!« (S. 290). Es

gab aber noch manche Hindernisse zu überwinden. Kurz vor Ankunft in Mahalaapie fiel ein heftiger Regen (S. 298). Am 4. Januar (1862) Morgens vor dem Frühstück ward berichtet, dass das Gebrüll eines Löwen oder Tigers oder eines anderen Raubthiers gehört worden. »Girding on our bandoliers, we started, followed by the spare Damaras and all the dogs we could muster to give him battle — when, hark! is that he? no, no! Surely no. Yet it is — it is — a bull-frog!! And so back we came sorely chop-fallen* etc. (S. 299). Die Verfolgung eines Elephanten ist die Ursache, dass Hr. Baines eine Nacht, fern von dem Lager seiner Gefährten, im Freien zubringen muss: »At length the moon set, the clouds shut in the stars, the firing to the southward ceased, and as the grey stumps and thorny branches were no longer visible until I tumbled over or was entangled by them I spread a couch of grass in the shelter of a low thick bush, and the night not being cold-enough to need a fire, I slept till day-break enabled me to resume my journey* (S. 305). Das Thier wird übrigens erlegt, am folgenden Tage wird der Leichnam gefunden, ein kolossales Exemplar 20 Fuss 10 Zoll lang (S. 309 ausführlich beschrieben). Ein Bruder von J. Chapman, der schon anfangs erwähnte, Namens Henry, schliesst sich den Reisenden an (S. 310). Der Marsch wird fortgesetzt in nordwestlicher Richtung. Die stets wiederkehrende Sorge ist: wo findet sich Wasser? Am 19ten Januar begegnet man einer Heerde Elephanten, von welcher ein junges Thier getödtet wird (S. 322 u. f.). Zwei Tage später befinden sich die Reisenden auf 20° 46' 20" S. Breite (S. 326); am 26. Januar auf 20° 39' 11". Die Elephanten sind in dieser Gegend zahlreich,

während einer Nacht wurden sieben angeschossen (S. 339), auch an anderen Thieren war kein Mangel: »gigantic storks, great adjutants (S. 337 und 339), ducks and water hens, beautiful little bluish grey herons or egrets, about a foot in height (S. 344), wildebeeste, hawks, toucans, blue rollers, jays, scarlet-breasted butcher birds and brilliant finches, meerkats, ground squirrels, several varieties of beautiful butterflies (S. 348), ferner onjura's or treesquirrels, black and white plovers« (S. 350 und 351), Giraffen (S. 343 und 353) u. s. w. Einer Elephantenherde, deren Junge seine Hunde angreifen, entkommt Hr. Baines nur mit genauer Noth (S. 356 und ff.). Die Buschmänner, die hier wohnen, sind alle mit Assagais oder Speeren bewaffnet, deren Schaft fünf oder sechs Fuss lang ist. Die Hautfarbe dieser Eingebornen »is a light sienna brown, very different from the sallow dry leaf-coloured Hottentot Bushmen of the colony« (S. 363). Am 10. Februar kehrten die Reisenden um, »abandoning for the present the idea of making a road in the independent country to the north of the Hottentots« (S. 353). Eine astronomische Beobachtung ergab, dass dieses äusserste Ziel ihres Ausfluges ins Innere 2,891 Fuss hoch lag, 150 höher als die letzte Station am See Ngami (S. 355). Sie zogen nun an den Koppies Bergen vorüber (S. 399) nach dem Lubelo-Berge »our object being to go as straight as possible to the ford at which we are to cross the Botletle River, leaving the lake (Ngami) about twenty miles on our north« (S. 399). Unterwegs erlegte Chapman ein weisses Rhinoceros (beschrieben S. 395 u. f.). Hr. B. glaubte aus der Stellung der Augen des Thieres schliessen zu dürfen »that anything exactly in front

would be absolutely hidden from its view«, was der gewöhnlichen Annahme gerade entgegengesetzt ist (S. 395). Am 31. März erschien der Häuptling Leshulātēbē bei den Reisenden (S. 415 u. ff.). Der Botletle-Fluss war zum Theil ausgetrocknet. »Some noble baobabs grew along the line of forest on the northern side and here and there the banks rose with low cliffs of limestone. Huts were scattered along the course and one or two collections in more favoured spots seemed to aspire to the dignity of villages. Maize, Kafircorn (or millet), melon, and pumpkin were thriving; men, women and children were chewing the long sweet stalks of the imphi; herds of cattle became larger and more numerous« etc. (S. 423 u. f.). Die Stadt, in welcher der genannte Häuptling residirt, liegt in westlicher Richtung unweit der Einmündung des Botletle-Flusses in den Ngami-See. Der Verf. beschreibt sie als »a straggling collection of cylindro-conical huts, each surrounded by a reed fence fifteen feet or more in height and of no great architectural beauty« (S. 425). Auf dem Flusse lagen Kähne von verschiedener Grösse und Gestalt »according to the shape of the tree out of which they had been hewn« (S. 428). »A shallow portion of the river was crossed by mats of reed set on end and curved into various forms so as to form a labyrinth, from which the fish would find it difficult to escape« (ibid.). In der Stadt wohnte Hr. Baines einem Kriegsrath des Häuptlings bei (S. 432 u. ff.). Die Schilderung dieser 2 bis 300 Personen starken Versammlung hat, wie uns wenigstens vorkommt, im Gegensatz gegen die sonstige Schreibweise des Vfs einen fast schwungvoll poetischen Anstrich: »The outer rank of warriors squatted in

close order, with their limbs drawn up as to be entirely covered by the small oval shield, which permitted only a glimpse of their accoutrements and of the long bright barrel rising above it, while those in the inner circles either edged in their shields where there was most room or held them horizontally as sunshades over their heads. A slow, and not unmelodious chaunt, the Nárrée or Buffalo song, swelled and died away at regular intervals; and when the altercation, caused by the attempt of a few insignificant or obnoxious individuals to force their opinions in the assembly, had ceased, a warrior rose and striking his shield with his short stabbing spear obtained a hearing. Then followed the sortie. A company of men, headed by its own petty chief, rushed forward with strange gesticulations, creeping along nearly on a level with the ground, and covered by the shield until the moment for a blow; then charging and curveting like a prancing horse, thrusting with the short spear (not throwing it like the Kafir assegai), sweeping with the fantastically shaped battle-axe or poisoning the musket... and returning victoriously to the main body etc. etc. (S. 433 u. f.). Wir halten diese und die folgenden Schilderungen dessen, was die Reisenden in der Stadt des Häuptlings Leshulátēbē erlebten, sowie die Beschreibung der Victoria-Wasserfälle weiter unten, für die am sorgfältigsten ausgearbeiteten und unterhaltendsten des ganzen Buchs. Es scheint fast, als hätte der Verf. hiemit seine Darstellungsgabe gewissermassen erschöpft, denn von jetzt an wird die Beschreibung seiner weiteren Reise weit kürzer als bisher. Am 10ten April 1862 finden wir die Gesellschaft wieder auf dem Marsch gen

Osten, dem Lauf des Botletle-Flusses folgend. Die Stadt des Letschulátēbē liegt auf $20^{\circ} 18' 55''$ Südl. Breite (S. 449). Auf $20^{\circ} 9' 2''$ macht der Fluss eine starke Biegung nach Südosten (vgl. Chapt. XV. S. 390 was in dem Text später nachgetragen und daher paginirt ist [S. 390] — [S. 457]). Sechs engl. Meilen weiter in südöstlicher Richtung mündet vom Norden her der Tamalukan fast unmerklich in den Botletle. Wenn viel Regen gefallen, verbindet sich der Tamalukan mit einem Arm des Zambesi [S. 391]. Vgl. Ausführlicheres hierüber [S. 396 u. f.]. Der südlichste Punkt, von wo die Reisenden sich nordwärts wendeten, war auf $20^{\circ} 3' 1''$ Südl. Breite am 12. Juni: »Tsabogiana a half-gallon fountain in the limestone rock«, wo in der Nähe unter einem Baobab-Baum Halt gemacht wurde. Nach weiteren mühseligen Tagemärschen nähern sie sich endlich den Victoria-Wasserfällen am 23. Juli 1862, also nach fast 15 Monaten, seit dem sie die Reise von der Walfisch-Bai angetreten (S. 483). »We were in motion after sunrise and saw the water of the broad Zambesi glancing like a mirror beyond a long perspective of hill and valley, while from below it clouds of spray and mist nearly a mile in extent rose out of the chasm into which the water fell. The central five or six of these clouds or columns were the largest, but in all we counted ten, rising more like the cloud of spray thrown up by a canon ball than in a strictly columnar form. A light easterly wind just swayed their soft vapoury tops; the sun, still low, shed its softened light over the sides exposed to it. The warm grey hills beyond faded gradually into the distance and the deep valley before us, winding for six miles between

us and the falls, showed every form of rough brown rock and every tint of green or autumnal foliage, presenting to the eye, long wearied of sere and yellow mopanie leaves, dry rocks, burnt grass and desolated country, the most lovely and refreshing coup d'oeil the soul of artist could imagine (S. 483) And now was to come before our view another portion of the panorama, to them (nämlich für seine ihn begleitenden Eingebornen) of far more interest than all the cataracts the world can boast of — fährt Hr. B. S. 484 fort und erzählt von einer Jagd auf ein Rhinoceros. Darnach nimmt er seine begeisterte Schilderung der prächtigen Wasserfälle wieder auf (S. 485): »The deep valley of the narrow river, enriched with every kind of foliage had now become more decided in its character. Steep cliffs bounded it on either side, the deep shadows of their abrupt descent contrasting with the grassy plateaux above, whose yellow surfaces showed like fields of ripened corn. Immediately beyond was the belt of dark, fresh, green forest, fringing the ravine of the Victoria and from behind this rose the white vaporous columns (or rather clouds, for the first word suggests too formal an idea) screening as with a misty veil the now darkened southern face of the fall, beyond which a long vista of the palmy island-studded river glittered like silver in the sunlight, the banks now showing in warm and soft grey tints the detail of their features and the mountains melting faint and blue into the distance« etc. (S. 486). Auch die Südseite der Fälle (dargestellt aus der Vogelperspektive auf einem zwischen S. 486 und 487 eingelebten Bilde) ist überraschend schön: »a body of wa-

ter fifty or sixty yards wide comes down like a boiling rapid over the broken rocks* (S. 486). Hr. B. verwebt in seine Schilderung »Southey's inimitable lines: Here it comes glancing, there it comes dancing, rattling and battling with endless rebound« (S. 487). Auch von Osten her ist der Anblick bewältigend: »Eastward ho! Still eastward! through mud, wild date-palm brakes, grossy swamps and vine thickets tangled with ever dripping leaves, scene after scene of surpassing grandeur presenting itself, till the imagination is bewildered and embarrassed by so much magnificence« (S. 489). Zahlreiche Büffelheerden weilen in der Nähe der Fälle (S. 490 und f.). Zwei Observationen von α Centauri und α Lyrae ergeben im Mittel $17^{\circ} 55' 4''$ Südl. Breite. »The nearest angle of the falls bears 108° and the farthest 115° , or as nearly as possible due east; so that the observed latitude of our camp may be taken as that of the waterfall« (S. 495 u. f.). Die Höhe des aufsteigenden Wasserstaubes beträgt nach den vom Verf. angestellten Messungen 1,144 oder 1,194 Fuss (as the actual height to which the spray rises from the bottom of the chasm S. 496), was jedoch nur annähernd richtig sein mag (ibid.). Bei Garden Island schätzte Herr B. die Breite des Schlundes auf 140 Ellen, gegenüber auf 75 Ellen (S. 498). Bis zu S. 523 wird die Beschreibung der Wasserfälle, welche von allen Seiten in Augenschein genommen wurden, fortgesetzt. Anfang Septbr. brachen die Reisenden auf: »on the 1. Septbr. Chapman left for Boana ($18^{\circ} 21' 11''$)«; Hr. B. folgte am 4. Septbr. um den Zambezi zu beschiffen. Er lagerte sich nach einigen Tagen auf einer kleinen Anhöhe ($18^{\circ} 4' 56''$), die er Logier Hill nannte, wo Chapman wieder

zu ihm stiess: »we made a trip to ascertain the navigability of the river below us«. Aber, wie schon oben erwähnt, musste die Beschifung aufgegeben werden und das Reisejournal schliesst hier plötzlich ab, von der Rückreise erfahren wir kein Wort, nur die beiden Karten enthalten die Angaben der Hauptstationen die auf der Rückreise berührt wurden. Dieselbe nahm ein volles Jahr in Anspruch, wie wir aus den Andeutungen auf der Karte entnehmen zu können glauben. Ein Index, enthaltend ein Namen- und Sachregister, bildet den Schluss des Buchs S. 527—535. Vorn nach der Vorrede sind die XVII. Kapitel, mit Angabe ihres vornehmsten Inhalts in kurzen Ueberschriften, zusammengestellt (S. VII bis XI); darnach folgt eine Aufzählung der drei Karten und der Illustrationen (S. XIII u. f.). Druckfehler haben wir keine gefunden. Es steht zu hoffen, dass Hr. Baines auch das auf seiner Rückreise geführte Journal später veröffentlichen wird, sowie dass wir auch noch etwas über den auf der Karte verzeichneten von Chapman allein eingeschlagenen Weg von Boana nach Sina mane's village erfahren werden. Die Aufzeichnungen beider Reisenden sind um so werthvoller, als sie mit den nöthigen Kenntnissen und Instrumenten zu wissenschaftlichen Erforschungen ausgerüstet waren. Ein grosser Theil ihrer Rückreise ging auch, nach Ausweis der Reiserouten, durch vorher noch nicht vor ihnen berührte Gegenden.

Altona.

Dr. Biernatzki.

Neue exegetisch-kritische Aehrenlese zum Alten Testamente von Friedrich Böttcher in Dresden u. s. w. Drei Abtheilungen. Leipzig bei J. A. Barth. 1863—65. — 268, 306 u. 258 Seiten in Octav.

Es ist lange Zeit verflossen seitdem der Unterzeichnete desselben Vfs »Proben alttestamentlicher Schrifterklärung nach wissenschaftlicher Sprachforschung« zugleich mit Hitzig's Werke über das Buch Jesaja in den Gel. Anz. 1834 S. 905 ff. einer Beurtheilung unterwarf. Eben damals war ein neuer Tag für alle solche wissenschaftliche Bestrebungen in vollem Anzuge, und man ersieht jetzt wohl mit einiger besondern Theilnahme welche Hoffnungen ich damals an das Erscheinen solcher Schriften knüpfte. Nun ist der Verf. nachdem er die erste Abtheilung dieser »Aehrenlese« welche sich nur als eine Art von Fortsetzung Vermehrung und Verbesserung jener »Proben« giebt noch selbst zum Drucke befördert hat, bereits dahingeschieden; die beiden letzten sind nach seinen Handschriften von Dr. Ferd. Mühlau herausgegeben. Man findet hier 1740 längere oder kürzere Bemerkungen über ATliche Stellen, wie der Verf. zufällig über dies oder jenes etwas zu sagen fand. Die Auswahl dieser Stellen ist indessen nach den einzelnen ATlichen Büchern sehr verschieden: nur bei einzelnen findet der Vrf. mehr zu bemerken, und am längsten verweilt er aus einem besondern Grunde nur beim Hohenliede, wo er viel mit Hitzig streitet. Das Urtheil aber welches wir über dies neueste Werk fällen können, ist indessen fast ganz dasselbe welches wir damals aussprachen.

Der Verf. hat nämlich zwar hie und da zer-

streut im A. T. einiges richtiger erkannt, einiges auch nach 30 Jahren wohl etwas besser als früher. Allein im Allgemeinen muss man, wenn man diese beiden und alle seine übrigen Veröffentlichungen in diesem Fache zusammen nimmt, dennoch bedauern dass seine ganze hieher gehörende Thätigkeit weit hinter den hohen Ansprüchen und Anmassungen zurückgeblieben ist mit welchen er seine Arbeiten schrieb. Nehmen wir hier einige zufällig sich darbietende Beispiele. Richtig erkennt er sogleich bei dem ersten Verse der Bibel dass er für sich allein gar keinen Sinn gebe und dass die herkömmliche Uebersetzung von ihm wie viel mehr seine gewöhnliche Erklärung gänzlich unhaltbar ist. Dies ist indessen jetzt schon längst bewiesen: und wir wollen deshalb zwar nicht die besondere Mühe tadeln welche er sich um den Beweis dafür zu führen nimmt, da gerade bei der Bibel auch die sichersten Wahrheiten bloss weil sie neu sind oder neu scheinen für viele heutige Leser noch immer wie umsonst gesagt sind. Allein schlimm ist dass B. in diese unsre jetzt gewonnene richtige Einsicht dennoch wieder allerlei Unrichtiges und Irreführendes einmischt. Er fordert nämlich einmal dass nachdem der richtige Sinn des בְּרָא שָׁמַיִם Gen. 1, 1 gefunden sei, nun auch nicht בְּרָא sondern im Infinitive בְּרֵא gelesen werden müsse, und will jenes als einen Irrthum der Massoreten gänzlich verwerfen. Allein es ist jetzt längst gelehrt dass das zweite Wort der Wortkette auch ein volles Thatwort, nicht bloss ein halbes (ein Infinitiv) sein kann. Das einzige was hier auf den ersten Blick etwas irreführen kann, ist nur dass bei der scheinbar ähnlichen Verbindung בְּרֵא בְּיוֹם Gen. 5, 1 die Massora das unvollkommene Thatwort billigt:

allein **וְהָיָה אֵל** hat den viel bestimmteren Sinn als zuerst und ist hier ebenso verbunden wie das gleichbedeutende **וְהָיָה** Hos. 1, 2. Schlimmer ist jedoch zweitens dass der Verf. den Hauptsatz zu dieser Zeitbestimmung in den Worten von V. 2 und nicht in denen von V. 3 finden will. Dies verstösst nicht bloss gegen den Sinn, weil die Erzählung hier im Begriffe ist zu sagen dass eben der Anfang aller Schöpfung Gottes die des Lichtes war, sondern auch gegen alle Hebräische und sonstige Semitische Sprache. Der Einwand aber dass dann ein zu langer Satz entstehe, ist eitel, weil es ein reines Vorurtheil ist dass das Hebräische keine vielfach verschlungene lange Sätze bilden könne. Solche erst in unsern Zeiten ausgebildete Vorurtheile wonach man sich das Hebräische nicht kindisch genug denken kann, sollten doch endlich wieder in das Nichts versinken woraus sie emportauchten.

Nehmen wir ferner die Worte Ps. 57, 4. 5. Diese scheinen wohl etwas dunkel zu sein, obgleich sie jetzt längst richtig aufgefasst sind: allein die Art wie B. sie behandelt, macht sie nur noch dunkler und bringt sogar erst ein artiges Zipfelchen neuen Unsinn in sie hinein. Wir könnten hier einfach auf die Uebersetzung verweisen welche er von ihnen giebt: Uebersetzungen sind überall in aller Kürze der beste Beweis ob man die uns Späteren halb oder ganz unklar gewordenen Gedanken der alten Dichter und Schriftsteller wirklich in ein gesundes neues Leben zurückgebracht habe oder nicht; wer aber diese Uebersetzung liest, dem muss ein Psalmendichter als ein höchst unklarer und geschmackloser Sänger erscheinen, dessen Worte anzuhören kaum der Mühe Werth gewesen wäre.

Wir wollen nun aus allem was der Verf. hier vorbringt, nur eins besonders hervorheben welches über den Sinn aller Worte entscheidet. Er sagt J. Olshausen habe hier das Doppelwort »Menschensöhne« als »Glosse« verdächtigt, weil es unpassend sei dass ein Dichter welcher von Löwen spreche und darunter Menschen verstehe, sie nachher wirklich so nenne. Hier sollte man nun wünschen das verführerische glatte Wort »Glosse« hätte sich nie in die Sprache unserer Sprach- und Schriftenerklärer eingeschlichen: denn warum ein Dichter Menschen die er aus guten Gründen Anfangs als gierige Löwen bezeichnet nachher nicht auch wirklich Menschen nennen solle, begreift Niemand. Allein unser Vf. will diese Verdächtigung des Dichterwortes recht wohl gelten lassen und sie nur noch verbessern. So zieht er denn die Menschenkinder mit den Löwen vermittelt eines anderen Wortes zusammen, und meint der Dichter rede von menschenverschlingenden Löwen. Von solchen aber redet die Bibel aus guten Gründen nirgends; die Löwen suchen sich andere Nahrung, und Niemand hat sie je schlechthin Menschenfresser genannt. Wenn der Dichter nun aber diese Löwen welche sich überall zunächst Menschenfleisch suchen sollen só beschreibt als seien »ihre Zähne Speer und Pfeile und ihre Zunge ein scharfes Schwert«: so begreift man noch weniger was denn das für wirkliche Löwen sein sollen; Zähne und Zunge der Löwen sind bekannt genug, und jede Vergleichung derselben mit Speeren Pfeilen und Schwertern würde das Bild ihrer Furchtbarkeit nur schwächen. Dass dagegen die Zunge von Menschen ebenso schlimm wie die verletzendsten Speere und Pfeile und Schwerter sein kann ist bekannt, auch in den

Psalmen oft gesagt; und sind Menschen mit solcher Zunge zugleich gegen schwächere Mitmenschen hart und schonungslos genug, so mag ein Dichter sie auch von vorne an zermalmende Löwen nennen. Alles das ist am rechten Orte gut dichterisch: was aber unser Verf. aus den Zeichnungen des Psalmendichters machen will, giebt nur bis ins völlig Unklare und Unschöne verzeichnete Bilder. Allein zu alle dem kommt noch dass das erste Worte V. 5 in diesen vielverschlungenen Sätzen וְאֵינִי כִּמְּךָ bedeuten soll zu Muth ist mir's als ob u. s. w., was nach allem Hebräischen und überhaupt Semitischen Sprachgebrauche völlig unmöglich ist. Wo es sich vom Leben handelt, da kann man in diesen Sprachen recht wohl statt der einfachen Person ihre Seele setzen, und so ist an jener Stelle meine Seele nur soviel als ich, aber mit jenem gewichtigen Nebensinne.

Doch genug von allen solchen Einzelheiten: wir können sie hier nicht einmahl bei diesen zwei Versen erschöpfen. Eine wichtigere Frage scheint uns schliesslich nur zu sein wie der Vf. welcher doch schon vor mehr als dreissig Jahren mit solchen Schriften nicht ohne eine gewisse Hoffnung zu erregen begann und seitdem sich fortwährend soviel mit der Erforschung der Alttestamentlichen Sprache und deren Schriften beschäftigte, dennoch zu so wenigen rein erspriesslichen Ergebnissen gelangte. Ist er doch keineswegs der einzige Gelehrte und Schriftsteller dieser Art in unserer Zeit, da es leicht wäre ihm viele andere zur Seite zu stellen. Aber die mächtigste Ursache welche zu allen solchen Erscheinungen mitwirkt, ist gewiss nichts anderes als die Eigenthümlichkeit dieser Wissenschaft selbst. Die Männer dieser Richtung und Farbe

haben neben dem Hebräischen vielleicht in ihrer Jugend auch ein wenig sich mit den anderen Morgenländischen Sprachen und Schrifthümern bekannt zu machen gesucht, sie haben es aber darin zu keinerlei nennenswerthen Fertigkeit gebracht, und spüren späterhin keine Lust in diesen entfernter liegenden stachlichten Feldern ganz heimisch zu werden. Sie bewegen sich zwar wohl etwas an den Grenzen dieser Felder herum, und wollen darin nicht ganz als Fremdlinge erscheinen: allein sich vollkommen mit ihnen vertraut zu machen und von da erst zum Hebräischen sich hinzuwenden, halten sie entweder für überflüssig oder für zu schwer. Allein so bleibt auch ihre ganze Beschäftigung mit dem Hebräischen etwas höchst Unvollkommenes und Unfruchtbares. Denn es ist völlig unmöglich in diesem zu irgend einer ächten Sicherheit und höhern Gewissheit zu gelangen wenn man nicht zuvor jener weiteren und freieren Gebiete sich vollkommen bemächtigt hat. Man kann dann nicht einmal begreifen was Hebräische Sprache sei und welche Möglichkeiten sie zulasse oder nicht zulasse, noch weniger die vielen anderen grossen Schwierigkeiten auch nur richtig anfassen welche hier zu überwinden sind. Das Hebräische des Alten Testaments ist schon deswegen für uns so besonders schwer weil es in einem verhältnissmässig kleinen Raume eine ungemein grosse Zahl von Stücken der allerverschiedensten Art an Inhalt Kunst und Zeitalter in sich schliesst. Nun kommt hinzu dass der Inhalt fast aller dieser Stücke für uns höchst überflüssig und unnütz ist wenn er nicht mit der vollkommensten Sicherheit richtig wieder erkannt wird. Unter diesen Verhältnissen kann man sich über das Unerspriessliche solcher

Arbeiten wenig wundern. Möchte eben dies Unersprießliche endlich nur desto allgemeiner alle welche hier thätig sein wollen zu einem bessern Beginnen antreiben!

Uebrigens hat der Verf. auch keine genügende Kenntniss von dem was im Umkreise dieser sich rein um das Alte Testament drehenden Wissenschaft heute bereits erworben ist; und während er die Annahmen einzelner neuester Bücher welche soviel fortwährende Rücksicht schwerlich verdienen weitläufig zu widerlegen sucht, ist anderes weit wichtigere ihm völlig entgangen, vielleicht auch absichtlich von ihm übergangen.

H. E.

Zur Geschichte deutscher Volksrechte im Mittelalter von Aug. Fr. Gfrörer. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Dr. J. B. Weiss. Erster Band. Schaffhausen, Fr. Hurtersche Buchhandlung. 1865. XX und 441 Seiten in Octav.

Ein Buch über das sich schwer sprechen lässt und über das ich doch nicht ganz schweigen darf. Der Verfasser ist seit einer Reihe von Jahren todt, was hier veröffentlicht wird 1851 bis 1853 geschrieben, nicht vollendet; man darf wohl zweifeln ob in dieser Gestalt später noch zum Druck bestimmt.

Gfrörer war eine Persönlichkeit von ungewöhnlichen Eigenschaften: ein nicht geringes eigenthümliches Talent werden auch seine entschiedensten Gegner ihm einräumen; dass er mit demselben argen Misbrauch getrieben die meisten derer zugestehen die ihn verehren oder loben.

Diesem Misbrauch auf einem Gebiet deutscher Geschichte und Verfassungsgeschichte ist eine Anzeige dieser Blätter im J. 1850 (Stück 1—6) entschieden entgegengetreten, und was später Wenck, Dümmler und andere über die damals von Gfrörer behandelte Periode der späteren Karolingischen Zeit geforscht und veröffentlicht, hat nur in vollem Masse bestätigt und weiter ausgeführt was dort gesagt werden musste.

Unter dem unmittelbaren Eindruck aber jener Kritik ist dieses Buch geschrieben. Mit grosser Aufmerksamkeit, die ich jedenfalls als etwas Besonderes ansehen muss, ist nicht bloss auf Ausführungen der Verfassungsgeschichte Rücksicht genommen und die Abweichung des Verfassers sehr anschaulich ins Licht gestellt, auch wo dazu keine Gelegenheit war, bei einer Entwicklung neuer und eigenthümlicher Meinungen wird wiederholt erwogen, wie sich meine Auffassung und Kritik wohl dazu verhalten möchten: natürlich um zu sagen, dass der Verf. sich dadurch nicht irre machen lasse, und zwar in einer Ausdrucksweise, die freilich bei Gfrörer nicht ungewöhnlich, sonst aber in der wissenschaftlichen Literatur, Gott sei Dank, wenigstens nicht üblich ist.

»Ich sehe voraus, heisst es S. 254, dass Herr Waitz, der mir überall Missbrauch des Scharfsinns vorwirft, ja der so weit sich vergeht, meine Art der Geschichtschreibung *sämmtlichen löblichen Staatspolizeien Deutschlands als staatsgefährlich zu denunziren* (dies so durch den Druck hervorgehoben), ich sehe voraus, sage ich, dass Herr Waitz viele und bedeutende Mängel und Bedenklichkeiten auch im vorliegenden Aufsatz entdecken wird. Ich aber nehme mir die Freiheit, seine schriftstellerische Thätigkeit für des

Scharfsinnes bar zu erklären u. s. w.* Das Letzte kann ich aus diesem Munde in der That nur als ein Lob ansehen, das dankbar zu acceptieren ist; was aber das Erste betrifft — ich glaube zu erinnern, dass der Verfasser schon einmal ähnliches hat drucken lassen —, so kann ich es weder für einen Beweis von Scharfsinn noch von Wahrheitsliebe halten, wenn er dergestalt einem Vorwurf begegnet, den ihm jene Beurtheilung machte. »Für einen ärgeren Misbrauch des dem Historiker überwiesenen Berufs erachte ich es, wenn er mit einer Art von Wollust den Schandthaten nachspürt, und wo die Ereignisse selbst ihm nicht Stoff genug zur Anklage leihen, die Intentionen so lange zergliedert, bis er die verbrecherische Absicht, die verruchte Gesinnung heraus interpretirt hat. Hr. Gfrörer macht hiervon den kecksten Gebrauch. Im Namen der Moral wie der Würde der historischen Wissenschaft ist man verpflichtet gegen dies Verfahren den entschiedensten Einspruch zu erheben«. Die Anzeige liefert eine lange Reihe von Beispielen. Die späteren Arbeiten des Verfassers aber zeigen, dass er dieser Neigung nur zu treu geblieben ist. Auch diese giebt neue Belege. Ueberall wird nichts als Trug und Ränke in der Geschichte gefunden: sie ist ein Spiel von Intriguen, und der der Meister, welcher dasselbe am geschicktesten zu handhaben weiss.

S. 185: »Ich sehe darin überlegten Hohn des Gesetzgebers, oder vielmehr einen Ausdruck des Hasses, der die Maske des Hohns, der Verachtung vornahm«; S. 195. »Gleichwohl wählte er jene zweideutige Form des Ausdrucks, weil sie für den Augenblick dazu diente, die Armen gegen die Reichen aufzuhetzen und erstere zu ver-

mögen, dass sie für das Gesetz gegen letztere Partei ergriffen«; S. 335: »die fragliche Bestimmung nun ist eine merkwürdige Probe von der Meisterschaft in dem Spiele politischer Arglist«; S. 362: »deshalb braucht er die ihm so geläufigen Mittel der Täuschung«; S. 77: »Die Beschäftigung mit verschiedenen Zweigen der vaterländischen Geschichte hat mich belehrt, dass neuere Juristen -- stets die Kunst verstanden, dunkle Ausdrücke zu wählen und die Worte des Gesetzes auf Schrauben zu stellen, damit man nachher nach Belieben einen Sinn hineindenken könne, der dem Brodherrn zu gefallen geeignet scheint. Ich glaube nun, dass ähnliche Berechnungen die Merowinger bestimmt haben, dem ihren Baronen angenehmen Bauernlatein den Vorzug bei Abfassung fränkischer Gesetze zu geben. Denn sonnenklar ist, dass diese Mundart wie dazu gemacht war, geheimen Unterschleif zu treiben, die stürmischen Forderungen widerspenstiger Landtage zu vereiteln, das heisst die Gesetze das Gegentheil von dem sagen zu lassen, was die Barone wollten.«

Ich füge diesen Stellen kein Wort hinzu: sie sprechen für sich selbst. Mit diesen Anschauungen geht der Verfasser daran eine Rechtsgeschichte zu schreiben, d. h. im wesentlichen zu zeigen, wie die fränkischen Könige und Fürsten darauf ausgegangen, auf dem Wege listiger, trügerischer Gesetzgebung ihre Herrschaft zu befestigen, das Volk zu unterdrücken, speciell die Alamannen und Baiern in Abhängigkeit zu setzen.

Der Verf. ist für seine Aufgabe auf das mangelhafteste vorbereitet: das Verzeichnis der Bücher, die er gelesen und excerpiert, kann nur Unkundigen imponieren; wer auf diesem Gebiet

gearbeitet hat weiss wie wenig damit gethan ist. Gfrörer spricht über die Lex Alamannorum nicht bloß ohne Merckels Ausgabe (wie es S. 245 heisst: »die längst von Pertz versprochene, aber leider bis heute auf fabelhafte Weise verborgene Ausgabe«) zu kennen, sondern auch ohn edie in dem ihm bekannten Buch De republica Alamannorum oder in dem Archiv der Gesellschaft gegebenen Nachrichten über die Abfassung unter König Chlothachar auch nur zu erwähnen: sie soll von Karl Martell sein, »tiefen Hass des Majordomus gegen Volk und Herzog der Schwaben athmen« (S. 337). Er ist fast ohne alle Kenntniss des deutschen Rechts oder des Rechtes überhaupt. Er erklärt schwierige Worte »nach den Regeln des gesunden Menschenverstandes«, ohne auf die Billigung des »Herren Jacob Grimm und Genossen« Anspruch zu machen (S. 113).

Nur ein paar Beispiele der so gefundenen Resultate führe ich an. Bei den Franken soll die Geschichte »der Geschwornengerichte«, wie es heisst, gegeben werden: das Ende ist, dass Karl Martell, Pippin, Karl der Grosse »die Verachtung in welche die Gerichte der boni viri gesunken waren benutzten, um die Ernennung der Richter nicht sowohl dem Volke, das längst keinen Theil mehr daran hatte, sondern den Geldmännern zu entwenden und in die Hände der Krone zu bringen« (S. 141). Die juratores electi sind solche die in eine Liste eingetragen waren (S. 226); es wird ermittelt, dass diese für ihren Eid Geld bekamen: bei den Alamannen habe ein Reinigungseid bei Mordtodtschlag »namentlich wenn der Angeklagte sich der Schuld bewusst war, wenigstens 1200 Schillinge gekostet«: »diese Summe ging durch die Eideshülfe

jedenfalls darauf«. Karl Martell machte bei den Alamannen eine Abtheilung der Freien in drei Klassen (S. 185). In Baiern »bestand noch vor der Mitte des achten Jahrhunderts ein sehr ausgebildetes Lehnswesen, oder, wenn man so will, eine Clansverfassung, die der schottischen entspricht« (S. 391).

Auf einzelnes einzugehen ist ganz ohne Nutzen.

Eine Geschichte der deutschen Volksrechte und Gesetze auch unter politischen Gesichtspunkten ist ein Bedürfnis. Aber sie muss auf gründlicher Kenntniss, umfassender Forschung, sicherer Kritik beruhen. Hr. Gfrörer hat, darf man dreist sagen, in diesem Werke nur einen stärkeren Beweis als je gegeben, dass es ihm gänzlich an dem Verständniss dessen fehlte, was dazu gehörte: er hat hier einen Stoff gewählt, wo mit den ihm zu Gebote stehenden Eigenschaften am wenigsten irgend etwas Gedeihliches erreicht werden konnte. Der Herausgeber aber hat seinem Andenken mit der Veröffentlichung dieses Nachlasses sicher nur einen sehr schlechten Dienst geleistet.

G. Waitz.

Voltaire und die Markgräfin von Baireuth. Von Georg Horn. Berlin 1865. Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei. 197 Seiten in Octav.

Dem Verf. ist es gelungen, 25 autographische Briefe Voltaire's an die Markgräfin Wilhelmine aufzufinden, die dem Zeitraum von 1742 bis 1782 angehören. Diese werden dem Leser hier geboten, zugleich aber die bereits veröffentlichten Briefe der Markgräfin an Voltaire wieder abgedruckt,

»um das vollständige Bild des geistigen Bundes zwischen dem Dichter, Friedrich dem Grossen und dessen Schwester zu geben«. Damit nun der Leser auf den Standpunkt des richtigen Verständnisses befördert werde, ist die Correspondenz mit einer Paraphrase ausgestattet, welche, neben den betreffenden Persönlichkeiten, die politischen und geistigen Richtungen der Zeit beleuchtet, kleine Ereignisse aufzuklären und Leben und Verkehr an fürstlichen Höfen zu erläutern bemüht ist. Um zu zeigen, wie weit solches dem Verf. gelungen, wie weit er freien Blickes Menschen und Zustände mustert, oder Voltaires Gemälde aus dessen Farbentöpfen übermalt, wird es geeignet sein, an bezeichnenden Stellen dessen eigene Worte hervorzuheben.

Nach dem dreissigjährigen Kriege heisst es hier, gleich das deutsche Volk einem stumpfen Acker, »dessen Lebensfähigkeit erst durch eine geistige Drainage geweckt werden musste«. Man wird sodann belehrt, dass Deutschland auch noch in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts keine Nationalliteratur besessen habe wie heutzutage, dass der Kreis der Gebildeten so ziemlich auf fürstliche Höfe beschränkt gewesen und dass den Mittelpunkt eines solchen Musensitzes die Markgräfin Wilhelmine abgegeben habe, deren Memoiren, in Verbindung mit den unterhaltenden Plaudereien von Pöllnitz immer noch als die vornehmste Quelle für das deutsche Hofleben jener Zeit zu betrachten seien. Wie gering die Zuverlässigkeit dieser Plaudereien seien und bis zu welchem Grade die Niederzeichnungen der Markgräfin an Bitterkeit, Ironie und Behagen an pikanten Zeichnungen kränkeln, bleibt der Erörterung entzogen. Indem nun der Verf. die Grazie und Schärfe des Witzes eines

Voltaire betont, entwirft er zugleich eine Schilderung desselben und der »mit dem feinen Nervengestoffe ihres Jahrhunderts begabten« Markgräfin. Ein Berühren der politischen Ereignisse konnte dabei füglich nicht ganz übergangen werden und man erhält auf diesem Wege ein jedenfalls bisher kaum bekanntes Motiv der schlesischen Kriege Friedrichs II. »Die Intriguen des österreichischen Hofes (in Bezug auf die beabsichtigten englischen Heirathen), sagt der Vf., hatten den Jugend-Gährungsprocess in dem Erben des preussischen Thrones beschleunigt; je verwerflicher die Mittel waren, desto heftiger war die Krisis, und je entschiedener diese, desto glänzender das Resultat, der feste, geschlossene Character des Mannes, der nur den günstigen Zeitpunkt abwartete, dem Hause Habsburg den hohen Preis für die Schmerzen, Foltern und Kämpfe abzufordern. Habsburg selbst hatte die Drachensaat gesäet, und Schlesien ist in der Königskrone Preussens die zur Perle gewordene Thräne aus Friedrichs Herzen, geweint um das verlorene Glück der Jugend«.

Friedrich II. und seine Schwester werden als die glänzenden und charakteristischen Ergebnisse der Verschmelzung von deutscher Anlage und französischer Bildung, als die ersten Repräsentanten einer Geistesrichtung hingestellt, die man speciell als »Berliner Geist« bezeichnen könnte; die »petillanten« Verse Voltaires lassen in ihnen ein neues Leben auftauchen. Man ergeht sich gegenseitig in überschwenglicher Anerkennung; der als Salomo des Nordens gepriesene König begrüsst seinen Freund als »die Hoffnung des Menschengeschlechts«. Dass der Eine die Geheimnisse des Andern belauert, dieser wiederum den verschmitzten Horcher

durchschaut, thut dabei nichts zur Sache. Auf dem Schlosse zu Rheinsberg, das der Verf. sogar im romantischen Costum aufsteigen lässt, sprühen die Geister in Witz und philosophischen Reflexionen; hier ist alles spirituel und für ordinaire Menschenkinder bleibt kein Raum übrig. Aehnlich lauten die Schilderungen von Baireuth, wo Voltaire sich von einem Kranze schöner und schmeichelnder Frauen umgeben und in Grotten und auf Parnassen der Eremitage der Dichter »in sinnigen Beziehungen« sich gefeiert sieht. Der Verf. spart keine Belege für das Bedürfniss desselben, sich von einer Frau anbeten zu lassen. Wie wenig wählerisch andererseits der Philosoph von Fernay in seiner Anbetung war, wie er Katharina II. als die *déesse du Nord*, die Pompadour als die segenspendende Egeria Frankreichs vergöttert, ist mit Grund unerwähnt geblieben.

Dass in Voltaire ein »sittliches, religiöses hohes Ideal« gelebt habe, wird vielleicht nicht von jedem Leser eingeräumt; weniger noch, dass er mit demselben Ansprüche ein Dichter war, wie es Homer, Dante, Shakespeare, Corneille und Göthe gewesen. Mit dieser Behauptung ist freilich die bald darauf folgende Erklärung, dass Voltaire ein glänzender, aber darum kein grosser Dichter gewesen sei, schwer in Einklang zu bringen. Der intime Verkehr desselben mit dem Könige, der für beide hier als ein Glanzpunkt bezeichnet ist, dient in der That mehr dazu, die beiderseitigen Schwächen bloss zu legen und einen Friedrich II. seinem eigenen Herzen zu entfremden. Dieser Ansicht neigt sich der Verf. allerdings nicht zu. Wie weit derselbe entfernt ist, dem treffenden Urtheile beizustimmen, welches der Abbé Trublet über Vol-

taire fällt: »Je lui reconnais la perfection et la médiocrité«, oder die fein und scharf durchgeführte Zeichnung Bungeners zu theilen, zeigt dessen Worte: »der französische Schriftsteller und die deutsche Fürstin gehörten beide dem grossen Bunde der Geister an, welcher im achtzehnten Jahrhundert sich über die Nationalitäten hinweg die Hand reichte, um die Menschheit aus der dumpfen, geistigen Lethargie der Materie zum Bewusstsein ihres göttlichen Ursprungs und Zieles im Geiste zurückzuführen. Ref. muss doch ehrlich gestehen, dass er nach dieser Art geistiger Erlösung keine Gelöstheit trägt.

Was schliesslich die hier zum ersten Mal veröffentlichten Briefe anbelangt, so sind dieselben dem Inhalte nach unbedeutend, aber sie zeugen von der Meisterschaft des Abfassers. Schmeicheleien, fein und grob durch einander und mit Sträusschen von Ironie durchflochten, zu einem gefälligen Bouquet zu binden. Er bedient immer mit Esprit, sein Vorrath am Schauer einschmeichelnder Redensarten bleibt unerschöpflich, es sei denn, dass ihn die Gefangenschaft in Frankfurt die Markgräfin anwimmern lässt, um deren Fürsprache beim Könige zu gewinnen. Für das Martyrium, ohne Verehrung ohne Huldigung und ohne Leckereien von Wein und Tafel die Stunden hinzubringen, ging ihm jedes Talent ab.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

6. Stück.

7. Februar 1866.

Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis in's 16. Jahrhundert. Vierter Band. Auf Veranlassung und mit Unterstützung Seiner Majestät des Königs von Bayern Maximilian II. herausgegeben durch die historische Commission bei der königl. Academie der Wissenschaften.

Die Chroniken der schwäbischen Städte. — Augsburg. Erster Band. — Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1865. L und 424 S. in Octav.

Gemäss dem vom Herausgeber Prof. Hegel entworfenen Plane sollen die Chroniken der vorliegenden Sammlung nach Gruppen, wie sie sich durch die landschaftliche Zusammengehörigkeit der deutschen Städte bestimmen, veröffentlicht werden. Mit einstweiliger Unterbrechung der zuerst in Angriff genommenen Chroniken der fränkischen Städte wird jetzt eine neue Reihe, die der schwäbischen Städtechroniken unter Vorantritt Augsburgs begonnen, dem hier eine ähnliche Stellung in Geschichte und Geschichtschreibung zukommt, wie dort der Stadt Nürnberg. Die Einrichtung und Anlage des ersten Bandes

der Nürnberger Chroniken musste in aller Maasse als Muster dienen (vgl. diese Bl. Jahrg. 1863, S. 1221 ff.). Der Unterzeichnete, im Sommer 1863 mit der historischen Bearbeitung der Augsburger Chroniken beauftragt, versucht daher zunächst in den beiden an die Spitze des Bandes gestellten Abhandlungen, welche eine Gesamteinleitung in die neue Abtheilung der Städtechroniken bilden, eine Uebersicht über die Geschichte und Verfassung der Stadt Augsburg (S. XI—XXXV) sowie über die Geschichtschreibung und Literatur derselben (S. XXXV—XLVIII) zu geben. — Die erstere brauchte ihr Thema eingehender nur bis zum J. 1368 zu behandeln, da mit diesem Zeitpunkt die ausführlichere Darstellung der augsburgischen Geschichte in den nachstehend veröffentlichten Chroniken beginnt. Es soll nicht behauptet werden, dass erst seit jenem Jahr in bürgerlichen Kreisen städtische Geschichtsaufzeichnungen unternommen seien; einzelne Spuren lassen eine derartige Thätigkeit auch schon in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts vermuthen, aber zu mehr als dürftigen Notizenreihen, die sich an Verzeichnung des Factum und der zugehörigen Jahrzahl genügen lassen, wird sie es nicht gebracht haben. Mit dem Jahre 1368 trat ein grosser Wendepunkt in dem Verfassungsleben der Stadt Augsburg ein: die Herrschaft der Geschlechter wurde gestürzt, das städtische Regiment gelangte in die Hand der Zünfte. Schwerlich ist es Zufall, dass auch mit diesem Jahr die älteste auf uns gekommene Chronik von Augsburg beginnt. Die wichtigen Vorkommnisse der Zeit mussten den Gedanken nahe legen, statt der etwa bereits üblichen Vermerkung der hervorragenden Thatfachen eine wirklich eingehende

Berichterstattung des Geschehenen zu unternehmen. Damit fuhr man dann bis zum Ende des Jahrhunderts fort; im J. 1398 brach man ab und fügte nur noch eine kurze Notiz über eine Sonnenfinsterniss des J. 1406 hinzu. So entstand die Chronik von 1368—1406, welche wie billig die Reihe der augsburgischen Geschichtsaufzeichnungen eröffnet.

I. Unter den Stücken, welche der vorliegende Band bringt, ist dieses erste (S. 1—198) unzweifelhaft das werthvollste. Diese Anerkennung gebührt ihm nach seinem Gegenstande wie nach der Art der Behandlung desselben. Die die Chronik eröffnende Darstellung des Zunftaufstandes von 1368 könnte die Erwartung erregen, als werde im Verfolg den innern städtischen Angelegenheiten, den die Einführung der neuen Verfassung begleitenden Vorgängen, eine ganz besondere Berücksichtigung zu Theil werden. Dies ist aber so wenig der Fall, dass vielmehr da, wo die innern Verhältnisse der Stadt zur Sprache kommen, sich eine gewisse Zurückhaltung deutlich zu erkennen giebt. Eingehender sind die auswärtigen Angelegenheiten, die Theilnahme Augsburgs an dem grossen Städtekrieg der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. behandelt, und in dieser Beziehung berührt sich die älteste Augsburger Chronik mit der Quelle, welche an der Spitze der Nürnberger Chroniken steht, dem Büchlein des Ulman Stromer. Ueber ihren Verfasser ergiebt die Augsburger Chronik nichts. Die völlige Selbständigkeit der einzelnen an einander gereihten, lediglich in chronologische Ordnung gebrachten Berichte lässt für die Vermuthung Raum, dass mehrere nach einander an der Sammlung und Aufzeichnung der Mittheilungen gearbeitet haben,

aber bestimmteres ist nicht zu ermitteln. Nur nach der Ausdrucksweise, der Form der Darstellung kann man vielleicht auf die Kreise der städtischen Bevölkerung schliessen, in denen der oder die Verfasser zu suchen sind. Ist auch ein amtlicher Ursprung der Aufzeichnungen nicht wahrscheinlich, so stand doch der Autor den städtischen Geschäften nicht fremd gegenüber, hatte gute Sachkenntniss und konnte der Stadt zugegangene Berichte über auswärtige Vorgänge und städtische Aktenstücke benutzen. Leider bricht diese schöne, durchaus den Ereignissen gleichzeitige Quelle, nachdem sie sich eben zu einer eingehenden Darstellung auch der innern Vorgänge erhoben hat, mit dem Ende des Jahrhunderts ab. Spätere Abschreiber haben der Chronik eine doppelte Reihe fortsetzender Notizen angehängt. Bis zum J. 1447 vorgehend, haben diese bereits mehr die Geschichte der benachbarten bayrischen Territorien im Auge, als die der Stadt Augsburg. — Die Chronik von 1368 bis 1406 mit Fortsetzung bis 1447 wird jetzt zum erstenmal vollständig bekannt. Der bis dahin verhältnissmässig beste Abdruck bei Mone, Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, Jahrg. VI (1837) beruhte auf einer Heidelberger erst mit dem Jahre 1377 beginnenden Handschrift. In einer HS. der Berliner Bibliothek — Ms. germ. no. 406 in 4to — gelang es einen vollständigen, dem Originale nahe kommenden Text aufzufinden, der von Prof. Lexer bei Herstellung unsrer Ausgabe zu Grunde gelegt werden konnte. In den Anmerkungen habe ich die Darstellung des Textes an der Hand der Chroniken benachbarter Städte und Gegenden und des im Archive der Stadt Augsburg vorhandenen Materials controllirt. Alles was einer eindrin-

gendern Untersuchung oder grössern Vervollständigung bedurfte, habe ich in den (IX) Beilagen (S. 127 — 198) abgehandelt. Dieselben betreffen theils Einrichtungen, theils Ereignisse, die in der Chronik berührt sind. Die umfangreichste ist die erste, welche die Einführung der Zunftverfassung in Augsburg bespricht und die wichtigsten einschlägigen Urkunden mittheilt. Das Material, das dieser wie den übrigen Beilagen zu Grunde liegt, setzt sich hauptsächlich aus städtischen Urkunden und einzelnen Mittheilungen der Stadtbücher zusammen. Von den erstern findet sich für die in Betracht kommende zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts der grössere Theil im Reichsarchiv zu München und wurde da benutzt; von den Stadtbüchern im Archiv zu Augsburg erwiesen sich am ergiebigsten die Baurechnungen, wie hier die durch zwei Mitglieder des Raths, die Baumeister, geführten Rechnungsbücher genannt werden. Für die Zeit, welche die älteste Chronik behandelt, sind sie fast vollständig — mit Ausnahme der Jahre 1380 — 87 — erhalten und bieten einen so überreichen Vorrath von Notizen, dass die städtischen Geschichtsbücher eine viel grössere Fülle von Thatsachen gewähren müssten, als sie wirklich thun, wenn uns diese Ausgabenregister, die zwar jedes einzelne städtische Vorkommniss, aber immer nur nach den Kosten, die es verursacht, verzeichnen und sich deshalb mit äusserster Kürze, häufig mit blossen Andeutungen begnügen können, vollkommen verständlich werden sollten. Ueber die Einrichtung dieser Bücher, die in den Anmerkungen und Beilagen so vielfach verwendet sind, ähnlich den Jahresregistern in den Ausgaben der Nürnberger Chroniken, ist das Nöthige S. 10

A. 4 und S. 183 A. 1 gesagt. Andere Stadtbücher, wie das Bürgerbuch, das Achtbuch, das Söldnerbuch sind nur an vereinzelt Stellen benutzt; der eigentliche Reichthum des städtischen Archivs beginnt erst mit dem 15. Jahrhundert. Die für die Aufhellung der städtischen Geschichte so überaus ergiebigen Briefbücher und Sammlungen von Rathsdecreten konnten erst den Chroniken dieser Zeit zu Gute kommen.

II. Das zweite Stück, die Chronik des Erhard Währaus (S. 199—264), strebt schon über die Linie einer bloß zeitgenössischen Geschichtsaufzeichnung hinaus. Sie beginnt mit dem J. 1126 und reicht bis zum J. 1445; ein späterer Anhang giebt einige Notizen zum J. 1462. Was sie aber über das 12., 13. und den Anfang des 14. Jahrhunderts mittheilt, hat mit der Stadtgeschichte von Augsburg wenig oder gar nichts zu thun. Es sind Notizen zur bayrischen und fränkischen Geschichte, die sich ebenso zu Eingang der Nürnberger Chronik aus Kaiser Sigmunds Zeit (Städtechron. I, 344 ff.), in einer dem Privilegienbuch von Ingolstadt einverleibten bayrischen Chronik (Städtechron. IV, S. VI und 424) und vereinzelt auch sonst z. B. in der Speirischen Chronik (Mone, Quellensammlung z. bad. Landesgesch. I, 382) wiederfinden. Wie in Nürnberg, so hat auch in Augsburg ein Autor in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts diese vorhandene Sammlung benutzt, um daran Notizen zur städtischen Geschichte seiner eigenen und der nächst vorangehenden Zeit zu reihen. Ein grosser Theil des Interesses, das diese Augsburger Chronik gewährt, liegt sicherlich in den Berührungen, die zwischen ihr und der gedachten Nürnberger Quelle stattfinden. Aber neben dieser Aehnlichkeit fehlt es nicht

an wichtigen Unterschieden. Auch die Nürnberger Chronik ist ihrer Form nach mehr unter die notizenartigen Aufzeichnungen als unter die ausführlich erzählenden Chroniken zu stellen; aber die Wahraussche Chronik bleibt doch weit hinter dem zurück, was jene an Thatsachen und an Detailnotizen zur einzelnen Thatsache vermerkt. — Es ist ein Vorzug der augsbургischen Aufzeichnung vor so vielen andern derartigen Notizenreihen, dass wir eine bestimmte Person als ihren Verfasser oder richtiger ihren Sammler bezeichnen können. Bei Beschreibung eines im J. 1409 zu Augsburg vorgekommenen Zweikampfes nennt er sich selbst als Augenzeugen (S. 231, 13): »ich Erhart Wahraus stünd an der schrancken gewaupnet dar an«. Wir können diesen Erhard Wahraus aus Urkunden und Stadtbüchern als einen hervorragenden Augsburger Kaufmann seiner Zeit nachweisen. Aber was er uns hinterlassen, lässt von seiner Bedeutung wenig oder nichts ahnen; so karg und dürftig sind die meisten dieser Notizen. — So liegt der hauptsächliche Werth dieser Aufzeichnung in ihrer historiographischen Stellung: als Vertreterin der Chroniken in notizenartiger Fassung ist sie der Chronik von 1368—1406, der ältesten Repräsentantin der ausführlich erzählenden Chroniken, zugesellt.

Die Münchener HS., in welcher Prof. Lexer die Wahraussche Chronik entdeckte, enthält im Uebrigen fast nur Sprüche und Lieder; und der Text der Chronik selbst ist noch von mancherlei unhistorischen Einschiebseln unterbrochen. Die Ausgabe hat nicht blos diese Zuthaten beseitigt, sondern weicht auch noch insofern von der Handschrift ab, als sie die dort unchronologisch an einander gereihten Notizen der Zeitfolge ge-

mässig geordnet hat. Dies konnte ohne Schaden geschehen, da die Reihenfolge der Notizen in der handschriftlichen Vorlage meistens auf blossem Zufall oder Willkür des Abschreibers beruht. Nur an einzelnen Stellen ist das Bestreben des Vfs ersichtlich, aus seinen Vorlagen zeitlich getrennte Notizen zusammenzureihen, weil sie einen gleichen oder ähnlichen Gegenstand betreffen. Die Partien der Chronik, in denen dies stattfindet, sind in der Einleitung S. 210 bemerkt. — Die sprachliche Bearbeitung der Chronik nach der handschriftlichen Vorlage hat Prof. Lexer besorgt; Unterzeichneter dann unter erneuter Zuziehung des Münchener Codex die chronologische Umordnung ausgeführt. Von den vier dem Texte beigegebenen Beilagen (S. 243—264) hebe ich hier nur die beiden voranstehenden hervor: die erste giebt das Bild einer kurzen notizenartigen Aufzeichnung zur städtischen Geschichte aus dem Ende des 14. Jahrh., gewissermassen einer Vorläuferin der Wahausschen Chronik; die zweite gewährt einen Einblick in die militairischen Verhältnisse der Stadt durch Mittheilung von Aktenstücken und Listen, welche einen von Augsburg in Gemeinschaft mit andern schwäbischen Städten im J. 1362 gegen Zwingenberg unternommenen Zug betreffen.

III. Das dritte Stück, die Chronik von der Gründung der Stadt bis zum J. 1469 (S. 265—332), bezeichnet einen weitem Schritt auf der Bahn historiographischer Entwicklung. Auch sie will keine zeitgenössische Geschichte geben, aber ebenso wenig sich an einigen unsichern Griffen in die Vergangenheit genügen lassen, ihre Absicht ist auf ein Ganzes, ein Vollständiges gerichtet: sie will eine Geschichte

der Stadt Augsburg von ihren Anfängen bis auf die Tage des Schreibers, bis in die zweite Hälfte des 15. Jahrh. herab liefern. Eine Chronik dieser Art hatte schon im Jahre 1456 der Mönch Sigmund Meisterlin in seiner *Chronographia Augustensium* hergestellt. Eine Charakteristik der letztern habe ich Städtechron. IV, S. XXXVIII und bei Besprechung der Nürnberger Chronik desselben Verfs. in diesen Blättern St. 4 gegeben. Aus dem dort Gesagten erhellt, wie wenig Anspruch die Meisterlinschen Arbeiten auf den Titel zuverlässiger Geschichtsquellen haben, wie ihre hauptsächliche Bedeutung in ihrer historiographischen Stellung liegt. Es wird daher für die Sammlung der Städtechroniken genügen, von Meisterlins Producten eines und zwar das werthvollere vollständig und selbständig aufgenommen zu haben; seine augsburgische Chronographie mag durch die vorliegende dritte Chronik dieses Bandes vertreten werden; denn ihre Darstellung der Gründungsgeschichte der Stadt beruht unmittelbar auf Meisterlin, und an seiner *Chronographia Augustensium* ist historiographisch allein dieser Versuch einer städtischen Urgeschichte werthvoll. Es ist früher gezeigt, wie dieser Theil das Hauptinteresse Meisterlins ausmacht, die nachfolgende Geschichte ihm dem gegenüber als Nebensache erscheint. In dieser Beziehung hat nun unsere Chronik den wichtigen Vorzug vor Meisterlin, dass sie das ganze Gebiet der städtischen Geschichte bis zum J. 1469 zu beherrschen beabsichtigt. Allerdings ist ihre Darstellung nicht überall gleichmässig ausgefallen. Im Eingang ist sie umständlich und versucht sich in Beschreibungen; sobald sie den Boden der Urgeschichte verlassen, wird sie knapp und kurz, und erst, da sie sich der Zeit

des Vfs nähert, erhebt sie sich wieder zu detaillirten Mittheilungen. Die Form ist aber durchgehends die notizenartiger Aufzeichnungen; man glaubt fortwährend Excerpte einer ausführlichen Darstellung zu lesen, welche die hier herausgeschälten thatsächlichen Momente verbunden, zusammenhängend vorträgt. Zum Theil sind diese Quellen nachweisbar. Für die ältere Geschichte der Stadt, die vorwiegend Bischofs- und Kirchengeschichte ist, haben die Vitae und Annales der Augsburger Kirche gedient; für die spätere Zeit, in der die Bürgerschaft den Mittelpunkt bildet, städtische Chroniken wie die von 1368—1406, die später zu veröffentlichende Chronik des Hektor Mülch oder deren Quellen. In der ältern Zeit will die vorliegende Chronik aber nicht blos augsburgische Geschichte geben, sondern auch Notizen zur Kaiser- und Papstgeschichte liefern. Hier hat sie die Weltchroniken des Ekkehard und Sigebert benutzt, zugleich zeigt sich aber deutlich auch eine Einwirkung der in Norddeutschland seit dem 12. Jahrh. entstandenen Weltchroniken in deutscher Sprache sowie der Kaiser- und Papstgeschichte, welche die strassburgische Chronik Jacobs von Königshofen eröffnet. Letztere hat auch für die Kaisergeschichte späterer Zeit dem Verf. noch hin und wieder als Vorlage gedient.

Auch diese bis jetzt unbekannte Augsburger Chronik lag nur in einer Handschrift der Berliner Bibliothek vor, nach welcher der Text vom Unterzeichneten hergestellt wurde. In den Anmerkungen habe ich mich vornehmlich bemüht, die Quellen der Chronik im Einzelnen nachzuweisen. In den spätern Partieen würden sacherklärende Anmerkungen am Platz gewesen sein; es erschien aber gerathener, das dazu vor-

Material bis zur Veröffentlichung der lichen dieselben Thatsachen darstellenden rger Chroniken in den nächsten Bänden nmlung aufzusparen.

Beilage ist dieser Chronik eine poetische lung der städtischen Urgeschichte, die nte Reimchronik des Kuchlin (S. 333), hinzugefügt. Dieselbe wurde, wie die ng nachweist, von einem Augsburger hen um 1440 auf Andringen eines in der hen Geschichte hervorragenden Mannes, rgermeisters Peter Egen oder, wie er sich nannte, von Argon verfasst. Sie behan- ven Gegenstand hauptsächlich auf Grund twa seit dem Beginne des 12. Jahrh. in g gekommenen gelehrten Mönchsdichtung; ür etwas mehr werden die Excerpta ex historia (excerpta Velleji), die in Folge rwähnung einer schwäbischen Göttin Cisa er angeblichen Schlacht zwischen Rö- nd Sueven schon so oft, neuerdings be- durch J. Grimms Mythologie angeregt, merksamkeit der Historiker und Philolo- schäftigt haben, schwerlich zu halten sein. , der diesen Stoff in einer Ableitung des rhunderts vor sich hatte, vervollstän- und rundete ihn zu einer Darstellung ab, ihrer Art ansprechend genannt werden Der Text des Kuchlin, der bereits mehr; edruckt ist, wurde von Prof. Lexer nach sten HSS. hergestellt. Derselbe hat dann rliegenden Bande auch ein umfassendes (S. 357—400), das zugleich über die sten Lautverhältnisse des schwäbischen s kurze Auskunft giebt, hinzugefügt. Bei torischen und kritischen Bearbeitung des enden Bandes konnte ich schon die eben-

falls von Lexer hergestellten Texte der spätere Augsburger Chroniken, welche in den nächstfolgenden Bänden zur Veröffentlichung kommen werden, benutzen und zur Vergleichung heranziehen. Auf seinen Untersuchungen fusst auch was ich in der Einleitung S. XLI zur Charakterisirung derselben anführen konnte.

F. Frensdorff.

Wilhelm Seelig, Schleswig-Holstein und der Zollverein. 300 Seiten. Kiel 1865.

Eine sehr zeitgemässe und dankenswerthe Arbeit. Denn, was immer auch das politische Schicksal der Herzogthümer schliesslich sein mag, die Frage ist unabweisbar, in welche Verhältniss dieselben zu dem deutschen Zollverein treten sollen. Zur Beurtheilung dieser Frage hat der Verfasser das Material gesammelt und eine eingehende Prüfung derselben unternommen.

Die Schrift ist entstanden aus öffentlichen Vorträgen, welche der Verf. bald nach dem Wiener Friedensschluss, der den Krieg der beiden deutschen Grossmächte gegen Dänemark zum Abschluss brachte, in Kiel gehalten hat. Sie zerfällt formell in zwei, ihrem Inhalt nach in drei Abschnitte. In dem ersten giebt der Verf. eine kurze Geschichte des Zollvereins und eine Uebersicht seiner Verfassung. Im zweiten theilt derselbe zuerst eine Darstellung des Zollwesens der Herzogthümer und ihrer wirtschaftlichen Zustände mit. Sodann untersucht er, ob die Herzogthümer isolirt bleiben können, wie

sie es jetzt nach Auflösung ihrer Verbindung mit Dänemark sind. Diese Frage wird für den Fall bejaht, dass man nur die finanzielle Seite der Frage ins Auge fasst, aber verneint mit Beziehung auf die volkswirtschaftlichen Interessen der Herzogthümer. Darauf untersucht der Vf. nach rascher Abweisung des Gedankens an einen Zollanschluss an Dänemark oder an Mecklenburg die Bedingungen einer möglichen nähern Vereinigung mit dem Zollverein. Dabei werden mehrere Möglichkeiten ins Auge gefasst, die unten angegeben werden sollen.

Ich halte mich in meiner Besprechung der vorliegenden Schrift an den Gang, den der Vf. selbst eingehalten hat.

In Betreff des ersten Abschnitts beschränke ich mich auf eine Bemerkung über die Entstehung des Zollvereins.

Es ist mehrmals der Gedanke geäußert worden, der Plan zur Bildung des Zollvereins sei von Preussen schon bei der Einrichtung seiner Zoll- und Steuerverfassung durch Gesetz vom 26. Mai 1818 gefasst worden. Zur Begründung wird die bekannte Antwort des Fürsten Hardenberg vom 3. Juni 1818 auf die Petition rheinischer Fabrikanten von Vierssen, Gladbach, Rheid, Süchtelen und Kaltenkirchen vom 27. April angeführt. Zur weitem Unterstützung der Ansicht könnte auch die Antwort des Fürsten Hardenberg vom 22. Aug. 1818 auf die Adresse der Kaufleute von Elberfeld vom 24. Juli angezogen werden. Beide Antworten finden sich in Benzenberg, »über Handel und Gewerbe 1819« S. 134 u. fg. zugleich mit den Bittschriften abgedruckt, aus welcher Schrift auch der zur Charakteristik dieses vielseitigen Mannes interessante Umstand hervorgeht, dass er selbst

jene beiden Bittschriften verfasst und somit ziemlich lange vor List dem Verlangen nach einer einheitlichen deutschen Zollverfassung Ausdruck gegeben hat. Kürzlich hat Prof. Aegid in Hamburg in seiner Schrift »Aus der Vorze des Zollvereins, Hamburg 1865« jene Auffassung urkundlich zu beweisen gesucht, indem er die Instruktion veröffentlicht, welche dem preuss. Gesandten bei den Wiener Ministerialconferenzen in den Jahren 1819 und 1820, Grafen von Bernstorff, ertheilt wurde. In dieser Instruktion wird nämlich der Gedanke an eine deutsche Zollordnung im Sinn des Art. 19 der Bundesacte abgewiesen und anstatt dessen als das zu erstrebende Ziel bezeichnet, »dass einzelne Staaten, welche sich durch den jetzigen Zustand beschwert glauben, mit denjenigen Bundesgliedern, woher nach ihrer Meinung die Beschwerde kommt, sich zu vereinigen suchen und dass so übereinstimmende Anordnungen von Grenze zu Grenze weiter geleitet werden, welche den Zweck haben, die innern Scheidewände mehr und mehr fallen zu lassen«.

Der Verf. erklärt sich gegen diese Auffassung, indem er sagt, jene Aeusserungen der preuss. Regierung und Staatsmänner zielten nicht auf die Bildung des Zollvereins, so wie er historisch bekannt ist, ab, sondern auf etwas weit Geringeres. Der Gedanke an den Zollverein sei in Preussen erst später erfasst worden, nicht vor dem Anschluss von Hessen-Darmstadt 1821. Der Zollverein sei entstanden als Wirkung allmählich zum Bewusstsein gekommener, unabwiesbarer Bedürfnisse des Verkehrs und nicht nach einem schon 1818 angelegten Plan.

Ich glaube, der Verf. hat darin ganz Recht. Auch mir scheint in den Worten jener Instru-

tion zunächst nichts zu liegen als der den einzelnen deutschen Regierungen ertheilte Rath, sich mit ihren Nachbarn über vorhandene Beschwerdepunkte zu verständigen und die Hoffnung auf diesem Wege eine grössere Handelsfreiheit in Deutschland zu erzielen. Solche Beschwerden bestanden damals allerdings vorzugsweise gegen Preussen, aber auch gegen andre deutsche Staaten. Ein Fall, hervorgerufen durch das 1816 erlassene bayrische Getraide- und Viehausfuhrverbot, kam sogar vor die Bundesversammlung. Die Worte der Instruktion und ebenso die erwähnten Aeusserungen des Fürsten Hardenberg, bekunden die Willfährigkeit Preussens zur Beilegung der entstandenen Differenzen und den Wunsch nach grösserer Handelsfreiheit in Deutschland, sind aber kein Beweis für den bereits vorhandenen Plan, den künftigen Zollverein durch subsequenceuten Anschluss der andern deutschen Staaten an das preussische System zu erzielen. Wäre dieser Plan schon damals gefasst gewesen, so scheint das abweisende Verhalten Preussens 1820 zu Wien gegen die bekannte Denkschrift von Nebenius unerklärlich, da diese doch nach einer späteren (1833) officiellen Aeusserung Preussens an das badische Kabinet alle die Ideen enthielt, welche als Bedingungen einer deutschen Zollvereinigung bezeichnet werden müssen. Ebenso unerklärlich scheint unter jener Voraussetzung das ganze Verhalten Preussens bis 1828, indem es sich von allen Verhandlungen der andern deutschen Staaten über Zoll und Handel fern hielt, so dass man auch bis zu jenem Jahre keinen Fall weiss, wo es die Initiative ergiffen hätte, um einen andern Staat zum Anschluss zu bewegen, natürlich abgesehen von den Enklaven, die

es durch rücksichtsloses Vorgehen nicht zum Anschluss an sein System, sondern zur völligen Unterwerfung unter dasselbe zwang.

Von gar keinem Gewicht gegen die letztere Auffassung sind die Worte der Urkunde, welche bei der Grundsteinlegung des Denkmals für Friedrich Wilhelm III. in Berlin 1863 verlesen wurde, wonach der Zollverein dieses Königs eigenster Gedanke genannt wird. So kann er ja wohl genannt werden, wenn auch der Plan dazu nicht schon 1818, sondern erst 1828 wirklich gefasst wurde.

Ich meines Theils glaube nach dem Gesagten immer noch, dass Nebenius Recht hatte, als er Alles für reine Erdichtung erklärte, was später nach dem Zustandekommen des Zollvereins von früheren Absichten und Einleitungen Preussens in Bezug auf eine deutsche Handelseinigung behauptet wurde.

Im zweiten Abschnitt erzählt uns der Verf., wie schon bemerkt, zunächst die Geschichte der Zolleinrichtungen der Herzogthümer. Wer diese genauer kennen lernen will, als der Verf. sie nach dem Plane seiner Arbeit mittheilen durfte, kann in Hanssen's Aufsatz, »das Zollwesen der Herzogthümer Schleswig und Holstein« (Archiv der polit. Oek. von Rau und Hanssen, Band 5 und 6) jede wünschenswerthe Belehrung finden. Hier genügt die Bemerkung, dass die Herzogthümer erst 1839 ein durchgeführtes Grenzzollsystem erhielten. Ausgeschlossen von demselben waren und sind noch Altona und Wandsbeck, zugehörig dagegen einige kleine Lübecker, Hamburger und Eutiner Enklaven. Der Tarif war mässig, bei 50 Artikeln niedriger als der dänische. Zu den letzteren gehörten Wein, Spirituosa, Holz, Kaffee, aber auch die wichtig-

sten Manufakturwaaren, weshalb der dänische Tarif mehr den Charakter eines Schutzzolls, der der Herzogthümer mehr den eines Finanzzollsystems hatte. Im Verhältniss zu Dänemark war gegenseitige Zollfreiheit der eigenen Landeserzeugnisse; fremde zollpflichtige Waaren hatten beim Eingang aus den Herzogthümern nach Dänemark nur die Zolldifferenz zu tragen. Die Zollordnung war liberal. Es bestand und besteht noch ein System von Privatfreilagern unter dem Namen Creditaufgabe, das früher nur wenigen Städten und Personen und nur für gewisse Waaren, seit 1839 allgemein verstattet war. Dies System wurde von Dänemark herübergenommen, wo es seit 1797 bestand. Eine besondere Erwähnung verdient auch ein den Herzogthümern eigenthümliches Schiffsmanifestwesen, welches die Zollintraden sichert, aber auch die Verzollung der Ladungen besonders bei theilweiser Löschung erleichtert. Die Herzogthümer befanden sich bei diesem System wohl und wenn auch einzelne Tarifänderungen mit der Zeit gewünscht wurden, so blieb dasselbe doch bis zur Erhebung von 1848 und noch während derselben bis 1850 bestehen. Eine Aenderung trat nach der Unterwerfung derselben unter die dänische Herrschaft ein, indem zuerst in Schleswig, dann in Holstein der dänische Tarif eingeführt und der Zollvertrag zu einer Einnahme des Gesamtstaats gemacht wurde. Dies hatte zur Folge, dass der Zolllarif mehr den Charakter eines Schutzzolls erhielt und dass die Herzogthümer finanzielle Einbusse erlitten. Der Verf. giebt an, dass der durchschnittliche Zollertrag des Gesamtstaats in den 8 Jahren von 1845 bis 1852 fast 13 Mill. Mark war. Nach dem Verhältniss der Volkszahl träfe die Herzogthü-

mer $4\frac{2}{3}$ Mill. Mark; Aber der hier zur Erhebung gekommene Zoll betrug fast $5\frac{1}{2}$ Mill., als $\frac{5}{8}$ Mill. Mark mehr. Dass der Schluss aus den an den Zollstätten der Herzogthümer erhobenen Summe auf ihren Verbrauch an zollpflichtigen Artikeln zulässig ist, geht aus den vom Verf. am Schluss des Buchs angegebenen Zolleinahmen im Jahr $18\frac{6}{5}$ und den ersten 5 Monaten des Finanzjahrs $18\frac{6}{6}$ hervor, wo der Zollertrag noch erheblich höher war.

Der angegebene Ertrag der Zölle ist sehr bedeutend, $5\frac{1}{2}$ Mark per Kopf. Das beruht weniger auf der Höhe des Tarifs als auf der starken Consumption zollpflichtiger Waaren. Der Verf. berechnet die Consumption von Zucker auf 20, von Kaffee auf 7, von Tabak auf $3\frac{3}{4}$ Pfund per Kopf, die des Zollvereins auf $10\frac{1}{2}$ (etwa hoch), 4 und 3, die von Frankreich auf 10, 3 $\frac{1}{4}$, in England auf 38, 1, 1 Pfd. Ein solcher Verbrauch beweist den grossen Wohlstand der Bevölkerung. Und dieser Wohlstand beruht wesentlich auf der Landwirthschaft, die ebenso in Folge der steigenden Preise der Ackerbauprodukte, des zum Theil sehr fruchtbaren Bodens und für die wichtigsten Erzeugnisse günstige Klimate, als andererseits in Folge einer Vorliebe des Kapitals für landw. Betrieb grosse und bis in die neueste Zeit steigende Renten gab und die Mittel lieferte zur Bezahlung der starken Einfuhr fremder Produkte. Die Industrie zeigt zwar in einigen Zweigen schöne Anfänge, steht aber in andern, auch in solchen, die zu der Landwirthschaft in nächster Beziehung stehen wie z. B. Mehl- und Oelfabrikation, auffallend zurück. Das Schiffahrtsgewerbe und der Schiffbau ist gleichfalls nicht so entwickelt, wie bei der Seetüchtigkeit des Volks, der grossen Küste

und der günstigen Lage des Landes zu erwarten wäre. Das benachbarte Mecklenburg steht sowohl in der Rhederei wie im Schiffbau höher als die Herzogthümer. Endlich ist auch der Handel in den Herzogthümern weniger ausgebildet, als er sein würde, wenn die Industrie mehr entwickelt wäre.

Sehr gut zeigt nun der Verf., wie ein Fortschreiten zu einer vielseitigeren Thätigkeit für die Herzogthümer wünschenswerth, ja bis auf einen gewissen Grad nothwendig sei. Zwar lasse die Landwirthschaft noch immer eine fruchtbare Anwendung von Kapital zu; denn so tüchtig sie im Ganzen betrieben werde, fänden doch manche neuere Verbesserungen noch keine Anwendung. Aber man könne nicht erwarten, dass die überraschende Zunahme des landwirthschaftlichen Ertrages, die am deutlichsten aus dem Steigen der Ausfuhr von Cerealien und Produkten der Viehzucht während der letzten 25 Jahre hervorgehe, (die Ausfuhr von Waizen stieg seit 1840 von 200,000 Tonnen aufs Doppelte, Butter von 12 auf 16 Mill. Pfund, Pferde von 12 auf 14000, Rindvieh von 34 auf 52000, Schafe von 15 auf 45000, Schweine von 12 auf 44000 Stück) auch zukünftig in gleicher Weise anhalten werde. Die Herzogthümer müssten aufhören, vorzugsweise Ackerbauländer zu sein und müssten ihre Thätigkeit und Kapitalien auch den andern Erwerbszweigen, vornehmlich der Industrie, zuwenden, wenn sie ihren Wohlstand bewahren wollten; denn sehr richtig sagt der Verf., ein Volk könne nur dann als wirthschaftlich wohlstehend bezeichnet werden, wenn es nicht bloß seine augenblicklichen Bedürfnisse reichlich befriedige, sondern auch in der Lage sei, die mit der Zeit wachsenden Bedürfnisse

zu befriedigen. Um aber diesen Fortschritt zu einer vielseitigeren und besonders zu grösserer industrieller Thätigkeit bewerkstelligen zu können, sei für die Herzogthümer ein Anschluss an ein grösseres Zollgebiet mit einem Tarif, der die ersten Schwierigkeiten einer industriellen Entwicklung zu überwinden die Möglichkeit und zu einer solchen den genügenden Anreiz gebe, erforderlich. Dieses Zollgebiet sei nur der Zollverein, mit welchem näher verbunden zu werden auch politisch das nächstliegende sei. Ein Anschluss an Mecklenburg sei unthunlich; damit wäre kein grosser Markt gewonnen und Mecklenburg selbst werde in nicht allzulanger Zeit dem Zollverein zutreten müssen. Ein Anschluss an Dänemark sei undenkbar, vorzugsweise aus politischen Gründen, aber auch aus finanziellen und volkswirtschaftlichen; denn finanziell würden die Herzogthümer bei einer Revenüentheilung nach Köpfen, die in solchem Fall unvermeidlich sei, Schaden haben und volkswirtschaftlich sei bei der Kleinheit des durch die Vereinigung gewonnenen Gebiets ($2\frac{1}{2}$ Millionen Bevölkerung) nicht viel gewonnen.

Diesen Betrachtungen des Verf. muss Ref. beipflichten, insofern auch er die Entwicklung der Industrie und des Handels in den Herzogthümern für sehr wünschenswerth und dazu den Anschluss an einen grösseren Markt für erspriesslich, vielleicht sogar für nothwendig hält. Ob aber dann auch die gewünschte Folge eintritt, ist noch eine andere Frage. Allen Erfahrungen nach ist der Uebergang von einer vorherrschend landw. zu einer grössern industriellen Thätigkeit mehr die Folge davon, dass die vorhandenen Kapital- und Arbeitskräfte dort nicht mehr ausreichende lohnende Beschäftigung finden und

deshalb andere Erwerbszweige aufzusuchen gezwungen sind, als die Wirkung schützender Zölle und der Gewinnung eines grösseren Markts. Verwandte Beispiele sind Pommern, Hannover und Oldenburg, wo trotz des Zollvereins und seines Tarifs der industrielle Fortschritt doch nur langsam eintritt. Dass indess die Herzogthümer wirklich aus der Verbindung mit dem Zollverein den gewünschten industriellen Aufschwung gewinnen werden, lässt sich erwarten, wenn man erwägt, dass schöne Anfänge gewerblicher Entwicklung dort schon vorhanden sind und dass die mässigen Schutzzölle des Tarifs von 1839 und die etwas höheren des dänischen Tarifs günstig auf dieselbe eingewirkt haben.

Aber unter welchen Bedingungen kann der Anschluss erfolgen?

Der Verf. macht drei solche geltend. Erstlich verlangt er für die Herzogthümer Selbstständigkeit der Zollverwaltung, sodann möglichste Achtung ihrer besonderen Zolleinrichtungen, unter denen sie sich wohl fühlen und endlich vor Allem Sicherung vor finanziellem Schaden.

Was den ersten Punkt anlangt, so kann derselbe nur als billig erachtet werden. So lange die jetzige Organisation des Zollvereins überhaupt dauert, haben die Herzogthümer mit circa 1 Million Einwohner und mit einem so bedeutenden Zollertrag begründeten Anspruch, den 12 Staaten, welche mit selbstständigen Zollverwaltungen im Zollverband stehen, gleichgestellt zu werden. Der Bevölkerung nach würden sie dann unter den dreizehn Staaten mit selbstständiger Zollverwaltung im Verein die siebente, dem Zolleinkommen nach eine noch höhere Stelle einneh-

men. Sie etwa zollamtlich einem andern Staat zu unterwerfen, wie Luxemburg, Anhalt, Lippe, Waldeck u. a. m. unter preussischer, Schaumburg unter Hannoverscher, Homburg unter Grossherzoglich Hessischer Verwaltung stehen, ist keine Veranlassung. Wohl aber wäre, wenn das jetzt grenzzolllose preussische Lauenburg gleichfalls dem Zollverein einverleibt würde, Veranlassung, dieses der Zollverwaltung der Herzogthümer anzuschliessen, wie das preuss. Jadegebiet unter Oldenburgischer Zollverwaltung steht.

Auch die zweite Bedingung ist gerecht und wie ich glaube unschwer zu erfüllen. Es handelt sich dabei nur um die beiden Institute des den Herzogthümern eigenthümlichen Schiffsmanifestwesens und der Kreditaufgabe, welche oben erwähnt wurden; denn das Institut der Transitaufgabe d. h. die zeitweilige Niederlage zollpflichtiger fremder Waaren, welche durchs Land transitiren, in den inländischen öffentlichen Packhäusern, besteht auch im Zollverein. Das Schiffsmanifestwesen aber vermindert nicht, sondern vermehrt die Sicherheit der Zollerhebung, und so weit ich die Sache zu übersehen vermag, steht es mit den Zollvereinsgesetzen nicht im Widerspruch. Die Kreditaufgabe dagegen kann allerdings in der jetzigen Ausdehnung nicht fortbestehen, wegen der Gefahr, dass die fremden Manufakte, welche im Privatzolllager eingelegt werden, mit einheimischen vertauscht und auf solche Weise der Zoll von jenen unterschlagen werde, eine Gefahr, die jetzt in den Herzogthümern bei der schwachen Entwicklung der Industrie gering ist, im Zollverein sehr gross sein würde. Indess würde es genügen, das Institut auf gewisse Waaren, Orte und Personen zu be-

schränken, eine Massregel, die Hanssen schon 1843 für die jetzige Zollverfassung der Herzogthümer als zulässig und zollamtlich wünschenswerth bezeichnet hat; eine vollständige Aufhebung der Kreditauflagefreiheit wäre nicht nothwendig. Sollte es sich je einmal um den Zutritt der Hansestädte in den Zollverein handeln, so wäre die erweiterte Aufnahme des Systems der Privatfreilager, die jetzt nur in gewissen Messplätzen zugelassen sind, in die Zollgesetzgebung doch unvermeidlich.

Als der schwierigste Punkt bei dem eventuellen Anschluss wird sich der finanzielle erweisen, weil die Herzogthümer wegen ihres sehr starken Verbrauchs zollpflichtiger Waaren unter allen Umständen ein bedeutendes Praecipuum aus der Zollkasse für sich werden verlangen müssen. Dieses in dem Umfang zu bewilligen, welcher durch ihren Mehrverbrauch unter der Herrschaft des Zollvereinstarifs und unter Voraussetzung freien Verkehrs mit dem jetzigen Zollverein begründet wird, werden die Zollvereinsstaaten kein Bedenken tragen; denn das kann nicht in ihrer Absicht liegen, ihre eigenen Einnahmen durch den Zutritt der Herzogthümer auf deren Kosten und zu deren Schaden zu vermehren. Aber sie werden sich bestreben, das Praecipuum genau auf jenes Maass zu beschränken, weil sie für mögliche Verluste an ihren eigenen Zollrevenüen keinen anderweitigen Ersatz in der Minderung der Grenzbewachungskosten und in sonstigen Vortheilen erwarten können. Denn, was die Grenzbewachung betrifft, so wird durch den Zutritt der Herzogthümer keine Meile Grenze von der Zolllinie befreit, weil sie nur durch die Elbe mit Hannover in Berührung stehen, die als freier Fluss an beiden Ufern auch forthin wird bewacht

werden müssen. Auch wird für den Vorthail des freien Absatzes seiner Produkte nach den Herzogthümern der Zollverein nicht die Gefahr einer Revenüenverminderung durch ein vielleicht zu reichlich bewilligtes Praecipuum auf sich nehmen wollen, weil der freie Produktenabsatz sich als gegenseitig darstellt, mag es auch sein, dass derselbe für den Anfang mehr dem Zollverein zu Gute kommen wird, indem dieser theilweise den englischen Absatz in den Herzogthümern verdrängen wird, als diesen, deren Export nach dem Zollverein bis jetzt nur an Vieh bedeutend ist und noch für längere Zeit keine erhebliche Zunahme erwarten lässt. Auch wird man den möglichen finanziellen Nachtheil nicht so ohne Weiteres gegen einen volkswirtschaftlichen Vorthail zu compensiren geneigt sein. Endlich ist die Gewinnung einer langer Seegrenze für den Zollverein immerhin ein Vorthail; aber dieser ist wenigstens kein finanzieller; im Gegentheil ist zu wünschen, dass derselbe Veranlassung zur Gründung einer Flotte und damit zu starken Ausgaben werde.

Das Beispiel von Hannover und Oldenburg ist für die Herzogthümer nicht massgebend; denn durch deren Zutritt verminderte sich die Zollgrenze des Vereins um 40 Meilen, während das Gebiet sich um 800 Quadratmeilen vermehrte, und der Zollverein gelangte durch den Anschluss des Steuervereins zum ersten Mal an die Nordsee, wovon man sich 1851 noch ganz besondere Vorthaile für die maritime Machtentwicklung des Vereins versprach. Sodann ist bekannt, dass damals das von Preussen Hannover zugestandene Praecipuum auf starken Widerspruch Seitens der übrigen Zollvereinsstaaten stiess, weil diese annahmen, dass dasselbe in

dem bewilligten Umfang finanziell nicht gerechtfertigt sondern von Preussen aus politischen Gründen zugestanden worden sei, nämlich um nach dem unglücklichen Ende seiner Unionsbestrebungen wieder einen Schritt politischer Initiative in der vorzugsweise als national erfassten Zollvereinssache zu thun und sich durch Gewinnung einer festern Stellung im Norden die Möglichkeit der Abweisung unangenehmer Forderungen des Südens zu verschaffen. Hannover profitirte damals von der politischen Lage und erlangte ziemlich alle Anschlussbedingungen, welche 1842 von Preussen auf das Bestimmteste abgelehnt worden waren. Nun kann man freilich nicht wissen, welche politische Situation auch den Herzogthümern in der Frage des Zollanschlusses von Nutzen werden kann; wie aber die Dinge jetzt liegen, lässt sich nur erwarten, dass die Geneigtheit ein Praecipuum zu bewilligen sich bei den Zollvereinsstaaten streng auf das Maass beschränken wird, welches durch den wirklichen Mehrverbrauch zollpflichtiger Waaren in den Herzogthümern sich wird rechtfertigen lassen.

Diesen Mehrverbrauch und die daraus entstehende höhere Zolleinnahme der Herzogthümer zu constatiren, hat der Verf., welcher den bezeichneten Standpunkt vollkommen als den berechtigten anerkennt, durch eine Berechnung des Beitrags versucht, den dieselben unter Voraussetzung des freien Eingangs der Zollvereinsprodukte und des bestehenden Zolltarifs in die allgemeine Kasse liefern werden. Das Resultat ist, dass sie per Kopf $67\frac{1}{2}$ Sgr. zur Zollkasse liefern werden, während der Zollverein per Kopf 30 Sgr. incl. Rübensteuer einbringt. Jener Be-

trag würde somit ein Praecipuum von $1\frac{1}{4}$ Thlr. per Kopf rechtfertigen oder eine Gesamteinnahme per Kopf von $2\frac{1}{4}$ Thlr.

Auf den Grund dieses Anschlags stellt der Verf. am Schluss seines Buchs eine Berechnung über die reine Zolleinnahme auf, welche darnach den Herzogthümern zufallen würde, und zwar nach zwei möglichen Vertragsmodalitäten. Nach der einen würden dieselben an den gemeinsamen Zolleinnahmen im Verhältniss von $2\frac{1}{4}$ zu 1 Theil haben und in gleichem Verhältniss an den Zollverwaltungs-kosten tragen, während ihnen für die Grenzbewachung nur der einfache Betrag der im Zollverein durchschnittlich per Meile stattfindenden Grenzbewachungskosten ersetzt würde und sie überdies ihre besonderen sehr hohen Zollverwaltungs-kosten selbst zu tragen hätten. Nach der zweiten Modalität würde ihnen ausser dem Ersatz der Grenzbewachungskosten nach dem Durchschnittssatz per Meile ein Fixum von 2 Thlr. per Kopf als Reinertrag bewilligt, ohne dass sie an den gemeinsamen Verwaltungs-kosten mit zu tragen hätten, wogegen ihnen ihre besonderen Verwaltungskosten verblieben. Nach jener Modalität würden der Berechnung des Verf. zufolge 1.615000, nach dieser 1.550000 Thlr. den Herzogthümern als reine Zolleinnahme zukommen.

Vergleicht man diese Summe mit der jetzigen Zolleinnahme der Herzogthümer, so sind sie jedenfalls eher niedriger als höher denn diese; doch ist eine genaue Vergleichung unmöglich, weil die Kosten der Zollverwaltung derselben sich auch noch auf andre Abgaben erstrecken. Reducirt man aber die Kosten der Zollverwaltung nach dem Verhältniss der ganzen Einnahme zum

Ein- und Ausgangszollertrag und zieht die gefundene Summe von diesen ab, so ergibt sich für das Rechnungsjahr 18 $\frac{6}{5}$ eine reine Einnahme von 1.688000 Thlr.

Ein genaueres Eingehen in diese Berechnungen scheint mir für den Augenblick nicht gerechtfertigt, weil die Prüfung der Annahmen des Vfs., wonach der Zollbeitrag der Herzogthümer zur gemeinsamen Kasse 2 $\frac{1}{4}$ Thlr. sein würde, eine genaue Kenntniss der gegenwärtig ein- und ausgeführten Waarenmengen erfordert, welche dem Ref. abgeht. Auch hat der Vf. ganz Recht, wenn er sagt, dass die Annahme eines Zollertrags von 1 Thlr. per Kopf im Zollverein unter dem neuen Zolltarif noch zweifelhaft ist, so dass also auch von dieser Seite das Verhältniss von 2 $\frac{1}{4}$ zu 1 noch einer erst durch die Zeit zu gebenden näheren Feststellung bedarf.

So viel aber hat der Verf. zunächst zum Nutzen seiner Landsleute, bei denen der Gedanke an einen Zollanschluss viele Bedenken findet, aber auch für uns Zollvereinsangehörige bewiesen, dass der Zollanschluss der Herzogthümer wie volkswirthschaftlich vortheilhaft so auch finanziell ohne Nachtheil für beide Theile möglich ist. Dabei verhehlt er sich nicht, dass dem Anschluss noch grosse anderweitige Schwierigkeiten entgegenstehen. Eine der bedeutendsten liegt im Art. 32 des Handelsvertrags mit Frankreich, worin die Anwendung des Vertrags auf diejenigen deutschen Staaten beschränkt wird, welche dem Zollverein beitreten. Schleswig aber ist rechtlich kein deutscher Staat; es scheint unumgänglich, dass es zuvor in den deutschen Bund aufgenommen werde, ehe ein Zollanschluss in Frage kommen kann. Dies aber setzt

nicht nur die staatsrechtliche sondern auch völkerrechtliche Ordnung der Dinge in den Herzogthümern voraus, die so bald nicht zu erwarten ist.

Zu erwähnen ist schliesslich ein Vorschlag, den der Verf. für den Fall macht, dass ein vollständiger Zollanschluss noch längere Zeit unmöglich sein sollte. Darnach würden der Zollverein und die Herzogthümer, unter Annahme des Zollvereinstarifs durch die letzteren, den Verkehr in ihren eigenen Produkten gegenseitig frei geben und jeder Theil behielte das, was an seinen Zollkassen von fremden Produkten eingieng. Auch hier erhebt sich aber alsbald eine Schwierigkeit, nämlich der berüchtigte Art. 31 des französischen Handelsvertrags, der Frankreich das Recht giebt, alle Ermässigungen des Zollvereinstarifs auch für sich in Anspruch zu nehmen, welche einer dritten Macht — und das wären ja die Herzogthümer — bewilligt werden. Der Verfasser meint freilich, man könnte diese Schwierigkeit beseitigen, indem man dem Abkommen zwischen den Herzogthümern und dem Zollverein eine solche Form gebe, dass erstere als wirkliche Mitglieder des Vereins erscheinen. Wäre dies aber möglich, dann steht wieder Art. 32 entgegen, und man wird wohl annehmen dürfen, dass die eine Schwierigkeit nicht grösser ist als die andre.

Ein zweites Bedenken, nämlich die Möglichkeit, dass fremde Produkte in den Herzogthümern verzollt, und im Zollverein consumirt werden und umgekehrt, woraus eine Beeinträchtigung der Zollintraden des einen oder andern Theils hervorgieng, beseitigt der Verf. durch die Hinweisung, dass ein derartiger Handel mit

fremden zollpflichtigen Artikeln bei der commerciellen Stellung, welche Hamburg beiden Theilen gegenüber einnimmt, keine Wahrscheinlichkeit für sich hat. Schwerer scheint mir das Bedenken, dass die Zollkassen der Herzogthümer durch den zollfreien Eingang der Zollvereinsprodukte eine schwere Einbusse erleiden würden, während voraussichtlich in Folge des höheren Zolltarifs ihre Grenzbewachungskosten steigen und sie bei dieser Modalität keinen Anspruch hätten auf die theilweise Uebernahme dieser Kosten auf die gemeinsame Zollkasse, welche letztere bei vollständigem Anschluss erfolgen würde. Aus diesem Grunde möchte ich glauben, dass ein vollständiger Anschluss noch leichter möglich ist als die gegenseitige Zollfreiheit der beiderseitigen Produkte bei getrennten Zolleinnahmen.

Helferich.

A Treatise on the law of Marine Insurance, Bottomry, and Respondentia, by Samuel Marshall, Sergeant - at - law. The fifth edition by William Shee, one of the Justices of the Court of Queen's Bench. London: Shaw and Sons, Tetters Lane, law Printers and Publishers. 1865.

Den Freunden des Systems von Wilhelm Benecke über Assecuranz und Bodmerei-Wesen, dessen erster Band im Jahre 1805, und dessen vierter im Jahre 1810 erschienen ist, welches im Jahre 1821 einen Band »Zusätze«, bestehend in der Mittheilung englischer Rechtsfälle, im J.

1824 von seinem Verfasser eine englische concise Bearbeitung mit dem Titel *Principles of demnity in marine assurance* erfahren hat, durch die im J. 1850 erschienene Bearbeitung von Nolte in keiner Weise ersetzt ward, ist hinlänglich bekannt, wie viel dieser treffliche Schriftsteller dem im J. 1802 zuerst erschienenen Werke von Samuel Marshall über den gleichen Gegenstand verdankt. Dieses Letztere bei Lebzeiten des Verfs. noch zwei Ausgaben gesehen, deren letzte 1823 sein Sohn Charles Marshall besorgte, welcher Oberrichter von Colen war, und dem gegenwärtig die beiden neuen Ausgaben gewidmet sind. Im Jahre 1841 trat nämlich das Bedürfniss einer neuen Ausgabe hervor und sie ward Herrn William Swanvertraut, welcher dem Publikum als späterer Herausgeber des unsterblichen Werkes von Marshall hinlänglich bekannt ist. Dieser hat Nothwendigkeit gefühlt, einige Capitel umzuarbeiten, und zwei Anhänge hinzuzufügen, denen der eine die amerikanischen Rechtsfälle betreffend das Memorandum »frei von Beschädigung u. s. w.«, zum Gegenstande hat, der andere die Frage erörtert, ob Seefähigkeit Zeitpolice als Bedingung, warranty, ihrer Gültigkeit aufzufassen sei. Im Uebrigen ist das Werk des Verfs. unverändert geblieben, in weit es nicht die Bezugnahme auf die zahlreichen seit jener Zeit in England, wie in Amerika geurtheilten Fälle, Zusätze und Veränderungen erforderlich machte. Diese Stabilität empfiehlt sich schon um deswillen, weil die Verweisung auf das Werk vor den Gerichten, als eine Autorität ersten Ranges, die möglichste Beibehaltung der unveränderten Ausdrucksweise il-

Verfs. zur Nothwendigkeit machten, wenn die neue Ausgabe sich des gleichen Beifalls erfreuen sollte, wie die früheren. Ein schlagender Beweis, mit welchem Geschick Herr Shee, welcher inzwischen aus einem Sergeant-at-law zum Richter der Queen's Bench avancirt ist, seine Aufgabe erfüllt hat, ist die nach Verlauf von 4 Jahren abermals hervorgetretene Nothwendigkeit einer neuen Ausgabe. Auf den ersten Blick sollte man glauben, sie sei nichts, als eine der in Deutschland nicht selten beliebten, neuen Titelausgaben. Denn die Vorrede der fünften Ausgabe ist bei der Zählung der Seitenzahl der Vorreden und der Bezeichnung der Bogen ausser Anschlag geblieben und bis S. 636 deckt anscheinend eine Seite die andere. Allein schon der um zwei Blätter vermehrte Index von S. 637 bis 696 belehrt eines andern, und nicht minder das auf S. XVII bis XXIX ersichtliche Register der in dem Werke verzeichneten Fälle weist darauf hin, dass die Vermehrungen in Text und Noten zahlreich sein müssen. Und mit Recht bemerkt der Herausgeber, dass einige dieser Entscheidungen für das Versicherungsrecht von hoher Bedeutung sind. Zu besonderem Danke ist der Käufer des Werkes dem Herausgeber aber dadurch verpflichtet, dass er den sonst unvermeidlichen Ballast englischer Werke, die reiche Ausbeute aus den Statuten nicht beigelegt hat. Denn, in der That, jeder Freund der englischen Rechtsliteratur hat die neueste Gesetzgebung auf dem Gebiete des Handelsrechts bereits in einer nicht unbedeutenden Anzahl von Abdrücken, welche die betreffenden Werke nicht unerheblich vertheuern. Die obgedachte Gleichheit der Seitenzahlen bei den beiden neuesten

Ausgaben des Marshall'schen Werks ist dadurch erreicht worden, dass der Druck in der neuen Ausgabe stellenweise etwas enger ausgefallen ist, was jedoch nur bei genauer Ansicht der Lettern entdeckt werden kann und das Auge in keiner Weise verletzt. Selbstverständlich ist es natürlich, dass die in der vierten Ausgabe S. XXX bis XXXIV ersichtlichen Zusätze und Verbesserungen in der fünften an den betreffenden Stellen eingeschaltet worden sind.

Wer also sich darüber orientiren will, in welcher Weise die englische Jurisprudenz im engsten Sinn in dem Versicherungsrecht seit dem Anfang dieses Jahrhunderts fortgeschritten ist, der wird in diesem Werke seine volle Befriedigung finden. Aber auch nicht mehr als dieses. Marshall stand natürlich im Jahre 1802 im Betreff der Literatur des Versicherungsrechts auf dem Standpunkte seiner Zeit. Er benutzte die damals erschienenen lateinischen Werke, welche derzeit gänzlich veraltet sind, und von den französischen spendete er Valin und Pothier das grösste Lob, während er bei dem ersten Schriftsteller des Assecuranzrechtes bis auf den heutigen Tag, wir meinen Émérigon, die Mängel oder wenn man will, die Geschmacklosigkeiten in der damaligen Behandlung der Rechtswissenschaft, nämlich auf dem Continent, als eigenthümliche Fehler ihres Verfs. rügt. Unter den Erzeugnissen der Gesetzgebung stand 1802 natürlich die Ordonanz von 1681 als das letzte Erzeugniss von Bedeutung in Frankreich oben an. Den Code de commerce kennt Marshall noch nicht, weil er 1802 noch nicht erschienen war. Und so ist es denn bis auf die neueste Ausgabe von 1865 geblieben. Wer also seine Kunde

des Versicherungsrechtes aus diesem Werke ausschliesslich schöpfen wollte, steht geradezu auf dem Standpunkte des achtzehnten Jahrhunderts, — Englands Rechtsprechung allein ausgenommen, während dessen Literatur auch auf diesem Gebiete mit dem Anfang dieses Jahrhunderts abschliesst. Selbst das einleitende Capitel bietet nur ein Bild, wie es vor mehr als einem halben Jahrhundert sich zeichnen liess. Der Name Pardessus, dessen Bedeutung auch für See- und Versicherungsrecht welthistorisch ist, wird vergebens gesucht, und alle Schriftsteller, welche sich in Frankreich seit dem Handelsgesetzbuch auch um das Versicherungsrecht bedeutende Verdienste erworben haben, die Herren Alauzet, Bédarride, Caumont, Cauvet, Goujet und Merger, Pouget etc. etc. sind als *di minorum gentium* selbstverständlich völlig ungenannt. Wir haben absichtlich der französischen Literatur gedacht, indem wir der Ansicht waren, dass es für den Engländer doch einigermaßen von Interesse sein könne, was in Havre und in Marseille über Versicherungsrecht geurtheilt und geschrieben würde. Dass Deutschland, sein neues Handelsgesetzbuch, und insbesondere die hamburgischen Entscheidungen auf dem Gebiete des Versicherungsrechtes gänzlich ignorirt worden sind, darf nach dem Vorstehenden nicht befremden. Und doch sollte man glauben, dass es auch dem Engländer recht wichtig sein müsste, in welcher strengen Weise z. B. in Hamburg die Lehre von Abandon gehandhabt wird, da das Versicherungswesen in dieser deutschen Handelsmetropole auch für die Interessen der Londoner City nicht unbedeutend ist. Ein derartiges Ignoriren erweist

sich natürlich für den Werth dessen, was das Buch geliefert hat, vollkommen gleichgültig. Es sollte jedoch als ein charakteristisches Zeichen, welches keineswegs allein steht, von denen nicht ignorirt werden, welche es der Sache nach bisweilen in Zweifel stellen, ob z. B. Hamburg in handelsrechtlicher Beziehung eine deutsche Stadt ist. Einstweilen wird sie es sicherlich noch bleiben. Doch dem sei, wie ihm wolle, wer die wahre Fortbildung des Rechtes mehr den Gerichten, als den gesetzgebenden Körpern beimisst, und in scharfer Erforschung der Eigenthümlichkeiten jedes einzelnen Falles eine würdigere Aufgabe des Richters findet, als in der Ueberladung des Gehirns mit modernster Gesetzgebungsweisheit, dem empfehlen wir die Schriften von Marshall, dem wahren Prototyp der Herrschaft kaufmännischer Gewohnheiten, als Hauptquelle des Handelsrechts, »dessen Erforschung weit besser und genauer vor den Gerichtshöfen, als im Parlament, aller Belehrungen und Hilfsquellen ungeachtet, sich erreichen lasse«.

Quellensammlung der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte. Erster bis dritter Band. Kiel 1862 bis 1865. In Commission der akademischen Buchhandlung. Auch unter dem Titel: Erster Band: Chronicon Holtzatiæ auctore Presbytero Bremensi. Herausgegeben von J. M. Lappenberg. XXXII u. 186 S. Zweiter Band: Urkunden und andere Actenstücke zur Geschichte der Herzog-

thümer Schleswig und Holstein unter dem Oldenburgischen Hause. Gesammelt und herausgegeben von G. Waitz. Erstes Heft. X u. 144 S. Zweites Heft VI u. 144 S. Dritter Band: Die Chronik der nordelbischen Sachsen. Herausgegeben von J. M. Lappenberg. XXVI u. 183 Seiten in Octav.

Nur mit wenigen Worten mag hier die Sammlung von Materialien zur Geschichte Schleswig-Holsteins zur Anzeige gebracht werden, die zwei der letzten Arbeiten Lappenbergs enthält, und zu der ich einen weiteren Band habe beisteuern können. Diese Theile sind ziemlich verschiedener Art. Wenn Lappenberg in Band 1 und 3 die beiden dem Mittelalter angehörigen Holsteinschen Chroniken neu in kritischer Bearbeitung herausgegeben hat, so bringt der 2. Band urkundliches Material zur neueren Geschichte der Herzogthümer, wie ich solches für den zweiten Band meiner ausführlicheren Geschichte in verschiedenen Archiven Norddeutschlands gesammelt habe.

Den kurzen Bemerkungen im Vorwort habe ich nichts wesentliches hinzuzufügen. Die Berücksichtigung, welche diese Sammlung bereits mehrfach in der Literatur über die Erbfrage gefunden hat, zeigt mir, dass ihre Veröffentlichung nicht überflüssig war. Aber auch für andere Verhältnisse enthält die Sammlung manches von Bedeutung. Ich mache auf die Nachrichten über die älteren Landtage, auf Berichte über die Unterwerfung Ditmarschens, über die Theilnahme Christian IV. am dreissigjährigen Krieg aufmerksam. Wenn jetzt den Herzogthümern ihre Archive, wie im Wiener Frieden be-

dungen ist, zurückgegeben werden, muss es freilich möglich sein, über manches was hier behandelt ist noch mehr aus dem Vollen zu schöpfen. Anderes aber war nur auf diesem Wege zu gewinnen. Briefe der Herzöge und Könige an andere Fürsten, Berichte von Gesandten, wie die der Hessen über die Landtage von 1588 und 1590, konnten nur aus fremden Archiven beigebracht werden. Und wenigstens eins derer welche hier benutzt sind, das Oldenburger, hat Anspruch für ein wirkliches Landesarchiv zu gelten.

Unter den Chroniken die Lappenberg herausgegeben ist die des Presbyter Bremensis die bekanntere, von jeher trotz des vielfach sagenhaften Charakters ihrer Erzählungen als Hauptquelle benutzt, auch in den Ausgaben von Leibniz und Westphalen allgemein zugänglich. Die neue Ausgabe giebt theils einen mit Hülfe der vorhandenen Handschriften verbesserten und kritisch festgestellten Text, theils die nöthigen Erläuterungen in Anmerkungen und einer Beilage zur Geschichte Graf Heinrich des Eisernen, dessen Wirksamkeit sich weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus erstreckte. Die Vorrede giebt Auskunft über den Autor, seine Glaubwürdigkeit, Schreibweise, eine alte niederdeutsche Uebersetzung, die man manchmal unrichtig für das Original gehalten, die vorhandenen Handschriften, die bei der Ausgabe befolgten Grundsätze, alles in der sorgsam und erschöpfenden Weise, die bei den Arbeiten des Herausgebers bekannt genug ist. Genealogische Tafeln der Grafen aus dem Schauenburger Hause und Register sind beigegeben.

Aehnlich ist die Einrichtung der zuletzt er-

schienenen Ausgabe der sogenannten Kronik der Nordelvischen (so, nicht: Nordelbischen, war, wie in der Vorrede, auch im Titel zu schreiben) Sassen. Sie bringt aber fast ein neues Werk zu Tage. Nur eine spätere Abschrift des Ditmarschers Russe war bisher veröffentlicht, in dem Staatsbürgerlichen Magazin Bd. IX von Michelsen, deren Ausgabe aber weder allgemein zugänglich, noch irgend befriedigend war, da in ihr eigentlich nur ein Auszug des Werkes gegeben wie es vollständiger in zwei Handschriften zu Kiel und Hannover sich findet. Aus der ersteren hatte ich schon vor Jahren die Absicht eine neue Ausgabe zu besorgen, und auch auf diese habe ich später aufmerksam machen können (Nordalb. Studien V, S. 89, eine Stelle die dem Herausgeber entgangen zu sein scheint), dann aber, da mir diese Studien etwas ferner traten, der Kieler Gesellschaft für vaterländische Geschichte, die die Aufnahme der Chronik in diese Sammlung wünschte, dringend gerathen, Lappenbergs Mitwirkung hierfür zu gewinnen, und es gereicht mir zu wahrer Befriedigung, dass er diese Arbeit noch in der letzten Zeit seines Lebens hat vollenden und ihr alle die Vorzüge geben können, welche seine Editionen norddeutscher Geschichtsquellen auszeichnen.

Wohl keine der bekannten Handschriften hat das Werk ganz in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten. Diese war auch eine eigenthümliche, indem der Verfasser zuerst die spätere Periode behandelte und dann wie zur Ergänzung auf die früheren Zeiten zurückging. So zerfällt das Werk in zwei Theile, von denen der eine von 1250—1483, der andere von 790—1181 reicht. Dass beide wirklich zusammengehören, kann,

wie der Herausgeber ausführt, keinem Zweifel unterliegen. Dass in der Ausgabe jetzt die Ordnung des Autors verlassen und der Abschnitt über die ältere Zeit zu Anfang gestellt, dabei wird man auch kein Bedenken haben. Manche hätten vielleicht den Druck dieses in den Auszügen Russes fast ganz übergangenen Abschnitts für überflüssig gehalten, da es sich beinahe allein auf Helmold stützt. Doch finden sich einzelne Zusätze, und die Art der Bearbeitung in niederdeutscher Sprache hat an sich eine gewisse Bedeutung und rechtfertigt es gewiss genügend, dass das Werk hier zum ersten Mal vollständig mitgetheilt ist. Auch andere Quellen sind für die Chronik nachgewiesen; doch bewahrt diese später in Form und Inhalt einen überwiegend selbständigen Charakter, und wenn sie auch nicht gerade einen besonders hohen Werth in Anspruch nehmen kann, wird sie doch zu den wichtigeren Hilfsmitteln für die Geschichte der Nordalbingischen Lande gerechnet werden müssen. Der Haupttheil scheint, wie der Herausgeber bemerkt, schon um das Jahr 1448 geschrieben; doch sind Zusätze bis zum Jahr 1483 hinab gemacht, die manche sehr gute Nachrichten zur Geschichte Christian I. geben, wie es scheint von demselben Verfasser. Wer aber dieser war, bleibt ungewiss. Selbst, wo er lebte, ergiebt sich nicht mit Sicherheit. Lappenberg macht einige Umstände geltend, die auf Hamburg als Heimat hinweisen, doch durchschlagend sind sie nicht. Auch der gewählte Titel fehlt den älteren Handschriften.

Der Ausgabe ist die Hannoversche Handschrift zu Grunde gelegt. Die Kieler wird ihr nachgesetzt wegen mancher Nachlässigkeiten in der

Abschrift, die mitunter zu wirklichen Entstellungen oder Verstümmelungen des Textes geführt haben. Doch ist dieselbe älter, ihrer Angabe nach schon im Jahre 1486 geschrieben; die Sprache hat ein älteres, vielleicht auch noch reiner niederdeutsches Gepräge, so dass man wohl anzunehmen Grund hat, dass sie in dieser Beziehung dem Original näher steht, und eine noch andere Benutzung als durch Angabe der Varianten für die Herstellung des Textes hätte wünschen mögen. Aus einer früher gemachten Abschrift führe ich einzelnes zum Beleg an. S. 89 (1287) hat Kiel (B): »hartich«, nachher »de hartoghe« statt »hertoch«, »myd« statt »myt«, »stat« statt »stadt«; S. 90 »sloete« (nicht wie die Note hat: »slote«) statt »slate«, »en« statt »eyn«, »konymkrikes« statt »koninchrikes«, »grod del« statt »grot deyl«, »tyd« statt »tyt«; ebenso »grod«, »ward« u. s. w.; »ridderschopp« statt »ridderscop«; S. 91 »hemeliken« statt »heymeliken«, »reggerende« statt »regirende«, »thome« statt »tom«, »egenem« statt »eygen«. Nicht billigen kann ich namentlich, dass die angegebenen Varianten nicht genau in der Schreibung des Codex mitgeteilt sind, wenn diese auch nicht für die Ausgabe Annahme fand. So heisst der S. 100 mitgetheilte Satz nicht, wie hier steht: »dar inne wart he vorbrant«, sondern »dar ynne ward he vorbrandt«. Doch ist hierfür wohl weniger der Herausgeber selbst als einer seiner jüngeren Mitarbeiter, welcher die Vergleichung besorgte, verantwortlich zu machen. Auch dürfen wir uns ohne Zweifel auf die Genauigkeit der Abschrift des Hannoverschen Codex verlassen, und haben so jedenfalls einen in der Haupt-

sache correcten und die Ansprüche des Historikers wohl befriedigenden Text vor uns.

Angemessene Erläuterungen, sorgfältige Register und ein Glossar sind beigelegt und erhöhen den Werth dieser Publication.

Hoffentlich wird die Schleswig-Holstein-Lauenburgische Gesellschaft für vaterländische Geschichte im Stande sein durch Fortsetzung dieser Quellensammlung wie der früher begonnenen Urkundensammlung das Studium der Landesgeschichte auch in Zukunft zu fördern. Es fehlt nicht an Material. Ich mache nur auf das wichtige Regestum Christiani I. aufmerksam, dessen Bearbeitung und Veröffentlichung in passender Gestalt gar sehr verdient.

G. Waitz.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

7. Stück.

14. Februar 1866.

Die unterscheidenden Merkmale der Deutschen Pflanzen-Familien und Geschlechter von S. Lantzius - Beninga, Assessor der phil. Facultät und Privat - Docent der Botanik in Göttingen. Erste Abtheilung: enthaltend die Familien und Geschlechter der Dialypetalen und der Gamopetalen mit oberständiger Blumenkrone. Mit erläuternden Abbildungen auf 21 lithographirten Tafeln. Göttingen bei Adalbert Rente. 1866. 10, XXV u. IX S. Oct. und 34 Blätter Querfol. Text u. 21 Taf. Querfol. Abbild.

Der Verfasser des oben genannten Werkes hatte sich seit mehren Jahren als Hülfsmittel bei seinen Vorlesungen von ihm selbst gearbeiteter und geschriebener Tabellen über die charakteristischen Merkmale der Nord- und Mitteldeutschen Pflanzenfamilien bedient. Da dieselben sich als brauchbar erwiesen, liess er sie auf den Wunsch seiner Zuhörer durch Steindruck vervielfältigen, indem er noch Tabellen über die Differenzen der Genera hinzufügte.

Aus der völligen Umarbeitung dieser Tabellen und der Erweiterung derselben für den

ganzen Umfang der Deutschen Flora mit Hinzufügung erläuternder Abbildungen sämmtlicher Familien- und Geschlechts-Kennzeichen, ist das vorliegende Werk entstanden. Es ist also zunächst zum Hilfsmittel beim Unterrichte und zum Leitfaden beim Selbststudium in der systematischen Botanik bestimmt.

Der Verfasser hatte Anfangs die Absicht, das Werk in möglichst kurzer Zeit aus dem vorhandenen Material zusammen zu stellen, überzeugte sich aber bald davon, dass durch die Menge widerstreitender Angaben und oft bedeutend verschiedener Abbildungen ohne eigene Untersuchungen nicht durchzufinden sei. Er schritt deshalb zu eigenen Untersuchungen und fertigte die Abbildungen, welche er selbst auf Stein zeichnete, wo es irgend möglich war, unmittelbar nach der Natur an. Nur in wenigen Fällen, wo er das nöthige Material nicht zu beschaffen im Stande war, oder wo zuverlässige Abbildungen vorlagen, hat er die letzteren benutzt.

Dem Zweck des Werkes, eine möglichst klare und scharf begrenzte Uebersicht der unterscheidenden Merkmale der Deutschen Pflanzen-Familien und Geschlechter zu geben, entsprach es am Besten, für den Text wiederum die Tabellenform zu wählen, weil in dieser Form die Gegensätze am Deutlichsten hervortreten und am Leichtesten zu übersehen sind, ferner bei den Abbildungen eine jede überflüssige Wiederholung möglichst zu vermeiden. Es hat der Verfasser deshalb den Character einer Familie, einer Abtheilung derselben oder eines in dieselbe gehörigen Geschlechtes nach einer Art des letzteren, welche sich besonders dazu zu eignen schien, als Typus benutzt zu werden, möglichst vollständig dargestellt, von den andern Geschlechtern der-

selben Familie oder Abtheilung dagegen immer nur das abgebildet, wodurch sie sich von dem zuerst abgebildeten oder gegenseitig von einander unterscheiden. Es ist hierdurch nicht nur die Uebersichtlichkeit befördert, sondern zugleich eine unnütze Vertheuerung des Werkes vermieden.

Um den Gebrauch desselben möglichst zu erleichtern, ist hinter den Familien- und Geschlechts-Namen im Texte stets die Zahl der dazugehörigen Abbildung beigefügt, indem die Arabische Zahl die Abbildung selbst, die Römische die Tafel, auf welcher sie sich befindet, bezeichnet.

Der systematischen Anordnung des Werkes ist das zeitgemäss veränderte Jussieü'sche System zu Grunde gelegt, welches der Verfasser noch immer nicht allein in Beziehung auf die Feststellung der Hauptabtheilungen, sondern auch in Beziehung auf die Aufeinanderfolge der Familien für eines der Vorzüglichsten hält.

Der Verf. ist der Ansicht, dass die Eintheilungsgründe, welche den Hauptabtheilungen des genannten Systems zu Grunde liegen, noch für lange Zeiten nicht zu entbehren sein werden, wenn auch viele Schwankungen in denselben vorkommen mögen und zahlreiche Umstellungen einzelner Familien oder Modificationen in der Gruppierung derselben als nothwendig sich herausstellen sollten. Und wie sämmtliche mehr oder weniger brauchbare neuere Systeme, wie das De Candolle'sche, das Bartling'sche und das dem letzteren völlig nachgebildete Endlicher'sche u. s. w. nur eben geringe Modificationen des Jussieü'schen Systemes sind, mit mehr oder weniger glücklicher oder unglücklicher Veränderung der Eintheilungsgründe und Abtheilungs-

namen, so kann dasselbe nach der Ansicht des Verfassers noch heute in seinen Principien als Massstab für die Güte eines jeden Systemes gelten, indem dasselbe um so brauchbarer sein wird, je mehr es mit dem Jussieu'schen System übereinstimmt, und um so unbrauchbarer, je mehr es sich von demselben unterscheidet.

In Beziehung auf die Stellung und Anordnung der Familien, so wie die Stellung der Geschlechter in denselben oder in den Unterabtheilungen hat der Verfasser hier und da von dem gewöhnlich Angenommenen abweichen zu müssen geglaubt.

So z. B. hat er die Caryophyllinen, d. h. die mit einem gekrümmten, ausserhalb des Endospermes liegenden Keimling versehenen Dicotyledonen in eine Dialypetalische und eine Gamopetalische Gruppe geschieden, welches übrigens auch schon von Anderen geschehen ist. Der Verfasser hat die Gründe, welche ihn hierzu veranlasst haben, in dem Vorwort seines Werkes auseinandergesetzt.

In der Familie der Cruciferen hat er die Geschlechter *Clypeola* und *Peltaria* als mit einer »*Silicula indehiscens*« versehen zu den Euclidiaceen gestellt, und hat die sogenannten »*Diplecolobeae*«, *Subularia* in die Abtheilung der *Camelineen*, *Senebiera* in die Abtheilung der *Lepidineen*, also zu den *Notorhizeen* gestellt, wovon sie ihm nicht wesentlich verschieden zu sein schienen. Der Verfasser ist der Meinung, dass wenn es zweckmässig wäre, so sehr scrupulöse Unterscheidungs-Characteres für die Gruppen aufzustellen, auch aus dem Geschlecht *Dentaria*, dessen Arten Keimblätter haben, die am Rande der Länge nach eingefaltet sind, so wie aus

mehren Anderen noch besondere Abtheilungen gemacht werden müssten.

In der Familie der Umbelliferen hat er die völlig unhaltbare Abtheilung der Coelospermae mit der der Campylospermae vereinigt, welche letztere Abtheilung wohl noch als verschieden von der der Orthospermae beibehalten werden muss, so viele Uebergänge und Mittelbildungen sich auch in beiden Gruppen finden mögen. Das Genus *Meum* hat er der Beschaffenheit des Endosperms wegen von den Orthospermen zu den Campylospermen gestellt, wobei freilich die Art *Meum Mutellina* in Zukunft, als mit ebenem Innenfleisch versehn, als besonderes Genus (etwa unter den Namen *Mutellina* — Art: *Mutellina vulgaris* —) wiederum zu den Orthospermen zu stellen sein würde.

In der Gruppe der Scandiceen hat er das Genus *Echinanthriscus* aus Gründen, welche er im Vorwort entwickelt hat, von *Anthriscus* getrennt, und einige Umstellungen verschiedener Geschlechter in dieser Gruppe und in der der Smyrnieen vorgenommen.

In der Familie der Rosaceen hat er *Rubus* in die Abtheilung der Amygdaleen und *Sanguisorba* und *Poterium* in die Abtheilung der Rosaceen gestellt. Er zweifelt nicht daran, dass diese Umstellungen vielfach Missbilligung erfahren werden, hält aber dessenungeachtet an denselben fest. — Zuerst bemerkt er, dass *Rubus* eine »*Aestivatio imbricata*« und nicht die »*Aestivatio valvata*« der Dryadeen hat. Er ist ferner der Ansicht, dass weder der Habitus, welcher in dem Genus *Rubus* ebensowohl wie in der ganzen Familie der Rosaceen die unendlichsame Mannigfaltigkeit zeigt, noch auch die Zahl der Fruchtblätter oder die Insertion des

Staubweges, welche desgleichen in allen Modificationen vorkommen, massgebend dafür sein können, dieses Geschlecht zu den Dryadeen zu stellen.

Von den Geschlechtern *Sanguisorba* und *Poterium* gilt ebenso, dass sie keine *Aestivatio valvata*, sondern *imbricata* zeigen; ausserdem aber kann der strauchartige Wuchs der Roseen eben sowenig wie der strauchartige oder baumartige Wuchs der meisten *Amygdaleen* in einer Familie in Betracht gezogen werden, in welcher in dieser Beziehung überall, sogar innerhalb mehrer Gattungen selbst die grösste Veränderlichkeit sich zeigt.

Der Verfasser fühlt sich in Beziehung hierauf veranlasst zu bemerken, dass während in der Begrenzung und Aufstellung der Familien im natürlichen System eine strenge Consequenz gewiss nicht gehandhabt werden kann, indem hierbei die verschiedensten Rücksichten in Betracht gezogen werden müssen, weil sonst der Character des natürlichen Systemes in den des künstlichen übergehen würde, doch in so sehr natürlich umgrenzten Familien, wie in der Familie der *Rosaceen* der Character der Abtheilungen mit möglichster Strenge befolgt werden muss, weil sonst alle systematische Ordnung aufhören, und reine Willkür an ihre Stelle treten würde.

Die beiden letzterwähnten Genera *Poterium* und *Sanguisorba* werden allerdings schon wegen der Verkümmern der Blumenkrone als abweichende Bildungen zu betrachten sein, sicherlich aber in jeder Beziehung den Roseen näher als den Dryadeen stehn.

Die *Pomaceen* hat der Verfasser nur zur Erleichterung des Ueberblickes und der Unter-

scheidung von den verwandten Familien als besondere Familie aufgestellt, gern kennt er indessen die Berechtigung derjenigen an, welche sie nur als Unterabtheilung der Rosaceen auführen.

In der Familie der Papilionaceen hat der Verfasser die Abtheilung der Astragaleen als Hauptabtheilung von den Loteen trennen zu müssen geglaubt, das Genus *Phaca* aber mit Ausschluss derjenigen Arten, welche zu *Astragalus* zu rechnen sind, in die Abtheilung der Galegeen gestellt.

In der Familie der Synanthhereen macht er aufmerksam auf den Character des Geschlechtes *Cupularia*, welches auffallender Weise von seinen Begründern selbst, den verdienten Verfassern der *Flore de France*, Grenier und Godron nicht richtig beschrieben, von Reichenbach fil. richtig abgebildet, im Uebrigen aber nicht richtig aufgefasst ist.

Ausserdem hat er in dieser Familie die Unterabtheilung der Carlineen mit der der Carduineen, als nicht wesentlich von derselben verschieden, vereinigt.

Ueber die Ausdrucksweise, welche der Verf. in seinem Werke angewandt hat, hat er schon einige Worte in dem Vorwort desselben gesagt, er hält es indessen für angemessen, dem Gesagten noch Einiges hinzuzufügen. Die Absicht des Verfassers in Beziehung auf diesen Punkt war die, in den Beschreibungen selbst alle aus dem Lateinischen und Griechischen hergenommenen, ferner alle aus andern Gründen schwer verständlichen Kunstausrücke möglichst zu vermeiden, und sie, sowie alle diejenigen, welche leicht zu Missverständnissen Anlass geben können, durch andere leichter verständliche zu er-

setzen, ausserdem aber eine möglichst folgerichtige Ausdrucksweise anzubahnen, durch welche vor allen Dingen ein Pflanzentheil, einerlei wo und unter welchen Gestalten derselbe vorkommen möge, nur mit dem seiner ursprünglichen Natur entsprechenden Namen belegt, und die etwa vorhandene eigenthümliche Ausbildung desselben durch ein passendes Beiwort bezeichnet werden soll.

Was zunächst die aus dem Lateinischen und theilweise aus dem Griechischen hergenommene Kunstsprache betrifft, so ist sie nach der Ansicht des Verfassers in mehr als in einer Hinsicht durchaus veraltet, und zwar zuerst weil es den gegenwärtigen Zeitverhältnissen nicht mehr angemessen ist, eine Naturwissenschaft, welche allseitig bildend, anregend und in praktischer Hinsicht Nutzen spendend wirken soll, hinter einer Sprache zu verbergen, welche Vielen gar nicht oder doch nur schwer zugänglich ist, ferner weil sie völlig überflüssig ist, indem sich Alles, was durch sie ausgedrückt wird, eben so gut und besser durch irgend eine neue Sprache ausdrücken lässt, um so mehr, weil sie endlich zum grössten Theil aus einer vergangenen Zeit her stammt, in welcher die Begriffe über die Wissenschaft selbst noch mangelhaft, einseitig, vor Allen aber von den gegenwärtig in derselben herrschenden Begriffen völlig verschieden waren.

Aber auch die Deutsche Ausdrucksweise, welche sich in den neueren systematischen Schriften bereits Eingang verschafft hat, da das Bedürfniss nach derselben sich schon seit längerer Zeit lebhaft fühlbar machte, hat bisher noch zu sehr an den Reminiscenzen der eben besprochenen Terminologie gekrankt, indem sie

mehr oder weniger nur eine wörtliche Uebertragung derselben darstellte, und deswegen selbst manchmal kaum verständlich war.

Indem nun der Verfasser sich bestrebt hat, den besprochenen Mängeln möglichst durch passende Ausdrücke abzuhefen, ist er doch weit davon entfernt zu glauben, dass ihm dies schon in genügender Weise geglückt sei. Er beansprucht weiter nichts, als in einigen Fällen Verbesserungen eingeführt, im Allgemeinen aber eine Frage wiederum angeregt zu haben, welche er für sehr wichtig hält, trotzdem dass sie von vielen Andern für unbedeutend gehalten werden mag.

Die in einer Wissenschaft angewandte Sprache bildet gewissermassen das Kleid derselben, und je klarer, je allgemeiner verständlich und je folgerichtiger dieselbe ist, desto klarer und übersichtlicher wird das ganze Gebäude der Wissenschaft demjenigen entgegentreten, welcher sich ihm naht, desto leichter werden die noch vorhandenen Mängel, die noch weiter auszubauenden Stellen entdeckt werden können.

Der Verfasser glaubt übrigens, dass die meisten der von ihm gebrauchten, von den bisherigen abweichenden Ausdrücke nicht allein selbstverständlich, sondern auch durch sich selbst gerechtfertigt sein werden, und dass er dieselben hier nicht weiter zu besprechen braucht. Nur in Beziehung auf einen Ausdruck möchte dies angemessen sein. Der Verfasser hat nämlich mit vielen andern Botanikern in den meisten Familien mit neben- oder oberständiger Blumenkrone das Vorhandensein einer scheibenförmigen Ausbreitung der Blüthenachse angenommen, auf deren Rande oder theilweise Innenseite die Blüthentheile gestellt sind. — Wie

nun das Vorkommen ähnlicher scheibenförmiger, oft sehr dünner, d. h. nicht fleischiger, Ausbreitungen der Achse in mehreren Fällen völlig unzweifelhaft ist, wie z. B. bei den Blütenständen von *Ficus*, *Dorstenia* u. s. w., so mag es in andern Fällen manchmal sehr schwierig sein, darüber zu entscheiden, ob eine solche oder nur eine durch Verwachsung der basilaren Theile der Blattorgane der Blüten gebildete flache oder hohle Scheibe vorliegt.

Der Verfasser hält es für unmöglich, dass bei den gegenwärtig vorhandenen Mitteln das Studium der Entwicklungsgeschichte endgültig hierüber aburtheilen kann, nachdem durch die Untersuchungen Eichler's und Anderer der angebliche morphologische Unterschied zwischen Blatt und Achse als völlig unhaltbar sich herausgestellt hat, indem am Blatt die Basis nicht allein nicht zuletzt, sondern geradezu zuerst entsteht. Es wird nicht allein hierdurch, sondern auch noch durch manche Eigenthümlichkeiten in den Structurverhältnissen der Blattbasen unmöglich sein, scheibenförmige durch das Zusammenwachsen mehrerer dieser Theile entstandene Gebilde von scheibenförmigen Ausbreitungen der Achse in ihrer Entstehung zu unterscheiden, um so mehr, als die basilaren Theile der Blattorgane nicht allein häufig mehr oder weniger fleischig sind, sondern auch nicht selten mit nach Innen, zuweilen auch mit nach Aussen vorspringenden Rändern und fleischigen Auswüchsen versehen sind. Der Verfasser erinnert an die Blattbasen vieler Laubblätter z. B. vieler *Ranunculaceen* und *Umbelliferen*, an die Kelchröhre mehrerer *Trifolien*, an die untern Theile vieler Blumenkronblätter z. B. der *Sileneen*, der *Reseden*, nach deren Analogie z. B.

die den Fruchtknoten überragende Röhre der Narcissen mit ihrer Corona unzweifelhaft als aus den Blattbasen der Perigonalblätter gebildet erscheint, wogegen ihm auf der anderen Seite die unterweibige Röhre der Rosen aus mehreren Gründen nur Achsengebilde zu sein scheint. Der Verfasser erinnert an die zweifelhafte Natur des Involucrum der Blumen von Euphorbia, an die die fruchtbare Blume umschliessende, mit unfruchtbaren (männlichen) Blumen gekrönte Hülle bei Echinophora u. s. w.

Selbst das Studium der Monstrositäten mag in Beziehung auf diesen Punkt mit grosser Vorsicht anzuwenden sein, und nicht immer Aufklärung geben.

Noch im Schoosse der Zukunft ruhende Beobachtungen werden erst über manche der oben angedeuteten zweifelhaften Fälle klares Licht verbreiten.

S. Lantzius-Beninga.

History of the recent discoveries at Cyrene made during an expedition to the Cyrenaica in 1860—61 by Captain R. Murdoch Smith R. E. and Commander E. A. Porcher, R. N. Day and Son. London. 1864. 117 Seiten Text. 86 Tafeln. Fol.

Für die alte Culturgeschichte giebt es wenig so merkwürdige Landschaften, wie das Gestade von Afrika, welches sich zwischen dem Vorgebirge bei Bengasi im W. und dem Golfe von Bomba im O. mit seinem breiten Tafellande in das mittelländische Meer vorschiebt. Landein-

wärts geschützt durch zusammenhängende Höhenzüge, welche den Sand so wie den versenkenden Wind der Sahara abwehren, senkt es sich gegen das Meer in einer Reihe von Terrassen, welche von wasserreichen Schluchten durchbrochen sind; diese Terrassen sind von mässiger Höhe, so dass sie den Verkehr nicht erschweren; sie haben das schönste Klima und liefern nach ihren Höhenunterschieden innerhalb desselben Jahrs eine mannigfaltige Reihe ergiebiger Erndten. Dennoch stellen sich dem regelmässigen Anbau grosse Schwierigkeiten entgegen. Es fehlt an perennirenden Flüssen und natürlichen Wasseransammlungen. Die Winterregen strömen in den Schluchten rasch ab, und so scheint es, als ob das schöne Uferland dennoch bestimmt sei, von unstäten Stämmen durchschwärmt zu werden; daher ist es, obwohl Europa so nahe gegenüber gelegen, eine volle Barbarei geblieben und alle Projecte einer von Malta aus hinüberzuleitenden Colonisation sind als unausführbar aufgegeben. Wenn nun die alten Hellenen alle Schwierigkeiten vollständig überwunden und die Landschaft mit blühenden Städten angefüllt haben, so hat es ein besonderes Interesse, die Spuren dieser Niederlassungen sorgfältig zu erforschen. Nachdem nun bis in den Anfang dieses Jahrhunderts die Kenntniss der alten Cyrenaica eine ganz oberflächliche geblieben war, haben unabhängig von einander, aber fast gleichzeitig (1820—26) der Engländer Beechey und der französische Künstler Pacho die Landschaft genauer beschrieben. Dann hat der treffliche Heinrich Barth, der nach glücklicher Ueberwindung der grössten Reisegefahren in unserer Mitte so plötzlich sterben musste, 1846 Kyrene besucht, und die

Schilderung der Stadt, welche er mit besonderer Liebe geschrieben hat, gehört zu dem Besten, was wir von ihm besitzen (Wanderungen durch die Küstenländer des Mittelmeers I. S. 419 ff.). Einige Jahre darauf machte Vattier de Bourville den ersten Versuch, die unterirdischen Schätze der Cyrenaica zu heben und brachte namentlich in Bengasi (Euesperides) eine Menge von Thongefässen zum Vorschein. Die Hauptstadt selbst aber war noch nicht gründlicher untersucht, und darum ist es ein grosses Verdienst, welches sich die Herrn Smith und Porcher erworben haben, indem sie Nov. 1860 von Bengasi nach Kyrene gingen, um den Boden der alten Stadt gründlich zu durchforschen. Sie haben unter vielen Schwierigkeiten mit seltener Ausdauer, mit grossem Geschick und reichem Erfolge ihre Aufgabe gelöst. Porcher, welcher durch seine Betheiligung an den Ausgrabungen in Halikarnass vorbereitet war, ist der alleinige Herausgeber des vorliegenden Werks, da sein Begleiter inzwischen nach Persien versetzt ist.

Kyrene ist für Ausgrabungen vorzüglich geeignet, weil kein neuer Anbau den Boden bedeckt hat; erschwert sind sie aber durch die bedeutende Entfernung der bewohnten Küstenplätze (Bengasi und Derna) und die Unsicherheit des Platzes selbst, welchen Beduinen-schwärme häufig berühren. Auch wird ein grosser Theil des Bodens nach der Regenzeit besäet und für die Araber ist der Boden durch die Saat geheiligt; sie sind nicht zu bewegen, dieselbe zu zerstören, so dass man erst nach der Erndte im Mai für Ausgrabungen wieder freie Hand hat.

Der Plan (Pl. 40) gibt uns das Bild der

Stadt in völliger Klarheit. Eine mittlere Schlucht theilt dieselbe in eine östliche und westliche Hälfte; eine zweite, parallele Schlucht schützt die Stadt im Süden und Westen; zwischen beiden liegt der steilste und festeste Theil der Stadt, welcher jetzt zuerst als die Burghöhe erkannt werden kann. Aus ihrer Seite bricht die Quelle hervor, unabhängig vom Regen (daher kann sie nicht, wie Gottschick Gesch. der Gründung und Blüthe des hell. Staats in Kyrenaika 1858 S. 22 annimmt, als ein Zeugniß für das Orakel »vom durchbohrten Himmel« bei Herod. IV, 158 gelten; die richtige Erklärung desselben glaube ich Griech. Gesch. I, 417 gegeben zu haben; denn die höheren Terrassen haben mehr Wolkenbildung, daher *κλεινεφέα πεδία* bei Pindar Pyth. IV, 52, und Regen als die Küste), mit immer gleicher Fülle und Temperatur und fließt in die Mittelschlucht; sie ist, wie sie einst die ganze Stadtgründung veranlasst hat, so auch jetzt der bekannteste und belebteste Punkt der ganzen Umgegend. Der Falz in der überragenden Felswand zeigt noch deutlich den alten Tempelgiebel, durch welchen der Quell als ein Heiligthum gekennzeichnet wurde.

Die Ueberreste der alten Stadt, welche wir aus dem vorliegenden Werke näher kennen lernen, sind dreifacher Art: Gräber, städtische Gebäude mit ihren bildlichen und inschriftlichen Denkmälern, Weg- und Wasserbauten.

Die Nekropolis von K. ist durch ihre Ausdehnung, Mannigfaltigkeit und gute Erhaltung einzig in ihrer Art. Nach Westen zu scheinen die ältesten Gräber zu liegen; die zahlreichsten sind im N. und NO.; die der Südseite, welche auf dem Plateau liegen, sind meist über der Erde

aufgemauert, alle übrigen sind Felskammern, Einzelkammern oder ganze Systeme unterirdischer Räume, von denen manche Grundrisse mitgetheilt sind. Diese Felsräume, die sich zum Theil auf 41' Tiefe und 37' Breite ausdehnen, sind heutzutage die einzigen Wohnräume, die hier zu finden sind, und die Reisenden haben sich für eine Reihe von Monaten in einem der Felsgräber häuslich eingerichtet. Von den Malereien sind manche, die Pacho nachzeichnete, seitdem verschwunden und keine anderen aufgefunden. Die Vorderseiten sind mit Pfeilern geschmückt, sie ziehen sich in verschiedenen Abhängen an den Bergen hin und bieten einen prächtigen Anblick dar; eine trefflich erhaltene mit blauen Triglyphen geschmückte Grabfaçade zeigt Pl. 37.

Die städtischen Gebäude waren sämmtlich aus geblichem Sandsteine; sie sind alle zerfallen und nur an den geebneten Terrassen sowie an dem aufgehäuften Schutte zu erkennen. Sieben solcher Ruinenstätten sind aufgegraben worden. Erstens der Tempel beim Südthore, dessen Bedeutung sich dadurch zu erkennen gab, dass man eine lebensgrosse, wohlerhaltene Marmorstatue des jugendlichen Dionysos fand; den Kopf mit Binde und Weinlaub geschmückt, in der Linken eine Traube, das Gewand die linke Schulter bedeckend und beide Füße vom Schenkel an, eine Statue von ausserordentlicher Schönheit und wohl die beste aller Erwerbungen des Brit. Museums aus Kyrene (Pl. 61). Daneben ein Tempel, in deren Cella sechs Postamente an ihrer Stelle gefunden wurden und auch die dazu gehörigen Statuen, namentlich eine unbekleidete Aphrodite, welche sich die Sandale an den linken Fuss legt, und eine halb-

bekleidete mit Eros und Delphin; ausserdem eine Menge anderer Skulpturen, darunter ein Relief, auf welchem Libye die Nymphe Kyrene kränzte, welche nach alter Sage den Löwen erwürgt, der ihre Heerden bedroht; dies Relief war laut Inschrift ein Weihgeschenk des Karpos, zum Danke für die ihm gewordene Gastfreundschaft gestiftet *ὑπὲρ μελάθροιο*; der Stein scheint nach Art einer Metope über dem Gebälke angebracht worden zu sein. Auf derselben Terrasse fand man die Grundmauern eines vieltheiligen Gebäudes, welches dem Culte der römischen Kaiser bestimmt gewesen zu sein scheint; eine Anzahl darauf bezüglicher Büsten und Statuen hat sich dort gefunden.

Der ausgezeichnetste Platz der Stadt ist die grosse Terrasse vor dem Quelle; hier ist der Tempel ausgegraben, welchen Beechey als Artemistempel bezeichnete, aber auch hier ist man so glücklich gewesen, in der Kolossalstatue eines Apollon (Pl. 62), der seine Leier auf einen von der Schlange umwundenen Baumstamm setzt, den wahren Inhaber des Tempels aufzufinden; in demselben hat sich ein ganzes Museum kyrenäischer Kunst eröffnet; denn über 30 Skulpturen sind von hier nach London gekommen, darunter sehr werthvolle Gegenstände, namentlich eine treffliche, matronale Gewandfigur, ein männlicher Porträtkopf aus Bronze von vorzüglicher Lebendigkeit und Erhaltung, der Marmorkopf des Proprätors Cornelius Lentulus Marcellinus, welcher wie es scheint nach Zerstörung der Statue auf eine besondere Basis im Tempel befestigt worden ist, u. s. w.

Der grösste aller Tempel, ein peripteros oktastylos, lag in der östlichen Stadthälfte neben dem Stadium; er hatte sehr mächtige Cella-

mauern und im Innern eine korinthische Säulenhalle. Sieben Wochen ist hier gegraben, aber ausser einigen allerdings sehr schönen Bruchstücken nichts gefunden worden; das Merkwürdigste sind die in Stein geschriebenen Listen der Anführer der Wagenkämpfer (*λοχαγοὶ τετρίππων*), Reiter (*μονίππων*), Fusskämpfer und Peltasten, welche im Pronaos aufgestellt waren. Die Kunstwerke müssen absichtlich zerstört worden sein. Endlich ist noch ein kleinerer Tempel bei dem Stadium aufgegraben, wo der Kopf einer kolossalen männlichen Figur und zwei weibliche Gewandstatuen, namentlich der Torso einer Nymphe von grosser Schönheit, gefunden sind.

Während die Nekropolis von Kyrene schon durch die früheren Reisenden bekannt war, die sogar Einzelnes besser erhalten fanden, verdanken wir die Kenntniss der städtischen Bauwerke durchaus dem vorliegenden Werke, und es ist nur zu bedauern, dass nicht von allen Tempeln Grundrisse gegeben sind und dass genauere architektonische Zeichnungen fehlen. Die heiligen Gebäude der Stadt haben manches Eigenthümliche; so haben zwei derselben eine Cella, deren hinterer Theil erhöht ist; eine derselben hat einen Seitengang. Der kleine Tempel am Stadium steht ohne Vorhalle mitten in einem weiten Peristyl. Alle sind genau von Westen nach Osten orientirt und die Verfasser durften in dem östlichen Eingange keine Abweichung von der herkömmlichen Sitte finden, wenn auch Vitruv IV, 5 darüber bekanntlich eine andere Norm aufstellt.

Ueber die Topographie der alten Stadt haben die Reisenden keine näheren Forschungen angestellt; man vermisst eine genauere Unter-

suchung über die Befestigung der ganzen Stadt und ihrer einzelnen Theile. Doch scheint jetzt die Lage der Akropolis (Diod. 19, 70) festgestellt zu sein. Eben so sind der Apollotempel, der Mittelpunkt der Karneen, die Tempel des Dionysos und der Aphrodite zuerst bekannt geworden. Die Lage des letztern dient zur Erklärung von Herod. II, 181; nämlich das Weihgeschenk der Ladike, das ohne Zweifel im Temenos der Aphrodite stand (dem *γλυκὺς κῆπος Ἀφροδίτας* P. Pyth. 5, 21), war so gestellt, dass es zum Stadtthore hinausblickte. Damit stimmt die Lage des Tempels vollkommen. Der grosse Tempel der Oststadt ist wahrscheinlich der Asklepiostempel, weil dieser besonders reich war (Tac. Ann. 14, 18); aber einen geschlossenen Opisthodom, wie Barth annahm, hatte er nicht. Die Nischen zwischen den korinthischen Säulen dienten wohl zur Aufbewahrung der Weihgeschenke, und die Menge derselben so wie sein besonderer Ruhm mag die vollständige und absichtliche Zerstörung veranlasst haben.

Wenn in Betreff der Architektur und der Topographie unsere Ansprüche nicht ganz erfüllt werden, so ist dagegen in Betreff der bildenden Kunst die Ausbeute um so reicher und befriedigender; hier ist eine ganz neue Kunstwelt unseren Blicken aufgeschlossen. Von den 148 Skulpturen, welche zu Tage gefördert sind, ist freilich nur der kleinere Theil abgebildet; wir erkennen aber schon darin den Charakter der einheimischen Kunst, in Erz und Marmor, und zwar in verschiedenen Epochen. Genauer wird man darüber nur Angesichts der vollständigen Sammlung der Originale urtheilen können; die Photographien lassen eine Vorliebe für schlanke Verhältnisse, weichen, zum Theil fast

weichlichen Gesichtsausdruck, gewisse wiederkehrende Gewandmotive u. A. erkennen; von farbiger Skulptur sind mehrere auffallende Proben erhalten; die PorträtDarstellungen zeigen eine überraschende, naturalistische Lebenswahrheit. Bei zwei Köpfen hat man in den Augen eingelegte Bronzeplättchen gefunden, welche mit ausgezacktem Rande vorspringend dazu gedient haben müssen, die Augenwimpern darzustellen. Von Thongefässen und geschnittenen Steinen ist nichts Namhaftes gefunden worden. Von den Inschriftsteinen sind einige der merkwürdigsten erwähnt; sie gehören fast alle späterer Zeit an.

Endlich ist es der Strassenbau, auf welchen unsere Reisenden mit Recht ein besonderes Augenmerk gerichtet haben; es sind wahre Kunstwerke, welche mit grossem Geschicke die Terrainverhältnisse benutzen; Kyrene konnte nur gedeihen, wenn es der Mittelpunkt eines bequemen Strassennetzes war. Die Schluchten sind die natürlichen Wegebahnen; die bedeutendste Anlage dieser Art folgt der westlichen Schlucht, dem Wady bil Ghadir; wo der Fels hemmte, ist er geschnitten, wo er nicht ausreichte, sind Terrassenmauern aufgeführt. Wasserkanäle sammeln die Quellen der Schlucht und folgen dem Wege, theils offen, theils geschlossen. An breiteren Punkten sind Reihen von Felshöhlungen im Boden, die immer mit Wasser gefüllt sind. Das sind Vorkehrungen zum Tränken der Pferde und zeigen uns die Sorgfalt der rossliebenden Kyrenäer. Weiter abwärts berieselte das Wasser die Gärten, welche sich unter den Terrassen der Stadt ausbreiteten. Die Engländer haben den ganzen Weg nach dem nächsten Küstenpunkte, die alte Strasse von Kyrene nach Apollonia, wieder fahrbar gemacht und auf dem-

selben ihre Schätze nach Marsa Susah gebracht, wo die Einschiffung glücklich von Statten gegangen ist, obgleich dieser Punkt nur eine offene Sommerrhede ist. Bei den Eingeborenen erregte diese Wegebahnung eine grosse Aufregung, weil sie darin die Absicht sahen, fremden Truppen den Zugang in das Hochland der Cyrenaica zu eröffnen.

Auch die übrige Landschaft ist von den Reisenden untersucht auf verschiedenen Ausflügen nach Apollonia, Ingernis, Derna, nach Physkos, Teuchira, Ptolemais. Grab-, Weg- und Wasserbauten sind überall erhalten. In Ptolemais bilden grosse Wasserbehälter den Mittelpunkt der alten Stadt; sie waren von einem Mosaikboden umgeben und dieser von einer Säulenhalle eingefasst. Einer solchen Anlage gehören die drei jonischen Säulen an, welche noch heute stehen.

Ausser den Plänen, Grundrissen und Photographien sind auch viele in farbigem Steindrucke ausgeführte landschaftliche Ansichten nach den Zeichnungen von Mr. Porcher beigegeben, welche von der Beschaffenheit der Gegenden eine sehr lebendige Anschauung geben und den Werth des ausgezeichneten Werks erhöhen.

E. Curtius.

Ueber den fünffüssigen Jambus mit besonderer Rücksicht auf seine Behandlung durch Lessing, Schiller und Goethe, von Fr. Zarncke. 1. Abtheilung. (Verfasst zur Säcularfeier der Immatriculation Goethe's auf der Universität Leipzig). 1865. 93 Seiten in Quart.

Die akademischen Gelegenheitsschriften sind selten, welche von bedeutenderem allgemeinen wissenschaftlichen Interesse sind; erscheint einmal eine solche, so ist es um so mehr Pflicht darauf aufmerksam zu machen, da diese nur in einem beschränkten Kreise verbreiteten Publicationen der öffentlichen Besprechung zu leicht entzogen bleiben, und so oft kaum oder doch spät allen Männern von Fach, geschweige denn einem grösseren Publikum bekannt werden. Und doch verdient selbst letzteres die vorliegende Abhandlung in hohem Grade, da sie eine Seite unsrer klassischen Dichter ins Auge fasst, die, von so grosser Wichtigkeit sie auch ist, merkwürdiger Weise bislang fast gar nicht untersucht wurde, wissenschaftlich wenigstens, denn allgemeine ästhetische Redensarten haben sich wohl auch schon nach dieser Richtung hin ergossen. Von welcher mannichfachen Bedeutung aber eine gründliche Kenntniss unseres dramatischen Verses ist, sei hier nur angedeutet. Bei der innigen Beziehung der Form zu dem Inhalt in unserer klassischen Dichtung ist sie für die volle Einsicht in den individuellen Charakter des einzelnen Dramas unerlässlich; wie sie zugleich erst die Eigenthümlichkeit des Genius des Dichters und, wenn man alle seine Werke unter diesem Gesichtspunkt vergleicht, seines Entwicklungsgangs vollkommen erschliesst —, dies zu erweisen, werden wir im Folgenden Gelegenheit finden. Selbst für den Vortrag der Dramen muss jene Kenntniss von Vorthail sein; höchst lehrreich für die dramatischen Poeten unserer Tage, deren Werke leider grossentheils zeigen, dass sie, wie das grosse Publikum, von jenem Verse kaum mehr wissen, als dass er aus 5 Jamben besteht; endlich erscheint sie als die

erste nothwendige Voraussetzung für die Herstellung kritischer Texte, wie wir sie von den Werken unsrer Klassiker schon so lange wünschen.

Unser Vf. beginnt, und mit Recht, mit einer Geschichte des Verses von seinem ältesten Auftreten im Mittelalter an. Auch hier zeigt sich einmal wieder, wie die Dichtung Frankreichs im Mittelalter allen andern vorangeht. Der zehnsilbige Vers von vorherrschend jambischem Charakter mit einer festen Cäsur nach der vierten betonten Silbe (erst später und nur in wenigen Gedichten nach der sechsten) erscheint dort als die älteste Langzeile, schon in dem frühesten literarischen Denkmal der provenzalischen Dichtung aus dem 10. Jahrhundert angewandt, in Nordfrankreich aber in den Legenden und Epîtres farcies des 11. und des Anfangs des 12. Jahrh., bald darauf in dem Rolandslied, wo er seine Laufbahn als heroischer Vers beginnt, auf welcher er jedoch schon gegen Ende desselben Jahrhunderts seinem Hauptnebenbuhler, dem Alexandriner, begegnet, der ihn im Laufe des 13. Jahrh. dort mehr und mehr verdrängt. Die Herrschaft, die er so im Epos verliert, gewinnt er aber im folgenden Jahrhundert in der Lyrik wieder: die Balladen und Rondeaux, die damals gewöhnlichen Dichtungsformen, sind fast in der Regel in Zehnsilblern geschrieben. Diese Herrschaft in der Lyrik behauptet der Vers auch bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrh., wo erst durch die Ronsard'sche Schule auch in der Lyrik der Alexandriner mehr und mehr zur Geltung kommt, obgleich Ronsard selbst den Zehnsilbler noch besonders begünstigt. Im Drama aber ist dieser Vers in Frankreich immer nur sporadisch aufgetreten; hier und da findet er

in den Mysterien an einzelnen, besonders metrischen Stellen gebraucht, und der Versuch, in der andern Tragödie anzuwenden, wird in dem ältesten Trauerspiele Frankreichs, Kleopatra des Jodelle, gemacht, aber ebenda schon wieder aufgegeben, indem 2 Akte des Stücks bereits in Alexandrinern verfasst, welche in dem zweiten Trauerspiel Jodels schon allein in Anwendung kommen. — Von Frankreich aus ging der Vers in die andern Nationen über. Die italienische Lyrik, in der Schule der provenzalischen erwachsen, billigte ihren Endecasillabo nach dem Vorbilde des zehnsilbigen Zehnsilblers derselben, aber mit der Freiheit der Beweglichkeit der Cäsur oder Hauptpause, die indessen gewöhnlich auch hier an der vierten oder sechsten Silbe, jedoch freier Wahl, eintritt. Mit der Wohlthat der freien Freiheit hatte schon etwas früher die deutsche Minnepoesie diesen Vers sich eignet, nachdem sie ihn durch die Lyrik der nordfranzösischen Trouvères kennen gelernt hatte. (Diese mittelhochdeutschen Verse werden zuerst umfassend und gründlich untersucht). Auf demselben Wege ging der französische Vers in die englische Dichtung über, die aber nicht, gleich der mittelhochdeutschen, von vorn an von jeder festen Cäsur absah; ja nur zu häufig sind die Zehnsilbler Chaucer's, der auch mit seinem einflussreichen Beispiele voran- ging, ohne allen Einschnitt, so dass sie nicht selten eine fast prosaische Klanglosigkeit haben. Der sogen. fünffüssige Jambus des englischen Dramas stammt in directer Linie von diesem ab. Er hat sich dieselbe Freiheit bewahrt, ist aber unter der Feder bedeutender Dichter, vor allem Shakespeares, zu einer ganz

andern, reichen inneren Gliederung gelangt, wie auch zuerst ein Deutscher, Mommsen, in seiner bekannten Ausgabe von Romeo und Julie, vollkommen dargelegt hat.

Mit dem Beginne der modernen deutschen Literatur wird der Vers zum zweiten Male aus Frankreich bei uns eingeführt, und jetzt, wie es sich von Opitz und seiner Schule kaum anders erwarten lässt, mit stricter Observanz der franz. Cäsurregel, die alle Freiheiten, welche sie selbst im Anfang besass (worauf wir hier nicht eingehn konnten), schon eingebüsst hatte. Der Vf. weist sorgfältig nach, wo sich dieser ältere deutsche fünffüssige Jambus, der unweigerlich nach dem zweiten Fusse eine Pause verlangte, sowie der Alexandriner nach dem dritten, bei irgend nennenswerthen Dichtern findet; der letzte, der ihn anwandte und mit mehr Geschicklichkeit als irgend einer seiner Vorgänger zu behandeln wusste, ist Hagedorn; der letzte Kritiker, der ihn, oder seine Cäsur, denn darin lag ja das Wesen dieses älteren Fünffüsslers, vertheidigte, war der Kämpfe für den französischen Stil überhaupt, Gottsched. Dessen Hauptgegner, der Vertreter des englischen Geschmacks, Bodmer, ist es dagegen, der das Verdienst sich erwarb, den freien englischen Fünffüssler, und dazu den reimlosen, in unsere Dichtung zuerst eingeführt zu haben in seinen Uebersetzungen einiger Erzählungen Thomson's (1745). Seinem Beispiel folgte Wieland 1752 in seinen moralischen Erzählungen nach. So bürgerte sich dieser englische Vers bei uns zuerst auf epischem Gebiete ein, wo er freilich damals nur zu bald an dem Hexameter einen übermächtigen Rivalen fand, so dass Bürger, der 1771 die Ilias in diesem Versmass zu übertragen begonnen, ein Decennium

später zum Hexameter sich bekehrte und darin die ersten Gesänge umarbeitete. Eine weit bedeutendere Laufbahn aber sollte sich dem also eingeführten »englischen Sylbenmass«, wie man es damals *κατ' ἑξοχήν* zu nennen pflegte, auch bei uns in dem Drama eröffnen. Nach einigen folgenlosen Versuchen in unvollendet gebliebenen oder erst später edirten Stücken von Joh. Elias Schlegel, Cronegk und Brawe seit dem Jahre 1749 erscheint dieser neue dramatische Vers in Joh. Heinrich Schlegels Uebersetzung des Trauerspiels Sophonisba von Thomson 1758 zuerst vor dem deutschen Publikum. Sehr interessant ist zu lesen, wie der Uebersetzer in der Vorrede über den Vers, seine Anwendung im Drama rechtfertigend, sich äussert. Er zeigt schon kein geringes Verständniss desselben. Noch in demselben Jahr erschien auch das erste deutsche Originalstück in diesem Versmass, Wieland's Johanna Gray, das schon früher von der Ackermann'schen Gesellschaft in Zürich aufgeführt worden. In den sechziger Jahren bricht sich der Vers dann immer mehr Bahn, Klopstock und Weisse bedienen sich desselben; Herder erklärt sich in der zweiten Auflage seiner Fragmente mit all der jugendlichen Begeisterung für ihn, die seiner damaligen Kritik einen so eigenthümlichen Charakter unvergänglicher Frische verleiht. Aber die zu derselben Zeit beginnende Sturm- und Drangperiode drohte den Vers überhaupt aus dem Drama zu verbannen: musste er doch auch dem ungezügigten Genius als eine Fessel erscheinen. So wurde denn wahrhaft Epoche machend die Anwendung des fünffüssigen Jambus in Lessing's Nathan; von da datirt sich eine neue Periode in der deutschen Geschichte dieses Verses. Er wird von

Neuem bei uns in dem Drama rehabilitirt, auf Kosten der Prosa durch den ersten unserer Prosaiker, — aber er erscheint zugleich jetzt zuerst bedeutender ausgebildet, so dass er, so mangelhaft auch, absolut betrachtet, seine Form hier noch sei, doch schon der volle, ganz individuelle Ausdruck des dichterischen Genius, und eines so originellen, zu sein vermag. Hier, wo der Verf. nun an seine specielle Aufgabe herantritt, unterwirft er zum ersten Male den Vers einer ganz ins Einzelne gehenden Untersuchung, die, ein Werk ebenso grossen Scharfsinns als der fleissigsten Sorgfalt, eine für die moderne deutsche Metrik überhaupt wahrhaft Bahn brechende Arbeit ist.

Indem Rhythmik sowohl als Metrik ins Auge gefasst wird, werden nun folgende Punkte bei Lessings Verse behandelt: 1) die Dimension, d. h. hier die Frage nach der Einmischung längerer oder kürzerer Verse: im ersten Druck des Nathan finden sich 20 Verse von sechs und 17 von vier Füßen, im zweiten sowie den folgenden noch 15 der ersten, 13 der zweiten Art; 2) Abweichungen in der Wort- und Satzbetonung (z. B. heilsámer, Stockjúde): sie sind selten; 3) der Versausgang: die stumpfen überwiegen an Zahl, was im engsten Zusammenhang mit dem Rhythmus des Lessingschen Verses steht; die Freiheiten, die sich der Dichter bei klingendem Ausgang nahm; 4) Vermeidung des Hiatus durch Elision. Niemand geht darin so weit als Lessing, das auslautende tonlose e vor folgendem Vocal wird von ihm überall elidirt, selbst bei folgendem h (z. B. zur Pfort' hinaus, die Ström' hinüber), ja auch für den Versausgang erscheint die Elision als Regel, wodurch dann — was hier von Belang — recht Vers an Vers gekettet

wird; 5) ein sehr wichtiger Punkt, die rhythmische Periode, durch das Zusammenfallen des Sinnschlusses mit dem Versschlusse gebildet. Zuerst wird die Dimension dieser Perioden erörtert; es finden sich neben ganz kurzen gerade im Nathan auch erstaunlich lange, der Verf. weist eine von 27 Versen nach, in der 7 Reden und Gegenreden sich finden. »Aber ihren eigentlichen Charakter, bemerkt er mit Recht, bekommen jene rhythmischen Perioden erst durch ihren innern Bau. Es ist denkbar, dass selbst ziemlich umfängliche Reihen sich bilden können, ohne dass die einzelnen Verse wesentlich an ihrer rhythmischen Selbständigkeit einbüßen. Nicht so ist es bei Lessing. Der Charakter seiner Verse wird durch zwei Eigenheiten bestimmt, durch die Kühnheit seiner Enjambements, die man fast ein unausgesetztes Hineinstürmen in den nächsten Vers nennen möchte, und durch ein Verfahren, das ich nicht anders zu benennen weiss, als 'Brechen des Rhythmus' oder 'Antagonismus des Verses und des Satzes'. Die verschiedenen Arten des Enjambement, die zugleich verschiedene Grade der Verkettung der beiden Verse darstellen, werden hier im einzelnen genauer durchgegangen. Am engsten ist die Verknüpfung, wenn am Ende des ersten Verses Worte stehen, die um eine genügende Vorstellung zu bilden, erst noch der Vervollständigung durch Wörter des folgenden Verses bedürfen; in solchem Falle kann an dem Ende des ersten Verses gar keine Pause stattfinden. So wenn der erste Vers schliesst: »denn wahrlich hab'« und der folgende beginnt »Ich sehr auf euch gerechnet«—wo »ich« hier sogar ganz enclitischer Natur ist. Lessing nimmt an solchen Enjambements ganz und gar keinen Anstoss. So finden sich Con-

junctionen (wie: als, ob, bis, denn, wenn), Präpositionen, Pronomina (Relativa wie Interrogativa), ja die Artikel selbst am Schlusse des Verses. Das Brechen des Rhythmus zeigt sich aber noch darin besonders, und in der eigenthümlichsten Weise, dass in den grösseren rhythmischen Perioden öfters in sich abgeschlossene Sätze sich finden, die einen vollen fünffüssigen Jambus darbieten, aber auf zwei Verse vertheilt sind, wodurch eben die rhythmische Periode sich fortsetzt. Ein Beispiel ist das obige Citat. Es hätte daher oft nur einer sehr geringen Aenderung bedurft, um die längeren rhythmischen Perioden in ganz kurze aufzulösen. Aber Lessing liebt eben, und das ist das Hauptcharacteristicum seines Verses, den Antagonismus des Verses und Satzes: »Vers und Inhalt«, so drückt sich unser Verf. treffend aus, »lassen sich bei ihm gegenseitig nicht zur Ruhe kommen; der Sinn treibt über das Versende hinaus, und das Gefühl für den Rhythmus wieder über den Schluss des Satzes, bis endlich (aber oft erst nach vielen Zeilen) beim Zusammenfallen eines Satzschlusses mit dem Versschlusse Beruhigung eintritt«. Mit dieser Eigenthümlichkeit hängt denn unmittelbar zusammen, dass im Nathan überwiegend jede Person in der Mitte eines Verses zu reden beginnt; und dass auch nicht selten der Vers von einem Auftritt zum andern übergeht, so dass z. B. die drei ersten Auftritte des zweiten Akts metrisch mit einander verknüpft sind. — Lessings Vers hat also einerseits einen specifisch dramatischen Charakter, wie denn Verse von solcher Natur weder in der Lyrik, noch in der Epik möglich sind, andererseits aber nähert er sich der Prosa, ja er erscheint aus dieser gleichsam hervorgewachsen. Und so offenbart sich

auch hier einmal, wie Lessings dichterisches Genie speciell für das Drama angelegt war; ferner aber, wie auch in der Versbildung der Meister des prosaischen Stils sich nicht durchaus zu verläugnen vermag.

Unter denselben Gesichtspunkten wird von unserem Verf. hierauf auch der Vers Schiller's und zwar in seinen sämtlichen Dramen einzeln betrachtet, eine Untersuchung, nicht minder reich an interessanten Resultaten, die ein neues Licht über des grossen Dichters dramatischen Entwicklungsgang verbreiten, der sich auch in dieser formellen Sphäre als ein zu idealer Freiheit und höherer Selbständigkeit und Originalität stetig fortschreitender bekundet. Der Raum erlaubt uns nicht auf alle, und so viele, bedeutende Einzelheiten einzugehen; es sei nur das Wichtigste angedeutet. Im Don Carlos, so wie er in der ersten vollständigen Ausgabe, der von 1787, vorliegt (was für ein *Mixtum compositum* die spätere Vulgata darstellt, zeigt eine Anmerkung auf S. 55, welche zugleich die Entstehung mancher metrischen Incorrectheiten in den späteren Ausgaben darlegt, und so den Weg sie zu bessern anzeigt), in diesem seinem ersten in Versen geschriebenen Drama zeigt sich Schiller, wie hier Zarncke meines Wissens zuerst erweist, in seiner Jambenbildung als Schüler Lessing's. Nur geht er schon jetzt weder in der Elision, noch in dem Enjambement ebenso weit. Dort führte ihn die pathetischere Sprache, hier ein erhöhterer Sinn für den poetischen Rhythmus unwillkürlich zur Beschränkung. Die rhythmischen Perioden sind weniger lang, und namentlich bestehen sie nicht, wie bei Lessing, aus einer Reihe von Wechselreden; der Antagonismus zwischen Vers und Satz ist weit weniger scharf

und durchgreifend. Die Oberherrschaft, welche bei Lessing das dialectische Moment hat, erhält hier sogleich das pathetische. In einem Punkte aber schliesst sich Schiller Lessing noch ganz getreu an; er erhält den Jambus unvermischt, weder Anapästen, noch Trochäen finden sich in der ersten Ausgabe des Don Carlos. Zu solcher Freiheit fehlte Schiller damals offenbar noch die Sicherheit und Kühnheit; diese Freiheit, die zugleich einen Fortschritt involvirt, zeigt sich zuerst im Wallenstein, nur finden sich Anapästen weit mehr als Trochäen, aber auch jene nur spärlich. Dazu stellt sich hier auch zuerst der Reim zur Vermehrung der dramatischen Wirkung, wenn auch nur erst an ein paar vereinzelt Stellen, ein. Im Allgemeinen aber strebt der Vers des Wallenstein, obschon er im ganzen Charakter an den des Don Carlos sich anschliesst, doch bereits deutlich genug dahin, dem Rhythmus seine Integrität zu wahren. Der Lessing'sche Antagonismus erscheint hier noch mehr gemildert. Die logische Pause, die Interpunktion, fällt bereits überwiegend an das Ende des Verses, und ebenso wird es Regel, im Zwiegespräche den einzelnen Personen ganze Verse zuzuweisen, so dass nur noch in sehr aufgeregten Scenen eine Theilung unter mehrere stattfindet. Ebenso ist der Uebergang eines Verses von einem Auftritt zum anderen weit seltener. — Merkwürdig ist, wie in den drei nächst folgenden Stücken, Maria Stuart, Jungfrau von Orleans und Braut von Messina, der Vers in immer höherem Grade einen lyrischen Charakter, wenn wir so sagen dürfen, annimmt, allerdings ganz im Einklang mit dem in der Composition selbst hervortretenden lyrischen Moment, das in stufenmässigem Fortschritt — von Stück zu Stück —

das andere Grundelement des dramatischen Stils, das epische, mehr und mehr überflügelt. In Uebereinstimmung damit stehen die Gegenstände der Trauerspiele selbst, welche alle drei Frauen als Haupthelden haben. Worauf beruht nun jene mehr lyrische Färbung des Verses? Einmal in der vermehrten Einmischung von Anapäst, die in Maria Stuart schon weit zahlreicher als in Wallenstein, in der Jungfrau u. der Braut von Messina ausserordentlich häufig erscheinen. Ihnen gesellen sich mehr und mehr auch Trochäen zu, namentlich im Verseingang, am seltensten noch in dem ersten, am häufigsten in dem letzten der drei Stücke. Ferner wird der Reim immer häufiger und complicirter. Auch hier zeigt die Braut von Messina den Höhepunkt an. Ferner wird der klingende Versausgang mit steigender Sorgfalt behandelt, er wird namentlich nicht mehr von zwei selbständigen Wörtern gebildet, wie »thu's nicht«, »kein Wort mehr«, »gar nichts« (Beispiele aus den Piccolomini), und auch nur selten durch ein Zeitwort mit folgendem enclitischen Pronomen, wie »seh' ich« u. s. w. Endlich werden dem Enjambement immer engere Grenzen gesetzt, so dass in der Braut von Messina die einzelnen Verse die grösste rhythmische Selbständigkeit zeigen, wie denn auch nur sehr selten, und mit ganz bestimmter Absicht, ein Vers unter mehrere Personen getheilt wird. Fast ohne Ausnahme wird in ganzen Versen gesprochen, einem oder mehreren, und hierbei herrscht vielfach ein genauer Parallelismus, wofür unser Verf. die Beispiele liefert, wie er solche denn überhaupt in sehr reichlichem Maasse zum vollkommnen Belege seiner Beobachtungen bietet. — Das letzte vollendete Trauerspiel Schiller's zeigt, wie überhaupt,

so auch in dem Verse einen von den drei vorhergehenden etwas verschiedenen Charakter, obgleich es ihnen immer noch weit näher als dem Wallenstein steht. Aber das lyrische Colorit wird, und zum wahren Vorthail des dramatischen Stils, wesentlich gemildert. So wird von dem Reime ein weit sparsamerer Gebrauch gemacht. In metrischer Beziehung aber charakterisirt das Stück die grosse Zahl eingemischter Trochäen, die hier nicht bloss im Verseingang, sondern auch im Innern erscheinen, und den dramatischen Charakter des Verses oft wesentlich erhöhen, wie dasselbe ja auch in dem Verse Shakespeare's der Fall ist.

Am Schlusse der Arbeit geht der Verf. noch zu Goethe und seiner Behandlung des fünffüssigen Jambus über, freilich bloss um noch ein interessante Perspective auf die zweite Abtheilung, die diesem Gegenstande allein gewidmet sein soll, zu eröffnen: er giebt zu ihr hier nur das Proömium, indem er darlegt, wie Goethe zuerst in der Lyrik und Epik (den Geheimnissen) dieses Versmasses sich bedient hat, und wie sein Muster hierbei bald der Endecasillabo der Italiener wurde, sind doch die »Geheimnisse« selbst, wie die »Zueignung« (ursprünglich ihr Prolog) in Oktaven geschrieben. Diese Goethe'schen Jamben zeigen selbstverständlich, dem verschiedenen Vorbild gemäss, auch einen ganz andern Charakter als die von dem englischen Fünffüssler abstammenden Verse Lessings und Schillers. Aber Goethe, und das kommt hier gerade in Betracht und ist von nicht zu unterschätzender Bedeutung, blieb auch später in seinen Dramen, als er dort jenen Vers einführte, dem italienischen Vorbilde getreu: die Jamben seiner Dramen sind die Jamben seiner Lyrik geblieben.

Es bleibt uns nur noch übrig den Wunsch

auszusprechen, dass der Hr Verf. recht bald seine interessante und wichtige Arbeit fortsetzen und zu Ende führen, und das Ganze dann zugleich selbständig publiciren möge, damit so das Werk die Verbreitung finde, die es verdient.

Leipzig.

A. Ebert.

Der Abfall der Niederlande. Von F. J. Holzwarth. Erster Band. Genesis der Revolution. 1559 bis 1566. Schaffhausen, bei Hurter, 1865. XVI und 465 Seiten in Octav.

Die Ueberschriften der 10 Capitel, in welche dieser erste Band gegliedert ist, erinnern zum Theil, wenn auch glücklicher gewählt, an die von Carlyle beliebte Methode, den geschichtlichen Inhalt eines Zeitabschnitts mit einer keck gegriffenen Bezeichnung zu rubriciren. Der Vf., Landpfarrer im Württembergischen, versichert, dass er die glänzende Darstellung Motleys, dessen vollständige Beherrschung des Stoffes und Kunst der Gruppierung vollkommen anerkennen, aber dessen Grundanschauung, wenn er Wilhelm von Oranien als den Vertreter der Stimmung seines Volkes und als Begründer der nationalen und religiösen Freiheit der Niederlande schildere, für eine willkürliche und der Wahrheit nicht entsprechende erklären müsse; der Auffassung Kochs stimme er so weit bei, als derselbe in dem Aufstande der Niederlande nur ein Werk der Aristokraten erkenne, während er dessen mit der äussersten Schärfe verdammendes Urtheil über Wilhelm von Oranien nicht theilen könne.

Nach einem solchen Ausspruche wird sich der Leser zu der Erwartung berechtigt halten, einem Werke zu begegnen, das zwischen den extremen Auffassungen Motleys und Kochs die Mitte hält,

einer unparteiischen Forschung, die, ohne von politischen oder kirchlichen Dogmen bedingt zu sein, kein höheres Ziel kennt, als, so weit menschlicher Blick es vermag, die geschichtliche Wahrheit zu ermitteln. Diese Voraussetzung bewährt sich indessen keinesweges. Der Vf., welcher sich abwechselnd in der sprunghaften, auf Ueberraschungen bedachten Weise Carlyles, bald in wohlgegliederten, scharfsinnigen, mit allen Subtilitäten eines gewandten Anwalts durchwebten Auseinandersetzungen ergeht, trägt freilich Bedenken, sich der ätzenden Schärfe Kochs im Ausdruck zu bedienen, aber mit glatten, anscheinend milden Worten und unter steter Versicherung, dass er mit liebevoller Schonung verfare und nur die Resultate seiner Forschungen reden lasse, schneidet er tiefer in's Fleisch als der Genannte, verleugnet jeden Versuch der Vermittelung zwischen hadernden Parteien und gestattet keiner Ueberzeugung Berechtigung, die nicht aus dem Schoosse der römischkatholischen Kirche erwachsen. Aber er geht langsam, bedächtig zu Werke, stürmt nicht sofort vernichtend auf jede entgegenstehende Ansicht ein, sondern sucht den Leser allmählig durch Ueberredung und scheinbar schlussgerechte Beweise für sich zu gewinnen, mischt Wahrheit und Trug geschickt durch einander und besticht durch den Schein des nach dem Golde lauterer Wahrheit Schürfenden.

Es ist oben bemerkt, dass der Vf. den Talenten Motleys die Anerkennung nicht versage; später, wenn er ein dreisteres Vorgehen schon für statthaft hält, bezeichnet er ihn kurzweg als amerikanischen Romancier; er versäumt es nicht, Hugo Grotius dankbar zu citiren, sobald sich dieser zu Gunsten seiner Ansicht ausspricht, aber dessen abweichende Meinung wird verschwiegen oder für

unrichtig erklärt. In diesem Sinne sind seine Urtheile gehalten; aus der zahlreichen Literatur, die ihm zu Gebote gestanden, hat er, wenn es der Kritik der protestantischen Bewegung gilt, nur unbedingte Anhänger römischer Lehre als Vertreter ausgewählt und wenn auf die bekannte Apologie des Oraniers vielfach eingegangen wird, so erklärt sich das daraus, dass gerade diese mit Leidenschaft abgefasste Schrift zahlreiche Handhaben zum Angriffe auf die Gegner Philipps und Granvellas bietet. Der kirchlichen Frage bringt der Vf. — man wird ihm diesen Mangel an Consequenz am wenigsten als Tadel anrechnen — ohne Zaudern den König zum Opfer; er nennt ihn zweideutig, tückisch und wird in Bezug hierauf schwerlich auf Widerspruch stossen; aber er nennt ihn auch unfähig, spricht ihm jedes staatsmännische Talent ab; auch das mag Manchem willkommen sein, aber begründet ist es nicht.

Um dieses anscheinend herbe Urtheil zu begründen, wird Ref. die Erörterungen und Demonstrationen in ihrem Verlaufe verfolgen, stellenweise bezeichnende Sätze wörtlich einrücken.

Die Ansicht, welche der Vf. als die allein wahrheitsgetreue durchzuführen sich bemüht, ist, in Kürze gefasst, folgende. Es spricht keine Thatsache dafür, dass Philipp II. eine Unterdrückung der nationalen Freiheiten versucht oder angestrebt habe; die Empörung ging nur von den Kreisen des hohen Adels aus, der die aus der Allgewalt Granvellas ihm erwachsende Kränkung um so schmerzlicher empfand, als ihm die Unfähigkeit des Königs nicht verborgen blieb. Seit aber der Adel sich der religiösen Frage als eines Mittels bediente, um die Geister zu verwirren und die Gemüther aufzuregen, war an Stillstand nicht mehr zu denken und durch die Sendung Albas drängte

der König vollends das Volk in das Heerlager Oraniens. Will man, heisst es später, den Kampf des niederländischen Volkes als ein naturgemässes Moment in seinem Entwicklungsgange zur politischen und religiösen Freiheit bezeichnen, so darf man mit der Frage entgegnen, warum dieser Kampf nicht schon unter Karl V., dessen Druck schwer auf den Provinzen lastete, dessen Regiment kein väterliches, sondern ein strenges, oft hartes war, in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. entbrannte, als verwandte Bewegungen einen grossen Theil von Deutschland erfassten? Und nun entwickelt der Vf. ein farbenreiches Bild von den masslosen Leistungen, zu denen die Niederländer durch die steten Kriege Karls gezwungen worden, während doch Philipp II. kein Schlachtenherr gewesen, den Krieg gehasst, sein Schwert niemals Blut getrunken habe. Er bemerkt, dass die Gestaltung der Niederlande zum burgundischen Kreise und somit deren politischer Zusammenhang mit dem Reiche nur dem Letzteren (!) zu gute gekommen, aber gleichwohl kein Protest der Provinzen dagegen erhoben sei. Bei alle dem habe man den Kaiser beweint und auf Philipp, der nichts gegen das angestammte Recht des Volks unternommen, worin der Vater nicht vorgegangen wäre, den Fluch geschleudert. Erstern pries man als den Schirmherrn des katholischen Glaubens, gegen Letzteren erhob man aus dem nämlichen Grunde die Anklage; »aber es wurde Wind gesäet, der Strom der Revolution mit künstlichen Mitteln geschwellt, die Nation hat man in einen Rausch hineingesetzt und von aussen ist der Wahnsinn ihr eingepfist«.

Es wird nicht eben einer tiefen Kenntniss der Geschichte der Niederlande bedürfen, um fast einen jeden dieser Sätze, welche dem Verf. als

Grundlage seines historischen Gebäudes dienen, zu widerlegen.

Bei dem spanischen Philipp, fährt der Vf. fort, sah sich der niederländische Adel am Hofe, im Amte, im Heere zurückgesetzt; seine Vorliebe für den Krieg fand bei dem friedlichen (!) Könige keine Nahrung, er erkannte in ihm keinen ritterlichen Herrn; und dieser Adel war herabgekommen und hoffte auf die Liberalität eines Gebieters, der doch nur selten seine Gnadenspenden austheilt. — Wahrlich, es fehlt wenig, dass der Vf. nach catilinarischen Zuständen die belgischen abmisst. — Philipp der II., so wird uns ferner berichtet, beging darin einen Missgriff, dass er den niederländischen Adel nicht verwerthete, ob auch unter diesem keiner ihm so zugesagt haben würde wie Granvella. »Der König war kein Staatsmann, er war ein unfähiger Mensch, der sich durch seine Abgeschlossenheit in einen Nimbus zu hüllen suchte«.

Nun folgen Charakteristiken von Granvella, Margaretha, Oranien. Hinsichtlich des Letzteren wird bemerkt, er sei unter Karl V. viel zu sehr gehoben, zu jung gefeiert und dadurch ein Ehrgeiz in ihm geweckt, dem Philipp II. keine Befriedigung gewährt habe. So sehen wir den Vf. bemüht, schon in der Einleitung Wilhelm als sittlich untergegangen, unwiderleglich als einen ehrgeizigen Heuchler zu zeichnen, bevor er noch denselben in den Gang der Begebenheiten eingreifen lässt; er schickt damit der Tragödie gewissermassen ein Vorspiel voran, um den handelnden Personen die Charaktermasken anzuweisen, unter denen sie später auftreten sollen.

Cap. 2, »die ersten Zuckungen« überschrieben, beginnt mit einer Schilderung der Finanz-

noth Philipps II., der sich, anstatt von den Niederländern die erforderliche Aushilfe zu verlangen, »die Demüthigung anrathen liess« Antrag auf Beseitigung der Noth einer Berathung der Stände vorzulegen; die in Folge dessen vorgeschriebenen Bedingungen nährten in den Könige einen unauslöschlichen Widerwillen gegen die Staaten und er wandte seitdem seine ganze Liebe der Nation zu, von welcher er ähnliche Beschränkungen der Kronrechte nicht zu erdulden hatte. Bei alle dem, heisst es weiter, liess es weder für die Staatsweisheit, noch für die Ehre Philipps ein rühmliches Zeugniß ab, dass er die Niederlande verliess. Dass diese auf Abberufung der spanischen Regimenter drang, dass die scharfe, von Madrid aus ergangene Meinung wider die ketzerische Lehre ungünstig aufgenommen fand, die Hintansetzung des Staatsraths gegenüber dem Geheimenrath Mißvertrauen erregte, war nach dem Verf. nur eine Folge davon, dass die Staaten durch Oranien und den Anhang verhetzt waren; dem Unwesen der spanischen Söldner — sie waren nicht bezahlt — wurde von dem Prinzen und von Egmont nicht gesteuert, »weil es nicht in ihren Kram passete. Der König durfte, wie es hier heisst, auf die compromittirende Abberufung der Regimenter nicht eingehen, er hätte vielmehr die Zahl derselben vergrössern sollen. Aber so exact kannte der Verf. weder Philipp noch Granvella die nächste Entwicklung der Dinge. — Der Widerstand gegen die Vermehrung der Bisthümer beruhte desgleichen auf einer künstlich propagirten Agitation, obgleich nicht verschwiegen wird, dass auch strenggläubige Katholiken gegen protestirten und eine leise Andeutung auf hinweist, dass auch in dieser Frage

König die Kirche als ein seiner Politik dienendes Werkzeug zu benutzen die Absicht gehabt haben könne.

Cap. 5 bespricht „den wahren Stand der religiösen Frage“ und zwar auf eine Weise, die in Betreff der Verbreitung neukirchlicher Doctrinen durch den nachfolgenden Satz hinlänglich gekennzeichnet wird. „Nur die Häresie kann die Schleichwege ersinnen, auf denen man die ketzerische Waare an den Mann zu bringen suchte, und nur sie hatte die Stirne, das Geschäft so nachdrücklich zu betreiben. Der Spanier Enzines hatte gar kein Verständniss von der Frechheit, eine von ihm verfasste castilianische Bibelübersetzung dem Kaiser Karl zu dediciren und eigenhändig in Brüssel zu überreichen“. Wenn besonders, fährt der Vf. fort, abgefallene Pfaffen beflissen waren, der neuen Lehre Proselyten zu gewinnen, so trieb sie das Bewusstsein ihrer Schmach.“ Es wird eingeräumt, dass die niederländische Geistlichkeit zum grossen Theil der Corruption verfallen gewesen sei und als Grund derselben hauptsächlich die kleine Zahl der Episcopate bezeichnet, denen die geistliche Ueberwachung unmöglich fiel. Gaben sich Stimmen gegen die Inquisition kund, so waren diese nur durch Malcontente provocirt; „es musste der Baum der Häresie künstlich und mit Aufgebot vieler Kräfte in das Erdreich der Niederlande verpflanzt werden“. Um die Abberufung Granvellas in eine für diesen ausschliesslich günstige Beleuchtung zu stellen, war es allerdings erforderlich, die Umsicht, Willenskraft und deshalb Amtstreue Margarethas zu verkleinern; sollte das Zugeständniss erfolgen, dass im 6. Decennium des Jahrhunderts der Adel sich als angesteckt von der Häresie verrathe, so durfte die erläuternde Zugabe nicht fehlen, dass das Volk damals noch unverdorben im Glauben gewesen sei.

Dass bei dieser Gelegenheit die Bestrebungen lauterer und unerschrockener Männer, welche für die Vertheidigung des Glaubens ihrer Väter in die Schranken treten, die Deductionen gelehrter Theologen, die Mahnrufe von Priestern, deren treue Pflege der Seelsorge und deren Muth, mit welchem sie die Ueberfluthung protestantischer Lehre abzuwehren suchten, mit besonderm Nachdruck hervorgehoben wird, kann man dem Vf. nicht allein nicht verargen, man muss ihm dafür nur um so mehr dankbar sein, als dieses Gebiet von Seiten protestantischer Historiker kaum der Beachtung unterzogen ist und eine im Allgemeinen wenig bekannte Literatur dem Leser hier vorübergeführt wird.

Man wird mit dem Verf. nicht rechten können, wenn

er Motley der oberflächlichen Kenntniss des Concil Trient beschuldigt und bitter hervorhebt, dass einem lipp II. die königliche Prärogative mehr gegolten habe die Beschlüsse der Kirche. Etwas anderes ist es, was Cap. 8, „Es blitzt“ überschrieben, die Aufregung, w der Befehl Philipps II. hervorrief, die Inquisition nachdrücklichste zu unterstützen und deren Urtheile Widerspruch in Vollzug zu setzen, als eine nicht r lich erwachsene, sondern als gemacht und einge dargestellt wird, immerhin mit dem Zusatz, da auch unter dem Adel und im Volke brave Katholiken königstreue Männer gegeben habe, die durch die bensedicte und Inquisitoren beschwert gewesen

Die Auswanderung vieler Tausende, welche in Fremde Rettung vor dem Glaubensgerichte suchten klärt der Verf. als eine Folge drohender Hunger und des Mangels an Arbeit und Verdienst; waren es er hinzu, reiche Kaufleute, so hatten dieselben vor Inquisition nichts zu fürchten (!), desto mehr aber den wilden Elementen eines Volksaufstandes.

Cap. 9 bringt „den Sturm“, den Adelsbund von B Damals, meint der Verf., hätte nur ein unterschiedenes greifen, die Anwendung der Gewalt von Seiten der Stat terin noch Rettung bringen können. „Aber das Weit sich nicht klar, es schwankte“. Nun dringen von Seiten die Sectirer, gerufen und ungerufen, in's L hochverrätherische Verbindungen werden mit Frank angeknüpft, die grumbachschen und gothaischen H zu der niederländischen Bewegung in unmittelbare B hung gebracht. Oranien versteht die teuflische Kunst deutschen protestantischen Fürsten den Argwohn z regern — was ihm freilich nicht schwer fallen konnte dass die Gefährdung des Protestantismus in den Nie landen ihre eigenen Interessen bedrohe. Die immer i um sich greifende Ketzerei erklärt der Verf. schlicht mit den Worten: „Die katholische Religion dringt ein unausgesetztes Ringen nach den Dingen, die dr sind, auf ein beharrliches Pilgern nach dem himmlis Vaterlande. Entsagung, Selbstüberwindung, rühriges spannen aller Kräfte ist ihre beständige Predigt. macht sie leicht unbequem. Die Saat auf das Fleisch wu daher bei den Massen immer lustig und üppig em

Cap. 10, mit dem Rubrum „Windsbraut und St schildert die Gräuel der Bilderstürmerei.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

8. Stück.

21. Februar 1866.

Studj Ario-Semitici di Graziadio Isaia Ascoli, Membro effettivo del R. Istituto Lombardo di Scienze e Lettere. Articolo secondo, letto alla classe di lettere, e scienze morali e politiche, nella tornata del 6 Luglio 1865. Quarto. 13 — 36.

Der Herr Verf. der anzuzeigenden Abhandlung zeichnet sich durch eine umfassende Kenntniss der auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft veröffentlichten insbesondere deutschen Forschungen aus. Die Art und Weise wie die von ihm behandelten Gegenstände von andern Forschern angesehen werden, ist ihm, so weit Ref. zu erkennen vermochte, wohl nur sehr selten entgangen. Dabei hat er sich eine sehr grosse, im Allgemeinen anerkennenswerthe, Selbstständigkeit bewahrt. Seine Ansichten finden sich fast durchweg im Gegensatz zu allen seinen Vorgängern. Es tritt fast keine Behauptung hervor, welche nicht in der Anmerkung von einem *v. all' incontro* 'siehe dagegen' begleitet wäre und daran schliessen sich dann die Namen der

grössten und bewährtesten Forscher, B. Pott, Kuhn u. s. w. nicht selten auch der Ref. Ja, selbst wo der Hr. Verf. bemerkt, sich seine Ansicht mit der eines Mitforschers beuge, ist es gewöhnlich ein für die Frage untergeordnetes Moment, während in Hauptsache auch hier die grösste Kluft hehtritt. So z. B. bemerkt Herr Ascoli S. 13 *Circa la genesi fonetica dell' u* (im laute der sskrit. Verba) *m'incontro con* Meyer. Allein die Begegnung betrifft nur Annahme dass *u* aus *av* entstanden sei, während in Bezug auf die dann entstehende wesentliche Frage in Betreff des Ursprungs des *v* zwischen Herrn Ascoli und Leo Meyer die grösste Verschiedenheit herrscht. Während es sich bei Leo Meyer nur darum handelt, ob z. B. *jav* oder *ju* als Wurzel oder Verbaltheil anzusetzen sei, da beide Formen in den Aestungen erscheinen, aber auch *v* als integrirter Theil der Verbalwurzel anerkannt wird, ist bei Hrn Ascoli die Wurzel nur *ja*, das *v* dagegen ein Theil des an diese getretenen Nomina fixa *va*; das Verbum lässt er erst aus der Vereinigung beider hervorgehn.

Ich kann nicht leugnen, dass wenn ich so fast durchweg in einem derartigen Gegensatz gegen alle meine Mitforscher befände, über die von mir eingeschlagene Richtung denklich werden und schwerlich wagen würden sie mit einer solchen Zuversicht zu verfahren wie dies vom Hrn. Verf. geschieht, auf keinen Fall aber mich damit begnügen würde, die gegenstehenden Ansichten meiner Mitforscher durch ein 'siehe dagegen' oder ähnliche unbestimmte Formeln anzudeuten, sondern weit mehr den Versuch gemacht hätte, sie zu widerlegen.

legen, um den meinigen dadurch eine grössere Berechtigung zu verschaffen. Diese selbst würde ich ebenfalls auf eine Weise zu begründen gesucht haben, die ihnen eine gewisse Festigkeit verliehen haben würde, nicht aber sie so hingestellt haben, als ob sie durch das blosses Ausgesprochensein als wahr erwiesen wären. Dieser Mangel an Stützen trifft nicht bloss die Ansichten des Hrn Verfassers, welche mir nicht billigenswerth vorkommen, sondern auch diejenigen, welche mir richtiges zu enthalten scheinen; ich will mir erlauben nur von letzteren ein Beispiel zu geben, da wir dadurch Gelegenheit erhalten, einen nicht ganz unwichtigen Punkt in Bezug auf das Verhältniss des Sanskrits zu den verwandten Sprachen etwas genauer festzustellen, während die Betrachtung von Ansichten, welche der Hr. Verf. ganz oder fast ganz ohne Begründung hinstellt und auch ich nicht zu begründen vermag, so lange sie in diesem Zustande verharren, für die Wissenschaft, wenn diese einen Complex von wirklich Gewusstem; d. h. Erwiesenem, bezeichnen soll, so gut wie unerheblich scheint. Die hervorzuhebende Stelle kann zugleich für eine Probe der Art und Weise gelten, wie der Hr. Verf. seinen Ansichten Eingang zu gewinnen sucht.

Es heisst S. 20 *Ci volgiamo al suffisso ta, e lo additiamo per primo in ya t ya-ta-tai, eniti, adniti, cui certo nessuno vorrà staccare da yama ya-ska ecc. considerati nel §. 14. Ma lo yas ya-sa-ti che dice precisamente il medesimo, sarà alla sua volta una mera varietà fonetica di ya-ta-ti con sa per ta, analoga-mente a ciò che avviene presso al pronome isolato, e in tanti altri casi, come ognuno conosce. Che se vogliam procedere con esempj del nostro*

suffisso assibilato, ricorderò: *gras gra-sa-ti*, identico a *gar gâ-gâr-a-*, inghiottire; — *bhas bhâs bhâ-sa-tai*, identico a *bhâ bha-a-ti*, splendere; — *mas ma-mâ-sa-*, identico a *mâ ma-a-ti*, misurare; — *bhyas bhya-sa-tai* (**bhay'-sa-tai*), identico a *bhî bi-bhâ-ya-*, temere; — *dharsh da-dhar-sha* — (euf. per *dhar-sa*), tener fermo, quindi aver coraggio, osare, che va congiunto a *dhar dhar-a-ti* tenere, sostenere (cf. *for-tis*); e *dha-ra* alla sua volta è in origine non diverso di *dha-a* (*dhâ*) che pone, ferma, stabilisce (cf. *dhâtar = dhartar*); — *las la-sa-ti* e *lal* (*lad*) *la-la-ti*, scherzare, dilettersi, vedi il tipo *la-ska* al §. 15. — E non mi perito a qui portare i verbi, in parte meno antichi, sullo stampo di *raksh rak-sha-ti*, conservare, reggere, *bhaksh bhak-sha-ti*, mangiare, *taksh tak-sha-ti*, digrossare, lavorare ecc. (*tak-sh'-an tex-i'-ov-*), *uksh vaksh uk-sha-ti avz-so-* (*avšw*) crescere (lo *sh* in tutti euf. per *s*), che si radducono, come ognun sa a' più schietti *râg'*, **bhag* (*φay*), **tak*, *vah* (cf. il nostro *menare*).

Ich will mich in Bezug auf diese Stelle nicht bei Einzelheiten aufhalten, welche zu verhältnissmässig nicht wenigen Bemerkungen Veranlassung geben würden, — wie z. B. dass mir wenigstens *raksh* nicht zu *râj* wenigstens nicht in der Bed. 'leuchten' zu gehören scheint, sondern zu dem im Sskr. als Verbum eingebüsst, aber im Comparativ und Superlativ von *ṛju* erhaltenen *raj* = lat. *reg-ere*, *vaksh* nicht zu *vah* sondern zu dem ebenfalls im Sskr. nur in Nominalbildungen erhaltenen *vaj* = lat. *veg-ere*, *aug-ere* — ich will nur auf die Annahme Rücksicht nehmen, dass im Sskr. *sa* aus *ta* entstanden sei. Ich habe schon bemerkt, dass sie richtiges enthält; — aber was

ist hier geschehen, um die Richtigkeit derselben zu beweisen? Angedeutet ist das Verhältniss des Nominativ sing. msc. und fem. des Pronomen *tad* zu dem in den übrigen Casus herrschenden Thema *ta*; er lautet bekanntlich, im Sskr. *sa(s) sâ* und wird so auch in den verwandten Sprachen reflectirt. Der Herr Verf. schliesst sich hier an die von Bopp in der ersten Ausgabe seiner Vergleichenden Gr. §. 345 ausgesprochene Ansicht, wonach das *s* dieser Nominative eine Substitution für *t* in *ta* wäre. In der That ist dieser Satz auch in der 2. Ausgabe stehen geblieben. Allein hier ist zwischen ihm und dem in der ersten Ausgabe folgenden hier aber geänderten ein Zusatz eingeschoben welcher folgendermassen lautet: 'Im Ved. Dialekt kommt von diesem, im klassischen Sanskrit rein subjectiven Pronominalstamm *sa*, welcher ursprünglich vollständige Declination gehabt haben mag, noch der Locativ *sâ-smin*, als Analogon von *tâ-smin* vor und im Altlateinischen reihen sich daran und an sein Femininum *sâ* die Accusative *sum* u. s. w.' Die von mir hervorgehobenen Worte Pronominalstamm, welcher ursprünglich u. s. w. sind mit der Annahme einer Substitution von *s* für *t* nur in dem Fall verträglich, wenn Bopp nun annähme, dass aus dem Pronominalstamm *ta* sich auf phonetischem Wege ein neuer *sa* gebildet habe. Diese Annahme wäre aber eine rein willkürliche. So lange man *sa* im Sskr. nur im Nom., im Lat. im Accusativ und Nom. erkannt hatte, mochte es eine Entschuldigung finden, wenn man sich sträubte, einen besondern Pronominalstamm in ihm anzuerkennen, obgleich diese Beschränkung, in Betracht der übrigen Gründe, welche dafür entschieden, ein ur-

sprünglich von *ta* verschiedenes Pronomen d zu erkennen, mich nicht abhielt, diese Anna schon in meinem Wurzellexikon zu begründen. Wenn man aber zugiebt, dass *sa* ein Pronominstamm ist, welcher ursprünglich vollständige kination gehabt haben mag, so bedarf die nahme, dass er trotzdem nur eine phonetische wandlung eines andern sei, des strengsten Beses. Da Bopp aber dazu weder einen Versuch, noch bestimmter andeutet, dass er diess nehme, so glaube ich, dass seine jetzige Ansicht wesentlich in dem Zusatz enthalten ist, mit dem Worten, dass auch er jetzt einen bedern — von *ta* verschiedenen — Pronominstamm in *sa* sieht. Es steht dies zwar in Widerspruch mit dem aus der ersten Ausgabe gehaltenen Satz, allein bei neuen Auflagen können solche Unebenheiten selbst bei sorgfältiger arbeitung leicht entstehen und für den Herrn der wie schon bemerkt seine Selbständigkeit gegenüber Bopp bewahrt, musste der Mangel der Uebereinstimmung zwischen diesen beiden Sätzen auf jeden Fall eine Aufforderung sein, die phonetische Entstehung von *sa* aus die übrigens auch in der ersten Auflage Bopp nicht bewiesen war, bevor er weitere Folgerungen daraus zog, auf eine entscheidende Weise zu begründen.

Von den *tanti altri casi, come ognuno conosce* in denen *s* aus *t* hervorgegangen sei, weiss der ich doch auch zu dem *ognuno* gehöre, wenig wenigstens von entschieden erwiesener Sicher ist, so viel ich weiss, nur die Entstehung der Endung *us* aus *anti* und aus *ant* und steht einmal das *t* vor *i* das andermal am Ende. Fälle, die sehr verschieden sind von einem bergang von *t* in *s* zwischen zwei Vokalen,

in dem angenommenen *ya-sa* für *ya-ta*. Das *s* für *t* in den Endungen des Ptcp. Pf. red. *vām-sam ushâ* (für *vasâ*) neben *vadbhis* beruht, wie ich anderer Orten bemerkt, auf der organischen Form des Nominativ singular. msc. Ueber das *s* im Suff. des Compar. *iyāms*, wenn man dessen Entstehung aus *t* zugiebt, wird man eben so urtheilen müssen.

Der Herr Verf. hat also bis dahin für die Annahme des Ueberganges von *t* in *s* im Sskr. zumal zwischen Vokalen nichts beigebracht; dennoch schreitet er unbedenklich von einer Annahme dieser Art zur andern, bis er zu der Erklärung von *ksh* aus *kt* gelangt. Auch hier lässt er sich auf keine eigentliche Begründung ein; doch giebt er den bekannten Vergleich von *takshan* = *τετρον* welcher wenigstens ein gewisses Verhältniss zwischen *ksh* und *kt* zeigt. Es entsteht aber, ehe man Schlüsse daraus ziehen kann, die Frage: wie ist dieses Verhältniss anzusehen? Ist das sskr. *sh* oder *s* der ursprüngliche Laut, der im Griechischen durch *τ* reflectirt ist, oder ist das griechische *τ* der ursprüngliche Laut der im Sskrit in *s* übergegangen ist? Gründe die man von den Lauten an und für sich, etwa vom leichteren Uebergang von *t* in *s* als umgekehrt, entnehmen möchte, entscheiden absolut nichts. Derartige Auseinandersetzungen sind ganz vortrefflich, um auf analytischem Wege gefundene Thatsachen zu erklären, aber völlig werthlos zur Auffindung und Feststellung derselben *kshan* = *τετρον*, *kshi* = *χι*, *takshan* = *τετρον* u. s. w. zeigen uns weiter nichts als das in diesen Wörtern sskr. *ksh* im Griechischen durch *χι*, griech. *χι* im Sskr. durch *ksh* widerspiegelt wird; ob das sskr. *sh* d. h. bekanntlich eigentlich *s*, oder griech. *τ* der ursprüngliche

Laut in derartigen Gleichungen ist, kann nur dadurch erwiesen werden, dass einer dieser Laute in ganz analogen Bildungen als der organische nachgewiesen wird.

Mit voller Gewissheit tritt uns der Uebergang von *t* in *s* im Sanskrit in folgendem Falle entgegen: *rakta* das Ptcp. Perf. Pass. von *rañ* heisst bekanntlich auch 'roth' und dessen Femininum *raktâ* hat als Substantiv die Bedeutung 'Lack' die bekannte rothe Farbe. Dieselbe Bedeutung hat nun auch *laktaka*, von welchem Niemand bezweifeln kann, dass es *rakta* mit *r* und Suffix *ka* ist. Ferner aber auch *lâkshâ* welches man eben so wenig von *laktâ* trennen kann und als eine sekundäre Ableitung von *laktâ* mit sogenannter Vriddhirung (Dehnung des Vokals der ersten Sylbe) und Uebergang von *t* in *s* anzusehen hat (vgl. *laksha* weiterhin).

Ist aber nun in einem Fall dieser Uebergang entschieden, so ist er auch in andern an und für sich nicht unwahrscheinlich; volle Sicherheit erhält man aber auch hier erst durch die Uebereinstimmung in den übrigen Elementen des Wortes, in welchem er nachgewiesen werden soll.

Einen Fall dieser Art gewährt uns das Verhältniss des sskr. *vakshas* zu dem gleichbedeutenden lateinischen *pectus*. Hier erklärt sich *p* für *p* aus dem auch sonst im Sanskrit nachgewiesenen Uebergang von ursprünglichem *p* vermittelt *b* in *v* (vgl. z. B. *pan* 'kaufen' *pan-î* und *ban-i-j*, *van-i-j* 'Kaufmann'; *piba*, *piss* Präsensthema von *pâ* 'trinken' für organisches *pipâ* nach der reduplicirenden Conjugationsklasse). Dass aber das lateinische *t* organisch und das sskr. *sh* aus *t* hervorgegangen sei, wie in *lâkshâ*, dürfen wir daraus schliessen, dass

im Sanskrit ein Suffix *tas* wirklich erscheint (in *srotas*, d. i. *sru+tas* 'Strom' und *çrotas*, d. i. *çru+tas* Ohr). Einige minder sichere Beispiele bieten griech. *ἄξον* (*ἄξων*) = sskr. *aksha*, *τεκτων* = sskr. *takshan* und **ὄκταν* (in dem von Arcadius 54, 4 angeführten *ὄκταλλος*) = sskr. *akshan*, dem eigentlichen Thema von *akshi*, wenn man in allen dreien das Suffix *tan* annimmt (*ἄξον* für *ἄγ+τον* und *aksha* für *akshan* mit der gewöhnlichen Einbusse des auslautenden *n*), welches ich als Urform des bekannten *tar* (*tri*) aufgestellt und auch in *patan* (von *pā+tan*) der ursprünglichen Form von *pati* (vgl. fem. *patnī* für *pa+tan+i*, wie *rājñī* für *rāj+an+i*) nachgewiesen habe. Doch kann man einige Bedenken gegen die Sicherheit dieser Erklärung aufstellen, deren Diskussion uns hier einerseits zu weit führen würde, andererseits überflüssig wäre. Denn dass sskr. *sh* aus *t* entstehen könne, zeigt schon das eine Beispiel *lākshā* hinlänglich. Dadurch wird nun zwar eine Erklärung von *sh* und *s* aus *t* auch in andern Fällen ermöglicht, gewiss oder wahrscheinlich aber wie schon angedeutet nur dann, wenn sie durch die übrigen Elemente des zu behandelnden Themas unterstützt wird; es bedarf also dennoch in jedem einzelnen Falle einer besonderen Untersuchung; ob diese in Bezug auf die von dem Hrn Verf. angeführten Beispiele *raksh*, *bhaksh*, *taksh*, *uksh*, *vaksh*, seine so zuversichtlich hingestellte Annahme auch nur wahrscheinlich machen werde, ist mir sehr zweifelhaft. Dagegen giebt es andre, wo mir diese Annahme in der That wahrscheinlich scheint, z B. in *laksh* 'sehen'. Da dieses der 10ten Conj. Cl. zugewiesen wird, so ist kaum zu bezweifeln, dass es eigentlich ein Denominativ von *laksha* 'ein Ziel, etwas was man scharf ins Auge fasst' ist

und dieses ist wohl sicherlich = *lakta* = *rakta* (s. oben), eigentlich 'roth gemacht' dann ursprünglich wohl ein durch Färbung hervorgebrachtes Merkzeichen und eben die Form, welche die Basis des oben besprochenen *lākshā* bildet. Doch genug hiervon! Wenden wir uns zu der eigentlichen Aufgabe der vorliegenden Abhandlung.

Diese besteht darin, dass der Hr Verf. nachweisen will, dass die sskr. Verba oder Wurzeln, wie sie von den indischen Grammatikern als Grundlagen des sskritischen Sprachschatzes aufgestellt und im Allgemeinen auch von den europäischen Sprachforschern anerkannt sind, aus *Nominibus agentis* entstanden und zu erklären sind. Es ist diese Ansicht nicht zu verwechseln mit dem von andern Forschern mehrfach gegebenen Nachweis, dass sich unter den von den Indischen Grammatikern aufgestellten Wurzeln, oder eigentlich als primär gefassten Verben, mehrere Denominative befinden. Diese Nachweise schreiten im Wesentlichen nicht über die Regeln des bekannten Sanskrit hinaus, erweitern fast nur die Regeln der indischen Grammatiker. Wenn sie z. B. *yat* als ein Denominativ betrachten, welches von einem Nomen abgeleitet ist, das von *yam* durch ein mit *t* anlautendes Suffix gebildet ist, so gehen sie wesentlich nicht über die Regel in Vârt. 2 zu Pân. 3, 1, 11 hinaus; dem Hrn Verf. dagegen ist das nur als Präsensstema gesicherte *yata* ohne Weiteres das Verbalstema überhaupt und mittelst eines Suffixes *ta* in der Bedeutung eines *nomen agentis* aus einer Wurzel *ya* gebildet, die er auch bei *yam* und dem Präsensstema *yachh* zu Grunde legt, indem er diese als *ya* mit den Suffixen *ma*, *ska* auffasst in welchen

letzteren er ebenfalls Exponenten von *nomina agentis* sieht.

Ich habe schon angedeutet, dass dasjenige, was der Herr Verf. für diese Ansicht beibringt, unter die Categorie von Beweisen nicht gerechnet werden kann. Dass ich damit nicht zuviel sage, mögen wenige Beispiele zeigen. S. 14 heist es *g'i superare, vincere, e g'u (g'û), farsi innanzi con impeto, ci daranno una medesima radice con suffisso diverso g'a-ya-ti, g'a-va-ti*. Hier wird eine wesentliche Identität der Bedeutung angenommen, die auf jeden Fall zweifelhaft ist. Mir scheint aber sogar die eigentliche Bedeutung von *ju* 'eilen' zu sein und dann tritt zwischen ihr und 'siegen' eine noch grössere Kluft hervor. S. 15 *mî = ma-ya perire* (cf. *il perf. ma-ma i*), *si accoppia a mṛ = ma-ra, che dice il medesimo*. Ebds. *E racconteremmo eziandio smi sma-ya-tai a smṛ sma-ra-ti, i significati del primo, ridere e ammirare, e quelli del secondo, rammemorarsi, ricordare con amore, figliandosi tutti da quest' unico: intendere l'animo con desiderio*.

Durch derartige Identificationen und Zerlegungen gelangt der Hr Verf. einerseits zu Wurzeln, welche nur in diesen seinen Zerlegungen erscheinen — z. B. *dra* in *dra-ma dra-va* (statt *dru*) *dra-a* (statt *drâ*) — andererseits zu Suffixen, welche in den indogermanischen Sprachen zwar vorkommen, aber nicht in der von ihm vorausgesetzten Bedeutung eines *Nomen agentis*. So z. B. bildet *ya* Participia Futuri Passivi, Abstracta, welche sich daran schliessen, Absolutiva, Passiva, Verba der 4ten Conj. Cl., aber nie, so viel mir bekannt, *Nomina agentis*. Eben so wenig lässt sich mit irgend einer Sicherheit ein *Nomen agentis* auf *va* nachweisen. Ja, Verhält-

nisse wie *pakva* = *πεπον*, *ribhu* = *ribhva* = *ribhoan*, *taxv* = *daghoan* (vgl. *taxúvω* für *taxúv-jw*), und weiter *atishtâvan* = *atishtâvant*, *bhûri-dâvan*, im Comparativ *bhûri-dâvat+tara* u. aa. sprechen wohl unzweifelhaft für meine Behauptung, dass es ein ursprüngliches Suffix *va* im Indogermanischen gar nicht gab, sondern *va* nur eine Abstumpfung von *vant* vermittelt *van* ist.

Des Herrn Verfassers Auflösungen z. B. von *ji* in *ja-ya*, *ju* in *ja-va* führen aber auch zu Schwierigkeiten, welche, wenn auch nicht gelöst, doch wenigstens berührt zu werden verdient hätten. Wie kommt es, muss man fragen, dass von diesen angeblichen Suffixen nom. ag. *ya va* jenes sich nur an Verba schliesst, welche im ganzen indogermanischen Sprachkreis mit *i* oder *ay* im Verbaltheil erscheinen, dieses an solche welche ebendasselbst *u* oder *av* zeigen, nicht aber an andre? Was *ya* betrifft so scheint der Hr. Verf. nach S. 27 zwar das *ya* der 4ten Conj. Cl. ebenfalls mit seinem *Nomen agentis* zu identificiren; dann entsteht aber die Frage, wie kommt es, dass *ya* in Verben, welche gewöhnlich mit *i* auslautend geschrieben werden, alle Verbalformen afficirt, in denen der 4ten Conj. Cl. aber nur die Formen, welche aus dem Präsenthema gebildet werden?

Ferner von den Verben auf *i u* erscheinen zwar nicht *Nomina agentis* in der von dem Herrn Verf. zu Grunde gelegten Gestalt, wohl aber *Nomina status*, z. B. *jaya* 'Sieg', *java* 'Eile'. Wie verhalten sich diese zu den von ihm angenommenen nicht nachweisbaren gleichlautenden *Nomibus agentis*?

Diese Erklärung der Verba aus Wurzeln und Suffixen *Nom. ag.* beschränkt der Hr. Verf. übri-

gens keinesweges auf die Verbalthemen, sondern dehnt sie S. 26 sogar auf Verbalformen aus; hier heisst es: *Dirò imprima, che l'aoristo in cui tutti stimano che v'abbia affisso l'ausiliare, altro non sarà per avventura in origine pur esso se non un preterito semplice, in fondo al quale stia un nomen agentis, non primario, in *ta: *a-dik-ta-ti a-dik-sha-t ē-δεικ-σε-* (cf. **a-thâ-ka-t ē-θη-ξε-*) u. s. w. Der Hr. Verf. entschuldigt diese Bemerkungen zwar mit der *vena di ardimenti*, in welcher er sich grade befinde; allein ein Sprachforscher sollte sich von diesem Strom nie so weit fortreissen lassen, dass er Dinge drucken lässt, welche so gar keine Analogie im ganzen indogermanischen Sprachkreise haben, ja im absolutesten Gegensatze zu dem Charakter desselben stehen.

Doch ich muss schliessen, da ich schon fast mehr Raum für diese Anzeige in Anspruch genommen habe, als ich bei dem geringen Umfang dieser Blätter verantworten kann. Wenn ich nun auch keinesweges im Stande bin über des Hrn Verfs Arbeit günstig zu urtheilen, so erkenne ich doch nicht, dass er sich auf einem Gebiet bewegt, welches voll von Schwierigkeiten ist und in der That geeignet auch den besonnenen Forscher in das Gebiet luftiger Hypothesen zu verlocken. Uebrigens ist meine Stimme nur eine und keinesweges unmöglich, dass der von mir gemissbilligte Weg, wie dem Hrn Verf., so auch andern als derjenige erscheinen mag, welcher geeignet ist uns der Lösung der Frage entgegenzuführen, welche in der That jetzt vorzugsweise unsere Aufmerksamkeit verdient, nämlich: wie im Indogermanischen Sprachkreis die primären Verba entstanden sind. Th. Benfey.

Vollständiges Bibelwerk für die Gemein-
In drei Abtheilungen. Von Christian C
Josias Bunsen. Neunter Band. — D
Abtheilung. Bibelgeschichte. Das ewige R
Gottes und das Leben Jesu. Herausgegeben
Heinrich Julius Holtzmann. Leipzig: F.
Brockhaus, 1865. XV und 500 S. in gr. Oc

Von den so bedeutenden und so gross a
legten Werken welche Bunsen erst gegen
Neige seines seltenen Lebens begann und
sich von denen seiner früheren Jahre nach n
chen Seiten hin so merkwürdig unterschei
ist nur sein Bibelwerk in den Gel. Anz. 1
nicht beurtheilt. Er verwandte zwar auf di
noch viele der besten Tage seiner letzten
bensjahre, und hielt es selbst für das wick
ste und schönste Werk seines Lebens wenn
es so wie er es im Geiste trug vollenden kön
er meinte wenigstens dem christlichen Volke
mit einen guten Dienst zu erweisen, richtete
absichtlich für möglichst viele Leser ein,
verfasste es zwar weil er eben wieder in Deut
land war in seiner Muttersprache, hätte es s
gerne gesehen wenn es sogleich in viele frei
Sprachen übersetzt wäre. Allein er erle
kaum die Herausgabe der ersten Bände di
bei aller Vermeidung von gelehrt aussehen
Bemerkungen ungemein gross angelegten W
kes; und da er bei seinem Tode noch nicht s
vieles ausgearbeitet hatte, so ging es meh
andere Hände über. Der oben bemerkte B
aber ist, wie der Herausgeber in der Vor
des Weiteren ausführt, noch ganz von il
und so scheint er uns vorzüglich geeignet
näher beurtheilt zu werden, da er aussert

einen in sich geschlossenen und heute so besonders wichtig gewordenen Gegenstand behandelt.

Dieser Gegenstand »die Bibelgeschichte« wird freilich seinem Inhalte nach erst ganz deutlich wenn man das Werk selbst liest. Es zerfällt in zwei Abtheilungen: und wie Bunsen oft etwas künstliche Aufschriften liebte, so benennt er die erste »Die Weltgeschichte in der Bibel, oder der weltgeschichtliche Bibelschlüssel und das Gemeindegjahr in Bibeltexten«, die zweite »Die Bibel in der Weltgeschichte, oder Jesus von Nazareth« oder kürzer nach dem heute sehr gemein gewordenen Namen »das Leben Jesu«. In der ersten will er im Wesentlichen eine Anweisung geben die Bibel sowohl öffentlich (d. i. kirchlich) als im Hause in einem jährlichen Kreise fruchtbar zu lesen und zu verstehen. Man weiss wie viel sich Bunsen schon von seiner frühesten Zeit an mit der besten Art aller kirchlichen Einrichtungen, auch der kirchlichen Gesänge und Vorlesungen beschäftigt hat: er giebt hier nun einen sehr durchdachten Plan einer besseren Einrichtung solcher auf einen jährlichen Kreis berechneter Lesestücke aus der Bibel, und theilt eine Menge Winke mit in welchem Sinne man überhaupt die Bibel lesen und anwenden solle. Als eine Zusammenfassung aller der Gedanken Bunsen's über diese Art der rechten Benutzung der Bibel für die Gemeinde oder auch für jeden einzelnen Leser wird man alles dies mit Frucht lesen: wir finden es jedoch nicht passend an dieser Stelle auf das Einzelne näher einzugehen, begnügen uns vielmehr nur einen Hauptgedanken daraus nachher hervorzuheben.

Die andere und weit grössere auch wissenschaftlich bedeutendere Hälfte enthält von S. 165 an das »Leben Jesu« in fünf Abschnitten. Je-

doch würde man irren wenn man meinte
 ein von dem verewigten Verf. ganz fertig
 vollständig ausgearbeitetes Werk zu empfangen.
 Es zeugt von dem gesunden Blicke des Verfassers
 und zugleich von seinem reinen Eifer dass
 die für unsre Zeit hohe Wichtigkeit des Gegen-
 standes schon früh erkannte und ihm in
 verschiedensten Zeiträumen seines Lebens
 derholt von den mannigfaltigsten Anlässen
 so viele Stunden ernster Forschung widmete.
 Schon während seines 23jährigen Aufenthaltes
 in Rom, namentlich zwischen den Jahren 1801
 und 1824, entstand dieses Werk seiner ersten
 Anlage nach; man sollte demnach meinen
 habe sich ebenso früh wie Schleiermacher
 seinen erst jetzt gedruckten Vorlesungen mit-
 theilend beschäftigt. Aber auch noch in den
 letzten Jahren seines Lebens kam er, und in ihm
 mit ganz besonderer Gluth, auf den Gegen-
 stand zurück, wie der Unterzeichnete auch
 seinen näheren Mittheilungen davon noch
 so lebhaft Erinnerung hat: und immer be-
 gegnete er von neuem einzelne der grossen Seiten
 ganzen Gegenstandes mit frischer Liebe tiefer
 zu durchdenken und mehr oder weniger aus-
 drücklich darzustellen. Allein etwas ganz Erschöpfendes
 fand man in seinem Nachlasse nicht: so musste
 der Herausgeber sich begnügen allen den sehr
 verschiedenartigen Aufzeichnungen welche er
 empfing ein möglichst gleichmässiges Ganzes
 herzustellen; und so stehen Stücke aus den
 verschiedensten Zeiten, aus lückenhaftere oder
 kürzere ja oft nur ganz schattige Entwürfe,
 friedlich neben einander; und ist dieselbe Sache
 oft in doppelter Behandlung gegeben. Da trifft
 es sich nun seltsam gerade die Anfänge und die
 Ausgänge der

einzigartigen Geschichte am meisten lichtvoll dargestellt sind, über Vieles auch des schwierigsten und wichtigsten Inhaltes von ihrer breiten Mitte jede Erörterung vermisst wird, auch da wo man nach sonstigen Bemerkungen des Verfs. am meisten gespannt ist seine besondere Ansicht kennen zu lernen.

Bei allen diesen weit ausgedehnten Mängeln welche von dem heutigen Herausgeber nicht zu heben waren (wir billigen es wenigstens vollkommen dass er seine eignen Meinungen nicht einschaltete), besitzt das Werk dennoch manche herrliche Vorzüge und einzelne glänzendere Stellen. Es wird zwar immer seine Bedenken haben das nicht vollendete Werk eines Verstorbenen ohne seine ausdrückliche Erlaubniss zu veröffentlichen: man muss dann wenigstens einzelne leicht erkennbare Unvollkommenheiten und Voreiligkeiten zu übersehen Billigkeit genug haben. Allein im vorliegenden Falle lässt sich die Herausgabe dieser Bruchstücke vollkommen rechtfertigen sobald man sich entschliesst mehr auf die allgemeinen Vorzüge des Werkes als auf seine einzelnen Mängel zu sehen. Jene sind gross genug. Vor allem merkt man dass hier überall ein (man kann wohl sagen) heiliges Bestreben herrscht das Heilige seiner würdig zu verstehen: wie weit steht hierin Bunsen bei aller der viele heutige Christen die sich für fromm halten wollen aufs Höchste überraschenden Freiheit die er sich hier im Forschen und Urtheilen nimmt von der Rotte jener heutigen Schriftsteller ab welche seitdem der Ludwigsburgische Strauss einmal die Oberflächlichkeit der Forschung und den Leichtsinn des Urtheils in diesem Gebiete heimisch zu machen sich mit allen Kräften angestrengt hat, nicht genug mit ihren

wüsten Gedanken und verkehrten Bestrebungen die Deutschen Bücher, Zeitschriften und Zeitungen aller Art anfüllen können und ihre Lust daran finden wie Christus selbst so auch die Evangelien zu ihrem eigenen Staube herab ziehen! In Bunsen lebte keine beschränkte und träge oder verwirrte sondern eine höchst umfassende bewegliche und klare Erkenntniss der grossen menschlich-göttlichen Verhältnisse, ein lauterer Gefühl von ächter Wissenschaft, vorzüglich auch ein reiner Sinn für Sprache und Geschichte bei allen alten und neuen Völkern schon darnach lässt sich ermessen wie er die einzige Erhabenheit und die ewige Bedeutung der Geschichte Christus' nicht so gänzlich verkennen und verfinstern kann wie dies die Baur'sche Schule versuchte und wie es Strauss mit seinen heutigen Lobrednern noch immer thut. Und in Bunsen entzündete sich je reifer und älter er wurde ein desto reineres Feuer der Sorge und Angst um das dauerhafte Wohl und die Ehre des Deutschen Volkes, ein Feuer dessen belebende Wärme auch bis in diese Bruchstücke seines Werkes hinein sich ausbreitet während jene welche am Verwirren und Verkleinern der Geschichte Christus' ihre Freude finden noch nie gezeigt haben dass das Wohl des Volkes ihnen wirklich am Herzen liege.

Da wir aber eben schon bemerkten man thut bei diesem Werke besser auf das Ganze als an die Einzelheiten zu sehen, so scheint es uns am passendsten auch seine nähere Beurtheilung nur auf die grossen Allgemeinheiten zu richten welche hier in Frage kommen.

Da wird man nun bemerken dass der Verfasser die hohen christlichen Dinge die er so oft in allgemeinerer Rede berührt, wenn man auf die

Wesentliche sieht, sowohl nach ihrer geschichtlichen als nach ihrer ewigen Seite hin sehr richtig auffasst. Indess ist es wohl nützlich auf einige Vorstellungen hinzuweisen welche der Vf. von scheinbar sehr tiefdenkenden Deutschen Philosophen seiner Zeit angenommen hatte, die man noch immer viel hört, und die dennoch mit der Wahrheit mehr spielen als man sich das erlauben sollte. Wir zählen dahin z. B. den Schellingischen Satz von einem Verlaufe aller christlichen Zeit nach einem Zeitraume und Geiste des Petrus des Paulus und Johannes, als habe jener erste bis zur Deutschen Reformation geherrscht und als lebten wir seitdem unter dem zweiten só dass wir nun für die Zukunft ein Johanneisches Zeitalter erwarten müssten in welchem jene beiden untergingen. Dies klingt etwa wie der andre damals auch so häufig als allgemein gültig angenommene und doch heute schon in seiner Verkehrtheit wieder mehr erkannte Satz dass das Christenthum gleichmässig aus dem Judenthume und Heidenthume hervorgegangen sei. Wie jenes vielmehr nur aus dem Alten Testamente sich herausbilden konnte, ebenso haben wir für die Zukunft nur die Vollendung der grossen Deutschen Reformation zu erstreben und nicht etwas zu erwarten was dieser ebenso wie ihrem Gegentheile widerstrebte. So grosse allgemeine geistige Dinge in verkehrte Stellungen zu einander zu bringen schadet nicht wenig; und leicht liesse sich näher zeigen wie sehr uns diese ganze verkehrte Vorstellung seitdem sie herrschend werden wollte wirklich schon geschadet hat. Die Reformation ist weder einseitig aus dem Römerbriefe hervorgegangen noch ist sie ohne die Johanneische Liebe; aber auch jene drei Apostel selbst bilden gar nicht einen

solchen inneren Gegensatz unter sich. Und v allem muss man hier fragen was denn werd solle wenn die Deutschen das im geistigen Fel Beste was aus ihnen hervorgegangen ist so h absetzen als wäre es etwas in der Mitte V schwindendes, von dem man wünschen müs dass es nur so bald als möglich zu Ende gir um einem noch viel Besseren Raum zu mach Aber so wird nie etwas Besseres kommen.

Es ist eben der Vorzug besserer Werke d man bei ihnen die Mängel welche der Bildt einer ganzen Zeit sich immer tiefer einsen wollen desto deutlicher bemerkt und desto m hinwegwünscht. Wir zählen dahin hier a einige Beurtheilungen des Alten Testaments w che zwar weit von jenen oberflächlich veräch chen sich entfernen welche früher sich uns ganzen Bildung anheften wollten, die aber d immer noch zu untreffend und dem hohen G genstande selbst welchen unser Geist umfassen nicht entsprechend sind. Es thut uns z. B. l wenn wir S. 299 lesen »Die alten Prophe hatten allerdings auf den thätigen Gottesdie hingewiesen, aber doch nur als auf werkthät Bezeugungen der Wahrheit des äusserlichen kenntnisses welche die Juden damals »den Gl ben« nannten«. Abgesehen von dem hier un senden Namen der Juden, würde es in der T schlimm genug mit dem ganzen Alten Te mente stehen wenn dies wirklich sich so v hielte. Aber man braucht nur dieser Prophe Worte ganz genau zu verstehen um sich überzeugen wie sehr ihnen mit einer solc Vorstellung Unrecht geschieht. So müssen a die letzten Spuren der viel zu geringen Acht vor dem Alten Testamente schwinden wel sich früher unter uns festsetzen wollte, und i

muss sich gewöhnen den Unterschied beider Testamente ganz anderswo zu suchen als in solchen Dingen.

Kommt nun bei der geschichtlichen Betrachtung des Lebens Christus' selbst zunächst alles auf die richtige Erkenntniss der vier Evangelien an, so besitzt Bunsen schon seiner allgemeinen philologischen Bildung nach grosse Vorzüge vor den Leuten der Baur'schen Schule welche auch deswegen alles so grundverkehrt betrachten und beurtheilen weil es ihnen an aller philologischen Gewissenhaftigkeit und Kunst fehlt. Bunsen ist nach dieser Seite hin viel zu gebildet als dass er hinsichtlich des Johannesevangeliums in die grobe Verkennung und fortwährende arge Missachtung ja Verdrehung und Missanwendung verfallen sollte an welche der Tübingsche Baur die christliche Welt gewöhnen wollte. Er findet ganz richtig dass dieses Evangelium in aller Unscheinbarkeit und Bescheidenheit nur die wichtigste Ergänzung und theilweise Berichtigung der drei früheren giebt, eine solche auch geben wollte und seinem Kerne nach noch weit strenger geschichtlich angelegt ist als jene; und er findet ebenso richtig dass nur dieser Apostel Johannes es geschrieben haben kann. Aehnlich erkennt Bunsen vollkommen treffend dass unter den drei früheren Evangelien keines für die reine Geschichte so werthvoll ist als das des Marcus; der andere Eckstein dieser ganzen Quellenforschung worin er sich von allen den Anhängern der Baur'schen Schule völlig trennt. Allein wie in diesem Werke alles unvollendet geblieben ist, so trifft man auch in Beziehung auf die Quellen der Evangelischen Geschichte hier vieles Unsichere und selbst Irrthümliche. Eine grosse Mühe verwendet Bunsen vorzüglich

darauf die rechte Zeitfolge und Zeiteinreihung aller der einzelnen Stücke Evangelischer Erinnerung herzustellen welche die vier Schriften enthalten: hier sieht man am deutlichsten wie ernst es ihm ist alles nach der strengen Wirklichkeit der Geschichte herzustellen. Auch kann es kein Sachverständiger tadeln dass er dabei das Johannesevangelium als den festen sichern Rahmen zu Grunde legt. Allein alles dies bleibt schon deswegen bei ihm zu unvollkommen weil er die Quellen der drei ersten Evangelien doch nicht hinreichend bis zu ihren wirklichen vielerlei lebendigen Quellorten hin verfolgt. Und wie weit noch immer auch die das Evangelische Schriftthum zu gering schätzende Ansicht welche früher herrschend war bei ihm einen Einfluss übte, sieht man vorzüglich darin dass er diese drei Evangelien doch sämmtlich erst nach der Zerstörung Jerusalem's entstehen lässt, ohne zu unterscheiden ob nicht das des Marcus u. Matthäus sogar in der Gestalt in welcher sie endlich verewigt wurden doch schon vor ihr veröffentlicht sind und ohne näher zu untersuchen in welcher Zeit die wichtigsten Quellenschriften aus denen sie hervorgingen wirklich geschrieben wurden. Dass er in kurzer Rede das vierte Evangelium allein das Apostolische, die drei andern oft die Katechetischen und ihre Verf. Katecheten nennt, kann man so überraschend für viele der letztere Ausdruck sein mag, nicht so sehr missbilligen: die Bezeichnung der drei früheren Evangelien als katechetischer ist wenigstens ebenso gut wie die Sitte sie die Synoptischen zu nennen, eine Sitte welche in unsern Zeiten ganz allein herrschend werden wollte jetzt aber ohne allen Nachtheil vielmehr zum Vortheile der gu-

ten Erkenntniss der Sache schon wieder im Verschwinden begriffen ist.

Blicken wir sodann auf das Gesamtbild jenes in aller Weltgeschichte einzig bedeutsamen Lebens wie es sich unter der Hand eines solchen Forschers und Neubildners aus den mühsam zusammengeholten und zusammengereihten tausend Bruchstückchen der einstigen wirklichen Geschichte gestaltet, so versteht sich von selbst dass ein Mann wie Bunsen die sogenannte mythische Ansicht von diesem Leben welche der Ludwigsburgische Strauss aufgebracht hat und in neuester Zeit wiederum mit neuer wie verzweifelter Anstrengung aller Art dem Deutschen Volke als sein bestes Lebenswasser eingeben will, von vorne an bis zum Ende völlig verwirft. Und wirklich ist es einer der schwersten Flecken der neuesten Deutschen Geschichte dass eine Ansicht welche von vorne an auf lauter nebelhaften Vorstellungen auf Unkenntniss der wahren Geschichte und Missverständniss ja Verdrehung der Evangelien und der ganzen Bibel und auf absichtlicher Vermischung der wahren Religion und des Heidenthumes beruhet, noch immer zu einem solchen die Augen blendenden unreinen Lichte werden und zur allgemeinen Verwirrung und Erschlaffung so mächtig beitragen darf. Ein Geistlicher der früher der sogenannten frommen Richtung folgen wollte, hat neustens ein dickes Buch veröffentlicht worin er »für Strauss und doch gegen Strauss« reden und den Mythos gar für das christlich »Positive« verwerthen will; als ob etwas was von vorne an rein heidnisch war und in die Geschichte der wahren Religion nur wie die verfinsternde Nacht in das helle Licht einspielt, gegen allen Sinn der Bibel und namentlich des NTs etwas

Christliches werden könnte, und als ob man nicht wüsste welcher trüben Quelle das ganze heutige Reden von einem Mythos des Evangeliums fließt! Allein dieser Geistliche welcher wie so viele andere seiner Art heute eher zum Reden über alles als zum ruhigen Bedenken ernster Dinge neigt, offenbart sich schon dadurch hinreichend dass er als einen andern ebenso wichtigen Satz hinstellt der Ursprung und die Abkunft des Johannesevangeliums sei völlig räthselhaft und werde das immer bleiben: als ob er dies Räthsel auch nur zu lösen sich wirklich bemühet hätte und nicht damit nur etwas so obenhin sagte was denen die zuvor nur erst alles unsicher zu machen für die beste Weisheit halten auch schon in dieser seiner halben Fassung am besten gefällt; denn diese begreifen klug genug wie sie das weiter verwerthen können. Bunsen ist weise und ist zugleich kühn genug um bei allem was in den Evangelien erzählt wird vor allem zu fragen wie es zu der Geschichte im strengeren Sinne dieses Wortes stehe: allein er ist auch gewissenhaft genug den festen Grund ächter Geschichte nicht zu läugnen wie er sich hier weit und breit und, sobald wir nur uns nicht selbst verblenden, auch für uns noch vollkommen hinreichend erkennbar unsern Augen aufthut. Er kann also hier wohl hie und da irren, nie aber so gänzlich alle Wahrheit verlieren und die Beute der schlimmsten Täuschungen werden wie die Liebhaber des Mythos mitten in der höchsten und reinsten Geschichte, welche zuletzt nichts verstehen und nichts betreiben als die geschichtliche Wahrheit auf dem Gebiete zu verflüchtigen und (wenn sie es vermöchten) zu vernichten wo sie für alle Zeiten am strengsten

gelten muss und, wenn sie so gilt, den unermesslichsten Nutzen stiften kann.

Der Verf. wirft nun S. 346 den »bisher versuchten Darstellungen des »Lebens Jesu« vor dass sie es an jedem innern Zusammenhange ermangeln lassen« und »in diesem weltgeschichtlichen Leben der höchsten sittlichen Persönlichkeit nirgends eine Entwicklung, ein Werden zeigen«. Gerade die Stelle aber wo er dies behauptet, muss einer sehr alten Aufzeichnung entlehnt sein: sonst würde sie etwas Unrichtiges und zugleich Unbilliges behaupten, was Bunsen's Absicht nicht gewesen sein kann; wir ersehen aber auch aus anderen Stellen dass er in seinen späteren Aufzeichnungen wirklich anders urtheilte. Man muss es allerdings bedauern dass Bunsen nicht von der Stufe der Wissenschaft aus welche in seinen letzten Lebensjahren bereits erreicht war das Lieblingswerk seines Lebens (denn so lässt es sich bezeichnen) wie aus einem Gusse vollenden konnte: er wünschte es so, wie wir von ihm selbst mündlich hörten, allein dieses Glück wurde ihm nicht mehr zu Theil. Zwar dass er den fast wahnsinnigen Lärm nicht mehr erlebte welchen die drei jüngsten heute vielgenannten Bücher über dies Leben in unsern letzten Tagen theils durch ihre eigne theils durch fremde Schuld erregten, darüber kann man ihn selig preisen, und für die Wissenschaft hätte er ausserdem aus ihnen nicht das Mindeste lernen können. Wir haben über jede dieser drei Schriften sogleich bei ihrem Erscheinen in den Gel. Anz. geurtheilt: man wird daraus begreifen mit welchem Rechte wir behaupten dieses erst jetzt gedruckte Werk Bunsen's habe dadurch dass er von jenen noch nichts wissen konnte nicht das Mindeste verloren. Allein eine

genaue Vergleichung dessen was die Wissenschaft schon während der letzten Lebensjahre Bunsen's gewonnen hatte mit den grossartigen Bruchstücken seines erst jetzt erscheinenden Werkes wäre in der Vorrede zu diesem jetzigen Drucke sehr am Orte gewesen, und hätte wohl ausgeführt gerade an dieser Stelle heute sehr nützlich sein können. Wir bedauern dass der Herausgeber sich darauf nicht eingelassen hat: wenigstens kann was er hier darüber sagt nicht genügen.

Wenn der Herausgeber dagegen S. XIV meint die Ausgänge des Lebens Christus' würden, wie auch dies Bunsensche Werk zeige, ein ewiges heiliges Räthsel bleiben und hier sei nichts als ein Wissen um die Unmöglichkeit des Wissens übrig, so entfernt er sich damit doch sehr von Bunsen's Sinne. Denn dass dieser auch die Ausgänge jenes Lebens für einen Gegenstand geschichtlicher Erforschung ansah, zeigt sich am Ende seines Werkes stark genug. Freilich scheint er uns gerade hier sich sehr geirrt zu haben. Er meint Christus sei nach der Herabnahme vom Kreuze nur in einem Zustande völliger Bewusstlosigkeit gewesen, habe aber nachher noch sinnlich mit den Menschen geredet und verhandelt; und er möchte sogar aus gewissen Andeutungen des Johannesevangeliums schliessen er sei auf kurze Zeit bis zu seinem wirklichen Tode noch unter die Heiden Phönikien zu gegangen. Wir halten alle diese Vermuthungen für völlig grundlos, meinen auch nicht dass sie im Johannesevangelium irgend einen Anhalt haben. Bunsen begegnet sich indessen in solchen Vermuthungen so wie auch sonst in Vielem mit Schleiermacher, wie man aus dessen jetzt herausgegebenen und in den Gel. Anz. 1864 S. 1601 ff.

zeigten Vorlesungen ansehen kann. Man
das Sinnliche schärfer als Bunsen hier thut
Allem mit ihm Unvereinbaren unterscheiden
auch hier nicht das Mindeste auf reine Ver-
gung gründen. Allein so völlig wir hier
und Schleiermacher's Vermuthungen miss-
en müssen, so zeigen beide doch durch ihr
iel dass die geschichtliche Forschung hier
berall so weit gehen soll als bestimmte
n sie führen, nicht aber vor irgend etwas
altem wie vor einem blossen Räthsel ver-
und blind stille stehen kann. Ja die Ver-
tung dazu wächst je wichtiger und heiliger
esondere Geschichte selbst ist: welche wäre
ber mehr als diese? Auch sehen wir ja
an dem Beispiele so bedeutender Männer
Schleiermacher und Bunsen selbst dass nur
ei irrthümliche Vorstellungen entstehen so
die dennoch unhemmbare Erforschung des
ich Geschehenen das Richtige nicht trifft
man das Räthsel ein Räthsel bleiben lässt.
uch ein jetzt in dies grosse Werk verar-
tes kürzeres »Lebensbild« von Christus' ent-
Bunsen nach S. VII noch im April 1859
annes, und schrieb vorne darauf »Die Kri-
ibt mehr Christenthum, nicht weniger«.
gewiss, wenn man unter dem jetzt längst
ndfach missbrauchten Namen »Kritik« nur
versteht was er hier meint und was das ge-
Gegentheil der sogenannten Tübingischen
k ist, so traf er mit jenem Ausspruche das
tuge, und sprach damit nur aus was unsere
ige bessere Wissenschaft längst bewährt hat.
e denn auch das hier gedruckte Werk sei-
Beitrag dazu geben! H. E.

Lectures on the Elements of Comparative Anatomy. By Thomas Henry Huxley, F. R. S., Professor of Natural History, Royal School of Mines and Professor of Comparative Anatomy and Physiology to the Royal College of Surgeons of England. On the Classification of Animals and on the Vertebrate Skull. London, J. Churchill et Sons 1864. XI u. 303 Seiten Octav, mit 111 Holzschnitten.

Der Verfasser hat in diesem schön ausgestatteten Bande eine Reihe von Vorträgen vereinigt, welche er als Hinterscher Professor der Vergleichenden Anatomie und Physiologie im Jahre 1863 in dem Royal College of Surgeons in London, dessen berühmte Sammlung ihm das Material dazu lieferte, hielt und die, wenn auch in einer theilweis andern Anordnung, bereits vor zwei Jahren in den Medical Times and Gazette veröffentlicht wurden. Wenn diese Vorlesungen auch an dem letzteren Orte vielfach Beachtung fanden und von dem naturwissenschaftlichen Sinn der englischen Aerzte, wie er seit Langem traditionell geworden ist, ein sprechendes Zeugniß ablegen, so verlieren sie sich doch dort, in mehreren Quartbänden zerstreut, unter rein medicinischen Abhandlungen und Anzeigen und werden auf ihr eigentliches Publikum, die Zoologen, erst in dieser neuen Form in wohlverdienter Weise wirken können. Es wird deshalb auch gerechtfertigt erscheinen, wenn wir jetzt dieses Werk in diesen Blättern zur Sprache bringen.

Huxley handelt in seinem Buche von zwei verschiedenen Gegenständen, von der Classification der Thiere (p. 1—112) und von dem Bau des Schädels der Wirbelthiere (p. 113—303),

von denen wir den ersteren hier nur kurz berühren und uns beschränken die vielfach von unsern abweichenden Anordnungen des Verfassers im Thiersysteme einfach anzuführen.

Aehnlich wie Cuvier und K. E. von Baer und ihre Nachfolger zerlegt auch Huxley das Thierreich in eine kleine Anzahl von Unterreichen, begrenzt dieselben jedoch in einer in vielen Fällen von dem gewohnten Gange ganz verschiedenen Weise. Huxley nimmt acht solcher Unterreiche an; zu den Vertebrata rechnet er wie überall die V. abbranchiata (Mammalia, Aves, Reptilia) und V. branchiata (Amphibia, Pisces) und vereinigt in dem zweiten Annulosa, was Vielen angenehm sein wird, die Arthropoden (Insecta, Myriapoda, Arachnida, Crustacea) mit den Anneliden (Sipunculiden, Egel, Borstenwürmer) und rechnet in überraschender Art zu seinem dritten Unterreiche Annuloida die Scolecida (Rotifera, Turbellaria, Trematoda, Taeniadae, Nematoda, Acanthocephala, Gordiacea) nebst den Echinodermata (Holothuridea, Echinidea, Asteridea, Ophiuridea, Crinoidea). Zu dem vierten Unterreiche Mollusca stellt er die Odontophora (Cephalopoda, Pteropoda, Pulmogastropoda, Branchiogastropoda) und die Lamellibranchiata, zu dem fünften Molluscoida die Ascidoida, Brachiopoda, zu dem sechsten Coelenterata die Actinozoa (unsere Anthozoa und Ctenophora) und Hydrozoa. Das siebte Unterreich Infusoria scheint dem Verfasser selbst von noch nicht sicherer Begründung, im achten endlich den Protozoa begegnen wir den Spongida, Rhizopoda und Gregarinida.

Es erscheint uns hier am Auffallendsten die Auflösung unseres *allerdings* durch positive

Kennzeichen schwer zu umgrenzenden Typus Vermes in zwei Theile von denen der eine gestützt auf die Körpergliederung und das Nervensystem mit den Arthropoden, der andere besonders nach dem sogenannten Wassergefäßssysteme mit den Echinodermen vereinigt wird, bei denen ein anderer englischer Zoolog Bastian nach dem ähnlichen Merkmal sogar eine nahe Verwandtschaft mit den Nematoden zu finden glaubt.

Die Eintheilung der Classe Mammalia in ihre Ordnungen behandelt Huxley in einem besonderen Abschnitte genauer. Zunächst bekämpft er hier die neuerdings besonders von Owen ausgeführte Eintheilung nach dem Gehirn und führt nach eigenen und Flower's*) Untersuchungen an, wie Owen's Abtheilung *Lycencephala* (welche die aplacentaren Säugethiere umfasst) gar nicht den dafür als bezeichnend aufgestellten Charakter, das Fehlen des *Corpus callosum* im Gehirn, also grosse Annäherung an die Vögel u. s. w., zeigt, sondern dass auch dort ein deutliches, wenn auch weniger ausgebildetes *Corpus callosum* vorhanden ist. Ferner leugnet Huxley mit Recht einen wesentlichen Unterschied zwischen den Hirnen von Owen's *Archencephala* (Mensch) und *Gyrencephala* und macht auf Uebergänge aufmerksam zwischen den Hirnen der letzteren und Owen's vierter Abtheilung *Lissancephala*.

Huxley selbst theilt die Säugethiere Blainville zunächst in drei Reihen *Ornithodelphia*, *Didelphia* und *Monodelphia* und theilt bei den letzteren den sogenannten *Placentalen* Säugethiern mit Entschiedenheit für eine

*) Flower in den *Proceedings of the Royal Society of London*. XIV. 1865.

tere Eintheilung nach der Beschaffenheit der Placenta ein. Mit Recht nimmt der Verf. die erste Andeutung dieser Eintheilung für K. E. von Baer, auf den die deutsche Wissenschaft stets stolz sein wird, in Anspruch, der in seiner Gratulationsschrift an Sömmerring »Untersuchungen über die Gefäßverbindung zwischen Mutter und Frucht« (Leipzig 1828 fol.) die Eihäute unserer verschiedenen Säugethiere beschreibt und dieselben danach in zwei Abtheilungen mit wieder je zwei Unterabtheilungen bringen lehrt. In England führte diese Placentareintheilung Everh. Home (Comp. Anat. III) und in Frankreich Milne Edwards (Ann. Sc. nat. 1844) in viel umfassenderer Weise aus; Eschricht in seinem so werthvollen Reformati-
 onsprogramm (1837), E. H. Weber (Anatomie IV) u. A. lieferten wichtige Beiträge, aber wegen mancher Ausnahmen, die sich danach von sonst feststehenden Verhältnissen ergaben, fand sie keinen allgemeinen Eingang und es folgte ihr z. B. bei uns in eingehenderer Weise nur C. Vogt.

Wie Baer nimmt auch Huxley zunächst zwei wesentlich verschiedene Placenten an, solche die mit Betheidigung einer Decidua gebildet werden, wo die mütterliche und fötale Placenta fest an einanderhängen und bei der Trennung daher Blutung eintritt und zweitens solche bei denen eine Decidua (welche dann überhaupt gar nicht auftritt) keinen Antheil hat und in denen dann die mütterliche und fötale Placenta gegenseitig bloss zapfenartig in einander dringen und bei der Geburt sich ohne Bluterguss trennen. In der ersten Abtheilung mit Placenta deciduata s. caduca s. cohaerenta finden wir zweierlei Formen derselben, nämlich die scheibenförmige und die gürtelförmige Placenta, de-

ren erstere bei den Ordnungen Bimana, Quadrumana, Chiroptera, Insectivora, Rodentia, deren letztere bei den Carnivora, Proboscidea, Hyracea vorhanden ist, während die zweite Abtheilung mit Placenta non deciduata, non caduca, adhaerenta nur in wesentlich einer Form, dem sogenannten Chorion diffusum, auftritt und die Ordnungen Pachydermata (Artiodactyla, Perissodactyla), Cetacea, Edentata und wahrscheinlich Sirenida umfasst. — Man hält sonst den Elephanten und den Klippschaf (Hyrax) mit solcher Entschiedenheit für Dickhäuter, dass man sich scheute sie wegen der Placenta von ihnen zu entfernen: Huxley stellt diese vereinzelter Formen nun als eigene Ordnungen in die erste Abtheilung der Placentarsäugethiere, in die Verwandtschaft der Nagethiere und Fleischfresser.

In dem zweiten Theile seines Werkes untersucht Huxley den Bau des Schädels der Wirbelthiere, mehr nach der Deutung und den allgemeinen Verhältnissen, als nach der Mannigfaltigkeit der Formen der einzeln ihn zusammensetzenden Knochen. Zuerst beschreibt er den Bau und die wesentlichsten Punkte der Entwicklung des menschlichen Schädels und prüft dann gleichsam den allgemeinen Werth der dabei gewonnenen Resultate, indem er den Schädel des Hechts nach Bau und Entwicklung damit vergleicht. Dann stellt er nach denselben, nun gerechtfertigt erscheinenden, Grundsätzen den Bau der Schädel der übrigen Fische, der Amphibien, Reptilien, Vögel und Säugethiere nach ihren hauptsächlichsten Verschiedenheiten dar und erläutert zuletzt die sogenannte Schädeltheorie.

Bei der Entwicklung des menschlichen Schä-

dels schildert Huxley genauer die Entstehung des knöchernen Keilbeins. Sowohl das s. g. grosse wie das kleine Keilbein verknöchert durch paarig auftretende Knochenkerne, im Körper des ersteren (Basisphenoid) verschmelzen diese Kerne aber sehr früh zu einem unpaaren Knochenstück, während im Körper des kleinen Keilbeins (Persphenoid) dieselben lange getrennt bleiben. Im grossen Keilbein haben ferner die Lingulae sphenoidales eigne Knochenkerne, welche im kleinen Keilbein nicht repräsentirt sind, die Flügel des letzteren aber (Orbitosphenoid) entstehen wie die des grossen Keilbeins (Alisphenoid) aus je einem grossen Knochenkern. — Wichtig und fruchtbringend ist des Verfs Darstellung von der Entwicklung des Schläfenbeins, wo er mit Recht auf die kleine äusserst klare Abhandlung von Kerckring (Osteogenia Foetuum 1670. 4^o), auf Cassebohm und Meckel zurückgeht. Ausser dem Knochenkern für die Squama temporum und das Os tympanicum findet man im Schläfenbein, wie es Huxley nach Kerckring bestätigt, noch drei Knochenkerne von denen einer (Os opisthoticum) die Fenestra rotunda umgiebt, zu der Fenestra ovalis beiträgt und den Haupttheil der Schnecke einschliesst, so dass er wesentlich das an der Schädelbasis sichtbare Stück des s. g. Felsenbeins bildet, ein anderer (Os prooticum) aussen den oberen verticalen Canalis semicircularis umschliesst, bald den hinteren verticalen halbcirkelförmigen Canal umwächst und mit das Tegmen tympani darstellt, während der dritte (Os epioticum) den hinteren halbcirkelförmigen Canal bedeckt und der hintere Theil des Schläfenbeins überhaupt aus ihm hervorgeht. Dieser dritte Knochen (Os epioticum) entspricht also fast der

pars mastoidea, wogegen die beiden ersteren (Os opisthoticum und prooticum) zu der pars petrosa früh verschmolzen. — Bei der Entwicklung der Kiemenbogen führt Huxley an, dass der erste unter und vor der Gehörkapsel, der zweite hinter derselben in den knorpeligen Schädel übergeht und neigt sich zu der Ansicht, dass der Steigbügel aus dem zweiten Kiemenbogen, wie der Proc. styloideus und das Zungenbein hervorgeht, während wie bekannt der Ambos und Hammer, mit dem Meckelschen Fortsatz in dem ersten Kiemenbogen gebildet werden.

Bei der Darstellung des Baues des Hechtscädels kommt die bekannte Persistenz des Primordialschädels bedeutend zu Hülfe. Während das Hinterhauptsbein in der Deutung keine Schwierigkeit bereitet, sieht Huxley in einem kleinen Knochen vor der Fossa pituitaria das Basisphenoid und in den kleinen Knochen, die sich seitlich daran setzen die unbedeutenden Alisphenoid, während er mit Recht den langen an der Schädelbasis gelegenen Knochen, der vom Vomer bis weit auf das Occipitale hinreicht nicht mit dem Keilbeinkörper, wie gewöhnlich, identificirt, sondern ihn als einer besonderen Deckknochen, Parasphenoid, ansieht. Von dem Schläfenbeine finden wir die Squamae temporum hinten an der Ecke des Schädels das Prooticum stark entwickelt vor dem seitlichen Hinterhauptsbein (Exoccipitale) an den Seiten der Schädelkapsel, das Epioticum (= Occipitale externum Cuv.) hinten auf dem Prooticum in denselben Verhältnissen zu den bogenförmigen Canälen wie beim Menschen das Opisthoticum, beim Hecht wenig oder nicht entwickelt, bei vielen Fischen aber *sonders* den Gadinen, sehr ausgebildet zwi

dem Exoccipitale und Prooticum (= petrosum Cuv., os innominatum). Auch den letzten noch übrigen Theil des Schläfenbeins, das Os tympanicum, können wir in dem grossen Praeoperculum nach Huxley mit einiger Wahrscheinlichkeit ausgebildet sehen.

In Bezug auf den Kieferstiel und den Gaumenbogen wiederholt der Verf. die schon in seiner wichtigen Abhandlung »On the Theory of the Vertebrale Skull« (Proceed. Roy. Soc. 1858) ausgesprochenen Ansichten *) und nennt den obersten Knochen des Kieferstiels, der sowohl das Unterkiefer-, wie das Zungenbeinsystem trägt, Os hyomandibulare, den darauf folgenden mit Cuvier Os symplecticum und den unteren Os quadratum. Mit Recht fasst er das Os articulare des Unterkiefers als das Analogon des Malleus, das Os quadratum als dasjenige des Incus auf und vergleicht die Opercularknochen, mit Ausnahme des als Tympanicum gedeuteten Praeoperculum, dem äusseren Ohr (Concha) des Menschen. Im Gaumenbogen wird der vordere Knochen als Palatinum gedeutet, die hinteren sich in den Kieferstiel einschiebenden als Ecto-, Ento- und Metapterygoideum beschrieben.

Sehr lehrreich sind die frühen Stadien des Schädels vom Stichling, welche Huxley kennen lehrt, wo im Kiefersystem das Os hyomandibulare, Os symplecticum und der Unterkiefer deutlich sind, der ganze Gaumenbogen aber mit dem Os quadratum noch eine unzerlegte Masse darstellt.

Weiter beschreibt der Verf. der Reihe nach

*) Vgl. auch Huxley Quart. Jour. Microscop. Scienc. VII. 1859.

die Hauptverschiedenheiten, welche bei den Fischschädeln zu Tage treten: 1. den membranösen Schädel (bei *Amphioxus*, dem man besser gar keinen dem Schädel der übrigen Wirbelthiere entsprechenden Schädel und Gehirn zuschreibt), 2. den knorpeligen Schädel und zwar **a** ohne Kiefer (*Cyclostomen*), **b** mit Kiefer und festem Kieferstiel (*Chimaeren*), **c** mit Kiefer und beweglichem Kieferstiel (*Selachii*), 3. den knorpeligen Schädel mit einigen Deckknochen (*Ganoiden*), 4. den knorpeligen Schädel mit einigen Knorpelknochen (*Lepidosiren*), 5. den knöchernen Schädel (*Teleostei*).

Indem ich auf die vielen wichtigen dabei zur Sprache kommenden Punkte hier nicht näher eingehen kann, bemerke ich nur dass Huxley bei den *Plagiostomenschädeln* jene von Cuvier als *Maxilla* und *Permaxilla* gedeuteten Stücke, mit Joh. Müller als Lippenknorpel ansieht, dagegen in dem dann als Oberkiefer erscheinenden Knorpel mit Recht jene von den Embryonen her bekannte, dem Gaumenbogen mit dem Quadratbein entsprechende Abtheilung und dem zufolge in dem gewöhnlich *Os quadratum* genannten Stücke das *Os hyomandibulare* mit *Os symplecticum* erblickt.

Im Schädel der Amphibien deutet Huxley mit Recht das sonst sogenannte Keilbein als das von den Fischen her bekannte *Parasphenoid*, den gewöhnlich *Petrosum* genannten Knochen als *Prooticum* und das so vielfach discutirte *Os en ceinture* Cuvier's als vereinigt *Ethmoidale*, *Perfrontale* und *Orbitosphenoidale*. In dem sonst *Os quadratum* genannten Knochen will er ein Analogon des *Praeoperculum* der Fische sehen, obwohl er dasselbe hier nicht wie dort mit dem *Os tympanicum* identificirt.

Bei den drei oberen Wirbelthierklassen fehlt ein Parasphenoid und in den Deutungen der Knochen schliesst sich Huxley in fast allen Punkten den bei uns verbreiteten Vorstellungen an und besteht nur mehr auf der oben beim menschlichen Schädel erläuterten Zusammensetzung des Schläfenbeins aus fünf Stücken, von denen bei Reptilien und Vögeln jedoch das Epiocticum sehr früh mit der Squama occipitalis (Supraoccipitale) verschmilzt. Die Columella der Saurier sieht der Verf. mit Recht als einen zum Flügelbein absteigenden Ast des Parietale an und findet Reste des Persphenoids und Orbitosphenoids in den Verknöcherungen des Interorbitalknorpels.

Um bei den so mannigfaltigen Säugethierschädeln desto leichter gewisse Verschiedenheiten angeben zu können, nimmt Huxley auf dem Medianschnitt derselben einige Linien an: so die Linea basi-craniale (vom hinteren Rande des Basioccipitale zu dem obersten Punkte der Verbindung des Persphenoidale mit dem Ethmoidale) und die Linea basi-faciale (von der Spitze der Permaxilla zu der Verbindung des Vomer mit dem Ethmoidale) und nennt den Winkel zwischen diesen beiden Linien den *Angulus cranio-facialis*. Ferner bestimmt er eine Occipital-, Olfactorial- und Tentorialebene und die entsprechenden Winkel mit der Linea basi-craniale, weiter die Cerebrallänge, welche er mit der Länge jener Linie vergleicht. Die wesentlichen Modifikationen des Säugethierschädels werden dann am Bieber, Echidna, Elephanten, Kalbe, Seehunde, Dugong, Wallfisch, Cachelot, Delphin beschrieben und abgebildet.

In seiner letzten Vorlesung erläutert Huxley die »Schädeltheorie«, nach der man im

Schädel eine ähnliche Gliederung und Zusammensetzung wie in der Wirbelsäule annimmt. Bekanntlich kam Oken 1806 auf einer Harzreise, wo er einen theilweis zerfallenen Rehschädel fand, auf diese für die Entwicklung der vergleichenden Anatomie des Schädels so fruchtbringende Idee und führte sie in seinem berühmten Antrittsprogramm in Jena (1807), dem Huxley hier den ersten Abschnitt untersetzt, in bündiger Weise aus, und schon 1817 wurde bei Goethe auf dem Judenkirchhof in Venedig derselbe Gedanke rege, obwohl er erst dreissig Jahre später veröffentlicht. Recht sieht Huxley in der Entwicklungsschichte einen Prüfstein dieser Theorie und findet in Rathke's leider so seltenem »Vier Bericht« 1839 und in Remak's Angaben, dass am Schädel des Embryos die Urwirbel fehlen den Beweis, dass im Schädel nicht der Fundament der Wirbelsäule wiederzuerkennen sei. Schädel und Wirbelsäule ist zuerst eine Rille, dann ein Canal, aber von nun an geht die Entwicklung beider aus einander und im Knorpel des Schädels unterscheidet man nie eine ähnliche Gliederung wie in der der Wirbelsäule. — Allerdings scheint es klar, dass die Wirbeltheorie des Schädels sehr übertrieben ist und dass eigentliche Wirbelanaloge nur soweit als die Chorda dorsalis reicht (also bis zur Sella turcica) betrachtet werden dürfen und dass die rippenartigen Anhänge des Schädels noch völlig zweifelhaft geblieben sind. —

Huxley's Werk enthält eine solche Fülle eigener Untersuchungen und Ansichten und eine solche völlige Beherrschung der in diesem Gebiete allerdings unabweisbaren deutschen Literatur, dass es weithin anregend wirken muss.

und die in der Vorrede versprochene Fortsetzung »On Man and other Primates« ungeduldig erwarten lässt. Keferstein.

Σιμπλικίου εις τα Αριστοτελους περι Ουρανου υπομνημα. Simplicii commentarius in IV libros Aristotelis de caelo ex recensione Sim. Karstenii mandato regiae academiae disciplinarum nederlandicae editus. Traiecti ad Rhenum apud Kemink et filium. MDCCCLXV. VIII u. 323 SS. in 4.

Wie wichtig der Kommentar des Kilikiers Simplicius, der nach Justinians Verordnung im J. 529 mit den andern Philosophen Athen verlassen musste, zu den vier Büchern des Aristoteles über den Himmel für die Geschichte der Philosophie sei, ist bekannt. Brandis aber giebt im 4. Bd. des berliner Aristoteles p. 468—518 nur Auszüge, die allerdings das Bedeutendere, was der Kommentar enthält, bieten, aber über die Abweichungen der benutzten MSS. nichts mittheilen und, wie alle Auszüge, nicht selten ein Verlangen nach dem, was dem ausgezogenen Stücke vorangeht oder folgt, erwecken. Ein höchst verdienstliches Unternehmen war es daher, als das Königliche Institut der Niederlande im J. 1838 eine neue Ausgabe der sämmtlichen Kommentare des Simplicius zu veranstalten beschloss. Cobet erhielt den Auftrag die HSS. derselben zu vergleichen oder abzuschreiben. Er kehrte 1845 mit reicher Ausbeute zurück und 1851 begann der Druck des vorliegenden Kommentars. Aber Cobet liess, nachdem der erste Bogen gedruckt war, die Sache liegen und erst 1857 übernahm es Simon Karsten, der das ganze Unternehmen zuerst beantragt hatte, die Herausgabe fortzusetzen. Er hatte noch die Prolegomena auszuarbeiten, als er Anfang Mai 1864 starb. Und so erscheint jetzt der Text ohne irgend eine Anmer-

kung, ohne Register, ohne eine Angabe über die Grundsätze, die bei der kritischen Behandlung des Textes befolgt sind. Nur sagt ein kurzes Vorwort von Herrn Prof. Boot in Amsterdam, dass der Anfang p. 3 — 44 a 39 nach einer Abschrift des turiner MS., das Folgende bis zu Ende des 2. Buchs (p. 246) nach einer des Codex paris. 1910, der Kommentar zum 3. und 4. B. (p. 247—323) nach einer des Cod. par. 1903, dem Brandis hauptsächlich gefolgt ist, abgedruckt sei. Da alle drei Abschriften von Cobet gemacht sind, so bürgt dies für vollständige Treue und Richtigkeit derselben. Sie sind aber nicht einfach abgedruckt, sondern Karsten hat *vitia plurima codicum* (praef. p. VIII) verbessert. Was also in den abgedruckten HSS. stehe, was nach den von Brandis und Andern (Peyron, Gaisford) benutzten, was nach der Uebersetzung von Moerbeke, was aus Vermuthung geändert sei, wissen wir nicht. Daher ist die Ausgabe namentlich für die vielen kostbaren Bruchstücke des Empedokles ohne Gewinn: eher gefährlich, wenn jemand annähme, dass, was sie bietet, wirklich handschriftlich sei. So steht in den Versen 169 ff. (Stein) hier p. 236 f.: *τοῦ λόγου λόγον ἐξοχειεύων κείνον*, 173 *ἐνθ' ἦδη*, 174 *ἐθελυμνά* —, dann v. 212 *εἶδη τε χροαί τε γενοίαιτο*, 213 *τόσσ' ὕσα*, 216 *εἶδεα ποιπνύονσα*. Ebenso weichen die Worte des Simplicius selbst in dieser Stelle mehrfach von dem Texte bei Brandis (p. 506 f.) ab. — Sollte nicht also doch die K. niederländische Akademie der Wissenschaften durch einen jüngeren Gelehrten eine kurze *Adnotatio critica*, die Nachweisung der von Simplicius angeführten Stellen, und ein Register derselben auf ein paar Bogen nachliefern zu lassen bewogen werden können?

H. S.

Berichtigung.

S. 196 Z. 4 von unten lese man 1758 statt 1789.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

9. Stück.

28. Februar 1866.

Monumenta Germaniae historica inde ab anno Christi quingentesimo usque ad annum millesimum et quingentesimum, auspiciis Societatis aperiundis fontibus rerum Germanicarum medii aevi edidit Georgius Henricus Pertz, serenissimo Borussiae regi a consiliis regiminis intimis, bibliothecae regiae praefectus. **Scriptorum Tomus XVIII.** Hannoverae impensis bibliopolii aulici Hahniani 1865. XXXVI und 772 Seiten in Folio nebst zwei Schrifttafeln.

Der jetzt vollendete neunzehnte Band der **Scriptores** schliesst sich dem im 6ten Stücke dieser Blätter vom Jahre 1864 angezeigten achtzehnten an. Er bringt zuerst die zweite Hälfte der in Italien verfassten Annalen des 12. bis 14. Jahrhunderts, mit den Geschichtschreibern des östlichen Oberitaliens, Toscanas, des Kirchenstaats und der beiden Sicilien, denen einige neulich von mir aufgefundene ältere Werke aus Spanien, England und Schottland beigelegt sind. Der Band schliesst mit den Annalen des

östlichen Deutschlands, Ungarns, Polens und der Ostseeländer.

Die Jahrbücher des Oestlichen Oberitaliens.

Sie beginnen mit I—III. den *Annales Veronenses* S. 1—18. Das mächtige Verona, die Hauptstadt der den deutschen Kaisern den Eingang in das nördliche Italien sichernden Mark, hat aus der Staufischen Zeit nur wenige gleichzeitige Aufzeichnungen erhalten. Die ältesten darunter *Annales Veronenses annorum* 1095—1178 gab mit den Mantuanern zugleich im Archivio storico Herr Carlo d'Arco aus einer Handschrift der Markusbibliothek zu Venedig heraus; die Handschrift gehört dem 15. Jahrhundert an, ist aus einer älteren fehlerhaft abgeschrieben, geht jedoch mit 2) den *Annales Sanctae Trinitatis Veronenses* zusammen, welche sich in einer Handschrift der Vaticanischen Palatina des 12. Jahrhunderts finden, und zuerst von Biancolini in der Geschichte der Veroneser Bischöfe 1760 herausgegeben, für unsern Zweck aber von Herrn Bibliothekar Bethmann abermals abgeschrieben sind. Sie enthalten nach Auszügen früherer Geschichtschreiber, zuletzt des Paulus Diaconus, Aufzeichnungen der Jahre 1117—1181 aus einer älteren Veroneser Handschrift, in den Jahren 1182—1199 gleichzeitige Aufzeichnungen, nebst drei verschiedenen Fortsetzungen aus den Jahren 1200 bis 1222. An diese Annalen schliesst sich 3) *Parisius de Cereta* mit Anfangs kurzen Nachrichten, er wird mit 1193 etwas ausführlicher, und giebt dann besonders vom Jahre 1230 ab bis zum Jahre 1277 ausführliche und sehr werthvolle Jahresberichte. Zu Cereta bei Verona geboren, durch eine im Jahre 1233 nach Rom unternommene

Reise mit einem weiteren Kreise bekannt geworden, giebt er über die Ereignisse in Verona, der Lombardei und dem übrigen Italien einfache und so weit es dem Augenzeugen möglich war unpartheiische Berichte, die für Ezelin und Mastin de la Scala eine wesentliche Belehrung gewähren. Er schliesst mit Mastins Ermordung. Der durch Muratori aus einer Modeneser Handschrift gegebene Text bedurfte an einigen Stellen der Verbesserung; eine gleichfalls von Muratori gegebene, durch einige Worte über Albert de la Scala mit dem Texte des Parisius verbundene Fortsetzung eines späteren Schriftstellers über die Jahre 1301—1374 war unsern Zwecken fremd. Diesen Schriften schliessen sich IV. die *Annales Mantuani* von 1183 bis 1299 S. 19—31 an, welche in der oben erwähnten Handschrift der Marcusbibliothek unmittelbar auf die Veroneser Breves folgen. Sie sind aus Handschriften, Registern und öffentlichen Verhandlungen durch einen vom Jahr 1268 ab gleichzeitigen Verfasser gesammelt; die Sprache des Codex zeigt die Annäherung an das vierzehnte Jahrhundert, vielleicht noch mehr als das verlorene Original, indessen habe ich doch mit Hülfe der mir durch die Bibliothekare der Marciana Herrn Abbate Valentinelli und Giovanni Waludo übersandten sorgfältigen Vergleichung der Handschrift mit der ersten von Herrn Carlo d'Arco herrührenden Ausgabe ungefähr dreihundert Verbesserungen des Textes ausführen können, und dessen sachliche Anmerkungen mehrmals benutzt. Diese Veroneser und Mantuaner Annalen sind von mir bearbeitet, die folgenden Paduaner hingegen von Herrn Professor Jaffé.

V. *Rolandini Patavini chronica* vom Jahre 1200 bis 1262. S. 32—147. Rolandin war wie

er selbst erzählt im Jahre 1200 zu Padua geboren, ward in Bologna gebildet, empfing im Jahre 1223 von seinem Vater, welcher als Notar zu Padua lebte, die von demselben über Ereignisse in der Mark Treviso gemachten Aufzeichnungen mit der Aufforderung dieselben zu zusetzen; er unterzog sich diesem Geschäfte, schrieb was er über frühere Vorgänge gehabt aus der Erinnerung nieder, setzte sodann die Arbeit des Vaters, gleichzeitig mit seinen eignen Erlebnissen, fort, und verband damit, was ihm schriftliches von Nachrichten über Ereignisse ausserhalb der Mark Treviso zufließte, während er selbst in Padua als Notar der Stadt lebte. Aus diesem Stoffe unternahm er in seinen sechzigsten Jahre, im Jahre 1260, eine Chronik der Mark Treviso zu bearbeiten, vollendete das Werk in zwölf Büchern und legte es im Jahre 1262 einer Versammlung seiner Collegen Professoren, Magister, Baccalaureen und Schüler freien Künste vor, welche es prüften und in einer Sitzung im St. Urbanskloster zu Padua am 13. April 1262 feierlich belobten, billigten und ausfertigten. Aus dieser auf den eignen Worten Rolandins beruhenden Darstellung geht hellt also, dass die Aufzeichnungen des Vaters und des Sohnes nicht wie Herr Jaffé meint verloren, sondern dass sie der Grundstoff des vorliegenden Werkes sind, welches eben durch seine wesentliche Beglaubigung erhält, und, in seinem Ursprunge annalistischer Natur, die ich von mir in diesem Bande bestimmte Stelle mit Recht einnimmt. Die Handschriften, welche auf uns gekommen sind, zerfallen in zwei Classen. Der ersten gehört die hier zum ersten Male benutzte, dem Rolandin gleichzeitige, welche im Jahre 1267 auf Pergament geschriebene

welche sich in der Bibliothek zu Parma befindet, und der Ausgabe zum Grunde gelegt ist. Sodann die mit ihr aus derselben Quelle geflossenen Handschriften, die Ambrosiana aus dem ersten Drittheil des 15. Jahrhunderts und Venetianische aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, nebst der Paduaner dem 14. oder 15. Jahrh. angehörigen; sie alle stammen aus einer Handschrift, in welcher hin und wieder ein oder einige Worte ausgelassen waren. Diese Lücken werden aus B, der Handschrift zu Modena, ergänzt, welche im 16. Jahrh. geschrieben ist. Dagegen flossen die bisherigen Ausgaben aus umgeänderten, vorzüglich vom elften Capitel des 11. Buchs an den Worten nach umgeänderten Handschriften: so die erste Venetianische Ausgabe des Felix Osius vom Jahre 1636 (mit welcher eine Venetianische Handschrift im Wesentlichen stimmt), die daraus abgeleitete des Grävius, und die Muratori's, welcher daneben die Modeneser und zwei Ambrosianische zu Varianten benutzte. Dahin gehört auch die Vaticanische im 5. Bande des Archivs von mir angezeigte Pergamenthandschrift des 14. Jahrhunderts. Diese Ausgabe ist daher eine wesentlich neue und bessere; der Unterschied der Handschriften erhellt schon aus den S. 41 unter dem Texte des dritten Capitels verzeichneten Abweichungen.

Dem Rolandin schliessen sich zunächst die VI. *Annales Sanctae Justinae Patavini* von 1207—1270 S. 148—193 an. Dieses wie Herr Jaffé zeigt nach dem Vorbilde Rolandins verfasste, also nicht vor dem Jahre 1262 geschriebene Werk schliesst gleich dem Rolandin in erster Abfassung mit dem Jahre 1260 und ist darin vom Verfasser des Chronicon Estense benutzt worden. Es ward aus einer jetzt verschollenen

Handschrift zuerst von Urstisius im J. 1585, darauf im J. 1636 zu Venedig herausgegeben, welcher Ausgabe Burmann und mit Zuziehung der Handschrift der Ambrosiana Muratori im 8. Bande der *Scriptores Italici* folgten. Zu unserer Ausgabe dienten ausserdem: 1) die Mailänder Handschrift des 15. Jahrhunderts welche mit 1260 schliesst; 2) die Handschrift der Pariser Arsenalbibliothek aus dem 15. Jahrhundert, welche die Vorrede nicht, dagegen einige Zusätze aus Rolandin und zum Jahre 1237 zwei, davon einen in Betreff des Benedictklosters zu Padua giebt, also wahrscheinlich aus diesem herstammt. Für die Fortsetzung durch die Jahre 1260 bis 1270 nimmt der jetzige Bearbeiter einen oder mehrere andere Verfasser an, und hat deshalb den bisher gebräuchlichen Titel der Schrift »*Monachi Patavini oder Paduani chronica*« durch einen allgemeineren ersetzt.

VII. *Annales Foroiulienses annorum 1252—1331* S. 194—222. Herausgegeben von Herrn Dr. Wilhelm Arndt. Diese für die Geschichte Friauls und der Patriarchen von Aquileja sowie der Grafen von Görz und Tyrol wichtigen Annalen sind von den Brüdern Julian und Johann, Geistlichen zu Cividale verfasst worden. Die erste Ausgabe des Werkes gab de Rubeis in dem Anhang zu den *Monumentis ecclesiae Aquileienses* S. 20—37, und S. 37—42 einen Auszug desselben aus einem alten Nekrolog des Capitulararchivs zu Cividale. Letzteren hat Hr. Bibliothekar Dr. Bethmann auf seiner für die Monumenta unternommenen Italienischen Reise wieder untersucht und mit der Ausgabe übereinstimmend gefunden. Er dient zu Herstellung der richtigen Jahresbezeichnungen, welche bei de Rubeis sehr mangelhaft sind. Dieser schöpfte aus einer Abschrift des An-

tonio Belloni, welche sich noch jetzt in der Marciana zu finden scheint, und einen Auszug der kleineren Annalen des Julian nebst einigen Bemerkungen aus den Jahren 1344 bis 1364 enthält. Die neue Ausgabe beruhet also auf 1) de Rubeis Ausgabe, 2) Muratori's Ausgabe, der eine Abschrift der Annalen und des Auszugs derselben im Capitelarchiv von Cividale erhalten hatte, und Bianchi's Schrift über die Urkunden der Geschichte Friauls im 13. Jahrhundert in dem 21. 22. 24. und 26. Bande des Archivs für Kunde Oesterreichischer Geschichtsquellen, aus welcher viele Stellen erläutert werden konnten. — Als Anhang sind die *Notae Passerini*, dessen Aufzeichnungen aus den Jahren 1343 bis 1364, gegeben.

Toscana.

VIII. *Annales Florentini* annorum 1110—1173 S. 223. 224. Von mir in einer Handschrift der Langobardischen Gesetze cod. Palatinus N. 772 des zwölften Jahrhunderts aufgefunden und abgeschrieben; von verschiedenen gleichzeitigen Händen ohne genaue Beobachtung der Zeitfolge. Beim Jahre 1147 findet sich ein Zauberspruch.

IX. *Annales Senenses* a. 1107 — 1479. S. 225—235. Wir verdanken die Hauptarbeit bei dieser Ausgabe unserm nur zu früh verewigten Freunde und Genossen in der Centraldirection der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, Herrn Stadtbibliothekar Dr. Johann Friedrich Böhmer. Er hatte bei seinem Aufenthalt in Siena im Mai 1850 aus der grossen Pergamenthandschrift der Kathedrale, jetzt der Stadtbibliothek, worin die Bemerkungen den Tagen des Kalenders beigeschrieben waren, den Text sorgfältig abgeschrieben und darauf in chronologi-

sche Ordnung gebracht, für die Ausgabe vorbereitet und entsprach zuletzt noch kurz vor seinem Ableben meinem Wunsche sie an diesem Orte aufzunehmen. Die durch den Gebrauch mehrerer Jahrhunderte an vielen Stellen unleserlich oder schwerleserlich gewordene Handschrift ist von Hubert Benvoglianti in der Italienisch geschriebenen Chronik von Siena des Andreas Dei und Agnuolo di Tura im 15. Bde. Muratori's benutzt, aber dort, statt als Grundlage zu dienen, in die Bemerkungen verwiesen, und oft sehr fehlerhaft gegeben; ein im Jahre 1850 von Herrn Ozanam unter die Documents inédits pour servir à l'histoire littéraire de l'Italie aufgenommener Abdruck ist nicht vollständig und wegen der beibehaltenen Ordnung des Calendariums schwer zu gebrauchen. Die Jahresrechnung erstreckt sich, wie die Bemerkungen zu den Jahren 1226, 1228 und 1247 zeigen, je bis zum 25. März des folgenden Jahres, die Handschrift ward nach der Bemerkung zum Jahre 1127 im folgenden Jahre von Bischof Rainerius angelegt.

X. *Bernardi Marangonis Annales Pisani* a. 1004—1175. S. 236—266. Herausgegeben von Herrn Dr. Karl Pertz, Erstem Bibliotheks-Custos und Docenten der Geschichte zu Greifswald. Das Original dieser Annalen befindet sich in der Bibliothek des Arsens zu Paris; es ist in der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. auf Pergament geschrieben. und besteht aus 88 Blättern, von denen das 73. und 80. verloren sind. Der Text ward auf meine Veranlassung vor etwa 20 Jahren von Herrn Dr. Bethmann abgeschrieben. Darauf erfolgte die erste Ausgabe von dem hochverdienten Archivar Francesco Bonnini, welcher den Namen des Verf. in einer von demselben ge-

schriebenen Urkunde des Pisaner Archivs vom J. 1163 entdeckte, deren Schrift der des Pariser Codex gleicht. Bernard war wie die Annalen zeigen 1163 Provisor der Stadt, verwaltete andere bedeutende öffentliche Aemter und war also zur Abfassung der Pisaner Jahrbücher vorzüglich befähigt. Die jetzige Ausgabe beruht auf abermaliger genauer Benutzung der Pariser Handschrift durch den jetzigen Herausgeber, nach dessen Angabe das erste und letzte Blatt der Handschrift sehr abgegriffen sind, aber jetzt bis auf Weniges durch Benutzung chemischer Mittel lesbar gemacht; die Zeitrechnung ist die Pisanische, welche der unsrigen um 9 Monate 9 Tage vorausgeht. Der Herausgeber bezweifelt, dass eine so fehlervolle Handschrift von dem Verfasser und nicht eher von einem ungebildeten Abschreiber gemacht sei. Den Anfang bis zum Jahr 271 bildet ein werthloser Auszug aus älteren Geschichtschreibern, Eutrop, Julius Obsequens, Beda und den kleinen Annalen; darauf folgen vom Jahre 1004 an kurze Pisaner Aufzeichnungen, welche sich mit dem Jahre 1136 ansehnlich erweitern und mit Ausnahme der Jahre 1155—1162, welche sehr verwirrt und vom Verfasser nicht überarbeitet zu sein scheinen, in chronologischer Ordnung. Die Abfassung wird grossentheils erst nach dem Jahre 1175 vorgenommen sein und über das Jahr 1180 hinabreichen.

Der Schluss der Annalen fehlt. Angehängt sind *Notae Pisanae* aus den Jahren 1128, 1148 und 1154.

Kirchenstaat.

XI. *Annales Reatini* a. 1054—1377. S. 267. 268: früher in Galletti *chiese di Rieti* gedruckt;

jetzt für uns von Herrn Bibliothekar Dr. Bethmann aus der Vaticanischen Handschrift 5994 abgeschrieben; sie finden sich dort von einer Hand des 15. Jahrhunderts, also einer älteren entnommen, ohne genaue Zeitfolge, und der verschiedenen Sprache nach von verschiedenen Verfassern. Vom Jahre 1250 an findet man Italiänische Aufzeichnungen, die sich 1266, 1268, 1288, 1296 u. s. w. wiederholen.

XII. *Annales Urbevetani* a. 1161—1313. S. 269—273; von 1257 an den Begebenheiten gleichzeitig; von Herrn Bethmann zu Orvieto aus der Handschrift des Tomasso de Salvestro im Stadtarchive abgeschrieben, aus der sie zu Turin im Jahre 1846 zuerst gegeben waren.

Die folgenden Schriften von S. 273 bis 386 sind von mir selbst bearbeitet.

XIII. *Notae Romanae* zu den Jahren 1111 und 1123. S. 273. Von mir aus dem Martyrolog von Santa Maria Trastevere, welches sich jetzt im Brittischen Museo unter Nro. 14, 801 befindet, abgeschrieben; gleichzeitige Randanmerkungen.

XIV. *Annales Sublacenses* a. 1145 — 1216 S. 274. Von Herrn Bethmann aus einer Handschrift der Bibliothek zu Perugia abgeschrieben, und von mir durch Vergleichung mit der Chronik von Subiaco bestimmt und herausgegeben.

XV. *Annales Ceccanenses* a. Christo — 1099. 1100—1217 S. 275—302. Zuerst im J. 1644 von Ughelli unter dem Namen des Grafen Johann von Ceccano, dann von Caruso, verbessert von Muratori, kürzlich von Del Re mit Hülfe einer Brancaccianischen Handschrift des 17. Jahrhunderts nebst Italiänischer Uebersetzung herausgegeben, von andern irrthümlich für eine Chronik des Klosters Fossanova gehalten, in-

dem die sämmtlichen noch übrigen Handschriften aus einer daselbst im Jahr 1600 von Benedetto Conti von Sora aus einem jetzt verschollenen Pergamentcodex genommenen Abschrift herühren. Fossanova liegt bei Piperno am Wege nach Terracina südlich der Berge, Ceccano jenseits derselben am Sacco bei Frosinone und Ferentino. Die Herren von Ceccano aus dem Stamme der Grafen von Anagni zeichneten sich durch ihre Macht unter den Vasallen der Römischen Kirche aus, und waren an die Gränze Apuliens gestellt auch mit in die dortigen Verhältnisse verwickelt und deren Zeuge; so dass sehr leicht der Vertraute des Grafen Johann, »sein geliebter Notar Benedict«, durch die Nachbarschaft und Vertrautheit mit den Casinesern und dem Notar Riccard von San Germano nach deren Beispiel zur Geschichtschreibung veranlasst sein mochte. Denn er verdankte vieles den ältern Annalen besonders von Casino und La Cava, machte davon Auszüge, verband damit Kaiser- und Papstverzeichnisse, und vermehrte sie durch Bemerkungen aus Fürsten- und Grafenverzeichnissen, und Nachrichten über die Kirchen und Klöster in der Nähe Ceccano's besonders von Casemari. Diese Stoffe verband er so, dass er bisweilen dieselbe Sache zweimal unter verschiedenen Jahren aufführt, auch offenbare Unrichtigkeiten unbedenklich nachschreibt. So ist das Werk in seiner ersten Hälfte durchaus abgeleitet und mit kleiner Schrift gedruckt. Von 1100 an aber wird es selbständiger und besonders in seiner eignen Zeit zu Ende des 12. und im 13. Jahrh. bedeutend: indem die Päpste Innocenz III. und Honorius III. sich in seiner Gegend öfter aufhielten, berichtet er über ihr Leben, fügt ihre Privilegien und die von ihnen

selbst geschriebenen Schenkungsurkunden seinen Annalen ein, erzählt die Einweihung der Kirche, und wiederholt mit Behagen die von Casineser Geistlichen gegen Heinrich VI. und dessen deutsche Begleiter geschleuderten Schimpfreden. Im Ganzen ist er auf Seite der Päpste gegen die Kaiser; seine Erzählung leidet bisweilen an Ungenauigkeit, da er sie ziemlich lange nach den Begebenheiten geschrieben oder nachgetragen zu haben scheint. Der Text ist nicht vollständig auf uns gekommen. Unbedeutend ist die Lücke der Jahre 1028 bis 1083, indem der Verfasser nur älteren Abfassungen folgte, unangenehmer die am Ende in Folge des verletzten Pergaments unleserlichen oder ganz ausgefallenen Stellen. Ich habe bei der neuen Ausgabe die Handschrift der Vallicelliana nach der Vergleichung des Herrn Dr. Reiferscheidt zu Grunde gelegt, einzelne Stellen aus Del Re's Abdruck der Brancaccianischen Handschrift, so wie aus Ughellis und Muratoris Ausgaben verbessert oder erläutert.

Neapel.

XVI. *Annales Casinenses* a. 1000—1212. 1349. 1362. 1500. S. 303—320. Sie schliessen sich an die im dritten Bande der Scriptoren gegebenen Annalen des zehnten Jahrhunderts, sind grösstentheils im 12. Jahrhundert von Casineser Geistlichen verfasst, seit dem Jahre 1626 aus Casineser Handschriften von Caracciolo, Pergrino, Muratori, Gattula herausgegeben, und erscheinen in dieser neuen Ausgabe aus den von mir auf Monte Casino abermals benutzten, dann einer Vaticanischen und der von mir für die Königliche Berliner Bibliothek erworbenen Handschrift, welche der dritten von frühern Heraus-

ebern auf Monte Casino benutzten, jetzt aber nicht mehr vorhandenen, ähnlich ist. Ich habe die Römische von Herrn Dr. Bethmann abgeschriebene Handschrift des zwölften Jahrhunderts als die älteste und einfachste zu Grunde gelegt; sie besteht aus zwei Theilen, einem die Jahre 1000 — 1083 umfassenden aus den Annalen von La Cava und den Ann. Casinates geflossenen, und dem zweiten von anderer Hand, den Annalen der Jahre 1087 — 1167. Dieser schliesst sich bis zum Jahre 1111 mit eingefügten andern Bemerkungen aus den Jahrbüchern von La Cava 1, die Casineser Pergamenthandschr. N. 47 aus dem Ende des 12. oder Anfang des 13. Jahrhunderts an, welche sich vom Jahre 1000 bis 1153 erstreckt, indem wahrscheinlich das nächste Blatt verloren ist. Die Jahreszahlen 1030 bis 1154 sind um eine Einheit zu geringe. Die Lücke lässt sich aus der dritten jetzt verlorenen Casineser Handschrift des Albericus ergänzen, deren Abschrift Muratori benutzte, aber sehr fehlerhaft wiedergab; die ihr eigenen Zusätze stimmen zum Theil mit der Geschichte des Petrus Diaconus; die Jahreszahl ist meistens um eine Einheit zu klein. Diesen beiden schliesst sich die Casineser Folio-Handschrift 851, aus der Mitte des 13. Jahrhunderts an, die bis zum Jahr 1188 um eine Einheit zurückbleibt; sie enthält die Annalen der Jahre 1129 — 1212. Die Jahre 1183 — 1212 rühren von einem andern Fortsetzer her. Eine andere ehemals in Monte Casino vorhandene Handschrift von 1000 bis 1195 war um das Jahr 1270 geschrieben und wird jetzt durch Gattula's Ausgabe ersetzt. Aus ihr ist die jetzige Berliner Handschrift, Pergament in Quart, im Jahr 1314 oder 1315 abgeschrieben; ihre *Ableitung vom Rande neunzehn-*

jähriger Ostertafeln erhellt aus den bis zum Jahre 1190 beibehaltenen Ueberschriften jedes Jahres. Es ergiebt sich hieraus eine dreifache Ausgabe 1) eine zur Zeit des Kaisers Alexius Comnenus verfasste, welche bis zum Jahr 1167 reicht; 2) eine zur Zeit Eugens III. aus den Annalen von La Cava und anderen Quellen vermehrte und bis zum Jahr 1152 fortgeführte, nebst drei Fortsetzungen, der Jahre 1153 und 1154, 1153—1182, und 1183—1212, 3) eine welche den Text der zweiten Ausgabe von 1000 bis 1182 mit verbessertem Styl und geringen Auslassungen giebt und mit einer Fortsetzung der Jahre 1183—1195 vermehrt. Der Werth dieser Annalen im elften Jahrhundert ist also fast Null, für das 12. und 13. Jahrhundert, wo sie von Casineser Geistlichen nach und nach fortgeführt worden, bedeutend; sie sind von Petrus Diaconus in seiner Geschichte benutzt, stammen aber zum Theil nicht von ihm, sondern vom Geistlichen Albericus her. Demgemäss ist denn die Ausgabe, so weit es erforderlich war, in Columnen angeordnet. Diesem Jahrbuche schliesst sich an:

XVII. *Ryccardi de Sancto Germano notar chronica* a. 1189—1243. S. 321—386. *Sanctus Germanus* am Fusse des hohen Berges gelegen auf welchem das Kloster Monte Casino emporragt, und von der Rocca Janula beherrscht schliesst das Thal welches von Rom aus in Innere des Königreichs und von hier aus re nach Capua und Neapel, links nach Beneventum führt. Es gehörte bis auf unsere Zeiten Kloster und theilte dessen Schicksale mit den andern dreissig Festen. Hier ward Riccardus am Ende des 12. Jahrhunderts geboren den Casineser Vätern durch angeerbtes V

niss verbunden, ward Notar in Friedrichs II. Dienst, und somit in die öffentlichen Angelegenheiten eingeführt, und entschloss sich nach dem Muster der Casineser Annalen, welche er benutzte, zu einer Geschichte seines Vaterlandes von König Wilhelms des Zweiten Tode an. Bei Fortführung seines Werkes durch 54 Jahre erweiterte er seinen Plan so sehr, dass er als getreuer und zuverlässiger Beobachter und Erzähler der Begebenheiten die erste Stelle unter den Italischen Geschichtschreibern des 13. Jahrhunderts einnimmt. Den Casineser Geistlichen wie den Beamten des Kaisers nahestehend, erlangte er mehr als gewöhnliche Kenntniss der Begebenheiten und überlieferte sie ohne Parteilichkeit. Im Jahr 1240 begleitete er als Beamter der Kaiserlichen Kammer das Heer auf dem Zuge in das Patrimonium Petri und ward vom Kaiser zu Behandlung eines Geldgeschäftes nach Rom geschickt. Seine Erzählung folgt mit wenig Ausnahmen der Zeitordnung. Die Sprache ist im Ganzen kurz und einfach, selten verwickelt und etwas dunkel, aber hin und wieder durch Verse unterbrochen. Er beginnt sein Werk mit einem Gedichte auf den guten König Wilhelm, und seine letzte Arbeit war ein Gedicht an die Casineser Väter über seine (letzte) Krankheit. Das eigenhändige Original seines Geschichtswerkes, welches ich auf Monte Casino sorgfältig benutzte, hat durch Alter und mehrfachen Gebrauch hin und wieder gelitten, ist besonders durch spätere Auffrischung der verschwindenden Schrift mehrmals zweifelhaft geworden, und Mühe kostete es die alte Lesart mit Sicherheit festzustellen. Abkürzungen der Schrift sind bei Eigennamen häufig, Diphthonge ae und oe kommen nie vor. Die früheren Ausgaben Ughelli's, Caruso's, Muratori's

beruhen auf Abschriften, welche im 17. und 18. Jahrhundert genommen, in verschiedenen Bibliotheken Italiens und Englands erhalten sind, aber zur Herstellung des ächten Textes nichts beitragen; Del Re hat der seinigen eine Italiänische Uebersetzung beigegeben. Der einzige Gattula benutzte das Original, seine Ausgabe ist daher die vorzüglichste; doch wird selbst nach ihm die neue Ausgabe mit Nutzen gebraucht werden, und habe ich zu weiterer Verbreitung des vorzüglichen Geschichtswerks eine besondere Octavausgabe davon abziehen lassen. Am Schlusse S. 285 folgt das von Gattula einer andern Casineser Handschrift entnommene Gedicht Rycards an die Casineser Väter.

XVIII. *Romoaldi II. archiepiscopi Salernitani annales a. 893—1178.* S. 387—463. Die neue Ausgabe dieses wichtigen Werkes hat Herr Dr. Wilhelm Arndt aus Culm bearbeitet. Er bemerkt in der Einleitung, dass der Verfasser aus einem vornehmen dem Königlichen Hause verwandten Geschlechte der Guarna stammend, zu Anfang des 12. Jahrhunderts geboren, mit wissenschaftlicher Bildung und Kenntniss der Arzneikunde ausgestattet, im Jahre 1153 zum Erzbischof von Salerno erwählt, im Jahre 1156 nebst andern Grossen seines Königs Wilhelm I. Frieden mit Hadrian IV. verhandelt, 1161 zu Palermo und in Apulien das dem Könige aufsätziges Volk zur Freilassung desselben und Unterwerfung bewogen, die ihm angebotene Würde des Erzbischofs von Palermo abgelehnt, im November 1165 den aus Frankreich zurückkehrenden Alexander III. zu Salerno empfangen, 1166 mit andern Grossen der letzten Willenserklärung Wilhelms I. beigewohnt, und dessen Nachfolger Wilhelm II. zu Palermo gekrönt habe. Am

Hofe des jungen Königs, in den Bestrebungen der Parteien sich der Herrschaft zu bemächtigen oder darin zu erhalten, spielte er sodann eine hervorragende Rolle; im Jahre 1177 ward er vom Könige nebst dem Grafen von Andria als Gesandter zu den Friedensverhandlungen nach Venedig abgeordnet, wo er mit Erfolg eine vermittelnde Stellung zwischen Friedrich I. und dessen Gegnern behauptete; nach wohlvollbrachtem Werke vom Kaiser belobt, kehrten die beiden Gesandten nach Palermo zurück, um dem Könige von ihrer Sendung Bericht zu erstatten. Im Jahre 1179 finden wir ihn bei Alexanders III. Lateranischem Concil thätig; eine Urkunde für das Hospital zu Capua trägt das Datum vom Mai 1179; er starb am 1. April 1181, nachdem er seine Kathedrale mit Kunstwerken ausgestattet und einige Schriften hinterlassen hatte, deren vorzüglichste die Annalen sind. Diese beginnen mit der Schöpfung und folgen dem Beda de sex aetatibus, Paulus Diaconus und andern noch vorhandenen Schriften, ohne irgend etwas des abermaligen Druckes Würdiges zu enthalten. Mit dem Jahre 893 werden die Annalen bedeutend und führen die Geschichte des 9., 10., 11. und 12. Jahrhunderts bis zum Jahre 1125 aus andern zum Theil nicht mehr vorhandenen Quellen bis dahin herab, wo er sie aus eigener Erfahrung und als handelnder Theilnehmer der Begebenheiten darstellt. Zu jenen gehören ein Verzeichniss der Fürsten von Salerno, das Chronicon S. Vincentii ad Vulturum siti, der Leo von Ostia, die Annalen von Casino, Cava, Benevent, historia Francorum Senonensis, Cataloge der Orientalischen Kaiser und der Päpste, ähnlich dem der Annales Ceccanenses, das Chronicon S. Vincentii und von Farfa u. a., besonders eine

zum Theil verlorene Quelle der Chronik von Amalfi. Der letzte Theil der Annalen von 1121 bis zum Schlusse ist eigenthümlich. Die Handschriften zerfallen in zwei Classen. Die erste findet sich in der Vaticanischen Handschrift 3973; sie ist gegen Ende des 12. Jahrhundert geschrieben, gehörte früher der Kirche von Salerno und kam von dort nach Rom; wir verdanken ihre Vergleichung Herrn Professor Röstel, es fehlen darin nach dem 112ten zwei Blätter und die letzte Pergamentlage ist verloren. An ihr sind sieben neuere, und zum Theil unvollständige Abschriften gemacht. Die zweite Classe enthält Zusätze, unter andern aus einer Handschrift des Lupus von Bari; es gehören dazu die Handschrift des Capitels der Peterskirche zu Rom auf Pergament aus dem 14. Jahrhundert, deren Vergleichung wir der Güte des Hrn Augustin Theiner, Präfecten des Vaticanischen Archivs, verdanken, und die Pariser Handschrift N. 4933 aus dem 13. Jahrhundert von einer schönen Italienischen Hand, deren Vergleichung theils 1862 in Berlin von Dr. Arndt, theils in Paris 1863 von Dr. Karl Pertz ausgeführt ist. Beide Handschriften der zweiten Classe enden mit denselben Worten. Was die Pariser mehr enthält, ist in der Vaticanischen Urschrift von späterer Hand am Rande nachgetragen, und aus dieser in die Ambrosianische herübergenommen, auf welcher Muratori's Ausgabe beruht. Die Pariser Handschrift 4996 enthält Baluze's Abschrift des Romoald bis zum Jahre 1177 aus der älteren Pariser, und von da ab aus der Vaticanischen, und ist gleichfalls hier benutzt worden. — Die neue Ausgabe trennt die Einschaltungen von dem ursprünglichen Texte, und verbessert diesen mit Hülfe der Pariser und

Vaticanischen Handschriften. Das Jahr beginnt Romoald mit dem 1. September des vorhergehenden Jahres.

Dem Texte ist aus einer Handschrift des Britischen Museums des 12. Jahrhunderts die

XIX. *Relatio de pace Veneta* beigegeben, welche gleichzeitig den Schluss der Erzählung Romoalds ergänzt, S. 461—463.

XX. *Gli diurnali di Messer Mattheo di Giovenazzo* a. 1246—1268. S. 464—493. Die von Herrn Dr. Hermann Pabst aus Burg, jetzt in Berlin, besorgte Ausgabe giebt den Italienischen Text mit Hülfe der dafür benutzten Handschriften, insbesondere der Handschrift der hiesigen Königlichen Bibliothek, Nro 35 der Italiänischen Sammlung. Papier in Quart aus dem 17. Jahrhundert. Der Unterschied gegen diese liegt in der Erkenntniss, dass ursprünglich wenige oder gar keine Jahreszahlen im Texte gewesen, sondern derselbe etwa gleich den Seneser Annalen ohne strenge Zeitbezeichnungen abgefasst worden sei, wodurch dann die Untersuchung jeder einzelnen erzählten Thatsache erforderlich ward und von Herrn Dr. Pabst mit grosser Sorgfalt und Genauigkeit ausgeführt worden ist. Der ursprüngliche Text war Italiänisch. Die Handschriften theilen sich folgendermassen: 1) die Berliner, 2a) die von Papebroch Lateinisch gegebenen Lesarten der Viterbeser Handschrift, welche jetzt verschollen ist, 2b. die Wolfenbüttler Gudianus 115. 3) Die Handschrift Gesualdi; wozu gehören 3a. die Barberina Nro. 1085; 3b. die Pariser vom Herzog von Luyne benutzte, womit die von Carpentras stimmt; 3c. der von Muratori benutzte Neritinus und 3d. die von Summonte benutzte Handschr. Unter diesen haben die erste und zweite Classe

den besten Text, während die Quelle der dritten bereits vordorben gewesen sein muss. Der hiernach geordnete Text beschränkt den Umfang der Annalen auf die Jahre 1249 bis August 1268, so dass die Meinung, der Verfasser sei in der Schlacht gegen Conradin gefallen, mit der Ausdehnung der Schrift wenigstens nicht in Widerspruch steht. Hiernach ist der Inhalt nach Massgabe der beiden ersten Handschriftenclas sen, die Italische Rechtschreibung nach Anleitung der dritten Classe, welche die ältesten Wortformen giebt, eingerichtet worden.

Matthäus war im Jahre 1230 oder 1231 zu Giovenazzo am Adriatischen Meere zwischen Bari und Trani geboren, und in den Jahren 1266 und folgenden Syndicus seiner Vaterstadt und Augenzeuge der dort und in der Umgegend vorkommenden Ereignisse. Im Jahre 1254 besuchte er den Hof Innocenz IV. und 1266 den König Karl zu Neapel, 1268 als Theilnehmer an dem von Karl berufenen Parlamente. Unter Manfred diente er an der Nordgränze des Reichs, 1268 unter Karl von Anjou.

Den Schluss der Italischen Annalen machen die von mir bearbeiteten:

XXI. *Annales Siculi* a. 1024—1282. S. 494 bis 501.

Ein Sicilischer, wahrscheinlich in Palermo lebender Geistlicher fügte im 12. und 13. Jahrhundert einer Handschrift des Gaufredus Malaterra Randbemerkungen bei, welche sich in einigen während des 15. Jahrhunderts daraus abgeschriebenen Exemplaren erhalten haben und für die Geschichte Heinrichs VI. und seiner Nachkommen von Werth sind. Das Vaticanische Exemplar auf Pergament und Papier im 15. bis 17. Jahrhundert geschrieben enthält die Annalen bis

im Jahre 1252 und mit etwas verdorbenem aber einem Texte. Eine daraus im vorigen Jahrhundert durch Schannat genommene jetzt in armstadt befindliche Abschrift ist von Herrn r. Böhmer für uns abgeschrieben. Eine zweite Ausgabe erstreckt sich bis zum Jahr 1266; sieührt wahrscheinlich ebenfalls von einem Geistlichen oder Mönch zu Palermo her und ist durch verschiedene Zusätze vermehrt; ein Exemplar derselben benutzte ich in der Bibliothek des Herzogs von Fitalia zu Palermo; es ist auf Papier des 15. Jahrhunderts geschrieben, ward im Jahr 1723 von Caruso für seine Ausgabe benutzt, welche dann Muratori buchstäblich nachdruckte; ich habe den Text mit Hülfe der Handschrift von vielen Fehlern gereinigt. Eine aus ihr abgeleitete dritte Ausgabe schrieb im Jahr 1290 ein Prior Conrad des Dominikanerklosters zu Palermo, und theilte sie dem Bischof von Catania mit; sie ward 1542 und später bei Caruso und Muratori wieder abgedruckt. Ich habe die Ausgabe so eingerichtet, dass als Grundlage die älteste Ausgabe aus den übrigen verbessert mit gerader Schrift, die Zusätze der zweiten Ausgabe cursiv, die Fortsetzungen der dritten Ausgabe, so weit sie von der Fortsetzung der zweiten abhängt, mit Petitschrift gedruckt sind; der erste Text erstreckt sich bis 1252, der zweite bis 1266, der dritte bis 1282.

Spanische Mark.

XXII. *Annales Barcinonenses* a. 1114—1149. S. 501.

Dieses Karolingische Geschlechtsregister von König Pippin bis zum Jahre 1150 und kurze Annalen von Barcellona fand ich in einer sehr schönen Pergamenthandschrift des 12. Jahrhunderts

der Westgothischen Gesetze, welche mir auf mein Gesuch aus der Gräflich Braheschen Bibliothek zu Skokloster bei Upsala zur Benutzung für die neue Ausgabe jenes Gesetzbuchs anvertraut wurde. Diese kurzen gleichzeitigen Aufzeichnungen sind später in die Chronik von Barcellona des 14. Jahrhunderts und in das Chronicon Ulianense übergegangen.

England.

XXIII. *Annales Lindisfarnenses et Dunelmenses*
a. 532—1199. S. 502—508.

Bisher waren nur wenige Ueberbleibsel der Annalen von Lindisfarn in den Canterburyschen, Fuldischen, Salzburger und Corveyschen Jahrbüchern erhalten und im 1. 3. und 4. Bande mitgetheilt worden. Was den Englischen Geschichtsforschern versagt war, die vollständige Reihe der Lindisfarner Aufzeichnungen wieder aufzufinden, war meiner Reise nach Schottland vorbehalten, als ich mich auf der Glasgower Universitätsbibliothek nach einer Handschrift umsah, die in dem der Universität vermachten Museum des berühmten Arztes William Hunter als Beda de ratione temporum verzeichnet war; ich fand ihre Ränder mit geschichtlichen Bemerkungen bedeckt, deren einige mir schon als Lindisfarner bekannt waren, die ich dann sogleich abschrieb. Die Anlage der ersten Ostertafeln erstreckte sich wie gewöhnlich von Christi Geburt bis zum Jahre 1063; nach der Ausfüllung folgte eine zweite Anlage von 1064—1216, und zuletzt die Jahre 1217—1253. Der erste Theil der Annalen enthält Nachrichten aus Beda, Sächsische Aufzeichnungen vorzüglich aus Lindisfarne und Northumbria, die mit den Angelsächsischen Annalen, dem Chronicon Saxonicum, in Verbindung stehen.

Diese letzteren waren, wie aus der Lateinischen Kirchen-Sprache ihrer Verfasser, der Sächsischen Geistlichen und Mönche hervorgeht, ursprünglich lateinisch geschrieben, stimmen jedoch im Texte und in der Jahresrechnung bald mit den südlichen Aufzeichnungen der Cambridger Handschrift u. Tiberius A. VI u. B. 1, bald stehen sie denen der Bodleischen und Cottonschen Tiberius B 4 und Domitian A 8 näher, sind bald ausführlicher als jene, bald kürzer als diese. Dass sie im elften Jahrhundert zu Durham nicht unbekannt waren, geht aus ihrer Benutzung durch den Geschichtschreiber Simeon hervor. Als in Folge der verheerenden Normannenzüge der Bischofsitz Cuthberts von Lindisfarn nach Durham verlegt ward, folgten die Annalen mit, und wurden seitdem in Durham fortgesetzt. Sie bestehen demnach aus den Lindisfarner von 532 bis 993 und den Durhammer von 995 bis 1199. Sie beziehen sich auf Englische, Schottische, Normannisch-Dänische und auch auf Deutsche Verhältnisse; die Karolingischen Könige von Pippin an heissen in ihnen (imperator) Kaiser, der zweite Hausmeier Pippin schon cing, d. h. King, König. Sie sind eine sehr erwünschte Bereicherung unserer Sammlung der kleinen Annalen.

Die letzte Abtheilung dieses Bandes nehmen die Annalen der früherhin theils von Slaven beherrschten Landschaften an der Oder und den Küsten der Ostsee, so wie die in Polen verfassten Jahrbücher ein, welche mit den deutschen in verschiedener Weise verbunden sind. Einige davon besitzt die hiesige Königliche Bibliothek; so fand ich das älteste Pergamentblatt der Lubiner Annalen als Deckel eines gedruckten Werkes vor. Der grösste Theil war jedoch aus andern Sammlungen erst zu gewinnen.

Deren Herausgabe hatte auf meinen Wunsch schon vor längerer Zeit der grösste Kenner der Polnischen Geschichte Hr. Professor Röpell unternommen, und Hr. Professor Wattenbach, damals in Breslau, die erforderliche Reise nach Lemberg auszuführen verheissen; da dieses jedoch durch seine Versetzung nach Heidelberg und die Polnischen Unruhen vereitelt war, so übertrug ich Herrn Dr. Arndt die Erforschung und Benutzung der für unsere Aufgaben in den Bibliotheken Schlesiens, Galliziens, Polens, Preussens und Russlands aufbewahrten Handschriften. Seine Forschungen wurden unter dem wirksamen Schutze der K. Preussischen, K. K. Oesterreichischen und K. K. Russischen Regierungen und bei der freundlichen Unterstützung der einheimischen Gelehrten mit dem gewünschten Erfolge belohnt und der dadurch gewonnene Stoff, so weit er die Polnischen Annalen betraf, in Gemeinschaft mit Herrn Professor Röpell verarbeitet.

Schlesien.

Es folgen also zuerst *Annales Silesiae* von Herrn Dr. Arndt S. 526—570 nämlich:

XXV. *Annales Wratislavienses antiqui et Annales magistratus Wratislaviensis* S. 520—531 gemeinschaftlich aus den Jahren 1149 bis 1308, von 1327 bis 1491 das letztere Werk allein, nach der Ausgabe bei Grünhagen und Sommersberg mit einander verglichen und verbessert. XXVI. *Annales Wratislavienses maiores* a. 1238—1371 die Kafflersche Ausgabe nach der Breslauer Handschrift des 14. Jahrhunderts verbessert. — XXVII. *Notae monialium sanctae Clarae Wratislaviensium* a. 1257—1265, u. 1302, u. 1378—1683 S. 533—535 aus zwei Breslauer Handschriften des 14. und 15. Jahrhunderts. XXVIII. *Annales*

Silesiani compilati a. 965 — 1249. S. 536 — 540. nach der Wiener Handschrift des 15. Jahrhunderts, als aus älteren Quellen abgeleitet mit kleiner Schrift gedruckt. XXVIII. *Annales Grissowienses maiores* a. 1230 — 1306. S. 541. 542. aus der Wiener Handschrift des 14. Jahrhunderts verbessert, von welcher die zu Raygern aufbewahrte abgeschrieben ist. — XXX. *Annales Grissowienses minores* a. 1292 — 1312. S. 542. aus der gleichzeitigen Breslauer Handschrift. — XLI. *Annales Cisterciensium in Heinrichow* a. 970 — 1025 u. 1039. Auszüge aus einer Polnischen Chronik S. 544; und a. 1238 — 1317. S. 545. 546. *Continuatio annorum* 1315 — 1326, *Notae ex codice* l. a. 1386 — 1410. aus einer im Jahre 1340 geschriebenen Breslauer und einer Berliner Handschrift des 15. Jahrhunderts, welche aus gemeinsamer Quelle geflossen sind, und einer Breslauer Handschrift des 15. Jahrhunderts. Aus denselben folgen dann auf S. 547. 548 XLII. die *Annales Heinrichowenses* a. 977 — 1268 nebst Wiederholung der *Notae Cluniacenses* über die Anfänge der geistlichen Orden. — XLIII. *Annales Lubenses* a. 1241 — 1315. S. 548. 549. Aus einer Venetianischen Handschrift. — XLIV. *Epitaphia ducum Silesiae* a. 1201 — 1266. S. 550. 551. *Hi fuerunt duces Wratislavienses* a. 1266 — 1352. *Isti fuerunt duces Glogowiae* a. 1273 — 1342. S. 551. 552. — XLV. *Annales Silesiae superioris* a. 1071 — 1290 aus einer Königsberger Handschrift. — XLVI. *Chronicon Polono-Silesiacum* bis 1278. S. 553 — 570; findet sich in drei Handschriften der Fürstlich Plessschen Bibliothek zu Fürstenstein aus dem 14. Jahrhundert, einer ihr ähnlichen vom Jahre 1424, und der Rhedigerschen in Breslau vom Jahre 1359, ehemals in der Hedwigskirche zu Brieg; die zweite ist jetzt nicht bekannt, die

beiden andern wurden hieher gütigst mitgeteilt und haben zu Herstellung eines vollständigen Textes gedient, als sich in den früheren Ausgaben Sommersbergs und Stenzels findet. Sind dabei die Quellen des Werks, Vincenz Kadlubeks Chronik, und die aus der uns abgeleitete Polnische Chronik bei Stenzel Siles. I. 38—172 benutzt worden. Der abgete Text bis zum Jahre 966 ist mit kleiner Schrift gedruckt.

Ungarn.

XLVII. *Annales Posonienses* a. 998—1228, von Dr. Arndt herausgegeben. S. 1 bis 573. Die erste Ausgabe von Koller erschien im Jahre 1782. Die Pergamenthandschrift benutzte ich im Jahre 1821 in der Bibliothek der Martinskirche zu Presburg; nachdem die daraus genommenen Auszüge in die Hand eines unserer Mitarbeiter verloren gingen, ist die indessen in das Ungarische Nationalmuseum zu Pesth übergegangene Handschrift Stephan Endlicher zum zweitenmale herausgegeben.

Polen.

Die Polnischen Annalen herausgegeben von Herrn Professor Röpell und Dr. Arndt 574—689. Als Anfang der Geschichtschreibung Polens erscheinen die Krakauer Annalen, welche in der Bulle Innocenz des Vierten für den Untersucher der von K. Stanislaus verrichteten Wunder erwähnt werden, sie selbst sind jedoch noch nicht wieder aufgefunden worden, aber die Ableitungen weisen darauf hin, dass sie von einem vom Auslande her eingeführten Quatremastammend, zu Krakau aufgenommen und in der Folgezeit fortgesetzt und weiter entwickelt

worden. Als die älteste Gestalt erscheinen die Annales Cracovienses vetusti, welche bereits im Jahre 1122 verfasst, bis 1119 im Ganzen mit den Annales capituli Cracoviensis stimmen, die bei einzelnen Abweichungen gleichfalls aus jener ältesten Quelle stammen. Beider Quelle erscheint als eine Ableitung der deutschen Annales Hersfeldenses, deren verschiedene Gestalten Jahrweise benutzt sind. Vielleicht gelangten sie nach Krakau über Prag, indem die Angaben der aus einer älteren Handschrift stammenden Annales Pragenses zu den Jahren 981, 987, 990, 997 über den heiligen Adalbert sich in ihnen finden; und da sie auch über das Jahr 984 herab Angaben aus Fortsetzungen der Hersfelder Jahrbücher aufweisen, so muss jene nach Krakau gekommene Handschrift auch eine Fortsetzung der Hersfelder Annalen enthalten haben. An die Capitel-Jahrbücher schliessen sich die Annales Polonorum, so wie die Annales compilati Cracovienses, die beide im 14. Jahrhundert in ihre gegenwärtige Gestalt gebracht sind, und auf älteren Aufzeichnungen beruhen, deren Angaben auch in den älteren Polnischen Chroniken wiederkehren, und in verschiedenen Handschriften mit verschiedenen Fortsetzungen versehen sind. An die älteste Gestalt schliessen sich auch die Annales Lubinenses, deren Schrift an den Anfang des 13. Jahrhunderts hinaufreicht und deren Text mit den Ann. capituli Cracoviensis, den compilatis und Kamenzensibus übereinstimmt. Die Kamenzer Annalen stimmen mit Fehlern beider gleichfalls häufig überein, stammen aus älteren Quellen, und sind schon in den Schlesischen Heinrichower Annalen benutzt. Die Annales Cracovienses breves haben ihre Gestalt in Grosspolen erhalten und dabei neue Zusätze

gewonnen. Die *Annales Mechovienses*, stimmen mit den *Krakauer Capitellannalen*, und haben im Anfange daraus dieselben Worte mit den *Annales breves*. — Die *Annales Sanctae Crucis in monte Lyszescz* sind mit Hülfe der *Krakauer Ann. capituli und breves*, der *vita S. Stanislai* und einer damit verwandten Chronik um das Jahr 1270 begonnen, und seitdem selbständig bis zum 15. Jahrhundert fortgeführt. Unabhängig von den Vorigen erstrecken sich die *Ephemerides und notae Wladislavienses* vom Jahre 1324 bis in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts. Die wissenschaftliche Behandlung dieser Polnischen Quellen ist in der Weise vorgenommen, dass Hr. Dr. Arndt auf seinen Reisen die Texte gesammelt und in Berlin bearbeitet, darauf in Breslau mit Herrn Professor Röpell gemeinschaftlich die Untersuchungen über das Wesen und den Zusammenhang der Quellen ausgeführt und sie mit Zeitbestimmungen und Erklärungen ausgestattet, Hr. Prof. Röpell die ausführlichen Commentare zu den *Annales Capituli und compilati* entworfen, und Dr. Arndt sie abgefasst hat.

XLVIII. *Annales Cracovienses vetusti* a. 948 bis 1122 und 1136. S. 577, 578, aus der jetzt in Petersburg befindlichen, ehemals der Heiligen Kreuzkirche auf dem Berge Lyszescz gehörigen Pergamenthandschrift vom Jahre 1122. Der ältere Theil bis zum Jahre 1002 geht, wie oben bemerkt worden, zum Theil auf Hersfelder und Prager Quellen zurück. — II. *Annales Lubinenses* a. 1143—1175; aus dem in der Berliner Bibliothek entdeckten Pergamentumschlagblatte, jetzt Ms. Latin. fol. 321, und von zweiter Hand die Reihe der Posener Bischöfe. — L. *Annales Kamenzenses* a. 967—1165 aus der Breslauer Handschrift. — LI. *Annales capituli Cracoviensis*

t annales Cracovienses compilati. S. 582—607. Beide finden sich in der Handschrift des Krakauer Domcapitels, Pergament aus dem 13. Jahrhundert. Der erste Theil ist aus einer anderen Handschrift durch zwei verschiedene Schreiber bis zu den Jahren 754 und 1267 übertragen; von da ab folgen sie sich von verschiedenen gleichzeitigen Händen und zum Theil in grosser Ausführlichkeit bis zum Jahre 1331. Ihnen zur Seite die in derselben Handschrift erhaltenen *annales compilati* von einer Hand des 14. Jahrhunderts, bis zum Jahre 1247 in einer, und eine Fortsetzung von 1255 bis 1291 in zwei Columnen; der Schreiber hat dieselbe Sache an verschiedenen Stellen zwei und dreimal geschrieben, was durch den Druck anschaulich gemacht ist. Da diese Annalen sich über einen so langen Zeitraum erstrecken und bei ihnen die ganze ältere Polnische Geschichte berührt wird, so hat Hr. Professor Röpell in reichen und eingehenden Anmerkungen zu ihnen Alles vereinigt, was zur Beurtheilung und Erläuterung von Wichtigkeit war, so dass auf diese Anmerkungen auch bei den übrigen Polnischen Annalen hingewiesen werden konnte. — LII. *Catalogus episcoporum Cracoviensium* S. 608 aus derselben Handschrift des Krakauer Domcapitels. LIII. *Annales Polonorum* I. II. III. IV. S. 609—663. Diese gleichfalls zu Krakau verfassten Annalen stehen den *compilatis Cracoviensibus* nahe, ohne doch aus ihnen geschöpft zu sein, und bringen ausführliche und auch ältere Berichte über die fünf ersten Krakauer Bischöfe und die Anfänge des Polnischen Reiches vor dem Jahre 965. Ihr erster Theil scheint sich bis zum Jahre 1325 zu erstrecken. I. Die älteste Handschrift auf Pergament findet sich in der Gräfl. Zamoy-

ky'schen Bibliothek zu Warschau, in den Jahren 1340 oder 1341 geschrieben, mit allmäliger Hinzufügung einzelner Fortsetzungen an verschiedenen Stellen der Handschrift von 1341 bis 1476. Aus derselben Quelle mit jener Handschrift ist die Handschrift der Czartoryskischen Bibliothek in Pulawy geflossen. II. Aus der Königsberger Handschrift nach dem Jahre 1464. III. Aus zwei Petersburger Papier-Handschriften des 15. Jahrhunderts, deren zweite in den Jahren 1061, 1106, 1203, 1208 geschrieben ist. Die vier Annalen sind in eben so viel Columnen auf je zwei Seiten neben einander gedruckt, und erstrecken sich theilweise in grosser Ausführlichkeit von 899 bis 1325. S. 612—656. *Continuatio annalium* I. II. III. der Jahre 1330 — 1340 S. 656 — 662. *Continuatio* a. 1342 — 1415. S. 662. 663. *Notae Lublinenses ex codice* 3 a. 1456—1497. S. 663. LIV. *Annales Cracovienses breves* a. 965 — 1283 S. 663 — 666; sie stimmen mit den Krakauer Capitels-Annalen fast durchaus überein, der Anfang auch mit den Ann. Mechovienses. Die Ausgabe beruht auf vier Handschriften, der Ottobonischen 2068 des 15. Jahrhunderts, einer Petersburger gleichen Alters, der oben erwähnten Czartoryskischen und einer Breslauer in der Rhedigerschen Bibliothek. Der erste Theil des Textes reicht bis zum Jahre 1135, die Fortsetzung von 1142 bis 1283, beide sind mit kleiner Schrift gedruckt. — LV. *Annales Mechovienses* a. 947—1434. S. 666 — 677. Sie sind zu Miechow, einem nach dem Jahre 1163 gestifteten Kloster der Brüder zum heiligen Grabe in der Nähe von Krakau geschrieben und für die Geschichte des 14. Jahrhunderts wichtig. Die Ausgabe beruht auf der jetzt zu Petersburg befindlichen Handschrift des 14. Jahrhunderts,

n welcher sie bis zum Jahre 1388 von einer Hand, die Fortsetzungen von 1389 bis zum Schlusse von mehreren gleichzeitigen Schreibern eingetragen sind. Die früheren Theile bis zum Ende des 13. Jahrhunderts beruhen auf alten Krakauer Annalen, welche jedoch meistens von den Capitularannalen abweichen; mit dem Ende des 13. Jahrhunderts werden sie selbständig. Einige aus einer andern alten Handschrift herührende Stellen in Nakielski Miechovia sind benutzt worden. — LVI. *Annales Sanctae Crucis Polonici* a. 966—1296 S. 677—682. Die Ausgabe beruhet auf fünf Handschriften, zweien der Krakauer Universitätsbibliothek auf Papier, einer vom Jahre 1434, der andern nur bis 1243 reichenden aus dem 15. Jahrhundert, einer des Grafen Baworowski aus dem 15. Jahrhundert, und zweien des Grafen Dzialinski in der Bibliothek zu Kurnik, deren eine aus dem Jahre 1484. Die Ausgabe ist bis 1268 mit kleiner Schrift gedruckt, mit dem Jahre 1269 beginnt der selbständige Text. — LVII. *Ephemerides Wladislawenses*, gleichzeitige Aufzeichnungen vom Ende des 13. bis in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts aus den Ottobonischen und Rhedigerschen Handschriften; einige *Notae Wladislawenses* aus den Jahren 1345—1353.

Preussen.

Annales Prussiae edente Wilhelmo Arndt S. 690 bis 708. Die Eroberung und Behauptung Preussens durch die deutschen Ritter im 13. Jahrhundert, die Städtegründungen und die Kämpfe mit den Polen bis zur Schlacht von Tannenberg finden sich in den Annalen bezeugt, deren drei älteste auf einer gemeinsamen Grundlage beruhen, welcher sich LVIII. *Annales Terrae Prussicae* S. 691—693

am meisten zu nähern scheinen. Die Ausgabe stützt sich auf die Abschrift einer Handschrift des Grafen Wladislaus Ostrowski aus dem 16. Jahrhundert; sie beginnen mit der Nachricht über die Stiftung der Cistercienser, Templer, des Deutschen und des Franciskaner Ordens, und reichen dann von 1231—1450. LIX. *Annales Prussici breves* vom Jahre 1090 bis 1337 ins Deutsche übersetzt, aus einer Abschrift im Deutsch-Ordens-Archiv zu Wien vom Jahre 1514 und einer Pergament-Handschrift des Königsberger Archivs, einst der Pelpliner Bibliothek, in der Ausgabe von Töppen und Johannes Voigt. LX. *Canonici Sambiensis annales* a. Chr. 3—1352. S. 696—708 nach einer Handschrift der Königsberger Bibliothek, aus der auch beide bisherigen Ausgaben geflossen sind, verbessert. Die Abfassung erfolgte in der Mitte des 14. Jahrhunderts zuerst bis zum Jahre 1258, das Uebrige von anderer Hand, aus alten Quellen, mehreren Oesterreichischen Annalen, den Mellicenses, S. Rudberti, Garstenses, Admuntenses, Claustro-neoburgenses, S. Crucis, den Cluniacenses so wie den Dunemundenses, Ronnenburgenses, der Chronik Hermanns von Wartberg, und Urkunden.

Lievländ.

LXI. *Annales Dunemundenses* a. 1313—1348. S. 708. 709. herausgegeben von Dr. Arndt nach der aus der jetzt verschollenen Revaler Pergamenthandschrift veranstalteten Ausgabe in Bunge's Archiv für Lievländische Geschichte, welche durch den Herrn Dr. Strehlke verbessert worden ist, und dem Canonicus Sambiensis.

Pommern.

Annales et notae Colbazenses a. 17—1568

und a. 1307—1349 von Herrn Dr. Arndt herausgegeben, S. 710—720, aus der Berliner Pergamenthandschrift des 12. Jahrhunderts, welche einst dem alten Kloster Colbaz an der Ihne bei Stargard in Hinterpommern gehört hat. Dieses im Jahre 1174 gestiftete Cistercienserkloster muss den früheren Theil der Annalen, welcher mit den bis jetzt noch nicht wiederaufgefundenen Lunder und den Ann. Ryenses zusammenhängt, aus einem älteren Cistercienserkloster erhalten haben. Der erste Entwurf der Tafeln geht vom Beda bis zum Jahr 1137; von hier an werden die Aufzeichnungen gleichzeitig mit wechselnden Händen, mit Ausnahme der am Ende des 13. Jahrhunderts gemachten Aufzeichnungen über verschiedene Convente der Cistercienser. Die Aufzeichnungen sind zum Theil verloschen und schwer zu lesen. Die einzelnen Colbazer Aufzeichnungen und Verse finden sich auf den ersten Blättern der Handschrift. Den Schluss der Pommerschen Jahrbücher machen S. 720 *Notae Caminenses* a. 1495. 1496. welche Dr. Arndt in ein Exemplar der Schedelschen Nürnberger Chronik der St. Petersburger Kaiserlichen Bibliothek gleichzeitig eingetragen fand.

Schliesslich ist als Nachtrag zu einem früheren Bande zu erwähnen:

XXIII. *Gesta Cnutonis regis sive encomium Emmae reginae* S. 509—525, aus der so lange für verloren gehaltenen, jedoch auf meiner Schottischen Reise in der Bibliothek des Herzogs von Hamilton in Hamilton Palace wieder aufgefundenen Handschrift des 12. Jahrhunderts, deren Abschrift Duchesne zugesickt und von ihm zu der ersten Ausgabe in den *Scriptores rerum Normannicarum* benutzt ward, aus wel-

cher Langebek sie in die *Scriptores rerum Danicarum* wieder aufnahm und Franz Maseres 1783 und 1807 zwei wenig bekannt gewordene Abdrücke veranstaltet hat. Die neue von mir gemachte Abschrift giebt einen verbesserten Text, und ich habe damit die Benutzung einer Pariser Handschrift des 15. Jahrhunderts verbunden, welche zwar nur stellenweise Auszüge giebt, und sehr verdorben ist, aber durch einen Zusatz am Schlusse zeigt, dass der ungenannte Verfasser, ein Mönch von St. Omer und nahestehend der Königin Emma, Canuths des grossen Königs von England und Dänemark Wittve, in deren Auftrage er diese Biographie verfasste, kurz nach der ersten eine zweite Auflage derselben verfasste, von der sich nur diese Auszüge erhalten haben. Uebrigens hat die Pergamenthandschrift des Herzogs von Hamilton, wie die alte Inschrift zeigt, einst dem St. Augustinskloster zu Canterbury gehört, ist später in Sir Robert Cottons Besitz gewesen, und hat dann ihren Weg in die prächtigen Sammlungen von Hamilton gefunden.

Es ist somit eine Lebensbeschreibung verbessert worden, welche ungeachtet ihrer inneren Unvollständigkeit und stellenweisen Redseligkeit doch zu den merkwürdigsten Denkmälern der Geschichte des Nordens gehört, auch in die deutsche Geschichte einschlägt, aber leider über Canuths Römerreise mit Kaiser Conrad II. keine weiteren Aufschlüsse gewährt.

Die beiden Schrifttafeln enthalten Proben der Annalen von Padua, Pisa, Montecasino, Salerno, Heinrichau, Krakau, Lubin, Kamenz und anderer Polnischer Jahrbücher. Index und Glossarium S. 721 — 772 sind von Herrn Dr. Pabst verfasst.

Dem Bande gehen ausser der Inhaltsanzeige und Vorrede S. VII — XXXIII, ein doppeltes nach der Zeitfolge und alphabetisch geordnetes Verzeichniss aller in den bisher erschienenen sechzehn Bänden der Geschichtschreiber (Scriptorum T. I—XII. XV—XIX) enthaltenen Werke voraus, welches zu leichter Auffindung derselben dienen wird.

Zugleich mit diesem Bande werden wohlfeile Octavabzüge des Riccardus de S. Germano, der Gesta Cnutonis und der Chronica Polonorum ausgegeben.

Der 20. Band Scriptores mit den ersten Chroniken des Staufischen Zeitalters, den Werken Otto's von Freisingen und seiner Fortsetzer, befindet sich unter der Presse; der vierte der Leges wird in einigen Monaten ausgegeben werden. Es ist ferner jetzt Aussicht, dass die drei noch fehlenden Bände 13. 14. 15. mit den Geschichtschreibern der Gothen, Franken, Langobarden und der Päpste in die Reihe eintreten; der Druck des 1. Bandes der Epistolae mit Cassiodor, den Merowingischen und Karolingischen Briefen, denen des Erzbischofs Bonifacius, steht nächstens bevor, und auch die Sammlung der älteren Kaiserurkunden nähert sich der Herausgabe.

Berlin.

G. H. P.

York und Paulucci. Aktenstücke und Beiträge zur Geschichte der Convention von Tauroggen. Aus dem Nachlass Garlieb Merkel's herausgegeben von Julius Eckardt. Leipzig, Veit u. Comp. 1865, 131 Seiten in Octav.

Das vorliegende, mit gutem Recht dem Verfasser der trefflichen Biographie Yorks gewidmete Büchlein enthält Nachträge und Ergänzungen zur Geschichte der Convention von Tauroggen, namentlich in Bezug auf die ersten einleitenden Verhandlungen. Es beruhen dieselben auf Correspondenzen des Marquis Paulucci, die, wenn auch dem wichtigsten Theile nach, doch nicht in ihrer Vollständigkeit Droysen vorlagen, der deshalb nicht im Stande war, dem Abfasser desselben die gebührende Beachtung zuzuwenden. Die Actenstücke sind aus dem Nachlasse Merckels zusammengestellt und der Herausgeber fühlt sich deshalb gedrungen, um das Verhältniss des Genannten zu Paulucci des Näheren zu begründen, dessen politische und literarische Bestrebungen einer sorgfältigen Erörterung zu unterziehen. Letztere verdient aber um so mehr Dank, als es sich um die Rehabilitirung eines Mannes handelt, dessen Name in der deutschen Literaturgeschichte keine beneidenswerthe Stelle einnimmt und durch die schneidenden Verse von A. W. Schlegel zum Gegenstande des Lächerlichen geworden ist. Es kann sich hier nicht um den Kritiker und Aesthetiker handeln, der in seinen plumpen Angriffen auf die Heroen der deutschen Literatur nur zu sehr seine Geschmacklosigkeit und seine gänzliche Unfähigkeit documentirte, eine wahrhaft poetische Schöpfung als solche aufzufassen; es gilt dem unerschrockenen Vertheidiger deutscher Ehre und Selbständigkeit, der zu einer Zeit, als die Mehrzahl der deutschen Publicisten sich scheu aus dem Kampfe gegen Napoleon zurückzog oder in Indifferenz versank, unverzagt, durch keine Einschüchterung entmuthigt, den Jammer des Tages, den Imperialismus Frankreichs und die Mit-

el zur Abwendung drohender Gefahren in seinem »Freimüthigen«, dann im »Zuschauer« ehrlich und unverschleiert besprach, dann, als es ihn nach der Schlacht bei Jena nicht länger in Berlin duldete, von Riga aus seine Angriffe auf das Franzosenthum und die in ihrer Stellung erniedrigten Rheinbundfürsten fortsetzte. Der Mann war der warmen Anerkennung nicht unwerth, welche ihm die Königin Luise zu Theil werden liess. In Riga war es, wo Merkel mit dem Marquis Paulucci, dem Nachfolger Essens als Generalgouverneur über Kur- und Livland, bekannt wurde.

In raschen Zügen entwirft der Herausgeber ein Bild von den früheren Lebensverhältnissen und der Persönlichkeit Pauluccis, des schroffen und zügellos leidenschaftlichen, aber mit durchdringendem Verstande und eiserner Willenskraft begabten Mannes, der den Menschen nicht nach seinem innern Werthe, sondern ausschliesslich nach seinen Leistungen und Talenten abzuwägen pflegte und den von Petersburg aus ergangenen Befehlen nur so weit nachkam, als sie seinen eigenen Ansichten entsprachen. »Er war — um die Quintessenz seines Wesens zusammenzufassen — ein Mann, dessen Wesen trotz alles Egoismus und aller sittlichen Indifferenz unter der Zucht eines Verstandes stand, dessen strenge Logik immer wieder zu der Förderung des Guten drängte und der darum innerhalb der Sphäre seiner Thätigkeit mehr gefördert und geleistet hat, als zahllose jener Durchschnittsmenschen, deren Sittlichkeit nicht sowohl Resultat der Erkenntniss, als Ausfluss einer gutartigen Anlage ist«.

Von ihm wurde Merkel aufgefordert, in den

Artikeln seines »Zuschauers« vornehmlich auf die Preussen zu wirken, sie dem russischen Interesse zu befreunden, den heimlichen Groll gegen die französische Kameradschaft zu nähren, die preussische Nationalität zu wecken. Paulucci aber, dessen Unterhandlungen mit York bereits angeknüpft waren, trug Sorge, dass das Blatt im preussischen Hauptquartier hinlängliche Verbreitung fand. Dass der Abschluss der Capitulation nicht durch ihn, sondern durch Diebitsch erfolgte, konnte Paulucci nie verschmerzen und wenn er von seinen auf dieselbe bezüglichen Correspondenzen Merkel die Abschrift erlaubte, so geschah es, wie der Herausgeber bemerkt, unstreitig in der Hoffnung, dass dieser die Aktenstücke veröffentlichen und somit das Verdienst des Geschehenen nicht auf Diebitsch allein zurückfallen möge.

Indem Ref. hiernach zu der französisch abgefassten und mit einer deutschen Uebersetzung versehenen Correspondenz Pauluccis übergeht, möge die Bemerkung vorausgeschickt werden, dass lediglich solche Briefe, welche Droysen entweder unbekannt geblieben waren oder aber bei ihm nur kurz Erwähnung gefunden haben, einer besondern Berücksichtigung unterzogen sind. Zunächst ergibt sich aus ihnen, dass die vom Kaiser für Paulucci ertheilte Vollmacht zur Unterhandlung mit York höchst allgemein gehalten war, dass selbst zu einer Zeit, als bereits von einer Zusammenkunft mit dem General behufs Abschluss einer Convention die Rede war, der kaiserliche Auftrag fehlte und Paulucci sonach die ungeheure Verantwortlichkeit übernahm, auf eigene Hand in einer Frage von den weitgreifendsten Folgen vorzugehen. In

liesem Sinne schreibt er (7. December 1812) an Alexander: „Comme V. M. jusqu'à présent n'a jugé à propos de rien décider sur cette négociation, j'aurais dû ne pas la continuer, mais persuadé si elle doit être continuée diplomatiquement, elle ne réussira pas, ou elle sera conduite trop tard à son terme, j'ai cru devoir prendre sur moi de presser la chose, en m'exposant très volontiers au risque d'être sacrifié comme ayant agi sans autorisation, si je parviendrais à conclure un traité qui ne convient à V. M.“ Endlich gelangt er in den Besitz einer genügenden Vollmacht; nun folgen seine Briefe, in welchen er dem kaiserlichen Herrn über den Verlauf der Verhandlungen Bericht abstattet, rascher auf einander; er schildert die Geneigtheit Yorks, auf die ihm gestellten Anträge einzugehen, falls die Vorschläge, mit deren Ueberbringung er Seidlitz beauftragt habe, Eingang fanden. Dann begegnet man seinen Klagen, dass ihm das Obercommando genommen sei; sein an York gerichtetes Verlangen nach einer persönlichen Zusammenkunft wird immer dringender und er schreibt ihm (18 December), „Vous n'avez, Mr. le Général, que quelques heures de temps pour Vous résoudre et si pour cela V. E. desire de s'aboucher avec moi, je suis prêt à me rendre sur le point que Vous fixerés pour notre rendez-vous, qui pourroit être à moitié du chemin de la distance qu'il y a entre Votre corps et le mien“.

Von elf Briefen, welche Paulucci in der Zeit vom 28. December 1812 bis zum 9. Januar 1813 an York und den Kaiser richtet, konnte Droysen in seiner Biographie nur zwei benutzen und auch diese sind nur im Auszuge von ihm wiedergegeben. Noch am 28. December meldet Graf Dohna an Paulucci: „Ich hoffe, dass General York seine Convention mit keinem Andern als mit Ew. Exc. abschliessen wird“ und doch scheint er nichts versucht zu haben, um den General zu einer Zusammenkunft mit Paulucci zu stimmen, dessen Anträge die Grundlage bei allen Besprechungen abgaben. Es liegt die Vermuthung nicht fern, dass York die Verhandlungen mit dem auf raschen Abschluss dringenden Diebitsch vorzog, weil er von diesem günstigere Zugeständnisse zu erlangen hoffte. Am Abend vor dem Tage, an welchem er sein entscheidendes „Ihr habt mich!“ aussprach, schrieb er dem Generalgouverneur: „L'éloignement de V. E. et les circonstances pressantes me font entrer en négociation avec Mr. le général de Diebitsch qui se trouve vis à vis de moi, et qui agit d'accord avec Votre envoyé le comte Dohna“ und fügt hinzu: „Die gründliche Ueberzeugung, dass das Heil meines Vaterlandes

und das Wohl der Menschheit den Schritt erheische, den ich auf Ihr Andringen wage, lässt mich in diesem wichtigen Augenblicke jede persönliche Rücksicht aus den Augen setzen".

Hiernach blieb Paulucci zwei Tage lang ohne alle Nachricht aus dem preussischen Hauptquartier. Als Ungeduld ihn trieb, sich noch ein Mal mit den Worten: „Je desire absolument d'avoir une réponse cathégorique à la lettre que j'ai l'honneur d'écrire à V. E. en date du $\frac{10}{2}$ de ce mois et s'il est possible de pouvoir avoir un entretien avec Vous Mr. le général" an York zu wenden, war die Convention bereits unterzeichnet. Die Ankündigung derselben von Seiten des Generals erfolgt mit den Worten, „J'ai conclu une convention avec Mr. le général Diebitsch, qui se trouvoit vis à vis de moi, je lui exprime en même tems mes regrets de n'avoir par trouvé l'occasion à terminer avec Vous, Mr. le général, une affaire, qui fit l'objet de nos relations".

Dass in Folge dessen in Paulucci die lebhafteste Verstimung gegen Diebitsch nm sich griff, ist erklärlich; sie spricht sich in dessen Schreiben an den Kaiser aus: „Par cette conduite, ainsi que par ses deux rapports, le généralmajor Diebitsch laisse un juste motif à supposer, qu'il veuille s'appropriier toute la gloire de cette importante convention" und einige Tage später: „De son coté le général York a su profiter en homme habile de l'empressement que le général Diebitsch a temoigné d'avoir la gloire de conclure cette convention, pour y faire des changemens, auxquels il étoit sûr que je n'aurois pas consenti." Zugleich unterlässt er nicht, die von Diebitsch zugestandenen Bedingungen als höchst bedenklich zu bezeichnen und rath, die von russischen Regimentern besetzten preussischen Landestheile keinesfalls aus den Händen zu geben, vielmehr Memel dem Kaiserstaat einzuverleihen. Man weiss, dass er mit diesen Vorschlägen so wenig durchdrang, als es seinen Intriguen gelang, Diebitsch in den Augen Alexanders zu verdächtigen.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

0. Stück.

7. März 1866.

Memorie dell'istituto di corrispondenza archeologica. Volume secondo. Lipsia, F. A. Brockhaus 1865. XXVI und 526 S. in Octav, nebst 15 Tafeln.

Im Jahre 1832 war vom Institute für archäologische Correspondenz ein einzelner Band von Abhandlungen unter dem Titel *Memorie* u. s. w. herausgegeben worden; dieser Titel ist dann aus der Reihe der regelmässig fortgeführten Institutspublikationen verschwunden, bis die Direktion eine Festgabe, welche das Institut seinem Gründer Eduard Gerhard zum fünfzigjährigen Doktorjubiläum darbrachte, als zweiten Band an jenen älteren sich anreihen liess. Mit der Anzeige dieser umfang- und inhaltreichen Festschrift wollen wir einen Hinweis auf die sämmtlichen zu Gerhards Jubiläum im Drucke erschienenen Arbeiten verbinden, deren Titel wir zunächst in alphabetischer Reihenfolge ihrer Verfassernamen hersetzen.

Die Athenastatue des Phidias im Parthenon und die neuesten auf sie bezüglichen Entdeckungen.

Ein Beitrag zur Feier des funfzigjährigen Doktorjubiläums Eduard Gerhards von A. Conze. Mit 1 Tafel. Berlin, Georg Reimer, 1865. 13 Seiten in Quart.

Ueber bemalte Vasen mit Goldschmuck. Festgruss an Eduard Gerhard von Otto Jahn. Mit 2 Tafeln. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1865. 28 Seiten in Quart.

Thamyris und Sappho auf einem Vasenbilde von Adolf Michaelis. Mit 1 Tafel. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1865. 18 S. in Quart.

Zwei Reisebilder aus Arkadien von Dr. Richard Schillbach. Jena, Druck von Fischer und Hermsdorf, 1865. 36 S. in Octav.

Das Ebenmaass ein Band der Verwandtschaft zwischen der griechischen Archaeologie und griechischen Philosophie. Festgruss an Eduard Gerhard. (30. Juli 1865. A. Trendelenburg). 20 S. in Octav.

Orpheus und Herakles in der Unterwelt. Ein antikes Bild nach drei Vasengemälden beurtheilt und Versuch einer Würdigung seines künstlerischen Gehaltes von Dr. Veit Valentin. Mit 1 Tafel. Berlin, Georg Reimer, 1865. 61 Seiten in Octav.

De Anaxandrida Polemone Hegesandro rerum delphicarum scriptoribus scripsit Ludovicus Weniger. Berolini, Calvary et soc. 1865. 60 Seiten in Octav.

Sophokles. Für den Schulgebrauch erklärt von Gust. Wolff. 3. Theil. Antigone. Leipzig. Teubner. VIII u. 156 S. in Octav.

Wie die Mannigfaltigkeit des Inhalts jener Festschrift des archäologischen Instituts, so giebt auch die Buntheit der Titel und des Inhalts dieser einzelnen Festgaben ein Abbild jenes bunten Durcheinanders, wie es sich unter

am an sich unbezeichnenden Namen der Archäologie zusammenfindet. Ein Komplex von Forschungen, wie er hier vorliegt, wie er in Gerards unendlich verdienstvoller Schöpfung, dem tzt als preussischer Staatsanstalt in seinem stehen gesicherten Institute für archäologische Korrespondenz zu Rom seinen Mittelpunkt findet, wie er in den archäologischen Zeitschriften zusammenwirkt und wie er auch wohl als Inhalt einer Disciplin in mancherlei Definitionen gegeben ist, kann, so wenig wir daran denken wollen die bestehende Praxis, die ihr gutes Recht hat und behalten muss, nach unsern Anschauungen zu modeln, doch niemals auf den Namen eines selbständigen wissenschaftlichen Anspruch erheben; ihm fehlt eine einheitliche Idee, ihn macht nur die Gelegenheit. Eine Idee ist in der Archäologie nur und nur dann darf sie als eine in gewisser Weise selbständige Disciplin auftreten, wenn sie die wissenschaftliche Erkenntniss der in bildender und bauender Kunst weitesten Sinnes ausgeprägten Menschengedanken zu ihrer Aufgabe macht. Hierfür das Wort Archäologie zu setzen ist zwar ganz absonderlich unpassend, doch ist der Name einmal ein jetzt üblicher, hervorgegangen aus der Leidensgeschichte dieser Studien und braucht uns weiter nicht zu beirren, sobald wir nur wissen, dass wir Wissenschaft der Kunst, im besonderen Falle Wissenschaft der klassischen Kunst unter ihm verstehen. Eine solche Disciplin bleibt nun allerdings untrennbar mit der Philologie verbunden, ja sie fällt mit Philologie im weitesten Sinne zusammen, aber durchaus nicht mehr und anders als eine jede andre historische Wissenschaft auch.

Auf unser so begrenztes Gebiet, welches darum

wahrlich kein enges wird, gehören nicht alle der angeführten Festschriften, aber doch die Mehrzahl derselben. Wolffs Ausgabe der *Antigone*, ferner in dem Bande, welchen das Institut seinem Gründer gewidmet hat, die Aufsätze von M. Haupt, Jordan, Henzen und Mommsen, Parthey stehen nur auf dem gemeinsamen philologischen Boden, aber auch von ihrem selbständigen Werthe, dessen Normirung wir uns indessen hier nicht erlauben wollen, ganz abgesehen würden wir sie schwer vermissen grade wo es einer Feier Gerhards gilt, der nie aufgehört hat die Philologie als die nothwendige Grundlage und Stütze einer wissenschaftlichen Archäologie zu betonen. In dem Bande der *Memorie* behandeln ferner Fiorelli, Kirchhoff, Hercher und de Rossi schrift- und inschriftliche Ueberreste, aber grade solche, die unmittelbar über die Kunst des Alterthums Belehrung bieten. Der um die neuesten Ausgrabungen zu Pompeji hochverdiente Fiorelli behandelt eine dort schon vor längerer Zeit gefundene, früher von Mommsen und Garrucci mitgetheilte und besprochene Inschrift, welche er statt auf die Basilica vielmehr auf einen Bogen am Forum von Pompeji beziehen will, welcher nach seiner Ergänzung der Inschrift im Jahre 733 der Stadt dem Augustus dedioirt wäre. Kirchhoff erläutert drei leider sehr geringe erhaltene Bruchstücke einer attischen Rechnungs-urkunde, welche als die älteste der bis jetzt bekannten auf ein vor Ol. 85, 3 begonnenes Perikleisches Bauwerk, an dem mehrere Jahre gearbeitet wurde, sich bezieht; es könnte der Parthenon sein. Hercher giebt aus einem codex Marcianus die prosaische Beschreibung eines Kunstwerkes von Constantinus Manasses heraus.

Das beschriebene Werk ist ein in einem kaiserlichen Palaste in die Wand eingelassenes Mosaikbild, die Tellus und allerlei Nebendinge darstellend; grade das Stück, welches die Tellus beschrieb, fehlt in der Hs. Hier können aber im Allgemeinen ergänzend die betreffenden Verse aus dem Gedichte des Manuel, welches früher Stark (*de Tellure dea*) herausgab, eintreten. Es zeigt sich nämlich jetzt, dass dieses Gedicht des Manuel, welches dasselbe Kunstwerk beschreibt, nicht auf eigener Anschauung beruht, sondern nur die Versifikation einer andern Beschreibung, vermuthlich grade der von Constantinus Manasses, ist. Ebenfalls sehr werthvoll, wie Alles was von de Rossis Hand kommt, ist dessen Mittheilung über eine von ihm in Deutschland gemachte handschriftliche Entdeckung. De Rossi fand in der k. Bibliothek zu München Hartmann Schedels, des Nürnberger Arztes, handschriftliches aus verschiedenen Quellen zusammengetragenes *opus de antiquitatibus cum epitaphiis* mit der Schlussnotiz: *ligatus anno domini 1504*. In demselben findet sich abschriftlich u. A. ein Stück aus den im Originale längst verschollenen Papieren des Reisenden Cyriacus von Ancona, über welches bereits vor einiger Zeit auf de Rossis Veranlassung Otto Jahn im bull. dell' inst. 1861, S. 180 ff. gesprochen hat und welches von grosser Bedeutung für die Herstellung des Reisewerkes des Cyriacus, welche de Rossi uns verspricht, sein wird.

Die übrigen »*memorie*« in der Festschrift des Instituts haben vorwiegend die Kunstwerke selbst zu ihrem Gegenstande gewählt; auch der voranstehende Aufsatz von O. Jahn über Zeus Polieus nimmt besonders auf dessen bildliche Darstellung auf der Akropolis von Athen Rück-

sicht. Nach vorausgeschickter Darlegung der Kultushandlungen und Sagen des Zeus Polieus sucht Jahn wahrscheinlich zu machen, dass der nackte blitzschleudernde Zeus der athenischen Münzen das Abbild des ältern Bildes des Zeus Polieus auf der Akropolis (Paus. I, 24, 4) sei. Derselbe Typus der nackten schreitenden Gestalt kommt auch auf andern Städtemünzen und zwar zur Darstellung verschiedener Götter benutzt vor. Dieser Hinweis auf die Benutzung fester Formen in der unentwickelten griechischen Kunst für ganz verschiedene Zwecke — Jahn vergleicht die sogenannten Apollostatuen — eröffnet noch weiter zu verfolgende kunstgeschichtliche Perspektiven. Neben jenes alte Zeusbild soll dann, wie Jahn annehmen möchte, der Zeus von Leochares gesetzt sein, um den Gott den entwickelteren Anforderungen entsprechend darzustellen, etwa wie eine Raphaelsche Madonna neben einer sog. ägyptischen Platz nahm, wie zu Athen die Parthenos sammt ihrem Tempel neben die Polias trat, der Dionysos von Gold und Elfenbein neben das eleutherische Idol, die Aphrodite von demselben Alkamenes neben das alte Hermenbild *ἐν κήποις*, wie z. B. in Plataiai die Hera Teleia des Praxiteles neben die alten *δαίδαλα* der Göttin u. a. m. Bald verdrängten diese neuen Bilder die alten Idole von dem Hauptplatze, bald wurden sie nur als Votive neben ihnen aufgestellt. Auch hier haben wir es wieder mit einer sehr durchgehenden Erscheinung zu thun. Diesen Zeus des Leochares, nackt wie das alte Idol, glaubt Jahn auf andern attischen Münzen im Nachbilde erkennen zu dürfen.

Auf Jahns Aufsatz folgt der von Conestabile, dem guten Kenner etruskischer Kunst.

Er veröffentlicht eine im Territorium von Chiusi neugefundene Aschenkiste mit Relief, dieses eine Wiederholung der bei Raoul-Rochette mon. in. taf. 57, 2 herausgegebenen. In der Deutung der Darstellung auf Apollon, der wehmüthig zwischen troischen Kampfszenen sitzt, folgt Conestabile Raoul-Rochette, doch hält sich Conestables Erklärung des Einzelnen weit mehr innerhalb der bei Deutung der Bildwerke zum Schaden der Methode und Wissenschaftlichkeit nur zu oft überschrittenen Grenzen entsagender Besonnenheit.

Zu den anziehendsten Arbeiten des ganzen Bandes zählt für Referenten die folgende Besprechung eines weiblichen Marmorkopfes der Sammlung des Herzogs Alba zu Madrid von Hübner. In feinsinniger Weise wird die Benennung des Kopfes als einer Athena ohne Helm begründet; das Original ist gewiss in die richtige Zeit versetzt, wenn H. mit der allerdings nöthigen Reserve an die Lemnierin des Phidias denkt. Bei der Nachweisung gleicher weiblicher Haartracht an andern Bildwerken ist Hübner das besonders klare Beispiel der einen Göttin auf dem grossen eleusinischen Relief (Mon. dell' inst. VI, Taf. 45) entgangen. Die Göttin im Parthenonfrisee mit derselben Haartracht, die H. vergleicht, ist eben auch die Athena, und mit vollem Rechte nimmt er die sogenannte Nymphe in der Metope von Olympia für nichts anderes als wiederum Athena.

Die zwei nächsten Aufsätze gehören zweien seit Kurzem inzwischen verstorbenen italiänischen Verf. an, dem gelehrten Numismatiker Cavedoni in Modena und dem Florentiner Migliarini. Beide behandeln hier Bildwerke in einer Weise, die leider nicht vereinzelt stehend

dazu gedient hat, die Archäologie bei kunstsinnigen Männern wie bei strengen Gelehrten halb und halb in Verruf zu bringen. Wir erlassen uns das Eingehen hierauf, die Darstellung des von Migliarini herausgegebenen etruskischen geschnittenen Steines verstehe ich bis jetzt so wenig, wie der Herausgeber sie verstanden hat.

Eine merkwürdige Einzelheit bringt Stephani dann zu unserer Kenntniss in dem Bilde einer früher Campanaschen, jetzt kaiserlich russischen Vase; eine Frau, nach Stephani Aphrodite, wofür er Manches vergleicht, lenkt von einem Wagen ein Gespann von zwei Ebern, einem Löwen und einem Wolfe.

Auf den Bericht von Pervanoglu über allerlei kleine Bildwerke von Bronze und gebranntem Thon, welche an der Stelle wahrscheinlich der Akropolis des alten Tegea ausgegraben wurden, folgt Urlichs Abhandlung *de curia Julia*, in welcher er in Bezug auf die Gesamtanordnung des Forums nach Mommsens Vorgange das *comitium* unter dem Kapitole ansetzt, die *curia Julia* aber an der Stelle von S. Adriano. U. sucht dann wahrscheinlich zu machen, dass das *continens curiae chalcidicum* Nichts anderes gewesen sei als das *atrium Minervae* und links für den vom *Comitium* aus Sehenden von der *Curia* gelegen habe, etwa da, wo jetzt S. Martina steht. Zu eins verbunden sei dann ferner mit diesem *chalcidicum* oder *atrium Minervae* das *secretarium senatus* anzunehmen, hinter diesem Ganzen möge aber das *atrium Libertatis* gelegen haben.

Bei der Mittheilung von Capei, der sich als alter Freund des Jubilars mit seiner Gabe auch hat einfinden wollen, kommt eigentlich nicht grade Etwas heraus. Dann folgt Eugen

Petersen mit einer neuen Hypothese über eine zwar schon mehrfach aber noch nicht zu Ende besprochene altattische Statue, die Sosandra des Kalamis. P. geht davon aus, dass nach Lucian pro im. 23. die Sosandra, in der er auch gegen neuere Anfechtungen dieser Ansicht eine Aphrodite sieht, ein Werk von Gold und Elfenbein gewesen sein müsse. Dann könne sie nicht, wie man bisher annahm, unter freiem Himmel am Aufgange zur Akropolis gestanden haben. So gelangt er zu der Vermuthung, es sei die Sosandra das Tempelbild der Aphrodite Pandemos über dem Altmarkte von Athen gewesen.

De Witte hat einen von ihm schon mehrfach und nicht ohne Glück behandelten Gegenstand, die Adonisdarstellungen in der bildenden Kunst, gewählt. Es ist merkwürdig, wie man hier die französische Archäologie noch immer unbeirrt auf den nebligen Pfaden findet, die die Forschung in Deutschland, wo namentlich Otto Jahn dazu gethan hat die Luft zu reinigen, ziemlich einmüthig verlassen hat. Hätten doch, sollte man denken, Ch. Lenormants Verirrungen dort jeden Besonnenen zur Umkehr mahnen müssen. Aber nein. Bildwerke, von denen man eben behauptet, nur die in die Mysterien Eingeweihten hätten sie verstehen können, erklärt man dann gleich selbst ganz harmlos und die Abhandlung Ch. Lenormants über die Polygnostischen Gemälde zu Delphi, welche nicht zur Ehre des Verf. noch nach seinem Tode gedruckt ist — Schubart hat sie kürzlich nach Verdienst gewürdigt — heisst bei De Witte *un admirable mémoire*.

Kekulé's Deutung des Reliefs eines an der *Via latina* gefundenen Marmordiscus auf Hermes, der sich den kleinen unter der Ziege sau-

genden Asklepios betrachtet, ist nicht ohne Wahrscheinlichkeit. Lübbers Behauptung, auf zwei Sarkophagreliefs in Palazzo Mattei zu Rom sei in den von Winkelmann als Peleus und Thetis gefassten Hauptfiguren vielmehr Mars und Rhea zu erkennen, ist unzweifelhaft richtig; nicht ganz so überzeugend, wenn auch in der Hauptsache vielleicht richtig, ist die in einem besondern Aufsätze von Reifferscheid vertheidigte Ansicht, dass die bei der Liebesscene gegenwärtig dargestellten Gottheiten dem Lokale (Tiber, Aventin, Palatin) angehören.

Minervini handelt über eine in drei pompejanischen Gemälden wiederholte Composition mit dem trunkenen Herakles im Vordergrunde. Das dabei gelegentlich besprochene Gemälde in dem sogenannten Hause des Lucretius ist besser bereits von O. Jahn in den Berichten der k. sächs. Ges. der Wiss. zu Leipzig 1855, S. 215 ff. erklärt. Die auch gelegentlich als Herakles bei Omphale genannte Kasseler Statue konnte so nur nach den unrichtigen modernen Ergänzungen gedeutet werden; sie dürfte eher, wie ich nicht zuerst bemerke, einen Hephaistos darstellen. Gegen noch manche andre Punkte in M.s Aufsätze liesse sich streiten.

Friederichs giebt eine gute Charakteristik der altetruskischen Skarabaeen zur Unterscheidung von den, wie überhaupt altetruskische und altgriechische Kunstwerke zu Verwechslungen auch jetzt noch Anlass geben können, vielfach ähnlichen ältestgriechischen in dieser Form geschnittenen Steinen. Die Käferform selbst leitet er aus Aegypten her, doch sei sie durch Vermittlung Assyriens nach Griechenland und Etrurien gekommen.

Michaelis Beitrag bezieht sich auf einen

der wichtigsten Gegenstände archäologischer Auslegung, den Parthenonfries, und zwar zunächst auf die am Ende rechts der Göttergruppe befindliche Knabengestalt. Diese ist im Originale fast verloren, nur ein übel zugerichtetes Fragment befindet sich im Britischen Museum. Es existiren aber noch zwei Gipsabgüsse mit der ganzen Figur, der eine überarbeitet und dadurch entwerthet, der zweite aber, wie allerdings glaubhaft ist, echt; er muss zu Choiseul-Gouffiers Zeit in Athen geformt sein und ist in mehreren Exemplaren von Paris aus später verbreitet. Eines dieser Exemplare im Bonner Museum theilt M. in Abbildung mit und stützt auf dasselbe mit Vergleichung des Londoner Originalfragmentes seine Behauptung, dass der Knabe erstens geflügelt ist, also nur Eros sein kann, zweitens aber — und das ist ganz neu, aber, so weit die Abbildung zu urtheilen erlaubt, unleugbar, auch im Allgemeinen gar nicht unwahrscheinlich — dass dieser Eros einen Sonnenschirm mit langem Stiele über seinem Haupte hält. In der dem Gleichgewichte der Komposition nach diesem Eros entsprechenden Mädchen-gestalt in der Abtheilung links neben Hera und Zeus erkennt Michaelis wie schon Visconti die Nike, begründet diese Benennung weiter und kommt hier auch bei der Erklärung der Haltung der Hände auf ganz Dasselbe, was ich in der archäologischen Sektion zu Hannover vorschlug. M. bemerkt, dass diese zwei Flügelgestalten allein hinreichen die versuchte Auslegung der zwölf sitzenden Gestalten als menschlicher zurückzuweisen. Ueber die Erklärung dieser sitzenden Gestalten giebt nun M. weiter seine Ansicht und hat in sehr übersichtlicher Weise die bisher aufgestellten Benennungen in einer

Tabelle zusammengestellt. Zeus und Hera ben die Ausleger fast mit Einstimmigkeit sicher mit Recht angenommen, neben ihnen also Nike; Viscontis Demeter und Triptole für das sich anschliessende Paar, die hier M. bevorzugte Erklärung, hat auch mir so lange am passendsten geschienen. Der Benennung Dioskuren für das Paar ganz links sich wiederum die grosse Majorität der Er rer zugewandt; M. verwirft sie, unter An auch, wie ich ebenfalls in Hannover es brachte, um der ganz verschiedenen Körperf willen; es ist ein mächtiger Manneskörper ein zarterer Ephebenleib, dieser auch in das Ephebenideal der attischen Kunst ausze nenden bescheideneren Haltung dargestellt. W auch am Kasten des Kypselos der eine Dios einen Bart, der andre keinen hatte, so ist darum doch nicht glaublich, dass ein Phi das Brüderpaar so, wie hier die beiden Ges ten auf dem Friesen sind, zur Darstellung bracht haben wird. M. nennt die beiden I mes, was der Gestalt, der Tracht und der S eines Attributes in der Hand wohl angepa ist, und Dionysos — Letzteres für mich n überzeugend und zwar wiederum um der auf lend kräftigen breitbrüstigen Mannesbildung len, die mir eher zum Poseidon wie ihn Fragment des Ostgiebels von Phidias behan zeigt passen würde. Dass in der Abtheil rechts entsprechend dem Zeus zuerst Ath sitzt, freue ich mich jetzt auch von M. an nommen zu sehen. Erst neben der Athena winnt Hephaistos, welchen Namen hier zu Welcker annahm, seinen vollen Sinn, ihn nu auch M. an. Dass die Mehrzahl der Erklä und mit ihnen M. in dem folgenden Alten

Recht den Poseidon erkennen, muss ich dagegen wieder in Abrede stellen; in den grossentheils sehr gut erhaltenen Körperformen dieser Gestalt so wie in ihrer ganzen Haltung ist mehr Alter als Kraft das Charakteristische und zwar dieses, wie mir scheint, ganz meisterhaft mit grosser Naturwahrheit zum Ausdrucke gebracht (Michaelis: *del viso un poco secco e con forte indicazione delle vene e degli altri dettagli del corpo*). Schon die etwas welcke rechte Hand allein, an der, wie sie herabhängt, die Adern schwellend hervortreten, kann nicht die eines Poseidon sein. Ich habe von Poseidon vorher schon gesprochen; hier streube ich mich eine neue Taufe vorzunehmen, aber eine ältliche Heroëngestalt, die dann wie Eros der Nike, so dem Heros Triptolemos in der andern Abtheilung entsprechen würde, ist das, was mir in dieser Figur entgegentritt, etwa wie ein Ikaros dem Dionysos gesellt sein könnte. Ich berufe mich gern auch wieder auf Michaelis Worte, die zeigen, dass er das Untergeordnetere in der Bildung dieser Gestalt, welche er also Neptun nennt, im Gegensatze wenigstens zu dem jugendlichen Nachbar ebenfalls empfunden hat. In der Erscheinung dieses letztern, den er für Apollon nimmt, hebt er nämlich hervor »*le sue fattezze ideali, che fanno un bel contrapposto col Nettuno*«. Wenn zumeist rechts Peitho und Aphrodite mit Eros die sitzende Versammlung beschliessen, so weist M., der diese Benennungen noch weiter zu stützen sucht, darauf hin, dass in Aphrodite mit dem Schleier und in Peitho mit der Haube sich uns die Herrin und die Dienerin ganz in der aus den zahlreichen Grabreliefs geläufigen Tracht zeigt.

Gehen wir weiter, so finden wir einen län-

geren Aufsatz von Stark, der eine Bronzefigur der Athena in Leyden glücklich mit einer Berliner Statue vergleicht, beide scheinen auf die Kindernährende Göttin mit Erichthonios im Bausche der Aegis und mit einer Olive in der Hand gedeutet werden zu müssen. Darf ich Nebensätze berichtigen, so ist (S. 263) die auf Tyche und Plutos gedeutete pompejanische Malerei sicher vielmehr Venus mit Amor. Aus Versehen ist S. 267, Z. 4 v. u. »musaico« statt »rilievo« geschrieben (cf. Gerhards Denkm. u. F. 1864, Taf. CLXXXIX).

Benndorf erklärt eine fragmentirte Marmorarbeit aus Consul Spiegelthals Besitz für einen Dionysos mit einem trunkenen Pan zu seinen Füßen. Wolffs Deutung der in mehreren Wiederholungen erhaltenen Marmorfigur des mit Knöcheln spielenden Mädchens auf Harmonia, eine Schwester des Amor, die mit diesem spielend dargestellt sei, überzeugt durchaus nicht; da ich nicht wohl weiter darauf eingehen darf, muss ich mir selbst auch eine kleine ganz bescheidene Selbstvertheidigung gegen Anm. 1 der Seite 339 verbieten.

Rangabés Gemälde von Altathen ist, so viel ich ohne Durchvergleichung sehe, eine französische Uebersetzung einer am 20. Mai 1861 in Athen griechisch gehaltenen akademischen Rede, welche bereits in Athen besonders gedruckt war. Vielleicht hätte ein einmaliger Abdruck genügt. Von E. Curtius finden wir drei Miszellen, die erste über Symbole, die in der Kunst umgedeutet wurden, wie beim Harpokratesbilde geschah; in diesem Sinne behandelt C. die gefesselten Götterbilder, u. a. der Aphrodite in Sparta, deren Fesseln wie die der Mädchen bei Jesaias ursprünglich nur ein Schmuck

ein sollen, dem man dann Deutungen untergelegt habe. Wie ist dann aber der ebenfalls bekannte gefesselte Ares in Sparta zu erklären? Ferner findet C. die Geberde der medizeischen Venus auf einem kyprischen Idole im Louvre wieder. Bei diesem soll der Gestus auf die Fortpflanzungs- und Nährorgane hinweisen, so soll — freilich fehlen uns diese Zwischenglieder, wie C. selbst eingesteht — die Aphrodite fort und fort gebildet worden sein, bis endlich die Symbolik der Bewegung ganz vergessen und einfach als Geberde der Scham aufgefasst sei. Um zu urtheilen, müsste man das kyprische Idol, das leider nicht abgebildet wird, wenigstens kennen. Die zweite Miscelle erklärt einen Stein im Louvre aus Kypros mit der Aufschrift **KAPYΞEMI** für ein *λύκωμα*, eine öffentliche Anschlagetafel.

Brunn publicirt ein Vasenbild aus Caere mit einer Frau **AIKE**, die ein hässliches Weib **AIKE** würgt und schlägt, und weist kurz und gut die Uebereinstimmung dieser Scene mit der auf dem Kypseloskasten nach. Klügmann deutet das Vasenbild bei R. R. m. 1. Taf. 40 auf die Fesselung des Ixion. Roulez theilt eine zierliche Vase des Duris, die aus den Campanaschen Sammlungen nach Brüssel gekommen ist, mit; einerseits kämpft Herakles, andererseits wahrscheinlich Telamon mit vier Amazonen.

W. Vischer hat drei rohe griechische Bronzefigürchen, einen Widderträger und zwei der sog. Apollobilder, nackt mit geschlossenen Armen und Beinen, ins Feld gestellt. Dieses Gesindels wird jetzt alle Tage mehr; die Mittheilung bleibt darum doch dankenswerth. Den Namen Apollo wendet auch V. nur der Kürze wegen an; das Schema ist gewiss nicht nur bei

dem Arrhachion zu Phigalia auch für andre Istellungen, als die des Apollon verwandt. ist noch kürzlich aufgefallen, dass ein Figchen dieser Art als Weihgeschenk für die Qnymphen an einem Brunnen auf einem Vasibilde vorkommt, (Mon. dell' instit. 1845, vol. tav. XIV) da doch schwerlich ein ApolSehen wir in diesem Falle, dass sich der Typus noch spät im Gebrauche für Votivfigerhielt, so muss uns das bei der Altersbestimmung einzelner Exemplare doppelt vorsicmachen.

Es folgt mein eigener Aufsatz, in welcl ich die eigentliche Gestalt des *κρωβύλος*, ihn die alten Athener (Thuk. I, 6 u. a.) trug in Bildwerken aufgewiesen zu haben glaube. ich von dem dabei besonders benutzten Relfragmente auf der Akropolis von Athen Recht vermuthet habe, dass es zu einer Tseusdarstellung gehöre, mögen Andere oderber noch zukünftige Funde der jetzt fehlenStücke entscheiden. Was Wieseler's Aufurungen über ein Anhängsel einer praenestschen Cista in Paris betrifft, so muss ich n nem verehrten Lehrer gegenüber bekennen, d ich die fragliche Gestalt mit Brunn für eine ten in einen Vogelleib auslaufende Frau hal muss, die zwei Kreuzformen auf dem Leibe die Vogelbeine; damit bin ich allerdings v Verständnisse noch weit, kann aber wenigst nicht der Deutung W.s auf Aphrodite mit himmlischen Scheibe unter sich, an welcher M gen- und Abendstern stehen, folgen.

Auf der von Helbig publicirten Caereta Vase liegt der kleine Hermes als Wickelk auf einem Räderbettchen, das also den Die der Wiege versieht; über ihm sind Apollon t

Maja (so würde ich vorschlagen den bärtigen Mann rechts, die Frau links zu deuten, die andre Frau als untergeordnet, eine Dienerin, ansehen) in heftigen Auseinandersetzungen begriffen. Seitwärts stehen in einer mit Buschwerk bewachsenen Grotte, auf deren oberen Rande ein Hase hinläuft, die gestohlenen Rinder. Ich weiss nicht, ob H. diese kleinen Abweichungen gut heissen wird. Von Reifferscheids Abhandlung über Gottheiten auf römischen Bildwerken, deren Gegenwart das Lokal der Handlung bezeichnet, habe ich wenigstens einen Haupttheil bereits berührt. Lancis Beitrag entzieht sich als eine Freundesgabe der Kritik.

Zum Schlusse des Bandes begegnen wir noch einer numismatischen Arbeit und freuen uns, dass so die Numismatik doch auch selbständig vertreten ist. Gehört sie doch, so nothwendig sie sich in der Praxis emancipiren muss, dem Begriffe der Archäologie nach durchaus in deren Kreis, ebenso gewiss wie die Epigraphik, die umgekehrt in der Praxis nothwendig in enge Berührung mit der Archäologie geräth, ihrem eigentlichen Hauptinhalte nach der Archäologie fremd ist. Vertreten also ist in der Festschrift des Instituts die Numismatik durch Salinas, den wir gern als einen jetzt häufiger auftretenden Fachgenossen jenseit der Alpen begrüßen; S. behandelt Münzen von Himera (Hermes auf einem Bock reitend Rev. ein Monstrum, welches S. für bakchisch erklärt), die nachher in Seline mit dem bekannten Blatte gestempelt sind.

Als Einleitung der Widmungsschrift vorausgeschickt ist von Lepsius Hand eine Würdigung der Verdienste Gerhards um das Institut, Verdienste, die wir Jüngeren, denen die fertige Anstalt beständige Förderung gewährt, am we-

nigsten vergessen dürfen und die wir uns deshalb von so kundiger Seite gern mit einiger Ausführlichkeit darlegen lassen. Wir können hier erwähnen, dass Gerhard selbst im Archäologischen Anzeiger seiner Zeitung (1864 S. 97 ff.) Gelegenheit genommen hat, sich über seine wissenschaftliche Laufbahn, welcher wir so mancherlei für nachfolgende Forschung Grundlegendes verdanken, auszusprechen.

Bei Gerhards ganzer Stellung, seinen mannigfachen Beziehungen und seinen persönlichen Eigenschaften hat es nicht genug sein können, dass in ihm bei seinem Jubelfeste der besonders hervortretende Mitbegründer des römischen Instituts begrüsst wurde, ihm sind noch eine Reihe gesondert erschienener Festgaben gewidmet, deren Verf. wahrscheinlich Alle mit diesen Gaben ebenso sehr den Menschen als den Gelehrten, dem sie persönlich nahe traten, haben ehren wollen. Am ausdrücklichsten ausgesprochen ist diese Absicht in Trendelenburgs oben angeführten Schrift, welche in feinsinniger Betrachtung, welcher wir durch einen dürren Auszug nicht zu nahe treten wollen, ausführt, dass gleiche Grundzüge des griechischen Wesens dem Erforscher griechischer Philosophie in dieser entgegengetreten, wie dem Archäologen in der griechischen Kunst. Der Philosoph glaubt sogar, dass namentlich der Sinn für Ebenmaass durch die Leistungen der grössten griechischen Künstler den übrigen Denkmälern der Nation geradezu weit stärker geweckt sei und hebt es hervor, dass vor Allem in Plato eine der Kunstweise der Griechen engverwandte Richtung ausgebildet erscheint.

Unter den übrigen Festschriften stellen wir billig die von Otto Jahn voran. Sie führt in

umfassender Zusammenstellung die offenbar attischen Thongefässe vor, welche den Malereien rother Figuren auf schwarzem Grunde neben Anwendung auch anderer Farben durch Vergoldung einzelner Theile einen besonderen Schmuck zu geben suchen. Als ineditum erscheint dabei ein sehr zierliches Gefäss dieser Gattung aus dem Piraeus, für dessen ganze Form die Gestalt einer Eichel sehr glücklich zu Grunde gelegt ist. Mit einer Erklärung des Bildes hält J. in seiner musterhaft besonnenen Weise zurück; wer lieber lernen als sich erfreuen will, muss vor der Hand mit dem zum Soldaten kostumirten abgerichteten Vogel, mit dem der kleine Eros spielt, als Nachweis zu Plin. n. h. X, 116 fürlieb nehmen. Unter den übrigen besprochenen Gefässen wird, was ja unter den Vasenmalereien so selten vorkommt, eine Darstellung in zwei bis auf Nebendinge genauen Wiederholungen, welche sich in London und Wiesbaden finden, nachgewiesen. Den einzelnen von J. verzeichneten Exemplaren lässt sich jetzt bereits ein neues in Athen gegenüber dem Königlichen Marstalle ausgegrabenes hinzufügen; nur dass es derselben Klasse von Gefässen angehört und sehr der Publikation werth erscheint, erfahren wir aus Rhusopulos kurzer Notiz in der athenischen Zeitschrift *Ἡ ἀσπίς* 23. Octob. 1865. Zum Schlusse führt J. aus, wie eine ganz gleiche Geschmacksrichtung nicht nur in der Technik dieser Vasen, sondern auch in Wahl und Behandlung der dargestellten Gegenstände sich ausspricht. Es ist ein einzelnes von diesen Gefässen, dessen Bild Michaelis in seiner Schrift *Thamyris und Sappho* behandelt. In freier Künstlerphantasie wird der sonst unglücklich gedachte Sänger in Bei-

sein Apollons und Aphrodites, welcher ausser ihren Eroten ihre Sängerin Sappho sich anschliesst, auf irgend einen Musenberg versetzt, auch von den Göttinnen des Gesanges umgeben, als begeisterter Sänger inmitten der bewundernden Versammlung vorgeführt.

Ein anziehendes Thema hat sich Valentin gewählt, indem er eine Composition, welche in drei etwas variirten Wiederholungen auf Vasenbildern uns erhalten ist, A aus Canosa in München, B aus Ruvo in Karlsruhe, C aus Altamura in Neapel, behandelt. Dargestellt ist inmitten das Haus des Hades, dem von einer Seite Orpheus naht, während vorn unten Herakles unter Hermes Geleite den Kerberos entführt; seelige und unseelige Unterweltsbewohner sind ausserdem zugegen. V. ordnet die drei Wiederholungen unzweifelhaft richtig, keine das Original, A aber dessen Gedanken am besten wiedergebend, C am weitesten zwar abweichend, aber durch Inschriften wichtig, ohne welche die auf allen drei Exemplaren wiederholte Megara mit den zwei Heraklessöhnen niemals hätte richtig erkannt werden können. Mit Recht ferner betont V. die fortschreitend in A, B und C immer spielender behandelte und immer mehr in lebendige Naturformen eingekleidete Architektur am Hause des Hades, ferner die von A zu B und zu C immer zunehmende Abschwächung und Entstellung einzelner Gestalten, Bewegungen, Einzelformen, wie sie sich namentlich in der Gruppe um Herakles verfolgen lässt. Dem Verfasser ist es leider entgangen, dass eine grade in ihrer Abkürzung und theilweisen Entstellung sehr merkwürdige Spur derselben Composition in noch einem Vasenbilde (bull. arch. nap. n. S. VIII, 1863, tav. VII ohne Text) nachzuweisen

ist. Dass in den Frauen mit Hydrien auf C wirklich doch die Danaïden gemeint sind, lässt sich durch Vergleichung eines andern Unterweltsbildes (bull. arch. nap. n. S. III, tav. III) gegen V.s Zweifel erweisen; auch die Ausführung, dass diese Figuren der Originalcomposition nicht angehört haben könnten (S. 27 ff.) ist nicht überzeugend. Als eine Kleinigkeit, die freilich Nichts für das Ganze austrägt, ist zu bemerken, dass der Knabe auf A sich nicht mit Ballspiel (S. 31) beschäftigt, sondern ein Wägelchen hinter sich herzieht. Die Sache ist von andern Vasenbildern und von Grabsteinen her geläufig genug. Im Ganzen genommen verlieren die Betrachtungen des Verfassers sehr an zwin- gender Kraft, je mehr derselbe sich ohne Anhalt an die auf mehr als einer Wiederholung erhaltenen, wenn da auch variirten Formen be- müht, die Züge des verloren gegangenen Ori- ginals durch Erwägung des »Passendscheinenden« wiederzugewinnen. Das ist zu sehr »der Herren eigner Geist« und darin ist hier entschieden etwas zu Viel gethan. Dass die obersten Grup- pen, von denen die links vom Beschauer jeden- falls Megara mit ihren Kindern darstellt, nicht wie das ganze übrige Bild als in der Unterwelt befindlich gedacht sein sollen, bleibt mir schwer anzunehmen; die bei der Argumentation hierfür benutzte Deutung der Gruppe rechts auf A als Elektra, Orestes und Pylades und zwar als in einer ganz bestimmten Handlung begriffen ist mehr als unsicher. Den Schlussausführungen auf S. 51 ff. über den Gesamtgedanken der Composition, als deren wesentlichsten Kern der Verf. allerdings ebenso richtig als einfach die Zusammenstellung der sonst durchaus nicht als gleichzeitig geschehen überlieferten beiden Höl-

lenfahrten des Orpheus und Herakles bezeichnet, kann ich ebenfalls nicht mit Ueberzeugung folgen. Ich muss mich daran halten, dass die fragliche Composition uns vorliegt gemalt auf drei Vasen, welche zu einer grossen Klasse gehören, die sichtlich bereits bei ihrer Anfertigung zu Grabesschmuck bestimmt wurden. Sind da nun die Unterweltsfahrten des Orpheus und des Herakles zusammengestellt, so ist das meines Erachtens desshalb geschehen und desshalb hat sich diese Zusammenstellung des Beifalls, der zur Wiederholung führte, zu erfreuen gehabt, weil Orpheus und Herakles die beiden besonders sagenberühmten Heroën waren, die durch die Pforten des Todes ein- und wieder ausgingen, die eben desshalb und nachweislich ja namentlich Herakles, als Typen Geltung gewannen, an welche sich die Unsterblichkeitshoffnung des späteren Heidenthums so gern anklammerte. Somit erscheint also in diesen Vasenbildern bereits eine Art der Behandlung des Mythos begonnen, die später in den Sarkophagreliefs viel grössere Ausdehnung gewonnen hat.

Die ebenfalls Gerhard gewidmete Bonner Dissertation von Weniger *quaestionum Delphicarum specimen* nimmt noch ein Mal die Behandlung der geringen Ueberreste und Nachrichten, welche uns von den drei periegetischen Schriftstellern über Delphi, Anaxandridas, Polemon und dem minder zuverlässigen Hegesandros, geblieben sind, auf. Schillbach giebt zwei Reisebilder aus Arkadien, den Wasserfall der Styx und das Kloster Megaspilaeon. In meiner eigenen Schrift, die denn zum Schlusse auch noch erwähnt sei, habe ich gewünscht, das, was die namentlich durch zwei neuere Entdeckungen theilweiser Nachbildungen neu geförderten Un-

tersuchungen über das Bild der Athena von Gold und Elfenbein im Parthenon, das Werk des Phidias, ergeben haben, auch einem grösseren Leserkreise als dem der Fachzeitschriften, in denen jene Entdeckungen bereits besprochen waren, zugänglich zu machen. Die Hauptresultate können als hinlänglich sicher gelten, um eine Darstellungsweise, wie ich sie gewählt habe, zu rechtfertigen. Dass wir die Hauptzüge der ganzen Anordnung jenes Tempelbildes in der Lenormantschen Statuette wieder erkennen dürfen, dass uns das Strangfordsche Relief im britischen Museum Einzelheiten des Schildreliefs der grossen Statue erhalten hat, sehe ich als solche Hauptresultate an. Gehören zu diesen Einzelheiten die Gesichtszüge des Phidias selbst, so bieten sie uns in dieser Gestalt, obwohl klein und nicht ganz unbeschädigt, doch immerhin einstweilen etwas mehr, als die früher in der Pianella di Cassio bei Tivoli aufgegrabene Portraittherme ohne Kopf mit der Inschrift *ΦΕΙΔΙΑΣ* (Visconti museo Pio Clem. I, S. 52 der Mailänder Ausgabe).

Halle.

Conze.

Narrative of a year's journey through central and eastern Arabia (1862 — 1863). By W. G. Palgrave, London and Cambridge, Macmillan and Co. 1865. 2 Bände, 466 u. 398 S. in Octav.

Dies ist, nach Refer. Ansicht, eine der ausgezeichnetsten Reisebeschreibungen, die überhaupt in der Literatur vorliegen; denn es vereinigt sich hier, dass ein bisher wenn auch nicht ganz unbekanntes doch unverstandenes, für ein

von ungebildeten Nomaden (Beduinen) bewohnt gehaltenes Gebiet im Innern Arabiens, nun entdeckt ist als ein Culturland, hinreichend erhoben, im Mittel 3000' hoch, besetzt mit Gebirgszügen bis 4000' und 5000' hoch, und daher auch genügend bewässert, um eine reiche Vegetation, mit ansässigen Bewohnern in zahlreichen Städten und Dörfern zu tragen, — ferner dass dessen Entdeckung geschehen ist durch einen mit der europäischen Bildung und mit Kenntniss des Orients wohl ausgerüsteten, ja durch Welt- und Menschenkenntniss sehr überlegenen Reisenden, — und endlich dass die Darstellung des Gefundenen und Erlebten auch in ästhetischer Hinsicht grosse Bewunderung verdient. Dies ist viel, aber nicht zu viel gesagt. Dabei muss immer als ein grosser Mangel anerkannt bleiben das Fehlen von astronomischen Ortsbestimmungen, und auch wenn man bedenkt, dass der vielfach verschiedene Wissensdurst der Leser niemals zu befriedigen ist, darf man doch bedauern, dass den natürlichen Verhältnissen des neuen Landes nicht noch mehr Berücksichtigung zu Theil geworden ist.

Die Zeit der Reise war von Mitte Mai 1862 bis Mitte Juni 1863; beginnend an der Küste Syriens ging sie in südöstlicher Richtung, das hohe Central-Arabien hindurch, bis zur Ostküste am persischen Meer, nämlich von Gasa (3° N) über den Wadi Dschauf, über das Gebirgsland Schommer, mit der Hauptstadt Hail (etwa 27° $40'$ N), durch Nieder-Kasim, dann über die Hochebene, das eigentliche Nedschd, mit der Hauptstadt Riâd (genau gelegen auf 24° $38'$ N, 46° $41'$ O, nach der späteren Aufnahme des Oberst Pelly, der im Februar 1865 von der Ostküste einen raschen Besuch gemacht hat),

ann nach Osten hin über die höchste Erhebung, die Ssedier-Kette, die nach Südost hinstreicht und die Wasserscheide der Halbinsel bildet, während die übrigen Gebirgszüge mit mehreren Zwischenthälern nach Südwest hin verlaufen) abwärts in das feuchtheisse Küstenland Hasa, und schliesslich nach Omân, mit der Hauptstadt Mascat (22° N), im Südosten der ganzen Halbinsel.

Der Verf. sagt über sich selber, er habe viele Jahre, ja den besten Theil des Lebens im Orient zugebracht, in Syrien habe er während eines siebenjährigen Aufenthalts eine solche Vertrautheit mit der arabischen Sprache erworben, dass sie fast seine Muttersprache geworden sei, und zugleich habe er eine grosse Erfahrung im Umgange mit den semitischen Völkern gewonnen. Man kann hinzufügen, dass er auch eine reiche Kenntniss von deren Geschichte, Religionslehren, Litteratur und Poesie, und von den politischen Verhältnissen der Gegenwart entwickelt, und in diesen umfassenden Beziehungen das neue Land und Volk beurtheilt und beschrieben hat. Er hielt für am rathsamsten, die gefahrvolle Entdeckungsreise zu unternehmen in der Maske eines praktisirenden syrischen Arztes, in Begleitung eines hausirenden syrischen Dieners. Indessen gesteht er, der Gegenstand seiner Forschungen seien mehr die Menschen des Landes gewesen als das Land selbst, seine Aufmerksamkeit sei gerichtet gewesen mehr auf die moralischen, intellektuellen und politischen (auch socialen und religiösen) Zustände des hiesigen arabischen Lebens, als auf die physischen Phänomene des Landes, welche für ihn, wenn auch von grossem, doch von untergeordnetem Interesse gewesen seien. Er konnte keine messende

Instrumente mit führen, auch nicht Thermometer oder Barometer (leider auch nicht einmal einige der neueren so transportablen Taschen-Aneröidbarometer), und das Fehlen der Ortsbestimmungen muss freilich den Werth der Reise für die Kartographie sehr heruntersetzen, indessen sind seine Befunde doch für eine mitgetheilte, viel Neues enthaltende Karte von Arabien benutzt, (unter Mitwirkung von Kiepert). Wenn auch weder genauer eingehende botanische, noch geologische, noch antiquarische Untersuchungen angestellt sind, so fehlen doch nicht allgemeine Andeutungen in solchen Beziehungen *). Seine eigentlichen Motive waren: die natürliche Wissbegierde, das noch Unbekannte zu erforschen, das Verlangen, die stagnirenden Wässer des orientalischen Lebens in Verbindung zu bringen mit dem lebendigen Strome der europäischen Bewegung, um dadurch für die socialen Verhältnisse jener weiten Gegenden Gutes zu thun; auch meint er, dass unter den Europäern manche unrichtige Vorurtheile in Bezug auf die arabischen und die orientalischen Mitmenschen überhaupt beständen, welche Aufklärung verdienten, weil die Berührungen damit zunehmend näher werden.

*) Die vorherrschende Vegetation bilden die Dattelpalmen; die geologische Formation der Höhenzüge ist Kalk, mit Granit und Sandstein, Basalt ist nicht bemerkt. Die Höhe der Hochebene erreicht etwa 3000', die der daraufstehenden Berge 4000 bis 5000'. Griechische und römische Alterthümer sind nicht gefunden, aber drei jener räthselhaften, uralten riesenhaften Steinkreise (Dolmen), ähnlich wie bei Stonehenge, namentlich einer bei Ijun, südlich von Schommer (26° N), ausserdem Spuren einer dereinstigen christlichen Zeit, vor Mohammed, aber auch vermeintlich eines noch älteren arabischen Monotheismus, und unter den Beduinen noch bestehende Reste der heidnischen Zeit, mit Sonnen-Anbetung.

Sein schwieriges Unternehmen hat der Reisende mit grossem Geschick und Glück gelöst, er hat eine früher wirklich unbekannte, und ihm selber ganz unerwartete Cultur im Innern Arabiens nicht nur entdeckt, sondern auch verstanden und geschildert. Unstreitig wurde bisher das Innere Arabiens angesehen ziemlich wie eine Fortsetzung der Sahara; ein Blick auf die Karten genügt, um die dürftige Kenntniss davon zu bezeugen; keiner der durch Forschungsreisen in Arabien berühmt und verdient gewordenen Europäer ist ja tiefer in das Innere gelangt, und der Verfasser beweist schon durch seine für die Reise getroffenen Vorkehrungen, dass er darauf gerechnet hatte, nur mit Beduinen zu verkehren zu haben, ansässige Bewohner aber verhältnissmässig spärlich anzutreffen. Und nun fand er, nachdem er den ersten Wüstengürtel durchschritten hatte, dass der übrige Theil der Reise ihn durch Länder führte, wo umgekehrt der Beduine, mit geringen Ausnahmen, wenig oder nichts bedeutet, wo ansässige Bewohner auf einer gebirgigen Hochebene, oder in deren weiten durch Winterregen quellenreichen Thälern, mit Ackerbau, staatlicher Ordnung und Gewerbtreibung, in ziemlich sich selbst genügender Abgeschlossenheit, reinste arabische Art pflegen. Das vielfach Neue, in welches er sich so plötzlich versetzt fand, hat er dann, mit seinen eigenen, in der That abenteuerlichen persönlichen Erlebnissen, welche ihm seine ärztlichen Beziehungen zu Hohen und zu Niederen, selbst zu den höchsten Personen, bereiteten, mit so überlegener und sicherer Beurtheilung und Behandlung der Verhältnisse und Personen mitgetheilt, dass sowohl der Verstand wie die Phantasie des Lesers davon ergriffen

wird. Wir erhalten ein anschauliches Gemälde des politischen und socialen Lebens, ja Charaktere treten uns vor Augen wie in einem Romane, obgleich voller Grund vorhanden ist, anzunehmen, dass hier nur Wirklichkeit den Stoff geliefert hat. Wenn gesagt ist, diese Reisebeschreibung sei zu vergleichen mit »Tausend und eine Nacht«, so ist das zu bestätigen. Welcher Leser wird z. B. nicht deutlich vor sich zu sehen meinen: zuerst die Gestalten der rohen Beduinen in der Wüste, — dann die des edlen, freisinnigen Herrschers von Schommer, Teläl, — innernd an den Kaliphen Harun al Raschid, — des wackeren, treuen Karawanenführers Abu Isa, — des mitreisenden eitlen persischen Abgesandten, Mohammed Ali, — des argwöhnischen Herrschers im Wahabiten-Lande, in diesem hierokratischen, islamitisch - puritanischen, aber kriegerischen und die Beduinen gut in Zaum haltenden, jetzt wieder mächtigen Reiche (mit etwa 3 Millionen Einwohnern, die Hauptstadt, nach der Zerstörung von Deria durch Ibrahim Pascha 1818, zur Zeit Riäd, hat etwa 25000 Einw.), Fisul, mit seinen zwei ungleichen Söhnen, mit seinen Ministern und Hofleuten, mit den zwanzig Staats-Censoren, welche die unverantwortliche Gewalt haben, Jeden zu strafen, ja sogar niederzuschlagen, der gegen die orthodoxe Lehre oder gegen die wahrhaft puritanische Kirchendisziplin Versündigungen begangen hat (zu den ärgsten gehören aber, einen Heiligen verehren, Taback rauchen, seidene Gewänder tragen, musiciren, Licht brennen bei Nacht u. s. w.). Erwähnenswerth ist, dass, obgleich die Sekte der Wahabiten schon seit dem vorigen Jahrhundert besteht, doch Veranlassung genommen ist, zu der jetzigen rigoristischen

Steigerung der Kirchendespotie von dem Erscheinen der Cholera im Jahre 1854 oder 1856, von Westen her importirt, welche als Strafe des Propheten gedeutet wurde. Zu dem Bilde der Sitten und Gewohnheiten gehört, noch anzuführen, dass hier die edelsten Pferde der Welt endemisch sind, und dass das einzige Luxusgetränk der reinste Moccha-Kaffee bildet, welcher bei der sich bewährenden arabischen Gastlichkeit eine Hauptrolle spielt.

Wir erkennen in dem Verf. einen reisenden Weltweisen, theoretischen wie praktischen, der das Ganze in das Auge fasst, und an dessen fortschreitendem Verständniss der Leser Theil nimmt. Gelegentlich erheben sich die gewonnenen Einsichten zu allgemeinen Ueberblicken und vergleichenden Betrachtungen; Arabien liegt vor uns, wie es in Folge seiner geographischen Lage die Einwirkung der benachbarten Länder geschichtlich erfahren hat und noch erfährt; im Nordwesten, im Hedschas, die egyptische; im Südwesten und Süden, in Yemen und Hadramaut, die abessinische; im Südosten, in Omân, die indische; im Nordosten die persische; und im Norden die syrische. Im Innern, im hohen Nedschd, ist erklärlicher Weise die äussere Berührung am schwächsten geblieben, um so mehr da die grosse Halbinsel so gestaltet ist, dass zuerst ein schmaler Küstensaum sie umrandet, dann ein Gebirgszug diese Küste entlang zieht, zwar nicht von beträchtlicher Höhe ausser im Nordwesten, Südwesten und Südosten, vielleicht auch im Süden, dass aber dann noch ein Wüstengürtel ringsum das Innere umschliesst, der von räuberischen Nomaden seit jeher mehr oder weniger beherrscht gewesen ist, weshalb die Mitte inselhaft gegen das Fremde abgeschlossen

und auch misstrauisch sich erhalten musste. Zu diesem Wüstengürtel wird allgemein, und vom Verf. selbst, auch das ganze Innere des südlichen Drittheils der Halbinsel gerechnet, unter dem Namen Dahna, und gedacht als eine kaum zugängliche Sandwüste; aber vielleicht nur weil dieser ganze Theil noch so unbekannt geblieben ist, wie bis vor Kurzem das Nedschd. Gegen die Vorstellung, dass hier eine grosse Wüste läge, spricht, ausser der Geschichte, welche uns vom alten Hadramaut, dem einst mächtigen Himyaritenlande Kunde und viele Inschriften auf Denkmälern hinterlassen hat, und welche ja auch lehrt, dass Yemen und Omân dereinst in einer staatlichen Verbindung vereinigt gewesen sind — spricht auch, da der Begriff »Wüste« doch gleichbedeutend ist mit Regenlosigkeit, die Berücksichtigung der geographischen Lage in meteorologischer Hinsicht.

Wir kommen hiermit zu dem besonderen Gegenstande unserer Besprechung und Benutzung des vorliegenden Reisewerks, das ist freilich eben dessen anerkannt dürftigster Theil, der physikalische Inhalt. Obgleich aber nur wenige Angaben über die Klimatologie des Landes darin enthalten sind, verfehlen diese doch nicht sehr werthvolle, und zwar bestätigende, Beiträge für das allgemeine geographische System der Meteorologie zu liefern, wenn man sie heraushebt und zusammenstellt. Der Reisende war nicht ohne naturwissenschaftliche Kenntnisse, im anderen Falle wäre ja auch seine angenommene Maske ein unzurechtfertigender Betrug gewesen (in solcher Hinsicht sind zu berücksichtigen in Cap. X. seine Angaben über die endemischen Krankheiten und ein im Journal of the geogr. Soc. of London, 1864, mitgetheilte Aufsatz des

Verfs, und eben diese wenigen exacten Angaben über die klimatologischen Verhältnisse enthalten zugleich ein absichtsloses und das gültigste Zeugniß für die Glaubwürdigkeit des früher unbekannten Reisenden *).

Was wir von den physikalischen Verhältnissen des Innern Arabiens, zwischen 28° und 24° N, vorzugsweise in Erfahrung zu bringen wünschen, betrifft weniger Temperatur und Barometerstand, worüber, wie gesagt, Beobachtungen leider ganz fehlen, als die Regenzeit und die Winde. Darüber sind Angaben vor-

*) Erklärlicher Weise sind dessen Aussagen Anzweifelnungen nicht entgangen. In der Zeitschrift für A. Erdk. 1865, März, werden dessen Reiserouten als unbrauchbar bezeichnet. Derartige, immer nöthige Angaben können Karawanenführer auch liefern; sie lagen hier nicht in der Absicht. Das Werk ist gewidmet dem Andenken Carsten Niebuhrs, „als des ersten Erschliessers Arabiens“, und dessen Einsicht, Genauigkeit und schlichter Treue bei mehreren Gelegenheiten Anerkennung gezollt. Indess Niebuhr lernte das Arabische erst unterwegs, und hat ja nur die Westküste und Yemen und Omân besucht. Unser Verf. ist unstreitig der erste Erschliesser des Innern, Nedschd; seine Persönlichkeit ist seitdem hinreichend bekannt geworden; er hat dereinst in Oxford die hohen Stadienehren erworben, in der ostindischen Armee gedient, in der geographischen Gesellschaft zu London Bericht abgestattet über seine Reise, und er ist dafür mit einem den beiden jährlichen Prämien gleichgestellten „Testimonium“ beehrt worden. Sein bestes Zeugniß aber ist das Werk selbst, dessen innere Wahrhaftigkeit unzweifelhaft hervortritt. Vor ihm sind nur die nach Mekka von Persien her pilgernden Karawanen, die erobernden egyptischen Truppen, unter Ibrahim Pascha, 1816, und ein flüchtig reisender, seine Routen angegebender Europäer, Sadleir, 1819, durchgezogen, aber ohne die europäische Wissenschaft in der Art zu bereichern, dass sie ein Verständniß des Landes erhielt, wenn man auch nichtkennt was F. Mengin, Hist. de l'Egypte sous Mohammed Aly, 1823, mit Karte geleistet hat, unter Mitwirkung von Jomard.

handen, und zwar systemrichtige, obgleich dem Verf. das allgemeine geographische System völlig unbekannt ist. Im Voraus war zu erwarten, dass im Sommer ganz Arabien vom Passat überweht wird, wie der Sudân und die Sahara, im Winter aber nur bis zum Beginn der subtropischen Zone, wo der Anti-Passat herabsteigt und Winterregen bringt, wodurch ja auch die nördliche Grenze der Sahara bestimmt wird; jedoch ungewiss blieb, ob und wie weit in Arabien die tropische Regenszeit des Sommers erscheint, ob nämlich auch hier der Passat in Folge seiner asiatisch-continentalen Herkunft dampfmeer ist und vom Zagros-Gebirge Persiens herab das schmale Persische Meer überweg fallend damit Regenlosigkeit veranlasst, oder aber ob genügende Bedingungen vorhanden sind, dass der tropische Regen zur Entwicklung kommt. Dagegen war nicht zweifelhaft, dass die Winterregen der Subtropen-Zone, sich anschliessend an deren südliche Grenze, wie diese etwa bei 27° N verläuft, durch Nord-Afrika, Egypten, Persien, Indien u. s. w., oder mit anderen Worten, dass die Winterregen Syriens, mit Südwestwind, auch hier, wenn auch schon mit kürzerer Dauer, bis zu einer gewissen südlichen Grenze, sich vorfinden würden. Dies verfehlt nicht sich zu behaupten; aber weil hier der Boden erhoben ist und, mit den Bergzügen bis 4000' und 5000' hoch reicht, also den herabsteigenden südwestlichen Luftstrom eher aufnimmt, so beginnen hier die Winterregen ziemlich bedeutend weiter südlich, sicher schon bei 24° N *). Dagegen im

*) Wir wissen ja auch von Medina (25° N), das in gleicher Polhöhe und senkrechter Erhebung liegt, 3000' hoch, dass hier die Winterregen des nördlichsten Theils

Sommer erweist sich völlige Regenlosigkeit, also wie auch innerhalb des nördlichen Theils des Passats in Afrika, d. i. in der Sahara, obgleich doch sonst, bei ungehinderter Normalität, d. h. bei oceanischer Eigenschaft des Passats, die tropischen Regen bis 27° N. sich zu erstrecken pflegen. — Es ist wohl werth, die klimatologischen Aussagen des Verfassers, welche die Regen- und Wind-Verhältnisse bezeugen, aber im Werke nur zerstreut sich vorfinden, hier zusammengestellt anzuführen.

•Regen fällt im Nedschd (etwa 28° bis 24° N) von November bis Februar, und oft stark, indess Gewitter sind selten dabei; dagegen von März bis November ist das Wetter gleichmässiger und trocken. — In der dritten Woche Novembers (1862) begann die Winterzeit sich einzustellen; ein Gewittersturm [leider ist nicht bemerkt aus welcher Richtung, sehr wahrscheinlich aus Südwest], der erste in Central-Arabien erlebte, brachte auch eine beträchtliche Minderung der Temperatur; Regen fiel reichlich und wurde freudig begrüsst. Am 28. November kam ein dichter Nebel. (Dies war bei Riâd, $24^{\circ} 38'$ N, wo der Aufenthalt dauerte von Mitte Octobers bis Ende Novembers). — Im Winter sind die Brunnen reichlich gefüllt, das Wasser erhält sich dann im übrigen Jahre subterrän in wenigen Fuss Tiefe, die Brunnen sind meist nur 12 Fuss tief; im Winter werden sie überfließend und einige bilden dann kleine Seen; Felder und Gärten werden künstlich bewässert. — Die höchsten Gegenden sind auch die wasserreichsten und fruchtbarsten, z. B. Yemama. Das höchste Gebirge ist das Ssedier, im Osten des Rothen Meer's, mit südlichen Winden, entschieden bestehen, November bis Februar, nach R. Burton.

liegend und nach Südost streichend, es ist auch die Wasserscheide, nach Osten fällt das Land schroffer ab, nach Westen sachter, mit mehrern Höhenzügen, darunter der bedeutendste der südliche, der Towiek. — Auffallend ist, dass im Gebirgslande mehr Wasser an den südlichen Seiten sich findet als auf den nördlichen Terrassen; überhaupt die Feuchtigkeit hört auf weiter im Süden, in Harik und Dowahir [das ist südlicher als 24° N., also die Regenseite ist am südlichen Gehang der Gebirge, so ist es ja längs dem Atlas u. s. w.]. — Die Temperatur im Sommer ist freilich heiss bei Tage, bei fast wolkenlosem Himmel, aber der Luftzug ist selten anders als kühl [also im Passat wehen hier oben keine Wüstenwinde], und die Nächte sind immer kühl. Die Trockenheit [und die Evaporationskraft] des Klimas ist so gross, dass Fäulniss bei den geschlachteten Thieren nicht eintritt, sondern diese binnen drei oder vier Tagen eintrocknen. — Ueberweht wird das Land von dem erfrischenden östlichen Winde, so berührt in der arabischen Dichtung, als der Zephyr von Nedschd [unstreitig der Passat selbst]. — Der Herbst ist daher die bodentrockenste Jahreszeit. — Das Klima der Hochebene ist sehr gesund, auch ist der Menschenschlag ausgezeichnet wohl und kräftig gebaut (selten ist Phthisis). — Die Temperatur im Winter ist kühl genug, um regelmässige Feuer des Morgens und des Abends zur Gewohnheit zu machen [wie ja auch in der Sahara, in dem niedriger gelegenen Murzuk, 26° N, 1500' hoch, wo übrigens eben wegen der geringeren Erhebung des Bodens keine Winterregen angetroffen wurden, weder von Lyon noch von Denham, nur einmal ausnahmsweise von Letzterem im December].

Werfen wir auch einen Blick auf das übrige Arabien, in Hinsicht auf die Vertheilung der Regenzeiten und auf deren Verständniss, so hat vielleicht kaum ein anderes Land eine gleiche Mannichfaltigkeit von Störungen der normalen Verhältnisse. Im Allgemeinen liegt diese Halbinsel vom 12° N an bis 30° N sich erstreckend, wenigstens im Sommer ganz im Passat-Gebiet und im Winter bis etwa 27° N. Damit muss der dritte Regengürtel, oder die einfache sommerliche tropische Regenzeit, das Normale sein. Allein die Stellung der Küsten zum Meer, die jahreszeitlichen Ablenkungen in der unteren Schicht des Passats (Monsune), das Vorliegen von Gebirgen, und die continentalen oder aber oceanischen Eigenschaften des Passats selbst, bringen die localen Anomalien. Ausserdem sind die Angaben über die hiesigen Regen noch sehr sparsam und ungenau vorhanden, so dass es z. B. dem Refer. dereinst von grosser Schwierigkeit gewesen ist, nur mit Sicherheit bezeugt zu erfahren, ob man im südlichen Arabien die normale sommerliche Regenzeit zeichnen dürfe. Das Rothe Meer ist in dieser Hinsicht am besten bekannt, dessen viele locale Anomalitäten erklären sich mit Anwendung des allgemeinen geographischen Systems der Meteorologie ziemlich genügend. Im s. g. Golf von Aden und im nordwestlichen Theile des indischen Meers wird von den Schiffen ein sommerlicher Monsun sehr gefürchtet, der die Schiffe gegen die seichte Südküste Arabiens treibt; die Vermuthung spricht dafür, weil diese Küste nach Ostnordost hin streicht, dass dieser Monsun nicht wie in Ostindien (wo übrigens gleichfalls die Richtung des Südwest-Monsun einigermassen sich ändert mit derjenigen der Küsten) ein SW ist, sondern in

südöstlicher Richtung über das Land aspirirt werde. Dennoch wird er gewöhnlich, nach ost-indischer Gewohnheit, zumal wie bei Bombay, als SW bezeichnet. Indessen von dem anerkannten Meteorologen Buist wird ausdrücklich angegeben (J. of geogr. Soc. Lond. 1854): im nordwestlichen Theile des indischen Meers sei der Monsun des Sommers südöstlich. Dagegen im Winter weht auch hier der allgemeine Nordost-Monsun oder richtiger der unabgelenkte Passat. So kommt es, dass an der Ostseite der Südküste, in Omân, die Regenzeit im Winter ist, mit dem Nordost-Passat, der die Meeresluft die Gebirge aufwärts führt, analog wie in Socotra, Ceylon, Madras, Malacca, Cochinchina u. a.; aus ähnlichem Grunde regnet es ja auch im südlichen Theile des Rothen Meers im Winter, und zwar nicht nur an der dem Winde entgegenstehenden westlichen Küste dieses schmalen Meers, sondern auch in Moccha, und noch weiter nördlich, wenn auch weniger. Aber im hohen Yemen wissen wir sicher von Niebuhr, dass hier die regelmässige tropische Regenzeit sich findet, von Juni bis September; und von Hadramaut, längs der südlichen, zumal im Sommer fast unbesuchten, der grossen Flüsse und der guten Häfen entbehrenden Küste Arabiens, ist dies auch aus den sehr wenigen Berichten wenigstens ersichtlich (nach Wellsted und von Wrede). Dass es in Aden fast nie regnet, hat locale Gründe, wenn aber einmal Regen fällt, so ist dies im Winter, jedoch die Cisternen füllen sich im Sommer; so auch in Moccha, hier kann zwar nur ausnahmsweise im Sommer ein Regenfall vorkommen, aber regelmässig füllen sich die Wadis im Sommer mit Wasser, das vom hohen Yemen herabfliesst. — Ueber Wind und Regen

im Persischen Golf sind wir fast gar nicht unterrichtet; es heisst, der Nordwest sei hier vorherrschend; aber das bezieht sich wahrscheinlich nur auf den Sommer, wie in Mesopotamien, es ist die Umbiegung des Nordost-Passats unterhalb dem nach Südost streichenden hohen Zagros-Gebirge; ob es dann südlich von 27° N regnet, ist Ref. unbekannt; vielleicht nur an der Westseite, weil das Küstenland Hasa (25° N) als feuchtheiss geschildert wird. Wir wissen aber, dass die beiden indischen Monsune hier fehlen. Im Winter wird vermuthlich im nördlichen Theile der subtropische Regen fallen, mit dem zu Südost abgelenkten Anti-Passat, erwiesen in Abuschär (29° N); im Süden des Meers, in Omân (22° N) regnet es, wie schon gesagt, im Winter an der Ostseite der Berge. Im März erlebte der Verfasser hier, unweit Mascat einen Sturm, wahrscheinlich einen Cyklon, bis zum Schiffbruch.

Schliesslich mag hieran noch eine Folgerung für die Theorie der Wüstenbildung sich anschliessen. Wir finden, dass alle hier vorkommenden Wüsten keine geologische, sondern meteorologische Bildungen sind, beruhend auf Regenlosigkeit*); ihr Boden erweist sich fruchtbar, wo und sobald ihm Wasser nicht fehlt; Wüste findet sich daher hier an der Unterwindseite der

*) Von der Geologie wird dies noch allgemein verkannt, sogar bei der Sahara, wo die meteorologischen Grenzen, nämlich der Regenlosigkeit, im Süden und im Norden, doch so deutlich sich darstellen; der trockne Staub wird noch gehalten für Meeressand, die Salzlager der versiechenden Quellen gelten für Meeressalz; geschweige denn dass unterschieden werde Bodentrockenheit mit oder ohne Lufttrockenheit, wie jene z. B. in der Sahara vorkommt, diese aber längs der Küste von Bolivia und Peru. Die nördliche Grenze der Sahara bildet der Winterregen.

Bergzüge, welche die ganze grosse Halbinsel umsäumen, wie man bezeichnend sagen kann, im Windschatten der Bergzüge, also in Omân an der Westseite der Gebirge, in Hadramaut aber an der Nordseite fehlen die Regen bis zu einer gewissen Strecke. Es ist aber wahrscheinlich, dass die Wüstenstriche nur so weit sich erstrecken wie dieser Windschatten der das ganze Land vom Ocean her überwehenden, also auch dampfreichen Winde reicht, dass es in jenen Wüstenstrichen wenigstens nicht ganz an Thau fehlen wird, und dass weiter nach innen hin, wo die erhobenen Schichten des Windes selbst wieder hingelangen, auch wieder die tropischen Regen sich einstellen. Solche Erwägungen müssen, namentlich in Bezug auf das so umfangreiche Gebiet, zwischen Nedschd und Hadramaut, etwa von 14° bis 20° N., was unter dem Namen Dahna, allgemein, und auch von unserem Verfasser, der doch eben ein Wüstenphantom zerstört hat, als Wüste bezeichnet wird, — obgleich es doch an drei Seiten zwar von Gebirgen aber auch vom Ocean umgeben ist, also nicht so lufttrocken sein kann wie die Sahara, — Bedenken erregen, ob eine so weite Regenlosigkeit und völlige Bodentrockenheit hier wirklich bestehe, zumal da, wie schon erwähnt, die Geschichte von einem hiesigen, dereinstigen, mächtigen, zwei Jahrtausende in Bestand gebliebenen, Reiche die Documente bewahrt und die Zweifel der geographischen Meteorologie damit zu unterstützen scheint, weshalb diese hier zu äussern nicht zu gewagt erscheinen durfte.

Haben wirklich die Juden Jesum gekreuzigt?
Von Dr. Ludwig Philippson. Berlin, Louis
Kerschel Verlagsbuchhandlung. 1866. 47 S. in Oct.

Dieses Büchelchen ist uns zur Beurtheilung zugesandt. Nun fühlt jeder sachkundige Mann dass die Frage welche es aufwirft etwa so klingt wie die ein paar Tage nach jenem die Weltgeschichte der Menschheit in ihre zwei Hälften zerklüftenden Ereignisse wirklich aufgeworfen werden konnte. Manche die dieses Ereigniss nicht unmittelbar nahe gesehen, konnten damals aus guten Gründen die Frage aufwerfen ob das Unglaubliche wirklich geschehen sei; die Frage hatte damals ihren richtigen Sinn, und eine ein klein wenig unrichtige Stellung derselben konnte man in jenen ersten Tagen der Neuheit ja der Unglaublichkeit der Nachricht leicht verzeihen. Keine Frage welche Menschen aufwerfen ist so unsinnig dass sie zu ihrer rechten Zeit sich nicht erklären und entschuldigen liesse: wie viel mehr musste das bei einem Ereignisse eintreffen welches alle Voraussicht der Menschen übertraf und dessen Erfolge sich sofort ganz anders stellten als man irgend erwartet hatte.

Allein der Verf. dieses Werkes wirft die Frage wirklich zu unserer Zeit und für die ernstlichsten und wissenschaftlichsten Männer unserer Zeit auf, meint auch ein ungeheures Vorurtheil zu zerstreuen und eine grosse geschichtliche Gerechtigkeit auszuüben indem er sie verneint. Diese Verneinung ist auch nicht só gemeint wie sie sich heute von selbst versteht, nachdem sich die Nebel jener ersten Tage seit bald zweitausend Jahren gelichtet haben und Niemand mehr die Frage so ganz sinnlos stellt; denn wer meint denn heute die damaligen Juden

hätten Jesu'n mit eigener Hand gekreuzigt? Die Verneinung ist vielmehr só gemeint dass alle die Neutestamentlichen Erzählungen über das Ereigniss und dessen Ursachen vollkommen unglaublich seien, wie der Tübingische Strauss und dessen Schule bewiesen habe. Nicht als wenn Dr. L. Philippson etwa andere und zuverlässigere Quellen über die Geschichte jener Tage aufzufinden und als die ächt geschichtlichen zu erweisen die Kunst verstanden hätte: sein Beweismittel ist bloss der Tübingische Strauss. Hier ist für ihn alles was ihm Freude und Befriedigung gewährt, was heute allein noch als Wissenschaft und Wahrheit insbesondere auch als Geschichtsforschung gelten könne; und hier allein wehet ihm der »Geist der wahren Freiheit« welcher in unsrer herrlichen Zeit auch »durch die Todtengewölbe und über die Schädelstätten der Vergangenheit hindringe«, ja der die »faulen Dünste hinwegtreibe die sich daselbst aufgehäuft, weil man sie verschlossen und vermauert hielt«.

Dr. L. Philippson spricht damit nur am kürzesten etwas aus was so viele andre Männer seines Glaubens und seiner Wissenschaft heute etwas versteckter meinen. Man sieht hier nichts als wohin die christliche Schule der Baur und Strauss die heutigen Juden führen will. Da jedoch diese Schule heute schon längst widerlegt ist und wir hoffentlich nicht umsonst dreissig weitere Jahre durchlebt haben, so können wir damit diese Beurtheilung hier schliessen. Es ist ganz vortrefflich dass man auch von jener Seite her heute für Wissenschaft so äusserst empfindlich ist: allein dann muss man auch lernen was diese wirklich sei und was sie für gute Früchte bringe.

H. E.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

11. Stück.

14. März 1866.

Les philosophes français du XIX^e siècle par H. Taine. Deuxième édition revue et corrigée. Paris, Hachette et Cie. 1860. 371 S.

Wenn Rosenkranz und Thaulow in Sendschreiben an die bedeutendsten Vertreter der Philosophie in Frankreich zum erneuten Studium Deutscher Philosophie ermahnen mussten, und zugleich eine Reform der geistlähmenden Einrichtungen der école normale und université forderten: so bietet in beiderlei Beziehung obiges Werk eine eigenthümliche Genugthuung. Taine nämlich beurtheilt mit zerstörendem Witz die ganze Entwicklung der Philosophie in Frankreich und zwar vom Standpunkte Hegels, wie er behauptet. (Aber ich zweifle freilich, ob Rosenkranz und Thaulow mit diesem angeblichen Hegelianismus zufrieden sein möchten). Ebenfalls protestirt Taine gegen die 30jährige Knechtung des französischen Geistes unter die »officielle, herrschende« Philosophie, und seine schon in zweiter Auflage erschienene zerfressende Kritik ist ein Beweis nicht nur für die

Anerkennung des berühmten Verfassers der *Es* Litteraturgeschichte, sondern wohl besonders auch für die Veränderung der philos. Richtung in Frankreich.

Taine theilt die Philosophie, die jetzt Frankreich, England und Deutschland gekennet werde, in 2 Hauptrichtungen, in den Spiritualismus und Positivismus und zwar jenachdem die Principien (les causes) bestimmt würden. Die Spiritualisten betrachten die Ursachen oder Kräfte als selbständige Wesen jenseit sinnenfälligen Erscheinungen und nehmen deshalb z. B. eine für sich bestehende Lebenskraft zur Erklärung des Lebens, eine für sich bestehende spirituale Ursache des Universums zur Erklärung der Welt an. Die Positivisten dagegen halten die Ursachen für ausserhalb der Wissenschaft gelegen. Ihre Wissenschaft sucht bloss Gesetze d. h. allgemeine und einfache Thatsachen, worauf die verwickelteren zurückgeführt werden und wollen von Lebenskraft und Gott als möglichen Gegenständen der Erkenntnis nichts wissen, sondern nur die chemischen und physikalischen Gesetze erkennen, die sich aus den thatsächlichen Erscheinungen unseres Universums analysiren lassen. Beide Richtungen stimmen also darin überein, dass sie die Ursachen einer Welt für sich ausserhalb der Objecte setzen. Taine meint diese Einseitigkeiten überwinden zu können, wenn man annähme, dass die Ordnung der Ursachen sich mit der Ordnung der Thatsachen vermischt; und von diesem Standpunkt aus ist seine Kritik der neueren französischen Philos. zu verstehen. Allein genauer betrachtet geschieht diese Vereinigung beider Gegenstände nur zum Vortheil des Positivismus. Er sagt S. 10. *La cause d'un fait est la loi ou la qualité*

de d'où il se déduit; une force active est
 essité logique qui lie le fait dérivé à la
 imitive. Man sieht, das ist genau der
 punkt des Positivismus, nur dadurch mo-
 , dass Taine die Gesetze eben für die Ursa-
 erklärt und daher für wissbar hält. Und
 schreibt er die Metaphysik nur als eine
 Analyse, welche die niedrigeren Typen
 esetze auf eine allgemeine Formel bringen
 ; daher sei denn diese Ordnung der For-
 und Definitionen in ihrer idealen Folge
 be was die allein reelle Folge der beob-
 en Thatsachen darstelle, die abstracte
 Grund und Bild der Erfahrungswelt. Und
 ll nun Hegel gelehrt haben, dem Taine
 lgen will. Er scheint sich dabei als Ver-
 nur die Klarheit dieser Erkenntniss zu-
 eiben nach dem bekannten Satz: Was
 klar ist, ist nicht französisch; da Hegels
 ckung in die undurchdringlichen Finster-
 des barbarischsten Stils eingehüllt wäre
 argestellt mit einer vollständigen Umkehr-
 der natürlichen Bewegung des Geistes. So
 ickelhaft und interessant es nun auch für
 eutsche wäre, einen so ausgezeichneten
 wie Taine vom Standpunkte Hegels
 anzös. Philosophie richten zu sehen, so
 n wir doch die Identificirung des Taine'-
 Standpunktes mit dem Hegelschen nicht
 men, da er ganz auf dem Boden des
 alismus und Empirismus und der Abstrac-
 leibt und von der speculativen Idee He-
 eine Ahnung hat. Auch die Eintheilung
 ilosophischen Systeme in Positivismus und
 alismus ist höchst ungenügend und äusser-
 lenn selbst die Sensualisten und Materia-
 würden, da sie Kräfte als Ursachen

setzen, zu den Spiritualisten gehören und umgekehrt würde in gewisser Weise Kant zu den Positivisten zu rechnen sein. Taine hat nach dieser Eintheilung auch die Engl. Philosophie in zwei Denkern beurtheilt: *Le positivisme Anglais, étude sur Stuart Mill* und *L'idéalisme Anglais, étude sur Carlyle* 1864. Es ist aber nicht zu leugnen, dass trotz der Schwäche des beherrschenden Gesichtspunktes die Darstellung sehr vortrefflich ist durch ihre Klarheit und Schärfe, Lebhaftigkeit und Witz. Freilich sind wir in deutschen Werken, Gottlob, einen solchen Ton nicht gewohnt, der von der ernstesten Untersuchung in journalistischen Sprüngen uns beliebig in das Zimmer des Verfassers versetzt, wo wir uns erst mit ihm in einen Lehnstuhl werfen, an den Kamin rücken, eine Cigarre anzünden und dann discutiren müssen. Taine verwandelt die Abhandlung häufig in Conversation und statt der Einleitung giebt er Charakteristiken von Persönlichkeiten so z. B. um seine Theorie von der Methode zu entwickeln, legt er sie einem M. Paul in den Mund, einem Original, das er mit vorzüglichem Witz zeichnet. Aber gleichwohl hätte der ganze Abschnitt in eine Novelle gehört und nicht in eine Abhandlung über Methode. Auch sollen seine Leser noch nicht 30 Jahre alt sein, weil von da an jeder mit seiner Philosophie fertig wäre und nur noch Sinn für die materiellen Interessen, den Ehrgeiz, die Partei hätte. So trägt das Buch die Spuren eines noch jugendlichen aber bedeutenden Talents und man muss die Verstösse gegen den höheren wissenschaftlichen Stil um der Frische der Darstellung willen mit in den Kauf nehmen.

Unser Verf. hat nicht den Plan, die Systeme der franz. Philosophen dieses Jahrhunderts dar-

llen, sondern sie zu beurtheilen. Er
desshalb sein Buch un livre de réfutation.
s ergibt sich die Uebersicht der Eintheilung.
be enthält eine Kritik von Laromiguière,
Collard, Maine de Biran, Cousin u. Jouffroy
hliesst mit einer Abhandlung über ana-
e und synthetische Methode, worin die
r Kritik massgebend gewesenen Gesichts-
im Zusammenhang entwickelt und die
tigen Wege der Philosophie gewiesen

romiguière ist von Taine mit ausser-
lichem Verständniss geschildert. Sensua-
gleich Gegner von Condillac, ward er durch
e Gedankenströmung unseres Jahrhunderts
irt. Trotzdem dass er einen höchsten
der Welt mit unendlichem Verstande
piritualität der Seele lehrte, warf man ihm
Inglauben an die Wahrheit, Gerechtigkeit
Gott vor; denn er höbe mit der Vernunft,
s Absolute erkennt, die Principien der
gie und Moral auf und gehöre deswegen
Jahrhundert. Laromiguière unterschied
on der Empfindung, die passiv sei, die
rksamkeit, durch die wir thätig sind;

theilte er die Ideen in Bezug auf ihren
ng in 4 Classen, worin er gegen Condil-
iges Eigenthümliche bietet; allein solche
kungen sind zwar sehr fein und nett, aber
nicht tief und wichtig und Taine sieht
lb seinen Werth hauptsächlich in seiner
lichkeit als Lehrer. Er schildert ihn in
Weise sehr lebhaft: Ses gestes étaient
son ton doux et mesuré et pendant que
ux s'éclairaient de la lumière de l'intel-
sa bouche, demi-souriante et parfois
use, ajoutait les séductions de la grâce

à l'ascendant de la vérité. Il était dans la philosophie comme un homme du monde dans sa maison, il en faisait les honneurs avec un bon goût et une politesse exquise u. s. w. Dauern- den Beifall glaubt Taine nur seiner Methode zuer- kennen zu müssen, die er von Condillac empfan- gen und mit bewunderungswürdiger Klarheit zu- sammengefasst habe in seinem Discours sur le rai- sonnement. Taine hält diese Methode für eines der Meisterstücke des menschlichen Geistes und be- klagt sich, dass man jetzt die Logik Condillac's, seine Grammatik, seine langue des calculs und die Arbeiten über die Analyse, die Lavoisier, Bichat, Esquirol, Geoffroy Saint-Hilaire und Cuvier geleitet hätten, im Staube liegen lassen. Das Hauptverdienst dieser Methode bestände darin, die natürliche Bewegung des Gedankens zu zeigen und desshalb dadurch dass sie den Weg, wie der Geist erfinde, nachginge, selbst erfinden zu lehren. Demnächst lobt er die al- gebraische Behandlung der Gedanken, indem die Urtheile als Gleichungen betrachtet würden und es nur darauf ankäme den unbekannten Ausdrücken die wirklichen Werthe zu substituiren. In dieser Kunst sieht Taine die eigenthüm- liche Aufgabe des französischen Geistes. Eng- land entdecke Thatsachen, Deutschland erfinde Theorien; aber erst wenn sie durch französische Bücher dargestellt seien, erhielten sie Bürger- recht in Europa; nur französische Schriftsteller verstanden die Wissenschaft populär zu machen und desshalb sei die Ideologie (d. h. der Sen- sualismus) die classische Philosophie Frankreichs. Und Taine charakterisirt desshalb Laromiguière in Kurzem, indem er sagt, dass er mit den lie- benswürdigen Manieren, der ausgewählten Höf- lichkeit und der feinen Malice der alten franzö-

chen Gesellschaft zugleich die wahre Methode des französischen Geistes bewahrte.

Mit weniger Gunst behandelt Taine den Mann der Ordnung und Autorität M. Royer-Collard. Der feurige Christ und herbe Moralist habe mit Verlegenheit die Bibel der Zeit, Condillac, gelesen, den er nicht zu widerlegen wisse; da habe er von ungefähr bei einem blättern »Thomas Reid, Untersuchungen über den menschlichen Verstand« gefunden. Il l'ouvrage voit une réfutation des condillacien anglais. Combien ce livre? — trente sous.« Il venait acheter et de fonder la nouvelle philosophie française. Gleichwohl bewundert Taine den philosophischen Stil von Royer-Collard. Er nennt ihn den letzten französischen Philosophen. Er schrieb noch einfach ohne abstracte Worte und kühne Wendungen nach der Art des 18. Jahrhunderts. Er behielt den Stil Condillac's, obwohl er seine Theorie zerstörte. Klarheit, Präzision, Kraft der Begründung, grandiose Metaphern, ein herrschender Wille, der seine Gegner als Schuldige behandelt, und ein fruchtbarer Schwung sind ihm eigen. Royer-Collard starb am 4. December 1811; damit begann der Spiritualismus. Er bekämpfte das Prinzip des Sensualismus, die sogenannten idées représentatives, indem er zeigte, dass diese Ideen nicht zwischen Object und Geist stehen, sondern selber Gedanken selbst sind. Durch die Berührung der Sinne mit der Aussenwelt nehmen wir eine solide, ausgedehnte Substanz ausser uns selbst wahr und halten sie für die Ursache unserer Empfindung und ebenso durch Gemeinschaft mit uns fassen wir in uns die Gedanken eine Substanz, Ursache, Dauer, die wir auf die äussere Wahrnehmung übertragen. Diese

Auffassungen sind natürlich und nothwendig; warum sie so sind, wissen wir nicht. Der *sens commun*, blind aber gewiss, ist die letzte Grundlage der Wissenschaft. Dagegen nun vertheidigt Taine den Sensualismus. Er meint, Royer-Collard sei durch den gesunden Menschenverstand, durch die Liebe zur Ordnung und durch das Christenthum daran gehindert gewesen, unbefangen zu forschen, und das Vermögen zu »repräsentiren« sei so sehr wirklich, dass es sogar das Vermögen zu denken selbst sei. Unser Geist sei ein Spiegel von Erscheinungen, und sinnliche Wahrnehmung eine Illusion, was sich schliesslich bei den Wahnsinnigen am Schlagendsten nachweisen lasse. Daher ist ihm nun »die äussere Wahrnehmung nur une hallucination vraie«, also eine »innere Wahrnehmung, die nach Aussen projecirt und realisiert ist«. Man sieht, dass Taine das Verdienst der Schotten und Royer-Collards nicht zu würdigen weiss; denn dieser macht wie auch schon Fuchs in seiner Philos. Victor Cousin's bemerkt hat, den Fortschritt gegen die Ideologie, dass er die Philosophie aus dem blossen Subjectivismus befreien will und wie Jacobi die Unmittelbarkeit der Wahrnehmung des Seienden fordert. Diese wissenschaftlichen Impulse sind sein Verdienst, und Taine schenkt sich zu leicht die Antwort auf die Frage über die Möglichkeit einer Erkenntniss der objectiven Welt vom Standpunkte der Ideologie.

Das Nächste, das die Franzosen bei Maine de Biran in Ueberraschung und Staunen versetzte, war sein Stil. Es schien ihnen unmöglich, ihn zu verstehen. Diese Verlegenheit weist Taine sehr lebhaft zu schildern und mein

un müsse ihn, da er Deutsch schreibe erst
 s Französische übersetzen. Er giebt Proben
 Menge z. B. Réponse aux arguments contre
 perception immédiate d'une liaison causale
 tre le vouloir primitif et la motion, et con-
 e la dérivation d'un principe universel et né-
 ssaire de cette source. Solche uns ziemlich
 läufige Ausdrucksweise begleitet er mit Spott
 id Ausrufen des Erstaunens, z. B. Pendez-vous,
 uns Scot, Albert le Grand, pauvres docteurs
 u moyen âge! Voici, au XIXe siècle, un ab-
 racteur de quintessence qui vous rappelle et
 ous dépasse tous. Bald werde man aber ein-
 sehen, dass seine Dunkelheit nur dadurch ent-
 stehe, dass er einen Hass gegen die particulä-
 ren Thatsachen, Liebe zur Abstraction und die
 unbezwingliche Gewohnheit habe, ausschliesslich
 und fortwährend die allgemeinen Eigenschaften
 u betrachten. Daraus erkläre sich auch sein
 system; denn durch einseitiges Studium über
 len Willen wäre er endlich dahin gekommen,
 liesen für die Seele und das Ich selbst zu er-
 klären, für eine wirkliche Substanz, unabhän-
 gig von den Organen und gesondert von den
 Thätigkeiten. Das Ich sei ihm nicht mehr die
 kontinuierliche Einheit und das Ganze aller uns-
 rer Vorstellungen und Gefühle, sondern eine
 Kraft oder Vermögen für sich, als ein Theil je-
 nes Ganzen, das nicht Ich sei, sondern nur
 dem Ich gehöre, worauf das Ich wirke. In un-
 mittelbaren Wahrnehmungen hätten wir er-
 stens den Entschluss der Seele, zweitens die Be-
 wegung des Körpers, drittens die Kraft, wo-
 durch dieselbe die Bewegung hervorrufe. Diese
 Psychologie wird ihm zur Metaphysik; denn aus
 der Betrachtung unsrer Kraft ergiebt sich ihm,
 dass alle Kräfte *spirituell, immateriell* und die

wirklichen Substanzen sind. So restaurirt er Leibnitzens Lehre von den Monaden.

Taine verwirft den ganzen Gedankengang; denn erstens sei der Entschluss kein Wesen für sich, sondern nur eine vorübergehende Thatsache in der Seele. Darum könne auch der Einwand, nicht der Entschluss, sondern der Wille oder das Vermögen sich zu entschliessen, sei das Wesen, nichts ausrichten; denn das Wort Vermögen sei nur eine Verallgemeinerung der Thatsachen, bedeute nur eine Classe von Thätigkeiten der Seele und füge nichts zum Gedanken selbst hinzu. Solle nun drittens das Wesen die wirkende Kraft in dem Entschlusse sein, wodurch er z. B. den Muskel contrahire, so sei dies ein directer Widerspruch; denn der Entschluss sei dann Substanz, die wirkende Kraft seine Eigenschaft. Da der Entschluss nun selbst eine Eigenschaft sei, so komme heraus, dass das Ich oder Wesen nur Eigenschaft einer Eigenschaft, Phänomen eines Phänomens sei. Maine de Biran habe die Analysen der Ideologen verlassen und sei dadurch zum Scholastiker geworden; zur Substanziirung der Kräfte gekommen: Er sei Visionär in dem Grade, dass er die Kräfte unmittelbar glaube wahrnehmen zu können, während wir bei der Bewegung nur die sensation musculaire gewinnen können und nur indem wir diese Empfindung wollen *par le ricochet* die Bewegung des Muskels hervorbringen. Die Kraft sei nichts anderes, als nur die notwendige Beziehung der Thatsachen (*le rapport nécessaire des faits*). Diesen Standpunkt Taine's haben wir später zu betrachten, wenn wir seine Methode prüfen.

Ogleich Cousin noch lebt, wird er von Taine doch betrachtet, als sei er vor zwei Tau-

Jahren gestorben. Vierzig Jahre Ruhms Lob und Angriff erschöpft. Seine Nachfängt desshalb schon bei seinen Lebzeiten.

Das Erste, was Taine untersucht, ist sein denn der Stil sei der habituelle Ton und der gewöhnliche Zustand des Geistes, durch Erkenntniss desselben die immernde Ursache erkannt, die den ganzen Men- anzeigt. Taine findet nun, dass Cousin habe und den Geschmack der Beredtsam- habe, dass er wesentlich Redner sei. Seine habe sei also nicht zu erfinden, Ideen zu en, sondern sie auszubreiten und überhaupt ten. So habe er seine Ideen aus Schott-

Deutschland und dem 17. Jahrhundert, er hätte verstanden, sie auszulegen, zu hönern und ihnen die Herrschaft zu gewin-

Desswegen müsse er sich aber nur an die ren Wahrheiten (les vérités moyennes) hal- d. h. Fragen der gewöhnlichen Moral, Kunst, k, Geschichte, die keine äusserste Strenge tils verlangen und die Domäne Aller sind; sobald er sich in die hohen metaphysischen dationen begeben, sei sein Stil nur noch aufen von Doppelsinnigkeiten, von inexacten inis, von Metaphern und vagen Ausdrücken.

Es will nun Taine die Unfähigkeit Cousins metaphysikers ableiten. Aber seine Kritik

hohem Grade ungerecht und man bemerkt ch nur, wie wenig ihm die Entwicklung eutschen Philosophie geläufig ist z. B. ta- er an Cousin, dass er von den inneren Phä- nen sage, sie seien »im Bewusstsein«, da elmehr »Object des Bewusstseins, wie vor Zuschauer« wären. Er merkt nicht, dass lbst damit in Metaphern geräth und durch

diese Vergleichung mit den äusseren Objecte Sinne den Begriff des Bewusstseins nur ver-
 kelt, da es von seinem Objecte nicht ab-
 bar ist. Taine will eben nicht über die Id-
 gie hinaus; darum meint er dann, es sei
 einen französischen Philosophen ein Zei-
 dass er sich irre, wenn er in's Französ-
 deutsche Worte einführe, und es passe Co-
 Theologie, die er lyrische Ergüsse nennt, sei
 für den style vague et allemand. Er macht
 lustig über unsere Abstractionen und met-
 sischen Wesen, die grandios und leer w-
 eine poésie confuse et sublime que récla-
 toutes les jeunes têtes d'Allemagne et qui,
 la bière, suffit pour les remplir à vingt
 Bescheiden oder selbstzufrieden fügt er hi-
 Nous étions un peu Allemands en 1828, als
 nämlich in Cousins Vorlesungen wie zur
 lief. Der stürmische Redner hätte ihnen d-
 Einer Stunde auf's Theater geführt Gott,
 Natur, die Menschheit, die Philosophie, I-
 strie, Geschichte, die Religion, die grossen M-
 ner, den Ruhm und noch Anderes; diese
 einem einzigen Manne gesungene Symph-
 hätte schwindlicht gemacht, und gewohnt an
 ruhigen Erörterungen der Sensualisten hä-
 die Geister sich vor dem Dichter wie vor ei-
 Offenbarer geneigt. Es ist klar, dass auf so
 Schwärmerei die Skepsis folgen musste; gle-
 wohl wissen die Cousinianer, ihren Mei-
 tapfer zu vertheidigen und ich erwähne hier
 »La philosophie de M. Cousin par J. E. Al-
 1864«, der sehr wohl erkannt hat, dass
 sensualistische Tendenz in Taine der Grund-
 ner Angriffe gegen Cousin ist.

Taine unterscheidet in Cousin zwei Period-
erstens die poëtische und deutsche und d

von 1833 an die oratorisch-spiritualistische Jugend und poëtische Einbildungskraft führten ihn durch die Schule Laromiguière's, durch das Studium der Schotten unter Royer-Collard, durch die Bekanntschaft mit Maine de Biran, Lecture Kants und die Reise nach München (1818) wo er Schelling und Hegel kennen lernte und ihr Schüler wurde, endlich durch Wiederauffindung von Plato, Plotin und Descartes zu einem Eklekticismus. Anfänglich herrschte aber der Deutsche Pantheismus in seinen Vorlesungen über Geschichte der Philosophie, in seinen *Fragments philosophiques*, im *cours* von 1828, kurz bis 1833. Und Taine meint, es sei dies gar nicht zu verwundern; denn man müsste von Hegel, dessen Genie Spinoza mit Aristoteles multiplicirt wäre, hingerissen werden, wenn man nicht als Gegengewicht Voltaire und Condillac hätte, die Cousin verachtete. Während Cousin jetzt die Deutsche Philosophie widerlege und beschimpfe und wohl bald den Weihkessel gegen die metaphysischen Jugendstünden zu Hülfe rufen werde, hätte er damals den reinsten Schelling-Hegelschen Pantheismus gelehrt und Taine findet ein Vergnügen darin, ihm dies durch zahlreiche Citate nachzuweisen, wie er die absolute Substanz sich nothwendig entwickeln und zu Gegensätzen, Begrenzung und Vielheit auseinandergehen lasse, wie er in den späteren Ausgaben einzelne Sätze unterdrückte und wie Hegel über seine Arbeiten geäußert; M. Cousin m'a pris quelques poissons, mais il les a bien noyés dans sa sauce.

Gegen 1833 siegte das oratorische Talent in Cousin, die Philosophie verlor für ihn den Charakter der Wissenschaft, sie wurde ihm zum Mittel der Erziehung und Regierung. Taine sagt: *Son premier principe est d'édifier les honnêtes gens*

et de convenir aux pères de familles. Ein gänzlicher Mangel an Erfindung. Eklekticismus der Doctrinen. Schwäche der Beweise und oratorisches Bedürfniss charakterisirt diese Periode.

Eine besondere Untersuchung widmet Taine aber der Hauptlehre Cousin's, seinem Waffenplatze, nämlich seiner Theorie der Vernunft. Cousin nennt Vernunft das Vermögen, Axiome (etwa jede Eigenschaft setzt eine Substanz voraus) und Ideen von unendlichen Gegenständen (Raum, Zeit, Gott u. s. w.) hervorzu bringen. Dies höhere Vernunftvermögen kann nicht, wie die Sensualisten versuchen, aus den sinnlichen Wahrnehmungen begriffen werden; denn durch diese wird nur eine beschränkte Zahl von Fällen erkannt und es kann daher aus dem Contingenten nicht das Nothwendige, aus dem Particulären nicht das Allgemeine, aus dem Endlichen nicht das Unendliche abgeleitet werden. Dieses Unendliche und Allgemeine subsistirt nicht in sich, es sind Attribute. Das Wesen, dem sie inhäriren, das daher ebenfalls nothwendig und absolut sein muss, ist Gott. Taine glaubt diese ganze Theorie auf petitiones principii und Aequivocationen zurückführen zu können. Cousin habe nämlich wohl Recht, dass durch Addition aus particulärer Erfahrung kein allgemeines Urtheil zu gewinnen sei, aber er habe die Subtraction vergessen, nämlich die sogenannte Abstraction. Man könne von Blume Substanz abstrahiren, von Rose Qualität und so die nothwendige Wahrheit von der Inhärenz der Qualität aus einer bloss contingenten Wahrheit gewinnen. Taine muss Locke und Kant von Neuem kennen lernen, um nicht wieder zu vergessen, dass Substanz und Qualität sinnlich nicht mit wahrgenommen, also auch nicht ab-

trahirt werden können. Ausserdem würde auch eine Nothwendigkeit der Beziehung beider Begriffe dadurch gewonnen. — Ebenso wenig speculativ ist die Meinung Taine's, als verwechsle Cousin zwei Bedeutungen von Wahrheit, wenn er sage 1) Es giebt nothwendige Wahrheiten, 2) diese Wahrheiten sind Attribut und setzen ein nothwendiges Subject voraus. Wahrheit soll nach ihm einmal Beziehung, dann Kenntniss dieser Beziehung bedeuten. Letzteres ist durchaus nicht nöthig, da Subject von Cousin zunächst nicht als erkennende Intelligenz, sondern nur als Grund des Bestehens für diese Beziehungen gedacht wird. Eben sowenig gelungen ist Taine's humoristisch geführter Nachweis, dass in der Mathematik aus particulären Wahrheiten durch Abstraction nothwendige und allgemeine Wahrheiten gewonnen würden; denn er übersieht dabei, dass die Mathematik ja sich schon im apriorischen Elemente bewegt und das synthetische Verfahren immer die Analyse durchdringt. Auch ist es kein Fortschritt, wenn er obiges Axiom, dass die Qualität der Substanz inhärire, auf den Satz: »tout abstrait, c'est-à-dire, toute partie, tout fragment, toute donnée extraite d'une donnée plus complexe suppose une donnée plus complexe« zurückführt; denn damit gewinnt er nur einen sehr dürftigen psychologischen Ausdruck, ohne das metaphysische Problem zu berühren. Er glaubt sich einverstanden mit Hegel, indem er Kant's Unterscheidung der synthetischen und analytischen Urtheile verwirft, aber es fehlt ihm Hegels Vernunftbegriff; denn seinem sensualistischen Standpunkt gegenüber bleibt jene Unterscheidung immer wahr. Darum ist sein plaidoyer für die von Cousin verachtete Analyse des 18. Jahrhun-

derts durchaus nicht überzeugend; denn er vermisst überall die Resultate der Kant'schen Kritik. So will er aus dem endlichen ausgedehnten Dinge durch Abstraction den Raum sondern und durch Analyse die Unendlichkeit desselben finden, indem er nicht sieht, dass freie constructive Bewegung ihm seinen Raum bezeichnet und dass die Ausdehnung keine sinnliche Empfindung ist, also nicht zu den primären Merkmalen des Dinges gehört, wovon sie strahlt werden könnte.

Glänzend ist Taine's Schilderung von Cousin und Jouffroy nebeneinander als Doctoren S. 199 ff. Mit feiner psychologischer Analyse und zugleich dichterischer Auffassung äusseren entwirft er das lebendigste Bild dieser beiden so entgegengesetzten Männer, hinreissenden Redners (Cousin le plus admirable tragédien du temps), und des melancholisch strengen Denkers. Er erzählt dann, wie Jouffroy erst spät den kirchlichen Glauben verloren und deshalb immer geistig krank und im Kampfe mit sich geblieben sei. Als homme intérieur hätte er die ganze Philosophie auf das Problem der menschlichen Bestimmung zurückgeführt, und auf andre Weise auch das Heil gesucht. Wo der gewöhnliche Mensch nachahmerisch von Natur, die concentrirten Geister aber unempfänglich für die äusseren Dinge und die Meinungen der Andern sind, so war Jouffroy durchaus original und nahm nur auf, was er selbst gefunden hatte und das Suchen war ihm lieber als das Finden. Das höchste Bedürfniss war ihm Gewissheit (la certitude). Deshalb war seine ganze Arbeit des Zeit Lebens auf die Methode gerichtet. Die methodologische Arbeit culminirt in seinem *Cours de droit naturel* und Taine hält dies

seine bedeutendste Leistung. Taine weist ihm im Ganzen, weil er selbständig erfunden habe, seinen Platz neben den grossen Meistern der Philosophie an, aber er bemerkt wohl zu scharf seine Schwäche, nämlich den Mangel an Analyse. Sein Stil sei immer abstract und vage, ohne deutliche Beispiele, ohne beobachtete That-sachen. Allein Taine kann nicht gerecht darin sein, denn erkennt ganz das speculative Thun der Vernunft, wie wir bei seiner eigenen Ansicht von der Methode der Zukunft sehen werden. Ausserdem ist auch das Bedürfniss nach analytischer Deutlichkeit sehr verschieden und wie Taine es fordert, mehr für Anfänger. Ist man mit den Bestimmungen des Gedankens schon vertraut, so kann man die breiten Analysen nicht mehr vertragen, man durchblättert solch ein Buch statt es zu lesen. Wir in Deutschland verlangen von unseren Philosophen auch nicht, dass sie schreiben, wie man vor einer gemischten Versammlung reden würde; die Bücher verschwinden nicht nach der ersten Lectüre, man kann sie wieder und wieder lesen.

Während Cousin die Philosophie nach der Façon der Deutschen als Architektonik der Wissenschaften fasste, hielt sich Jouffroy immer auf dem Standpunkt der Schotten. Er verwandelte die ganze Philosophie in Psychologie, und zeigte, dass in der Beobachtung der inneren Ereignisse zugleich Gegenstand und Instrument der Wissenschaft gegeben sei, dass die Beobachtung, des Fortschrittes fähig, Gesetze wie für die physischen Erscheinungen finden könne, wobei eine wechselseitige Controle der Beobachter nicht fehlen dürfe. Als schönstes Werk dieser psychologischen Kunst preist Taine seinen Cours d'esthétique, (von M. Delorme redigirt) das ein-

zige Werk, das man nach Hegels Aesthetik noch lesen könne. — Taine übt seine Kritik an Jouffroy's psychologischen Schilderungen der angenehm oder unangenehm afficirten Sensibilität und an dem Gegensatz zwischen sich selbstbestimmender Persönlichkeit und der Sache, die bloss Theater von Erscheinungen ist, indem er alles dies Metaphysik von Metaphern (S. 241) nennt und den Mangel an beobachteten That-sachen bedauert. Besonders ist ihm natürlich die Bestimmung der Kraft bei Jouffroy anstößig, dass er das Ich (*le moi*) als einfaches, in sich subsistirendes Wesen von der Phänomenalität unterscheidet, die von jenem abhängt, dass er die Ursachen als immateriell fasst, als spirituale Welt, von der wir Ein Individuum in uns selbst erkennen, gegenüber der Materie, die nur als Dolmetscher zwischen den Kräften steht, von denen sie ihre Qualitäten erhält. Dagegen betrachtet Taine die Seele bloss als das kontinuierliche Ganze aller Vorstellungen, Empfindungen, Entschlüsse, nicht als Wesen für sich. Und die Substantiirung der Kräfte verspottet er mit Molière's Definition des Opiums (*l'opium qui fait dormir parce qu'il a une vertu dormitive*). Er sieht in den Wesen und Ursachen nur einfachere That-sachen, auf welche die zusammengesetzten zurückgeführt werden und empfiehlt als Muster psychologischer Analyse mit dem berühmten Physiologen Müller Spinoza's 3. Buch der Ethik.

Taine übergeht in seiner Kritik ganz das von Jouffroy viel gebrauchte Kriterium des *sens commun*, welches zum Verständniss seiner Ontologie unentbehrlich ist. Sehr gut entwickelt diese Bemerkungen der Dr. Carlo Cantoni in seiner Schrift *sulla filosofia di Teodoro Jouffroy*.

roy 1862. Er zeigt darin den Cirkel: non é hi non vegga, che egli prende per intuizioni spontanee del senso comune, e quindi *come dati primitivi* della filosofia molte cose, que *per lo svolgimento filosofico* stesso si vennero infiltrando nelle credenze comuni degli uomini. Daher sei Jouffroy trotz seiner Widerlegung des Ontologismus der Früheren endlich diesem selber erlegen: non dando fede se non a ciò che sentiamo e di cui abbiamo coscienza si atteneva egli poi ad un dogmatismo assoluto ed empirico.

Jouffroy als *homme intérieur* wurde nach Taine von der Psychologie nothwendig zur Moral geführt und betrachtete desshalb (*Mélanges* p. 402, 416) die Philosophie als Erforschung der menschlichen Bestimmung. Mit Recht citirt Taine die vorzüglichen Stellen, in denen Jouffroy mit seiner tiefeindringenden Beobachtung das Schicksal unseres Willens und die Thatfachen der Natur benutzt, um die Frage nach dem Zwecke unseres Daseins als die wichtigste hervortreten zu lassen. Aus diesem tiefen Pessimismus erhebt er sich dann zur Construction des Ethischen. — Taine meint, wie die Insekten nach ihrer verschiedenen Nahrung verschiedenfarbige Cocons spinnen, so hätte er sich nun nach seinem persönlichen Bedürfniss das Leben zurechtgedacht. Seine ethische Theorie erinnert in ihren Grundlagen ganz an die Nikomachien des Aristoteles. Er geht vom Zweck aus als evidentem Principe, welcher ein besonderer für die besondern Wesen sei, und wonach diesen eine bestimmte Organisation zu seiner Erreichung zukäme. Dieser Zweck steht in einer absoluten und nothwendigen Gleichung mit dem Guten. Die Idee des Zweckes ist die Idee des Guten. Der absolute Zweck ist das absolute

Gut und deshalb heilig und verpflichtend; daher ist es unsere Pflicht unseren Zweck so gut wie den der Andern zu respectiren und zu befördern. Da wir aber alle unsere fundamentalen Tendenzen in diesem Leben nicht erreichen können, so muss unser Zweck das sein, was absolut in unserer Macht steht d. h. die Tugend; zugleich muss aber zur Erreichung des ganzen durch unsere Organisation angedeuteten Zweckes ein jenseitiges Leben postulirt werden. — Die vielen Missdeutungen, denen diese Theorie, einseitig angewandt, ausgesetzt ist, benutzt Taine in frivoler Weise, indem er Jouffroy's Schlussfolgerung auf das Rindvieh anwendet: »La nature du boeuf est de vivre quinze ans et de se reproduire: donc la destinée du boeuf est de vivre quinze ans et de se reproduire. Mais sa condition présente l'en empêche; l'homme le coupe à six mois et le mange à trois ans. Donc le boeuf dont j'ai mangé hier, renaîtra dans un autre monde, y vivra douze ans encore et y fera des veaux«. Er meint, 99 von 100 Menschen resignirten sich mit diesem Leben, und Jouffroy sei bloss durch seine religiösen Erinnerungen von dem logischen Gedankengange abgebracht. Taine will die ganze Moral in 2 Sätzen zusammenfassen. 1) Das Gut eines Wesens ist die Gruppe der wesentlichen Merkmale, die es constituiren. 2) Die Handlung ist tugendhaft, welche diese universale Maxime oder eine ihrer Folgen zum Motive hat. So will er die Stoiker mit Kant vereinigen, was Jouffroy misslungen sei. Es fehlt Taine das Verständniss für die lebendige Einheit, welche jene Gruppe von Merkmalen zusammenbindet und die Universalität jener Maxime ist ihm bloss das Resultat des psychischen Mechanismus.

Somit ist Taine an das Ziel seiner Aufgabe gekommen; er will aber nicht bloss die bisherigen Philosophen unseres Jahrhunderts charakterisiren, er will auch die Bahnen der Philosophie der Zukunft eröffnen. Dazu wirft er die Frage auf, warum der Eklekticismus überhaupt Erfolg gehabt hat? Nicht weil er wahr sei, meint er, sondern nur weil er dem Bedürfniss der Zeit entsprach. Denn wenn wir ein Bedürfniss hätten, die Crocodile für Götter zu halten, so würden wir ihnen morgen auf dem Carrouselplatz einen Tempel errichten. Der Erfolg und Fall der Meinungen hängt nur von den Bedürfnissen der Zeit ab. Dieses bezeichnet Taine für unser Jahrhundert als die Unterordnung der Wissenschaft unter die Moral und als den Geschmack an der Abstraction und diesen beiden Bedürfnissen verdanken Royer-Colard, Maine de Biran, Cousin und Jouffroy ihren Erfolg und er erklärt daraus zugleich die Bedeutungslosigkeit dieser Philosophie für die Wissenschaft.

Im 18. Jahrhundert herrschte das Bedürfniss nach Misstrauen und Kritik; jenes wurde gesättigt durch die Ideologie; der analytische, positive und kritische Geist erhob sich unter Voltaire, erreichte seine Höhe mit den Encyclopädisten und schlug seine letzte Welle gegen 1810. Laromiguière war der letzte Meister der Ideologie. Auf die Sättigung folgte Widerwille. Erzogen im Zweifel wollte man glauben, glauben ohne Gründe, man fühlte ein Bedürfniss zur Erhebung und Begeisterung, man suchte das Christenthum, man wollte träumen und jagte nach Abstractionen; weil der bisher in Frankreich unbekannte abstracte Stil dem Bedürfniss des

Idealen und Erhabenen entspricht, so fü man die entsetzlichen Deutschen Substantive die Klawter-langen, und Berlin schien auszuvern und mit seinem ganzen Gewicht auf P zu fallen. Jeder junge Mensch war eine 2 lang ein Hamlet, überall mischte sich Po und Philosophie, Christenthum und Human Vaterlands- und Freiheitsliebe, und die Pro soren fanden leicht Glauben, da ihr Auditor schon im Voraus bekehrt war. Dazu kam, Cousin 1830 Minister wurde und so den Ek ticismus, der sich Spiritualismus nannte, officiellen Philosophie erhob. Taine meint d halb, dass diese Philosophie vielleicht n lange herrschen wird, da sie sich auf Apo wie Descartes, Bossuet, Fénelon, Leibnitz Malebranche beruft, und da Cousin die Klar dieser Schriftsteller neuerdings nachahmt (c cun sait qu'en France la clarté est le plus p sant argument S. 304), vorzüglich aber weil ihren frühern Pantheismus aufgegeben und s so auf die Kirche und die Familienväter stüt kann. Nur ein schlimmes Zeichen für sie si er in der Jugend, die in ihrer Masse von c ser traditionellen Schulmeinung nicht mehr fasst würde. Als Wissenschaft sei der Spirit lismus nicht mehr vorhanden. Desshalb doch ein Umschwung zu vermuthen, sobald Neigung zu philosophiren wiedererwachen wü wozu grandiose aber mit Rauch eingehüllte Li ter in Deutschland den Weg weisen. Di neue Philosophie will nun Taine nicht geb er sagt, er wage bloss den Weg, den sie nehm müsste, zu bezeichnen.

Diese Untersuchung über die Metho lässt Taine durch zwei Freunde führen, die

novellistisch beschreibt und M. Pierre et Paul nennt; jedoch scheinen wirkliche Persönlichkeiten damit ihren Tribut von ihm zu erhalten. Der eine muss die Analyse entwickeln. Unter Analysiren versteht er übersetzen d. h. unter den Zeichen unterschiedliche Thatsachen wahrzunehmen. Er theilt die Analyse in die exacte und die vollständige. Die exacte verdankt man Condillac. Sie löst einen Begriff in Worte auf und führt diese auf die Thatsachen zurück, welche die Idee entstehen liessen. Dadurch verschwinden die vielen metaphysischen Wesen und es bleiben bloss Theile von Thatsachen oder ihre Verknüpfung und Beziehung übrig. So macht er's z. B. mit der Lebenskraft, die eine blosser Beziehung (rapport) des Lebens mit seinen Thätigkeiten ist und Kraft ist eben weder Fluidum, noch Monade, noch Mysterium, sondern nur Beziehung d. h. nothwendige Abhängigkeit von Thatsachen von einander. So ist Function nur eine Gruppe von Thatsachen die zu einer einzigen Wirkung zusammenkommen; Natur ist die Gruppe der hauptsächlichsten Thatsachen, die ein Wesen bilden; Gesetz ist eine constante oder allgemeine Thatsache u. s. w. Ebenso in der moral. Welt wird z. B. die Bestimmung Rom's und der monarchische Geist Frankreichs, die Italienische Kunstbegabung, auf Thatsachen zurückgeführt; indem die Einen lange Zeit gute Armeen u. s. w. hatten, die Anderen unter Königen lebten und Italien durch Klima, Nahrung u. s. w. viele phantasiereiche Menschen hervorbringt. Durch die Reproduction der die Idee veranlassenden Thatsachen controlirt so die exacte Analyse den Begriff

Die vollständige Uebersetzung zweier wird durch die Fortschritte der Beobachtung gegeben. Taine nennt sie auch Analyse der Sachen und zeigt an dem Beispiel des Begriffs der Verdauung, dass sie nur durch Vermehrung der Erfahrung zu Stande kommt; der Gegenstand muss modificirt, zerschnitten, macerirt, injicirt, chemischen Operationen und dem Mikroskop u. s. w. unterworfen werden. Durch diese Analyse werden also die Thatsachen vermehrt und ein Bruchstück der Wissenschaft gewonnen; so dass Wissenschaft und Vermehrung von Thatsachen durch Umwandlung des Gegenstandes oder neue Beobachtungswerkzeuge genauesten Zusammenhange stehen. Auch der moralischen Welt bringt so, was Taine Rabelais und Dürer als Beispielen durchführt, diese Analyse eine Erweiterung der Erkenntnis; sie ist die Bedingung der neuen Entdeckung.

Der zweite Freund Taine's muss nun die synthetische Methode entwickeln. Es muss zuerst anerkannt, dass die erste Analyse notwendig ist, um sich nicht zu verirren, die zweite um weiter zu kommen. Beide dienen aber zur Vorbereitung; denn sie bringen nur eine Anhäufung von Theilen, die doch eine geordnete Masse sein soll. Man fragt deshalb nach dem Grunde der Ordnung. Dieser Grund liegt in den Thatsachen selbst, nicht in einem mysteriösen, metaphysischen Wesen draussen. Erfahrung lehrt: Jede Gruppe von Thatsachen hat ihre Ursache; diese Ursache ist auch eine Thatsache. Um diese Ursache zu bestimmen wendet nun die synthetische Methode drei Schritte an, die Abstraction, die Hypothese und die Verification. Die Abstraction sucht

Masse von Thatsachen eine allgemeine Thatsache abzusondern. Durch Hypothese wird selbe als Ursache gesetzt. Da man nun umgekehrt Ursache eine Thatsache versteht, aus welcher man die Natur, die Beziehungen und Veränderungen der übrigen Thatsachen ableiten kann: so wird durch die Verification verurtheilt, ob diese Bedingungen auf die vorausgesetzte Ursache zutreffen. Ist die Hypothese gerechtfertigt, so ist sie eine Wahrheit.— Dieser Gang der Methode wird an dem Beispiel des animalen Lebens und der Römischen Geschichte nachgewiesen. Alle Theile und Thätigkeiten des organischen Lebens werden zunächst auf die Ernährung bezogen; die Ernährung als Ursache betrachtet und zur Verification gezeigt, dass sowohl alle Theile des Körpers auf sie bezogen sind, als auch dass wenn die Nahrungsweise verändert wird, der ganze Bau des Körpers dem gemäss sich umändert, was mit Cuvier'schen Worten über die Beziehungen zwischen Zahn und allen übrigen Organen belegt wird; endlich wie bei den Metamorphosen ebenfalls die Ernährung die Organisationsform bedingt. So sind »fünfhundert Thatsachen auf Eine« zurückgeführt. Dasselbe wird auch von der Zersetzung gezeigt und nun auch als Ursache für die Ernährung oder Wiederherstellung genommen, da wenn es in der Natur des Thieres liegen soll, unaufhörlich zu zersetzen, es sich um zu bestehen, wiederherstellen muss. Fortschreitend sieht man, dass was sich zersetzt und ersetzt, der Typus die feste und bestimmte Form, die durch Generationen dauert, und mit Anwendung derselben Methode findet sich, dass nicht der

Typus von der Function abhängt, also in seiner Existenz, Veränderungen und Dauer davon abgeleitet werden könnte, sondern umgekehrt. Er wird also zu einer Formel, aus der wir in einer »Hierarchie von Nothwendigkeiten« alle einschlagenden Thatsachen ableiten können. — Ebenso wird für die Römische Geschichte aus dem Umstande, dass Jeder gezwungen war, beständig an sein Interesse zu denken und zugleich körperschaftlich zu handeln, alle Eigenthümlichkeit des Römischen Volkes in Geschichte, Privatleben, Religion, Kunst und Wissenschaft abgeleitet, und man hat durch diese einfache Wahrheit »zwölfhundert Jahre und die Hälfte der antiken Welt in seiner hohlen Hand« (S. 361).

Denkt man sich diese Arbeit in den einzelnen Wissenschaften ausgeführt, so behält man nur 5 — 6 allgemeine Sätze übrig, Definitionen von Mensch, Thier, Pflanze, chemischem Körper, physischen Gesetzen und astronomischem Körper. Diese souveränen Definitionen sind die allein beständigen unsterblichen Schöpferinnen der in der Unendlichkeit von Zeit und Raum sich entwickelnden und zersetzenden Welt. Aber auch aus ihnen kann man noch die ursprüngliche und einzige Thatsache absondern als das höchste Gesetz, die Einheit der Welt, das ewige Axiom, von dem alles Lebendige nur ein Moment, alles Seiende nur eine vorübergehende Form ist. In Deutschland haben sie dies mit einer heroischen Kühnheit und einem erhabenen Genie gethan, aber auch mit einer Unbesonnenheit, grösser als ihr Genie und ihre Kühnheit. Es fehlte ihnen die französische Analyse, sie wollten ohne den Umweg über die Beobachtung der Natur mit einem Sprung auf das höchste Ge-

setz kommen. »Ihr Gebäude ist zusammenge-
stürzt, aber auch die Trümmer desselben über-
treffen noch alle menschlichen Constructionen
durch ihre Pracht und Grösse und der halb
zerbrochene Plan bezeichnet doch das Ziel, das
die zukünftige Wissenschaft erreichen muss«.

So weit Taine. Es muss uns interessant
sein zu sehen, was die vom officiellen Eklekti-
cismus Unbefriedigten und mit Deutscher Ar-
beit vertrauten Gelehrten in Frankreich jetzt
von Philosophie halten, welcher Entwicklung sie
entgegen blicken. Und nur aus diesem Gesichts-
punkt konnte hier so ausführlich darüber be-
richtet werden, da die Leistung selbst, von un-
serer Seite aus betrachtet, keine Anerkennung
gewinnen dürfte. Taine trennt beide Methoden,
ohne zu bemerken, dass die analytische sich
nicht ohne synthetische Elemente vollenden kann;
denn Hypothese und Experiment sind syntheti-
sche Handlungen und der analyse complète we-
sentlich. Und wenn Taine durch den Begriff
des Grundes beide Methoden glaubt unter-
scheiden zu können, so bedenkt er nicht, dass
die in der Analyse gefundenen Elemente, die
einfachen qualitativen und quantitativen Bezie-
hungen, eben die gesuchten Gründe der ge-
gebenen Erscheinung waren. Was er dann aber
als synthetische Methode ausführt und zu den
höchsten ontologischen Spitzen treibt, beweist
auf's Deutlichste, dass er den dialektischen Ge-
danken nicht entfernt gefasst hat. Taine sagt
an einer Stelle, das Hegelsche System könne
nie nach Frankreich kommen, weil es bei sei-
nem Uebergange über den Rhein durch seine
schwere scholastische Rüstung versinken würde.
In der That ist in Taine's Hypothesen auch nur

ein schwacher Schatten der Hegelschen Auffassung; ihr Geist ist mit der Philosophie des Geistes entwichen. Auch ist Hegel ohne Kant nicht zu verstehen und das Problem des subjectiven Idealismus lässt sich nicht ignoriren, wenn man in unserem Jahrhundert philosophiren will. Daher ist es nicht wunderbar, wenn Taine durch seine Kritik der Cousinschen Vernunfttheorie mit dem speculativen Denken fertig zu sein glaubt und man sieht nur nicht, was er mit diesen souveränen Definitionen und ewigen Axiomen will, die doch trotz ihrer Unlebendigkeit in einem Geiste oder selbst Geist sein müssen, und zugleich unserem Geist wissenschaftlich eigen werden sollen. Denn wie wenig dieser wider seinen Willen ihn begleitende Schatten eines absoluten Idealismus mit seiner Verhöhnung der Cousin'schen Gotteserkenntniss und mit der Gesellschaft von Condillac zusammenpasst, scheint ihm entgangen zu sein. Taine hätte aber bei seinem Respekte vor dem philosophischen Genie der Deutschen seine Studien nicht allein auf Hegel beschränken sollen. Auch von den vorhegelschen Standpunkten schon wäre z. B. der Herbartsche genügend gewesen, um seine sensualistische Richtung theils weiter zu bilden, theils zu brechen. Und wenn er die nachhegelschen grösseren systematischen Arbeiten, wie die von Trendelenburg, Lotze, Ritter, Reiff, Ulrichi u. A. hätte studiren wollen, so würde er vielleicht der zukünftigen Entwicklung der Philosophie auch in Frankreich ein anderes Prognostikon gestellt haben.

Teichmüller.

ie Land of Israel; a journal of travels in
ine, undertaken with special reference to
ysical character. By H. B. Tristram,
etc. London, Society for promoting christian
edge; 1865. XX u. 636 Seiten in gr. Octav.

lästina beschrieben von C. Hergt. Weimar,
aphisches Institut, 1865. XII und 499
i in Octav.

as neutestamentliche Emmaus, beleuchtet
Dr. Hermann Zschokke, Rector des
eichischen Pilgerhauses in Jerusalem. Mit
eln. Schaffhausen, Fr. Hurter'sche Buch-
ung, 1865. IV und 92 Seiten in Octav.

err Tristram gehört nicht zu der jetzt so
sen Zahl von Palästinareisenden welche
em sie dort kaum einige Wochen sich um-
en dann Reisebücher herauszugeben eilen
olche man weiss nicht für wessen Nutzen in
gung setzen. Zwar ist auch sein Werk voll
eitläufiger Zeichnung der dem Leser höchst
gültigen kleinen Reisebilder und Reiseer-
se; und was er wirklich Unterrichtendes
, hätte sich sehr bequem in einem kaum
so grossen Bande sagen lassen. Doch ist
r ein besonderer Zweck den er verfolgte
er von den meisten Verfassern solcher Werke
ern Zeiten so sehr vernachlässigt ist dass
ihm dankbar sein kann demselben mit grös-
Sorgfalt sich gewidmet zu haben. Er un-
chte besonders den Boden des Landes und
Erzeugnisse, widmet der Erklärung vor-
h der in der Bibel vorkommenden Namen der
e und Gewächse viel Mühe, und bringt dafür
hes bei was man bei anderen Reisenden ver-

geblich sucht; auch kommt ihm dabei zu Hülfe dass er überall von mehreren anderen Reisenden begleitet war welche dieselben Erforschungen mit Eifer verfolgten. Nimmt man hinzu dass er vom Herbst 1863 an dreiviertel Jahre lang das Land nach vielen theilweise auch erst sehr selten betretenen Richtungen hin durchkreuzte, so kann man ihm seine Ansprüche als neuer Beschreiber Palästina's aufzutreten nicht bestreiten. Ausserdem ist sein Buch durch eine ungemein grosse Menge von genauen Zeichnungen und sprechenden Bildern der Oerter und der Menschen jener Gegenden so anziehend und so unterrichtend wie wenige.

Seltsam ist es freilich dass dieses Land je häufiger es jetzt von gebildeten Reisenden und Forschern aller Art besucht wird desto unsicherer zu werden beginnt und desto schlimmere Hindernisse jeder näheren Erforschung entgegen wirft. Die Türkische Herrschaft ist zwar jetzt gezwungen die bis dahin seit den Kreuzzügen verschlossenen Islâmischen Heiligthümer in Jerusalem und Hebron allen Schaulustigen zu öffnen welche viel Geld dafür spenden können: allein sie kann das Land selbst vor den Einfällen und Verheerungen der östlichen Wüstenbewohner immer weniger schützen. Der Verf. hebt S. 490 und an anderen Stellen richtig hervor wie in Palästina nur die Verwüstung und die Unsicherheit aller Dinge seit den letzten 30 Jahren aufs Neue die schnellsten Fortschritte macht, so dass die Zeiten wo Seetzen und Burckhardt es auch in den entlegensten Strecken durchstreiften gegen die jetzigen noch äusserst glückliche zu nennen sind. Damals waren sogar die weiten Gebiete jenseits des Jordan's meist noch von sesshaften

ruhigen Anbauern bewohnt: jetzt sind die räuberischen Wüstenbewohner sogar schon bis an die Küsten des Mittelländischen Meeres vorge-
drungen, veröden beständig alles weit und breit, vertilgen die alten und neuen Anbauer, und trotzen allen Europäischen Waffen. Die letzte Französische Kriegsfahrt an jene Küsten hat sie so wenig verschreckt dass sie seitdem nur noch viel rücksichtsloser alles verwüsten und kaum noch vor den grösseren Hauptstädten eine Scheu zeigen; auch die engere Berührung mit so vielen Europäischen Reisenden und ihren aus blosser Furcht verschwenderisch hingegebenen Geldschätzen hat sie nur noch plünderungslustiger gemacht. Wie sehr nun dadurch auch die gelehrten Erforschungen jener Länder immer schädlicher leiden, kann man an dem Beispiele Herrn Tristram's deutlich genug erkennen. Er wollte mit seinen vielen Begleitern endlich einmal auch die fast noch ganz unberührten Strecken aufsuchen und näher erforschen: allein kaum war er südöstlich bis an das Ende des Todten Meeres gekommen, als ihn Beduineneinfälle zwangen die noch so wenig bekannte Ostküste dieses Meeres gänzlich aufzugeben. Er wollte dann südwestlich bis Qadésh-Barnéa vordringen und endlich diese durch die Geschichte Mose's altheiligen Stätten völlig wiedererkennen, als ihn auch von dort Beduinenhorden verschreckten. In dem Lande jenseits des Jordan's ward er einmal ausgeplündert und zur Rückkehr getrieben; und die Ostseite des Galiläischen Meeres wohin sich seit 30—40 Jahren kein Reisender leicht wagt, blieb auch ihm ein Rührmichnichtan. Dies sind die Folgen der heutigen Europäischen Politik für jene Länder.

Kaum gewahrt man in jenen weiten einst so wunderbar hoch blühenden Ländern heute irgend etwas Erfreuliches. Es ist z. B. ebenso überraschend als erfreulich zu sehen wie dem Verf. in den ganz verwilderten Städten jenseits des Jordan's doch hie und da ein Christ entgegenkommt der freudig rühmt in der Protestantischen Schule zu Jerusalem gebildet zu sein; ein Zeugniß zugleich dass die Stiftung eines Evangelischen Bisthums in Jerusalem doch nicht, wie viele fürchteten, ganz nutzlos geblieben ist. Allein wie verschwinden solche wenige lichte Stellen in den finsternen Bildern aller dortigen Menschheit welche auch aus diesem neuen Buche uns entgegenstarren!

Wir können indess melden dass Herr Tristram wenigstens éine wichtige Oertlichkeit unseres Wissens zum ersten Male zu untersuchen und zu beschreiben so glücklich war. Das ist der hohe Berg Nebó, welcher durch die Erzählungen vom Tode Mose's eine so allgemeine Berühmtheit erlangt hat und doch weder zur Zeit der Kreuzfahrer noch bis in unsre Tage herab aus seinem uralten Dunkel wieder hervorgetreten war. Die Kette jener hohen Berge jenseit des Jordan's unter welchen auch der seinem alten Namen nach jetzt verschollene Nebó sein musste, konnte man zwar von den weit niedrigeren Höhen Jerusalem's aus immer beobachten, aber immer erhob sich der sehnstüchtige Blick nach jenen geheimnissvollen Gebirgen vergeblich. Dass aber der hohe Attarús tiefer im Süden welchen man seit Burckhardt's Tagen für den Nebó halten wollte dieser nicht sein könne, ist aus geschichtlichen und örtlichen Gründen vom Unterzeichneten stets festgehalten. Nun traf es sich dass

die Häuptlinge des dort hausenden Beduinestammes Adwan, obwohl von der Türkischen Herrschaft in den Bann gethan, im April 1864 vom Französischen Consul geschützt nach Jerusalem kamen wohin der von ihnen begleitete Duc de Luynes nach seiner Archäologischen Reise in jenen Gegenden eben zurückkehrte: mit ihnen verabredete Tristram gegen ungeheuer grosse Geldbelohnungen eine Ausfahrt in jene unheimlichen Berge und Wüsten, konnte sie dann mehrere Tage lang in Ruhe untersuchen, und war wohl einer der ersten Europäer welcher von des Nebó stolzen Höhen herab einen Blick auf das viel niedrigere Land diesseit des Jordan's warf und gut beurtheilen konnte wie treffend die alte Erzählung von dem Blicke rede welchen der sterbende Mose noch von da herab westwärts über alles Land geworfen habe (S. 516 ff.). Zwar ist die Reisebeschreibung gerade für jene unbekannten Gegenden kürzer als sonst; auch fehlte es ihm dort an allen Mitteln um nähere Erforschungen und Messungen anstellen zu können. Vielleicht werden die Berichte de Saulcy's über seine letzte Palästinsche Reise und die des vortrefflichen Duc de Luynes (beide reisten dort wie Fürsten) die von Tristram gelassenen Lücken ausfüllen: jedenfalls ist unsre Kunde des Landes nach dieser Seite hin durch ihn ansehnlich vermehrt, und wir halten diesen Abschnitt gegen das Ende seines grossen Buches für den wichtigsten. Dass er dagegen über Jerusalem fast schweigt, kann seinem Werke nicht zum Nachtheile angerechnet werden.

Es ist noch eine andere Landstrecke welche der Verf. nach S. 253 ff. zum ersten Male ge-

nauer untersucht zu haben meint: die am nord-westlichen Ufer des Todten Meeres. Und wohl sollte man auf den ersten Blick diese Versicherung des Verfs kaum für richtig halten: liegt doch jene Strecke so nahe bei Jerusalem, und wie viele tausende von Pilgern besuchen jährlich von da aus den Jordan etwas nördlich von seinem Einflusse ins Todte Meer, besehen sich auf demselben Zuge meist auch dieses Meer, und könnten also wie es scheint von ihm aus an seinem nordwestlichen Ufer leicht weiter dieselbe Strecke zurücklegen welche er für bis jetzt noch wenig genau untersucht hält! Allein dennoch hat er Recht: eine so unglaubliche Unsicherheit herrscht in diesem Lande auch in aller Nähe bei Jerusalem, und auch die Reisenden welche besondere Forschungen anstellen wollen folgen ganz gewöhnlich immer nur ihren entweder furchtsamen oder trotzig eigensinnigen Führern. Man wird daher auch was der Vf. über diese Strecke am Nordufer des Meeres bis 'Aengedi sagt, mit Nutzen vergleichen, namentlich den Täuschungen de Saulcy's gegenüber welche sich auch hier als das enthüllen was sie sind. Vieles ist dabei noch näher zu erforschen was unser Vf. nicht einmal berührt. Seit wann spricht man z. B. von einer Quelle und einem Vorgebirge el Feshkah an diesem Ufer? der Name ist doch sicher nach Arabischer Aussprache einerlei mit dem Pisga, dieser aber ist ein Gebirge welches nach dem Pentateuche jenseits des Jordan's und Todten Meeres sich ausdehnt. Wir bemerken nur nach S. 364 dass dem Verf. die Gegend bei 'Aengedi für den Winter noch ungleich gesünder scheint als jeder Aufenthalt am Nil in Madeira oder in Algier.

Wäre der Vf. nun blosser Naturforscher und hätte als solcher mit befreundeten Mitforschern das Land durchreist und beschrieben, so würden wir über ihn und sein Werk weiter nichts zu bemerken haben. Allein er ist Geistlicher in der Bischöflichen Kirche, verfasst auch als solcher sein langangelegtes Buch, und will in ihm viel auch zur Erläuterung und Vertheidigung der Geschichtlichkeit der Bibel sowie zur Widerlegung der bekannten neuesten Angriffe gegen diese reden. Hier aber leidet er an den allgemeinen schweren Mängeln welche unter den Geistlichen jener Kirche heute so tief eingerissen sind, spricht über Vieles und über Wichtiges ganz ohne jene bessere wissenschaftliche Grundlage die heute keinem Schriftsteller fehlen sollte, und fällt so auch nur zu oft mitten in jenes zweifelnde läugnende Wesen hinein welches er eben vermeiden will. So zweifelt er sogleich S. 2 ob Beirût eine alte Stadt sei: schon der Name selbst und seine Bildung hätte ihn überzeugen können dass es eine uralte Phönikische Stadt sein muss. — S. 93 meint er die eben so berühmte Küstenstadt 'Akkô (Akre) werde in der Bibel nur einmal erwähnt: er muss damit die Stelle Richt. 1, 31 meinen, übersieht aber dass der Name auch Mikha 1, 10 nach der richtigen Lesart sich findet. — S. 298 will er seine Leser gar überreden die örtlichen Anspielungen in dem seiner vollendeten Schönheit wegen so bekannten Ps. 42 könnten auf die dürrn Berge und Wüsten bei dem reizenden 'Aengedi mitten an der Westküste des Todten Meeres hinweisen: da eine solche Ansicht jedoch den klaren Worten jenes Liedes völlig widerstrebt, so will er wenigstens in dem Na-

men Miß'ar eines sonst nirgends genannten Berges eine Anspielung auf den Namen der aus Lôt's Geschichte so bekannten Stadt Sso'ar finden; denn die Wurzel von מִצָּר sei doch צִר, und das מ könne »Prefix« sein. Es ist hinreichend solche Träumereien hier zu bemerken. — S. 603 meint er die »Berge Sion's« welche Ps. 133, 3 zugleich mit dem hohen Hermon im Norden des Landes erwähnt werden, könne man nur dann richtig verstehen wenn der Sion mit dem Hermon einerlei sei, wie aus der Stelle Deut. 4, 48 erhelle: wer wird aber dem Verf. folgend den שִׁינֹן mit dem צִינֹן verwechseln? Alle solche Urtheile und Vermuthungen spiegeln immer wieder nur das grelle Bild der heute in der Englischen Staatskirche herrschenden Biblischen Unwissenheit zurück; und wenn es hier überhaupt noch etwas zu verwundern giebt, so ist es nur dass man dieser Dinge dort nicht endlich allgemein überdrüssig wird.

Am schlimmsten wird die Rathlosigkeit bei unserm Verf. da wo sie es bei ihm als einem Geistlichen und zugleich Naturforscher am wenigsten werden sollte, bei der Frage über das was man heute im Gegensatze zu dem Wunderbaren das Natürliche zu nennen sich gewöhnt hat. So meint er S. 358 bei Gelegenheit des Todten Meeres und seiner Umgebung es habe nicht, wie man heute oft gesagt hat, durch Vulkane seine gegenwärtige Art empfangen, weil man von der Thätigkeit solcher dort nirgends Spuren finde, wohl aber müsse ein Erdbeben dabei mitgewirkt haben; allein wenn man bei dieser und anderen Biblischen Erzählungen alles Wunderbare läugne, so erniedrige man das

Ort Gottes ja nur zu »Aegyptischen Priesterzählungen oder zu den Wunderberichten des Livius«. Diese ganze Betrachtung ist nun schon swegen verkehrt weil der Verf. doch auch in jenen Erdumwälzungen am Todten Meere als heute sogenannte Natürliche gar nicht ausschliesst: ob dort Vulkane oder bloss Erdbeben thätig waren, mag man an Ort und Stelle untersuchen, für die Frage über das Wunderbare ist das gleichgültig, da dieses in dem völlig ungeschichtlichen albernem Sinne in welchem man es heute fassen will dann doch jedenfalls nicht allein thätig war. Wenn er aber fürchtet die Biblischen Erzählungen können je zu Livius' Wundersagen und Aegyptischen Priestermärchen herabsinken, so sieht man daraus nur dass er sie ihrem Ursprunge ebenso wie ihrem ächten Sinne und Geiste nach gar nicht versteht. Man beginne sie doch nur richtig zu verstehen, und der ganze heutige sinnlose Streit über das Wunder wird alsbald verschwinden. Wie er jetzt von Seiten der Vertheidiger des Wunders geführt wird, dient nur die Bibel immer mehr verächtlich zu machen. Wir halten jedoch das bisher über dies neue Englische Werk Gesagte für unreichend.

Das zweite der oben zusammengefassten Werke will Palästina nur nach den besten jetzigen Quellenschriften beschreiben, nimmt auf das jetzige Land die meiste Rücksicht, bringt aber über seine Thiere Früchte und Erzeugnisse keine zusammenhangende Darstellung. Das Werk ist sonst recht vollständig, doch vermisst man in ihm die Beschreibung Phönikiens,

welches doch aus vielen Gründen hier n gut übergangen wird. Auch wäre eine f deutsche Rechtschreibung der Eigennamen wünschen. Wir können es nicht billigen w man Jerusalem Jizré'el u. s. w., daneben s nach fremder Weise Yafa Yussuf u. s. w. schre

Höchst seltsam ist die dritte Schrift, Abhandlung über Emmaus von dem in Jerusalem selbst wohnenden Dr. H. Zschok. Zwar ist ja nichts mehr zu wünschen als d die dort ansässigen Gelehrten ihre Musse re fleissig zur Erforschung der dortigen Oertlichkeiten verwenden: und die Frage nach der nauen Lage des bei Lukas erwähnten Emma eignete sich wohl zu einer neuen Unters chung. Allein der Verfasser gehört zu ; nen heutigen Gelehrten welche vor der ne sten Verehrung der Päpstlichen Religion a Rechte der Wissenschaft vergessen. Die V gata nach der Weise wie das Tridentinisc Concil sie über alles Andre setzt, gilt ihm : höchstes Gesetz für alle wissenschaftliche E forschung: aber nach S. 60. 69. gelten i sogar auch die bekannten Traumgesichte d »gottseligen Anna Catharina Emmerich« t den Fragen über die Lage alter Oerter in P lästina als entscheidende Aussprüche; und fr lich kann wer jene erste Quelle von Erkennt niss über alles andere Schriftliche setzt, au diese zweite mündliche nicht verachten. Ei ganz unnöthige Weitschweifigkeit der Darst lung ist davon eine der ersten Folgen. Sie man jedoch auf das Wesentliche, so will d Verfasser beweisen das Emmaus des Luka evangeliums sei das heutige Kubaibe welch

drei Stunden weit von Jerusalem etwas nordwestlich liegt. Das ist allerdings seit den Kreuzzügen die Ansicht der Mönche: es erheben sich aber gegen sie eine Menge Schwierigkeiten die der Verfasser keineswegs ganz entfernt hat. Nach Lukas lag es 60 Stadien von Jerusalem: und unser Verfasser stützt sich nun für seine Ansicht vorzüglich auf die Messungen des in Jerusalem ansässigen Württemburgers G. Schick, wonach Kubaibe wirklich nur einige über 60 Stadien weit von Jerusalem abliegt. Allein von der einzigen Stelle wo dieser Ort ausserdem im Alterthume genannt wird (bei Josephus im *J. K.* 7: 6, 6), ist es nach der bessern Lesart nicht 60 sondern 30 Stadien von Jerusalem entfernt. Und wirklich nahmen die alten Leser an den 60 Stadien bei Lukas den deutlichsten Spuren zufolge soviel Anstoss dass man noch jetzt dafür in sehr vielen alten Urkunden 160 findet: dann liess sich an das viel bekanntere und grössere Emmaus denken welches weit entfernter von Jerusalem in der weiten Ebene zwischen dem Meere und Gebirge liegt und wahrscheinlich seit dem Hadrianischen Kriege unter dem neuen Namen Nikopolis neu aufblühte. Diese Lesart 160 sieht allerdings einer späteren Verbesserung ähnlich: allein wenn bei Lukas auch die Lesart 60 nur irrthümlich für 30 steht, so lässt sich dabei an den Ort denken welcher noch heute Kulonia heisst und diesen Namen vielleicht von der durch Vespasian in dieser Gegend gegründeten Colonie Emmaus beibehalten hat. Letzteres ist freilich in so fern ungewiss als sich schon in der uralten Ortsbeschreibung Jos. 15, 59 nach dem bei den LXX

erhaltenen vollständigeren Verzeichnisse ein Ort *Κούλον* findet welcher vielleicht an dieser Stelle lag. Doch weist auch das nahe Kastal d. i. Castellum dárauf hin dass die Kriegercolonie Vespasian's wirklich in dieser Gegend lag, umso mehr da die Vulgata in der Stelle Luc. 24, 12 geradezu Castellum setzt. Hier wäre denn wohl eine Stelle gewesen wo der Verfasser seine angebetete Vulgata hätte hochschätzen können: aber gerade hier will er von ihr nichts wissen, womit denn zugleich seine ganze Ansicht von ihr zu Boden fällt. H. E.

Aus der Petersburger Bibliothek. Beiträge und Dokumente zur Geschichte des Karäerthums und der karäischen Literatur. Von Adolf Neubauer. Leipzig, Oskar Leiner, 1866. XII, 160 und 66 S. in Octav.

Wie Dr. Ad. Neubauer aus den Schätzen der verschiedenen Hauptstädte Europa's schon so manches Lesenswerthe ans Licht gefördert hat, so findet man auch hier Vieles über die Qaräischen Schriften bemerkt, Manches auch treu aus den Handschriften selbst abgedruckt, was der Aufmerksamkeit der Gelehrten empfohlen zu werden verdient. Einer Vorliebe für die Qaräer und ihre Schriften wird man diesen Beschreiber ihres Schriftthumes bei weitem nicht so wie den jetzt verstorbenen Pinzger beschuldigen: eher scheint uns hier auf der andern Seite etwas zu viel gethan zu sein, obgleich wir ihm ganz beistimmen wenn er läugnet dass die Qaräer die Hebräische Punctation erfunden hätten. Die Inschriften der in der Krim gefundenen alten Grabsteine und die schwierigen denkwürdigen alten Unterschriften einiger Qaräischer Handschriften finden jedoch hier noch keine hinreichende Erklärung. H. E.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

12. Stück.

21. März 1866.

Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert gesammelt und erläutert von R. von Liliencron. Auf Veranlassung und mit Unterstützung seiner Majestät des Königs von Bayern Maximilian II. herausgegeben durch die historische Commission bei der königl. Academie der Wissenschaften. Erster Band. Leipzig, Verlag von F. C. W. Vogel. 1865. XXXIX und 606 S. in gross Octav.

Unter den Unternehmungen, welche die historische Commission in München ins Leben gerufen, darf dasjenige, dessen erster Band hier vorliegt, vor manchen anderen auf allgemeine Theilnahme rechnen. Will es auch zunächst den Historikern zugänglich machen was an geschichtlichen Aufzeichnungen in der Form des Liedes sich erhalten hat, so bietet es doch ausserdem allen Freunden der Literatur eine reiche Sammlung des interessantesten Stoffes, der auch schon bisher vielfach die Aufmerksamkeit auf sich gezogen und zu Zusammenstellungen Anlass gegeben hat, allein entfernt nicht weder

in dieser Vollständigkeit noch mit solcher Genauigkeit und Zuverlässigkeit bearbeitet war. Erst jetzt werden wir inne, welche Fülle solcher Lieder aus den verschiedensten Theilen deutschen Landes erhalten ist, während freilich das Erhaltene und hier Vereinigte nur ein kleiner Theil dessen sein kann was einst vorhanden war.

Wie in den ältesten Zeiten das Lied nach des Tacitus Ausdruck »unum apud illos memoriae et annalium genus« war, so ist auch später wohl kaum ein wichtigeres Ereignis gewesen, das nicht Anlass bot zu einer Darstellung in gebundener Rede, die von Mund zu Mund überliefert, nur einzeln aber und meist erst in späterer Zeit niedergeschrieben ward. Die Historiker thun derselben nicht selten Erwähnung; die Autoren späterer Jahrhunderte haben daraus offenbar manches geschöpft was den gleichzeitigen Berichten fremd ist: es liegt in der Natur der Sache, dass solche Lieder leicht auch sagenhafte Elemente in sich aufnahmen, bei manchen Einzelheiten verweilten die keinen Platz in der Geschichtserzählung fanden, solche ausführten und umgestalteten, und sich wohl oft weit genug von dem entfernten was wir als wahre Geschichte anzuerkennen haben. Eine alte Sachsenchronik, die wir hauptsächlich nach der Ableitung der Pöhlde Annalen kennen, ist wesentlich aus solchem Stoff gebildet. Aber schon viel früher hat, wie Jordanis (oder sein Gewährsmann Cassiodor) und Paulus Diaconus, namentlich auch Gregor von Tours aus solchen Ueberlieferungen geschöpft: man kann bei diesem fast einzelne Lieder noch in der lateinischen Bearbeitung erkennen.

Ich hebe dies hervor, da die gelehrte und

vielfach interessante Einleitung des Herausgebers, die mit Recht bis auf die ältesten Zeiten zurückgeht, hier nicht ganz vollständig ist und zu sehr nur das beachtet, was durch äussere Zeugnisse an die Hand gegeben ist.

Sie entwickelt übrigens in anziehender Weise, wenn auch nur in kurzem Abriss, die Geschichte der Volkspoesie überhaupt, und besonders der historischen Volkspoesie bis zu den Anfängen dieser Sammlung hin, spricht auch von dem Gegensatz der Kunstpoesie, verwischt aber wohl etwas zu sehr die Grenzen beider, wenn sie wenigstens in gewissem Sinn auch noch die Werke der höfischen Dichter des 12. und 13. Jahrhunderts jener zurechnen will: nicht sowohl die freie Persönlichkeit, sondern eine Art Gemeinbewusstsein, wenn auch nicht des ganzen Volkes, so doch eines Standes, mache sich in derselben geltend und habe den einzelnen Dichter beherrscht. Aber einmal muss doch zugegeben werden, dass eine solche Gemeinschaft des Standes (Ritterstandes) gar nicht immer vorhanden war, indem z. B. Gotfried von Strasburg, der in seiner Dichtung sich »als der ritterlichste der Ritterlichen« zeigt, von ganz bürgerlicher Herkunft war, es wird auch darauf aufmerksam gemacht, dass ein Wesentliches, der Strophenbau, der sogenannte Ton, bei den höfischen Dichtern recht eigentlich als Eigenthum des Einzelnen galt; ausserdem aber wird was einem bestimmten Kreise, Volks- oder Bildungskreise, gemeinsam ist und sich bei verschiedenen Individuen innerhalb desselben gleichartig zeigt, doch nicht als dem Volk überhaupt angehörig bezeichnet werden können. Müsste man nicht mit demselben Recht Eigenthümlichkeiten eines Stammes, z. B. der *modernen schwäbischen Dichter*

(»Dichterschule« hat man ja wohl gesagt), oder einer Zeit, z. B. des sogenannten Jahrhunderts Ludwig XIV. in Frankreich, der individuellen Selbständigkeit, »dass die Subjectivität, wie Hr. v. Liliencron sagt (S. XXXIII), mit freier Selbstbestimmung über den Stoffen wie über den Formen des Dichters waltete«, gegenüberstellen? Was er anführt, namentlich das Beispiel der nordischen Skalden, die ihm einen gewissen Uebergang von den Volksdichtern zu den höfischen Dichtern des deutschen Mittelalters zu bilden scheinen, ist wohl nur geeignet, um zu zeigen, dass überhaupt eine ganz scharfe Grenze zwischen Volks- und Kunstpoesie nicht zu ziehen ist.

Dass aber überhaupt eine solche stattfindet, hat doch auch der Herausgeber anerkannt. Mit Rücksicht darauf sind, wie auch die historische Commission für richtig hielt, die geschichtlich politischen Dichtungen der Minnesänger und einiger späterer, die sich diesen anschliessen, wie Muskatblüts, Michel Beheims, von dieser Sammlung fern geblieben. Dass auch Suchenwirts Gedichte geschichtlichen Inhalts, wird als eine Art Inconsequenz bezeichnet, die mehr auf äusseren Gründen, der befriedigenden Ausgabe Primissers, beruht. Von Rosenplüt ist manches aufgenommen.

Immer aber wird der Ausdruck Volkslieder im weitesten Sinn genommen: der Ton liegt jedenfalls auf dem »historisch«. Nicht alle sind wirkliche »Lieder«. Doch sind auch nicht alle Gedichte historischen Inhalts verstanden. Nicht die eigentlichen Reimchroniken, und nicht solche Gedichte welche offenbar erst viel später in Beziehung auf ein historisches Ereignis gemacht worden sind; ein Grundsatz der übrigen mit Recht nicht mit grosser Strenge durchge-

ührt wird, indem namentlich solche Aufnahme
inden, die auf älteren beruhen oder Theile
lterer aufgenommen haben können. Vorzugs-
reise aber alle die in unmittelbarer Nähe der
Dinge von denen sie handeln entstanden sind,
mag ihr Verfasser bekannt oder unbekannt sein,
hr Inhalt erzählend, oder in Preis oder Tadel,
übel oder Satire, oder sonst in irgend welcher
Stimmung sich an das Geschehene anschliessen.
Nur ist dabei doch nicht bis in die älteste Zeit
zurückgegangen. Sonst hätten allerdings das Lud-
wigslied, das lateinisch-deutsche Lied von den
beiden Heinrichen hier einen Platz finden müs-
sen. Erst mit Liedern, die der höfischen Dich-
tung nachfolgen, wieder die von dieser gezo-
gen Schranken verlassen, wird der Anfang
gemacht.

Auch so geht derselbe bis vor die Mitte des
13. Jahrhunderts hinauf. Nr. 1 wird wenig-
stens auf ein Ereignis des Jahres 1243 bezo-
gen, und der Herausgeber meint, wenn auch
die Sprache in der Gestalt in der es vorliegt
jünger ist, in der Art des Strophenbaus eine
Bestätigung dafür zu finden.

Es bezieht sich auf ein Bündnis zwischen
Bern und Freiburg. Denn wie sich von selbst
versteht sind die Schweiz, die Niederlande und
andere später von dem deutschen Reichskör-
per abgetrennte Glieder überall mit berücksich-
tigt worden. Alle Stämme und damit auch
alle Dialekte des deutschen Volks finden hier
ihre Vertretung, was sicher die Arbeit nicht er-
leichtert hat, aber dem Werke auch nur eine
um so grössere Wichtigkeit giebt. Dass der
Herausgeber von Geburt Niederdeutschland an-
gehört, während ihn frühere Studien mit mit-
telhochdeutscher Poesie auf das beste vertraut

gemacht haben, kommt natürlich der Ausführung wesentlich zu gute.

Geordnet ist aber der Stoff in rein chronologischer Ordnung. Man hätte wohl an eine Scheidung nach Stämmen denken können; aber der Herausgeber hat es kaum für nöthig gehalten das entgegengesetzte Verfahren zu rechtfertigen. Und gewiss bot es mannigfache und grosse Vortheile und hatte hauptsächlich nur das Bedenken gegen sich, dass es einen Abschluss der Vorarbeiten forderte, ehe an die Ausgabe selbst gegangen werden konnte. Nun da jener glücklich erreicht und ein so bedeutender Anfang gemacht ist, hat man sich nur des festgehaltenen Planes zu freuen.

Der Herausgeber ist fern von der Meinung absolute Vollständigkeit erreicht zu haben, und hofft, dass das Erscheinen dieser Sammlung selbst den Anstoss geben werde neue Stücke ans Licht zu ziehen. Dafür mag ein Nachtrag dienen, dem wir gern eine möglichst grosse Ausdehnung wünschen.

Aber auch was hier vorliegt ist eine reiche Ernte: 124 Stücke, oder genauer, da einige Nachträge bereits nachher mit beigesetztem b der Reihe der Zahlen eingefügt sind, 129 bis zum Jahr 1469 sind gewiss bedeutend mehr als man erwarten konnte; davon fallen 5 ins 13te, 40 ins 14te Jahrhundert, alle übrigen beziehen sich auf die 69 Jahre des 15ten Jahrhunderts welche dieser Band umfasst. Sie vertheilen sich auch auf fast alle Lande deutscher Zunge. Ist die Schweiz reich vertreten, so auch Niedersachsen, die Niederlande. Ganz fehlen nur die deutschen Ostseeprovinzen. Dem Charakter der Geschichte in diesen Jahrhunderten gemäss gehören die Lieder meist der pro-

nciellen Geschichte an; doch einzeln wenigstens werden Ereignisse von allgemeiner Bedeutung behandelt, der Tod K. Adolfs, das Constanzer Concil, die Hussitenkriege, die Türkennoth im 5ten Jahrhundert.

Ein grosser Theil dieser Lieder war früher bekannt, doch manches nur vereinzelt in Chroniken oder Zeitschriften gedruckt; nicht wenig aber ist doch auch hier zum ersten Male ans Licht getreten, darunter einige umfangreiche Stücke, wie Nr. 39 auf die Schlacht bei Schilhorn 1396 gegen die Türken, Nr. 50 und 51 in Beziehung auf das Constanzer Concil, Nr. 61 und 63 aus der Geschichte der Hussitenkriege, Nr. 65 auf König Albrecht II. und die Ungarn, Nr. 64—87 über die Soester Fehde 1446—47, Nr. 91 und 102 über den Lüneburger Prälatenkrieg 1553, Nr. 107 auf König Ladislaus von Böhmen Tod, und mehrere andere.

Selbstverständlich erfordern diese Gedichte nicht wenig der historischen Erläuterung. Der Herausgeber hat, glaube ich, ein sehr zweckmässiges Verfahren eingeschlagen, indem er zuerst kurz über das Ereignis handelt, auf welches sich das einzelne Lied bezieht, so gewissermassen historisch in dasselbe einführt, dann in Anmerkungen Einzelheiten weiter erläutert und kritische Bemerkungen giebt. Dabei ist auf die wichtigste Literatur verwiesen. Wenn Hr. v. Liliencron diesen Theil seiner Arbeit mit grosser Bescheidenheit besonderer Nachsicht empfiehlt, da er selbstverständlich nicht historische Quellenstudien auf all den verschiedenen hier erwähnten Gebieten hat machen können und auch die Literatur an seinem Wohnort (Meiningen) ihm nur beschränkt zugänglich war, so glaube ich ihm das Zeugnis geben zu müssen,

dass im ganzen mit grossem Fleiss und viel Umsicht verfahren und allen billigen Ansprüchen genügt ist. Einzelnes wird freilich immer zu ergänzen sein. So hätte gleich bei Nr. 5 wohl der Schrift des jüngeren Droysen, Albrechts I. Bemühungen um die Nachfolge im Reich (1862), gedacht werden sollen, wo ziemlich eingehend über das Gedicht von der Gölzheimer Schlacht gehandelt und die Erklärung Massmanns und Schmid theilweise bestritten ist. Grosse Zweifel, die auch hier blieben, sind freilich erst jetzt durch die Behandlung Liliencrons beseitigt, der in den von jenem herausgegebenen Fragmenten Theile verschiedener Gedichte, eines auf die Schlacht K. Rudolfs gegen Ottokar von Böhmen auf dem Marchfelde, erkennt, ausserdem das auf die Gölzheimer Schlacht bezügliche Stück anders ordnet. Wenn ich ihm aber hier in der Hauptsache ganz beistimme, so kann ich das nicht, wo er das erste der beiden Fragmente so erklären will, dass nicht von einem persönlichen Kampf K. Rudolfs und Ottokars, von dem die Geschichte nichts weiss, die Rede sei: so dunkel auch manches in dem Gedichte bleibt, einen solchen hat der übrigens gewiss gleichzeitige, ja nach seinen Worten in der Schlacht anwesende (vergl. besonders v. 115) Verfasser offenbar angenommen oder sagen wir mit dichterischer Freiheit hingestellt (s. v. 86 ff.). Hier wäre übrigens das Gedicht, welches das Chron. Colmariense bewahrt hat, wohl aufzunehmen gewesen, und auch das Konrads von Würzburg, in dem dasselbe Bild wie hier von dem Adler und Löwen gebraucht wird, und das neuerdings auch Lorenz (D. Gesch. im 13. und 14. Jahrh. Bd. II, S. 239 N.) auf diese Schlacht bezieht, hätte man gern zur Vergleichung beigelegt gesehen.

Zu kritischen Untersuchungen geben besonders einige der auf die Schweizer Geschichte bezüglichen Gedichte Anlass. So das auf die Laupener Schlacht, das als Quelle Tschudis nachgewiesen wird (während ein anderes aus diesem abgeleitetes keine Aufnahme findet), besonders aber die in neuerer Zeit viel besprochenen Lieder über die Sempacher Schlacht, wo der Herausgeber an die Untersuchung von Lorenz anknüpfend, sie aber in mancher Beziehung modificierend, das ausführliche sogenannte Halbsutersche Lied auf verschiedene Bestandtheile zurückzuführen sucht und seine spätere Entstehung wenigstens für sehr wahrscheinlich erklärt, ohne damit die hier berichtete That des Winkelried historisch verwerfen zu wollen: »auch die Sage hat ein unleugbares Recht auf geschichtliche Beachtung, so lange sich gegen ihren Inhalt keinerlei inneres Bedenken erhebt«.

Ueberhaupt ist der kritischen Behandlung grosse Sorgfalt zugewandt. Wo frühere Ausgaben vorlagen, ist wo möglich auf die handschriftliche Ueberlieferung zurückgegangen, und so vielfach ein verbesserter Text gegeben. Nur bei den Flandrischen Liedern und einigen, die zuletzt von Uhland kritisch bearbeitet waren, ist davon eine Ausnahme gemacht.

Eben die Grundsätze, welche Uhland in Feststellung der Texte und Rechtschreibung befolgt, sind im wesentlichen auch hier zur Anwendung gekommen. Ueber einzelne Abweichungen spricht sich der Herausgeber in der Einleitung aus. Er hat gestrebt einen möglichst zuverlässigen und zugleich lesbaren Text zu liefern, was bei der oft so mangelhaften Ueberlieferung gerade solcher Lieder nicht geringe Schwierigkeit hat. Besondere kritische Anmerkungen rechtfertigen

das Verfahren im einzelnen und geben die Varianten verschiedener Aufzeichnungen an. Von den rein äusserlichen Schreibweisen späterer Handschriften oder alter Drucke hat L. sich mit Recht ganz frei gemacht; ob er aber in der Orthographie nicht vielleicht manchmal etwas zu durchgreifend und kühn geändert, muss ich andern, die auf dem Gebiet deutscher Philologie heimisch sind, zu beurtheilen überlassen. Einige Stücke, z. B. Nr. 30. 40, machten, wie bemerkt wird, eine grössere Freiheit in der Behandlung nothwendig, wenn überhaupt ein Verständnis gewonnen werden sollte.

Man braucht den Band nur flüchtig durchzugehen, um sich zu überzeugen, wie viele und verschiedenartige Schwierigkeiten gerade bei diesem Unternehmen zu überwinden waren. Der Herausgeber ist ihnen nicht ausgewichen, hat sich auch von ihnen nicht aufhalten lassen: er ist frisch und muthig auf sein Ziel zu gegangen. Es wird nicht fehlen, und er selbst erkennt dies auf das bereitwilligste an, dass da manches noch vollkommener gemacht werden kann, dass die Einzelforschung, die eingehende Beschäftigung mit einem einzelnen Stück nachzutragen und zu bessern haben werden. Aber die Hauptsache ist gethan, ein Werk zu stande gebracht, das, wenn es vollendet vorliegt, sich den wichtigsten Quellensammlungen anreihen und dem Namen des Herausgebers einen dauernden Platz unter den Förderern der Studien vaterländischer Geschichte und Literatur sichern wird.

G. Waitz.

Empis, De la Granulie ou maladie granuleuse. 451

De la Granulie ou maladie granuleuse par G. S. Empis professeur agrégé de la Faculté de médecine à Paris, médecin de l'hôpital de la Pitié etc. Paris P. Asselin 1865. 393 S. in Oct.

Die Granulie ist nicht etwa eine ganz neue Krankheit, die Herr Empis erst entdeckt hat, sondern die bekannte acute Miliartuberkulose, der Verf. hat nur diesen neuen Namen für sie angenommen, weil er der Ueberzeugung ist und in diesem Buche den Beweis zu führen glaubt, dass der graue Tuberkel ein von dem gewöhnlichen gelben Tuberkel durchaus verschiedenes Gebilde sei und auf einer, von der eigentlichen Tuberkulose durchaus zu trennenden Diathese beruhe. Und dies ist nicht etwa eine bloss von ihm vertretene Ansicht, sondern sie wird offenbar von dem grössten Theil der Französischen Forscher getheilt und ist die natürliche Consequenz der Richtung welche die Untersuchung auf diesem Gebiete in Frankreich genommen hat. Denn während in Deutschland, nach manchen Verirrungen der Wiener Schule, namentlich Virchow in der histogenetischen Entwicklung des Tuberkels auf die graue Granulation zurückging, die Entstehung derselben aus einer umschriebenen Wucherung der Bindegewebelemente nachwies und zeigte, dass die Umwandlung in den gelben Tuberkel aus ihr durch einen Rückbildungsprocess erfolgt, indem die wuchernden Zellen und Kerne frühzeitig wieder absterben und untergehen, der gelbe käsige Zustand daher gar nicht charakteristisch für den Tuberkel ist, sondern auch anderen pathologischen und physiologischen Geweben zukommt, wenn sie demselben Mortificationsvorgang verfallen, hielt man in Frankreich an der specifischen Natur der von Lebert zuerst als die ei-

genthümlichen Elemente des Tuberkels beschriebenen Tuberkelkörperchen fest, betrachtete die gelben käsigen Massen, in denen diese abgestorbenen Zellen und Kerne die einzigen Reste der Organisation bilden, als die eigentlich tuberkulösen, und stand nun, als die besseren neueren Histologen bei der Untersuchung der frischen Tuberkelgranulation wirklich fibroplastische Bildungen fanden, nicht an, diese als ein wesentlich anderes Gebilde zu betrachten.

Es ist nur ein Schritt weiter, wenn Herr Empis nun für diese histologisch specifisch verschieden erklärten Bildungen auch specifisch verschiedene Diathesen schafft, ist man doch in Frankreich mit der Annahme neuer Diathesen zur Erklärung specifischer Producte leicht bei der Hand. Für ihn giebt es daher eine tuberkulöse Diathese, welche gelbe käsige Massen mit Tuberkelkörperchen, und eine granulöse, welche unter entzündlichen Erscheinungen fibroplastische Bildungen in Form von Granulationen und zellgewebigen Häutchen und nebenbei reichliche wässrige Transsudate liefert. Er kann freilich nicht läugnen, dass die Granulie ganz vorzugsweise bei schon Tuberkulösen auftritt, allein er schliesst daraus nur, dass vorhandene Tuberkulose ein wichtiges praedisponirendes Moment für die Entstehung der Granulie sei, denn die letztere komme doch entschieden auch ohne jene vor. Er muss ferner zugestehen, dass die graue Granulation häufig sich in den gelben wahren Tuberkel umwandelt und man alle Uebergangsstufen von der einen zum andern beobachten kann, aber daraus folgt nach ihm nur, dass die Granulationen bevorzugte Gewebe sind, in welchen die tuberkulöse Diathese ihre gelben käsigen Producte abzulagern liebt, wie man ja an

andere derartig bevorzugte Gewebe kennt. Das könne man ja, meint er, sehr deutlich aus dem Wachsthum des einzelnen Tuberkels sehen, denn dieser erfolge nicht durch fortschreitende Anbildung neuer granulöser fibroplastischer Elemente und ihre spätere Umwandlung in tuberkulöse, sondern durch die directe Ablagerung gelber käsiger tuberkulöser Massen selbst. Ueberdies sei ja die Umwandlung der grauen Granulation in den gelben Tuberkel keine constante und nothwendige, sie könne vielmehr als solche verharren, oder andere Ausgänge machen. Es braucht wohl kaum darauf hingewiesen zu werden, wie wenig diese Deutungen dem wirklich thatsächlichen Verhalten entsprechen.

Aber auch in der klinischen Darstellung tritt der innere Zusammenhang der Granulie und Tuberkulose häufig deutlich genug hervor, so dass der Verf. um ein vollständiges Bild von seinem Gegenstand zu geben, sich gezwungen sieht, neben den ursprünglichen 4 Formen, die er von der Granulie aufstellt, der forme typhoide, encephalique, thoracique und abdominale, noch eine fünfte, die Granulie associée à la tuberculisation in sie aufzunehmen. Um indess dem Verf. gerecht zu werden, muss gesagt werden, dass diese klinische Darstellung selbst eine recht gute ist und sich durchweg objectiv auf dem Boden der Beobachtung hält, ja man darf selbst anerkennen, dass eben vom klinischen Standpunkte aus, die ganze Auffassung des Verf. sich viel eher entschuldigen lässt. Denn die acute allgemeine Miliartuberkulose bildet allerdings eine symptomatisch ziemlich scharf charakterisirte Gruppe und muss klinisch von den mehr localen Tuberkelbildungen gesondert werden, die auch bei *raschem* Verlauf ihre Meta-

morphosen bis zum endlichen Zerfall durchmachen und mit der Destruction der befallenen Gewebeenden. Und diese wieder lassen sich klinisch nicht immer so bestimmt von anderweitigen, ursprünglich nicht tuberkulösen Producten trennen, welche dieselbe Umwandlung in käsigte Massen erleiden und zu derselben Destruction der Organe führen, in denen sie ihren Sitz haben. So ist, um nur die Lungen hier in Betracht zu ziehen Virchow allerdings vollkommen berechtigt histogenetisch zwischen den eigentlichen Tuberkeln und den gelben käsigten Massen, welche etwa aus eingedicktem Eiter in den Bronchien, oder aus Producten peribronchitischer und pneumonischer Prozesse hervorgehen, zu unterscheiden, es ist selbst sehr wahrscheinlich, dass dieser verschiedene Ursprung für den Verlauf und die Prognose von grosser Bedeutung sein wird, allein klinisch durchführbar ist eine solche Trennung bis jetzt nicht und es hiesse den histologischen Standpunkt outriren, wenn man ihn auf Kosten des praktischen Bedürfnisses der klinischen Darstellung überall streng zu Grunde legen wollte. Der Irrthum des Verf. besteht nur darin, dass er diese Verschiedenheit im Auftreten und Verlauf der Tuberkulose, welche den Kliniker zu einer gesonderten Betrachtung berechtigen kann, als ursprüngliche Verschiedenheit des Wesens auffasst, und sie durch die Annahme zweier specifisch verschiedener Diathesen zu fixiren sucht. Sieht man von diesem Irrthum ab, so kann das Buch als eine recht gute Monographie der acuten Miliartuberkulose betrachtet werden, die reich an eigenen Beobachtungen und für die Diagnose, Prognose und Therapie werthvolle Thatsachen ist. Bemerkt sei hier nur noch,

lass Verf. die Heilung derselben für möglich hält und eine Reihe von Beobachtungen anführt, welche diese Behauptung zu begründen scheinen.

L.

Der Diwan des Schems-eddin Muhammed Hafis aus Schiras. Im Auszuge übersetzt von G. H. F. Nesselmann. Berlin. Weidmannsche Buchhandlung. 1865.

Dem geschickten Uebersetzer des Rosengarten's Saadi's (s. diese Anz. 1864. S. 1594) verdanken wir nun auch die Uebertragung einer Auslese von Gedichten des Hafis, jenes persischen Horaz und Anakreon, den seine Landsleute die Zuckerlippe nennen, der selbst über die religiösen Rigoristen des Islam, die sich vergeblich über seine Ketzerei ereiferten, Dank den Kunstgriffen einer dogmatischen, das sinnliche in mystisches umdeutenden Exegese, welche sich hier auch der strengste Kritiker gern gefallen lässt, triumphirt, ja sogar den unverdienten Ehrentitel 'mystische Zunge (لسان الغيب)' erhalten hat. Selbst ein Sofi und später sogar Vorsteher in diesem Orden, trägt er unter seiner blauen Kutte, die nach seinem eignen Geständniss oft durch die auf ihr sichtbaren Weinflecken deutlich genug verräth, dass er kein Verächter der 'Rebentochter' ist, doch ein Herz, welches kein widriger Vorfall, keine Aussicht auf Gunst der Grossen aus dem Gleichgewicht zu bringen vermag; welches bei aller Ehrfurcht vor der Religion und dem in ihr angebeteten höchsten Wesen auf den formalen Gottesdienst sehr wenig Gewicht legt und ein abgesagter

Feind aller Heuchelei ist. Mit Mitleid sieht er auf die herab, welche der Wahn von der alleinigen Wahrheit ihrer Religion blind macht: »zwei und siebenzig Secten streiten, lass Verzeihung ihnen werden! Wahrheit sahn sie nicht, drum wurden sie in Trug und Wahn verflacht«¹⁾; und welche sich ihr Dasein durch die eingebil-dete Furcht vor dem Weltgerichte verkümmern: »den Becher gieb ins Grab mir mit! Am Auferstehungsmorgen tilg' ich mit Wein die Furcht dann vor des Weltgerichts Beginnen«²⁾; dabei hofft er, dass auch ihm das Erbarmen des ewigen Richters die Seligkeit nicht entziehen werde: »den Fuss nicht wende ab dereinst von Hafis' Leichenbahre; versank er auch in Sünd', er geht doch ein zum sel'gen Haine«³⁾. Man vgl. auch die schöne Ode p. 101. Hafis hatte nach Goethe's Bemerkung die reine Ueberzeugung, dass man den Menschen nur alsdann behagt, wenn man ihnen vorsingt, was sie gern, leicht und bequem hören, wobei man ihnen dann auch etwas schweres, schwieriges, unwillkommenes gelegentlich mit unterschieben darf. Seine Lieder halfen ihm über die politischen Stürme seiner Zeit hinweg; keine Einladung eines der zu seiner Zeit zahlreichen persischen Fürsten, welche auf den Trümmern des Mongolenreiches der Halâ-kûiden verschiedne kleinere Herrschaften in Shîrâz, Herât, Baghdâd, Tebriz gründeten und unter denen besonders die Mozafferiden und Dsche-lâiriden sich durch Vorliebe für die Dichtkunst auszeichneten, vermochte ihn auf die Dauer seiner Heimath Shîrâz zu entziehen, wo er die Weltnoth im Weinhouse vergessen konnte, das er selbst die ihn aus der Fluth des Weltlaufs

1) S. 91.

2) S. 106.

3) p. 38.

rettende Arche Noah nennt, wo er in seinem Lehagen selbst von den Freuden des Paradieses eringschätzig sprach: »komm, Schenke, tränke ich mit Wein, du findest nicht im Paradiesen Wasserspiegel Ruknabad's noch auch Mulla's Rosenstrand« ¹⁾ oder: »lieblich ist des Paradieses Garten, aber wohlbedacht mögst du auch den Rand der Aue und der Weide Schatten schätzen . . . Hafis, hättst am Tag des Todes du den Weinpokal in Händen, wird man gerade aus der Schenke dich ins Paradies versetzen« ²⁾).

Schon 1812 erwarb sich J. von Hammer das Verdienst, den ganzen Diwan des Hafis übersetzt — freilich nicht in durchweg gereimten Versen — den Deutschen vorgeführt zu haben, und es hat uns befremdet, dass Herr Nesselmann gänzlich über dieses Werk schweigt, da es doch bekannt ist, wie gerade auf die Werke jenes jetzt vielfach über die Achsel angeblickten Gelehrten der Goethesche Diwan, soweit er Nachbildungen persischer Gedichte enthält, zurückgeht. Seitdem hat erst Goethe, dann Rückert durch Nachbildungen Hafisischer Lieder den grössten erotischen Lyriker Persiens bei uns eingeführt. Diese Nachbildungen sind freier als diejenigen Nesselmanns, und es wird ein fremder Dichter u. E. bei der Reproduction seiner Werke durch ein geistesverwandtes Ingenium immer mehr Glück bei uns machen, als in einer wörtlichen Uebersetzung. Oft erscheinen uns die poetischen Bilder übertrieben oder geschmacklos, weil unsre Vorstellungen ganz anderer nüchterner Art sind; mag daher der Charakter des Fremden dadurch etwas verän-

1) p. 11.

2) p. 37.

dert werden, dass ihm der Nachbildner den Stempel seines Geistes aufdrückt, so ertragen wir doch diese kleine Untreue gern, da man uns andererseits etwas unserm Gemüthe näher verwandtes darbietet, welches uns mit dem fremden Dichter schneller befreundet als eine wortgetreue Uebertragung. Dies wird sogleich einleuchten, wenn der Leser sich die Mühe nehmen und etwa Nesselmanns N^o 59 und 104 mit der Rückertschen Bearbeitung (Gesammelte Werke IV, p. 84. 105) vergleichen will. Indessen ist die Beschaffenheit der persischen Ghazele, in welchen die um Einen Gegenstand sich drehenden Gedanken oder Perlen (دُرّ) auch von Einer Schnur (سُتّه), dem durchweg gleichen Reim, durchzogen (سُفّه) sind, so eigenthümlicher Art und ist ihre Form so sehr mit dem Inhalte verwachsen — Hafis freilich erlaubte sich oft Abweichungen von dem Gesetze, vergl. Vullers vitae poetarum pers. ex Dauletschahi hist. poet. excerptae, Fasc. I, p. 10 und die Anekdote vom Shâh Shadschâ' im Journal asiatique V, 11 p. 409 —, dass es weder dem persischen Dichter möglich ist, nach Gutdünken Ghazel oder andre Reimgattungen anzuwenden, noch auch demjenigen, welcher die ganze Eigenthümlichkeit des Originals abbildern will, erlassen werden kann, die metrischen Verhältnisse wiederzugeben. Diese Forderung hat Herr Nesselmann auch sich gestellt und die in solcher Ausdehnung bedeutend schwierige Handhabung der Reimform des Originals bei nicht weniger als 180 Gedichten nebst fast 40 kleinern Liedchen durchgeführt. Wenn wir bekennen, dass wir beim Lesen von deutschen Ghazelen fast immer

das Gefühl haben, dass dem Dichter die Herstellung einer solchen Perlenschnur gewiss manchen Schweisstropfen ausgepresst habe, wenn er nicht zu einem Reimlexicon seine Zuflucht hat nehmen wollen, so soll damit dem Uebersetzer des Hafis nicht im geringsten ein Vorwurf gemacht werden, sondern es bestätigt dies nur die vorhin ausgesprochne Ansicht, dass die freie Nachbildung eines Dichters durch derartige von der Eigenthümlichkeit einer jeden Sprache gebotene Schwierigkeiten weniger gehemmt ist.

Die Nesselmannsche Uebersetzung, welche etwa ein Drittheil des von H. Brockhaus herausgegebenen Diwans umfasst, ist durchweg correct und deutlich; nur auf ein paar Versehen möchten wir den Herrn Verf. aufmerksam machen. In N^o 47 müsste das dritte Distichon statt »Schilderung des Paradieses, Sagen von dem Himmelstempel geben zu dem Weinhauslanze einen würd'gen Commentar« heissen: Schilderung des Paradieses, Sagen von dem Himmelstempel — dazu giebt der Glanz der Schenke einen würd'gen Commentar«; im persischen

قصه جنت و آوازه بیت المعمار
شرحی از جلوه خمخانه بنت العنبرست

ist das Object von شرحی im absoluten Nominativ vorangestellt, wie dies im persischen wie arabischen häufig geschieht (Vullers institutiones l. pers. II, p. 4). Aehnlich muss Dist. 3 in N^o 93 umgedreht werden; statt »du darfst, o Herz, nicht sorgenvoll von wegen Neiders Schmähung sein, da sie vielleicht, bei Licht besehn, für dich nicht ohne Schaden ist« muss es im zweiten Vers heissen »da sie vielleicht,

bei Licht besehn, nichts bringt was dir von Schaden ist«.

Wenn wir im Interesse des Publicums sprechen sollen, so wäre wohl zu wünschen, dass von den erläuternden Noten ein freigebigerer Gebrauch gemacht worden wäre. Mit Recht scheut man sich, namentlich ein poetisches Werk mit gelehrten Bemerkungen zu überschütten, doch wird jeder Leser bei einem eben nicht leicht zu verstehenden Dichter wie Hafis jede Belehrung mit Dank entgegennehmen. So wird man vom Dichter in N^o 29 ult. auf die Fabel von Phoenix und Schwalbe verwiesen; man wird aber kaum errathen, was in dieser Fabel gesagt ist, und erst der türkische Commentar des Sudi († 1591) vermag uns aufzuklären, wonach die Gedichte des Hafis mit dem Flug eines Adlers (همای, nicht Phoenix, wie denn Sudi selbst sagt, er habe einen solchen Adler bei persischen Kaufleuten in Damascus gesehn), die des Feindes mit dem einer Schwalbe verglichen werden; was die Schwalbe in einer Stunde durch ihre spitzen Flügel erreiche, dahin gelange der Adler erst nach einem Tage und sinke dann durch seine gewaltigen Fittiche ermattet herab. Aber der Flug der Schwalbe wie der Gedichte des Nebenbuhlers sei spitz und stossweise, könne also mit dem Adlerflug und dem Schwunge der Lieder Hafisens keinen Vergleich aushalten.

Die biographische Skizze am Schluss des Werkes führt uns ausser den wenigen Lebensumständen des Dichters sehr sorgfältig alle die Männer vor, welche nach des Dichters eignen oder seiner Biographen Zeugnissen mit ihm in Berührung gekommen sind, welche aber freilich weder auf

eine Dichtungen noch auf seine Gesinnungen
und Lebensweise Einfluss ausgeübt haben.

Marburg.

F. Justi.

Oeuvres choisies de Louis Spach, archi-
viste du département du Bas-Rhin. Biographies
alsaciennes. Tome I, VII und 542, Tome II,
28 Seiten in Octav. Paris et Strasbourg, Ber-
ner Levrault et fils. 1866.

Eine Doppelreihe biographischer Denkmale,
die früher in Zeitschriften oder als selbständige
kleine Monographien Veröffentlichung gefunden
hatten und jetzt zum ersten Male neben einan-
der gestellt einen grösseren Kreis von Lesern
als bisher in Anspruch zu nehmen volle Berech-
tigung haben. Sie gelten ausschliesslich sol-
chen Männern, die im Elsass entweder das Land
ihrer Geburt oder doch für längere Zeit ihre
Heimath erkannten und deren Entwickelungs-
gang wesentlich durch Berührungen mit dem
geistigen Leben Deutschlands bedingt wurde.
Wir durchwandern somit an der Hand eines
einsichtigen und unter den gefälligsten Formen
belehrenden Führers eine Gallerie interessanter,
mehr oder weniger auch in Deutschland längst
bekannter Persönlichkeiten, die sich auf den
weiten Zeitraum vom 10. bis zum 19. Jahrhun-
dert vertheilen.

Bevor Ref. auf einen Bericht über Reihen-
folge und Ausführung der einzelnen Portraits
eingeht, mögen nachfolgende Bemerkungen hier
Raum finden.

Der Verfasser zeigt sich als ein gründlicher
Kenner der älteren und neueren schönen Lite-

ratur Deutschlands und ganz besonders der Dichtungen Schillers. Seine Darstellung schmiegt sich ungezwungen dem Gegenstande an und streift, wenn dieser es gestattet, an's Idyllische; man könnte manche der Schilderungen für eine Frauenhand vindiciren, so fein und anmuthig sind sie gehalten. Man stösst bald auf tiefer greifende Untersuchungen, ohne dass deshalb die Erörterung in Schwerfälligkeit überginge, oder die Verwendung des gelehrten Apparats anders als in einer beiläufigen Note durchblickte, bald auf kleine gracieuse Croquis, die in ihren rasch hingeworfenen Zügen der Phantasie des Lesers freien Spielraum lassen; Bilder und Bildchen, keines ohne Geschmack und sinnige Einrahmung. Jeder Abschnitt, auf dem man zufällig haftet, hat seine eigenthümlichen Reize, wenn auch in Bezug auf den innern Werth begreiflich ein merklicher Unterschied obwaltet. Der Verf. besitzt die glückliche Gabe, auch da, wo er belehrt und einen verwickelten Stoff der Behandlung unterzieht, diese immer gleich leicht und fasslich zu halten, ein Zeichen, mit welcher Sicherheit er das vorliegende Gebiet beherrscht. Es schleicht sich kein Vorurtheil, keine Befangenheit in Liebe oder Abneigung in diese Compositionen ein, sie werden durch keine Tendenzen bedingt, von keiner Ueberschätzung des Heimischen getragen; in ungetrübter Ursprünglichkeit treten sie uns entgegen, gesund und morgenfrisch, ernst oder von Wehmuth angehaucht, das bürgerliche und ritterliche Leben, Sänger, Künstler und Gelehrte, Feldherrn und Vorsteher eines grossen Gemeinwesens gleichmässig umfassend. Ueberall waltet eine bei aller Milde gewissenhaft gehaltene Beurtheilung vor. *Liebliche* Schilderungen der Saatfelder, Weingärten

in den Waldhöhen des Elsass finden ihre Stätten. Neben interessanten Urkunden, die, oft unverändert aber immer in der Uebersetzung, mit dem Texte verwebt sind.

Und dieser Reichthum an starken und fröhlichen Geistern, an Männern, die in Noth und Tod Treue bewährten, mit Sang und Mahnung ihr Leben griffen oder in die Tiefen wissenschaftlicher Forschung sich versenkten, spiegelt nicht das deutsche Wesen in verschiedenen Zeiten und Richtungen ab und würde er nicht für jede deutsche Landschaft, wenn sich für sie ein Schatzgräber fände wie der Verf., dasselbe Zeugniß ablegen?

Die erste Biographie gehört dem in der Grafschaft Dachsburg geborenen Leo IX., dem Verwandten des salischen Konrad, dem frommen und sittenstrengen Freunde von Kaiser Heinrich III., mit welchem er die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit theilte, dass das Leben der Geistlichkeit durchgreifender Reformen bedürfe. — Hiernach wendet sich der Vf. im raschen Uebergange dem Meister Gottfrid von Strassburg zu. Nach kurzer Berührung der Frage, wodurch gegen Ende des 12. Jahrhunderts so plötzlich der Durchbruch eines so zauberhaften Niederfrühlings in Deutschland erfolgt sei, wird uns das Lebensbild Gottfrids entgegengehalten, für welches, bei dem gänzlichen Mangel geschichtlicher Angaben, die dürftigen Umrisse nur aus dessen Dichtungen errathen werden konnten. Aus ihnen ersehen wir namentlich, dass der Dichter länger mit den Ufern des Rheins vom Bodensee bis zum Siebengebirge vertraut war und ein Wanderleben als Troubadour führte. Die bei dieser Gelegenheit dargelegte Ansicht, dass jeder Zug der Schwermuth, welcher unverkennbar

aus Gottfrid spricht, aus der Hintansetzung, die dem nicht ritterbürtigen Manne auf Schlössern und an Höfen zu Theil geworden, erwachsen sei, dürfte indess jeder Begründung entbehren. Bei weitem näher liegt die Erklärung in dem unvergleichlich schönen Marienliede, das in erschütternder Weise die Schwäche menschlicher Creatur beklagt und nach Versöhnung in göttlicher Liebe seufzt. Die Analyse der epischen Dichtung, die gedrängte Uebersicht der Handlung und eingeflochtenen Reflexionen wird mehrfach von leiser, man möchte sagen schüchterner Kritik begleitet. Der oft gehörte Tadel der Unsittlichkeit und eines groben Materialismus, welcher im Liede von Tristan und Isolde hervortrete, erfährt mit Recht eine kurze Abfertigung.

In Daniel Speckle gewinnen wir das Bild eines talentvollen Mathematikers, der in der Mitte des 16. Jahrhunderts eine noch immer werthvolle Charte vom Elsass aufnahm, durch Besserung und Erweiterung der Festungswerke von Strasburg seine Vaterstadt in den Stand setzte, während des dreissigjährigen Krieges jeden Angriff zurückzuweisen, und in seinem Werke über Architectur neue Bahnen für das Fortificationswesen brach.

Das nächste Portrait führt uns zu Dominicus Dietrich, der seit 1660 der strasburgischen Gemeinde als Ammeister vorstand. Diese seine amtliche Stellung war mit um so grösseren Schwierigkeiten verknüpft, als von der einen Seite die zartesten Rücksichten gegen den mächtigsten französischen Nachbar beobachtet sein wollten und andererseits die durch Sprache, Glauben, Sitte und Geschichte auf das Reich verwiesene Bürgerschaft die Antipathien Deutschlands gegen

Frankreich theilte und jeden durch politische Noth gebotenen Act der Nachgiebigkeit des Reichs mit Misstrauen verfolgte. Gleichwohl schien dem Wiederausbruche des Krieges und bei offenbaren Unfähigkeit des Kaisers, der Reich den erforderlichen Schutz angedeihen zu lassen, nur dieser Weg und die möglichste Beibehaltung der Neutralität noch Rettung zu versprechen. Nur dass diese Zwitterstellung von den kriegführenden Parteien nicht immer respektirt wurde. Nach dem Frieden von Nimwegen steigerten sich die mit Drohungen verbundenen Ansprüche Frankreichs, der Bischof von Metz Egon von Fürstenberg gab sich ohne Rath als den Anhänger Ludwigs XIV., die Reichskammern decretirten die Einziehung deutscher Gebietstheile und während von dem Reich Osmanen geängstigten Leopold I. keine Hülfe zu erwarten stand, drang der französische Resident sogar mit der herrischen Forderung durch, dass Strasburg die in Sold genommenen Schweizer aus seinem Dienste entlasse. In geheimen Verhandlungen, welche damals der Reichsadvocat Güntzer mit Louvois pflog und an denen sich Dietrich jedenfalls nicht betheiligte, blieb bis zur Stunde nicht aufgedeckt. Als gegen Ausgang des September 1681 ein starkes französisches Heer in der Nähe von Strasburg erschien, war die Bürgerschaft anfangs zur muthigen Gegenwehr entschlossen; 3000 Mann standen in Waffen und der kaiserliche Resident versicherte die unverzügliche Hülfe des Reichs. Aber Louvois drohte mit Sturm und der aufs Aeusserste drängende Rath erlangte endlich von Schöffen und Zünften Vollmacht zum Unterhandeln. So folgte 30. September 1681 der Abschluss der Capitulation zu Illkirch, unter welcher man auch

Dietrichs Namen findet. Den Ausspruch des Vers: *La capitulation de Strasbourg est un fait assez simple; elle s'explique par la force des choses, seulement il fallait une habilité peu commune pour l'obtenir aussi favorable d'un vainqueur peu habitué à ménager les faibles, et pour y aboutir sans exaspérer une population soupçonneuse* wird man weder als berechtigt noch als genügend anerkennen dürfen. An dem nämlichen Tage geschah die Besetzung der Stadt durch das französische Heer, die Cathedrale ging in die Hände der kleinen katholischen Gemeinde über, geistliche Orden liessen sich innerhalb der Mauern nieder und in Versailles gab man sich der Hoffnung hin, dass in der kürzesten Zeit ganz Strasburg der Staatskirche dienstbar sein werde. Trotz der in der Capitulation ausbedungenen Gewissensfreiheit wurde dem Rath aufgegeben, sich an Processionen zu betheiligen. Der hiergegen erhobene Protest mochte vornehmlich von Dietrich ausgegangen sein, den die protestantische Gemeinde als ihren Mittelpunkt und Halt betrachtete. Seitdem gab der Ammeister für die kleine, aber von der Regierung gestützte katholische Partei den Gegenstand von Verdächtigungen und Verläumdungen jeder Art ab. Ein Befehl von Louvois rief den 66jährigen Mann nach Paris, von wo er, nachdem alle Versuche ihn zum Abfall vom Glauben zu bewegen, vergeblich gewesen waren, nach dem Städtchen Guéret verbannt und zugleich seiner amtlichen Stellung entsetzt wurde. Die Aussicht zur Rückkehr nach der Heimath war an die Bedingung des Uebertritts geknüpft. »Wenn ich, erwiederte Dietrich, den Glauben liesse, an dem Herz und Seele hängen, so würde ich als Heuchler vor dem Richterstuhle Christi

verdammt werden«. Endlich bewirkte eine bei der Dauphine eingereichte Bittschrift seiner Frau, dass ihm erlaubt wurde, zur Ordnung seiner häuslichen Angelegenheiten Strasburg auf einige Wochen zu besuchen. Dass hier den körperlich gebrochenen Greis sein erster Weg zur protestantischen Kirche führt und Geistliche seiner Confession viel mit ihm verkehrten, wurde als Attentat gegen die öffentliche Ruhe ausgelegt. Er musste die Heimath noch ein Mal auf Jahre verlassen und als ihm endlich Rückkehr gewährt wurde, geschah es unter der Bedingung, dass er sein Haus nicht verlasse und mit Niemandem, ausser dem Kreise seiner Familie, in Berührung trete. Dass ihm gegen das Ende seiner Tage der Besuch des protestantischen Gotteshauses zugestanden wurde, galt als besondere Gnade des Königs.

Der Leser durfte mit Gewissheit erwarten, unter diesen Denkmalen auf den Namen Schöpf-
lins zu stossen und er wird darin nicht getäuscht. Wie hätte auch der Verf. des Mannes nicht gedenken sollen, der seine ganze Liebe und Thätigkeit der Heimath zuwandte, keines Rufes nach dem Auslande achtete und durch die viel verheissenden Anerbietungen von Petersburg, Upsala und Leyden nicht verlockt wurde! Nur dem Verlangen nach Rom konnte der im Studium der Alterthumswissenschaften Schwelgende nicht widerstehen und mit wenig Geld und frischem Muth trat er die Reise an, die in ihrer Ausbeute so reichliche Zinsen für ihn tragen sollte. Die schmale Pfründe, welche das bei seiner Rückkehr nach Strasburg gewonnene Canonicat von St. Thomas abwarf, verwandte der bescheidene, an wenige Bedürfnisse gewöhnte Mann fast ausschliesslich zur *Ansammlung* jener Manu-

scripte, die noch jetzt der städtischen Bibliothek zur Zierde gereichen. Von nun an gehörten seine Studien nur der Geschichte und liefen schliesslich in dem Werke zusammen, dessen Werth, trotz aller Forschungen der Neuzeit nicht hat verkümmert werden können. Es spricht aus dieser *Alsatia illustrata* ein bewunderungswürdiger Fleiss neben scharfer Kritik und feinem Tact in der Ausführung und Vertheilung des Stoffes. Was Städte, Klöster, Capitel und Kirchen an Urkunden und Antiquitäten bargen, musste zur Förderung der planmässigen Sammlung dienen. Längst erloschene Geschlechter werden in ihren Genealogien verfolgt, kein Schloss, kein Gotteshaus hat sich seinem prüfenden Blicke entzogen; ein gehäuftes und mit Sorgfalt geläutertes Material, ohne welches seitdem kein Geschichtschreiber des Elsasses zu arbeiten gewagt hat. Mit dem Erscheinen des umfangreichen Werkes stand auch sein Ruf gegründet, so dass, wenn Strasburg geraume Zeit mit Vorliebe von der ausländischen academischen Jugend besucht wurde, Schöpflin es war, der diese Anziehungskraft übte. Scheint doch, wenn man auf seine jüngeren Schriften sieht, die Arbeitskraft mit den Jahren gewachsen zu sein. Wer erinnert sich nicht aus Goethes Dichtung und Wahrheit der Schilderung der Feier, als der 76jährige, aber immer noch rührige und geistig frische Greis sein 50jähriges Jubiläum beging? Im Jahre darauf erfolgte sein Tod. Ein bescheidenes Denkmal, zur Seite des prächtigen Monuments des Marschalls von Sachsen, bezeichnet seine Ruhestätte in St. Thomas.

Es lag nahe, dass der Verf. von Schöpflin auf dessen Schüler, den Abbé Grandidier, über-

, der die Urkunden und Acten des ehemaligen Archivs des Bisthums Strasburg, das jetzt einander gerissen und in den Archiven verschiedener Departements untergebracht ist, in Foliobänden mit genauer Angabe des Inhalts zeichnete und auf dieser Grundlage die Geschichte des Bisthums Strasburg abfasste. Es nicht etwa nur die äussere Geschichte des 18ten Jahrhunderts, die er sich vorsetzte; er berührte auch die inneren Gestaltungen des geistigen Lebens,

den Wandel im Glauben und in der Sitte eine besondere Berücksichtigung zu Theil werden, erzählte die Legende einer gewissenhaften Prüfung und ist, obwohl ein gläubiger Sohn der Kirche, weit entfernt, die in verschiedenen Zeitdurdurchblickenden Gebrechen derselben zu bestreiten. Das war es, was ihm Zurücksetzung, Verachtungen, endlich offene Verfolgung zu Theil kam, so dass nach der Meinung Vieler, die Verdienste der Verf. nicht theilt, sein plötzlicher Tod durch Vergiftung herbeigeführt wurde.

Unter allen Biographien dieser Sammlung ist die des bekannten strasburgischen Maire Friedrich von Dietrich bei weitem die umfangreichste. Es stand dem Verf. hierfür ein höchst reichhaltiges Material zu Gebot, eine zum grossen Theil in die Darstellung eingewebte Familien-correspondenz, Protocolle und sonstige Actenstücke der Municipalität von Strasburg und die, wenn auch nicht namhaft gemachte, Fluth von Pamphlets und fliegenden Blättern, die allerdings von Heitz (*La Contre-Révolution en Alsace*) in einem eigenen Werke veröffentlicht sind. Auf dieser Grundlage ist die Biographie gefasst, eine feine psychologische Studie, neben der Abspiegelung der Zustände Frankreichs während der ersten vier Jahre der Revolution.

Auf Dietrich, den Urenkel des oben genannten Ammeisters, hatten sich Reichthum, Adel und Ehrgeiz des Vaters vererbt. Im Drange nach wissenschaftlicher Beschäftigung und um in den Betrieb der Gruben und Eisenhammer auf seinen Landgütern Einsicht zu gewinnen, warf er sich auf Geologie, durchwanderte die Gebirge von Deutschland, Ungarn, Italien und England, besuchte im Auftrage der Regierung die Berg- und Hüttenwerke Frankreichs und Corsikas und erwarb sich als Vf. der »Description des gîtes de minerais de la France« die Anerkennung der Männer von Fach. Dietrich war Protestant, aber ohne die Glaubenszuversicht seines Ahnherrn, ein Anhänger der lockern Philosophie der Encyclopaedisten. Als Freund von Turgot und Condorcet begrüßte er die ersten revolutionären Zuckungen seines Vaterlandes als Vorzeichen einer neuen glücklichen Aera. Die Académie des sciences zählte ihn zu ihren Mitgliedern und in seinem Hause begegneten sich die Gelehrten des In- und Auslandes, welche Strasburg besuchten. Als nun ebendasselbst 1789 zwischen dem Rath und einigen Zünften heftige Zerwürfnisse ausbrachen, wurde ihm als Commissarius der Regierung die Ausgleichung übertragen. Diese Aufgabe war um so schwieriger, als die bemittelte Bürgerschaft wenig Neigung verrieth, Vorrechte und Privilegien dem Staat zum Opfer zu bringen, die unteren Stände dagegen den mit Hast begonnenen Reformen im politischen Leben Frankreichs entgegenjubelten. Die hieraus erwachsene Bewegung erreichte bei der Nachricht von der Erstürmung der Bastille eine bedenkliche Höhe; das Stadthaus wurde gestürmt und dem sitzenden Rath zur Seite constituirte sich eine

aus Repräsentanten der Bürgerschaft bestehende Behörde. Nun bewirkte zwar Dietrich, nicht ohne Anwendung scharfer Mittel, die Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe, aber der Rath dankte ab, eine Municipalität trat an die Stelle desselben, Nationalgarden bildeten sich — es sollte das Freiben der Pariser Bevölkerung in allen seinen Schattirungen auch hier Boden finden.

Die nachfolgenden Ereignisse werden wir um so kürzer zusammenfassen dürfen, als sie mehr oder weniger nur als eine Recapitulation der Tagesgeschichte von Paris sich zeigen. Die Lage des zum Maire seiner Vaterstadt erkorenen und aus voller Ueberzeugung der Constitution anhängenden Dietrich gestaltete sich mit jeder Stunde verwickelter. Die im Elsass begüterten deutschen Stände erhoben Protest gegen die Beschlüsse der Nationalversammlung, Juden begehrt den Genuss aller staatsbürgerlichen Rechte und sahen sich dafür vom Volke verhöhnt, in den Regimentern wankte der Gehorsam gegen adliche Officiere, Cardinal Rohan ermunterte von Ettenheim aus den Clerus zur Widersetzlichkeit gegen alle Neuerungen, der Handel stockte, Strasburg sah sich durch Aufhebung des Lehenswesens und Verlegung der Mauth an den Rhein seiner bedeutendsten Einnahmen beraubt, es zog von allen Seiten das Unwetter über die Stadt heran. Die Spannung zwischen Patrioten und denen, welche von den staatlichen und kirchlichen Bedingungen der alten Zeit nicht lassen wollten, stand nicht mehr zu beseitigen; es konnten die Beschlüsse gegen Refractaires keine Ausführung finden, weil ein Theil der Gemeinde, von katholischen Clubs gestützt, sich der Priester annahm, und die Municipalität beiden Confessionen angehörte. Noch

gelang es Dietrich, in diesem Gedränge der Parteien die vermittelnde Stellung zu behaupten, bis der Jacobinismus in einem Eulogius Schneider seine Spitze und in Vernichtung der Amis de la constitution seine Lösung fand. Bei der Schilderung dieser Verhältnisse geht der Verf. auf Rouget de l'Isle und die Entstehung des Sieges- und Zornessanges der Marseillaise ein, die anmuthigste Episode in dem Geschichtswerke Lamartines, die ihrer Zeit auch in diesen Blättern hervorgehoben ist. Da vorliegende Actenstücke ergeben, dass die gegen Oesterreich ausgesprochene Kriegserklärung nicht vor dem 24. April 1792 in Strasburg verlautete und in einem an Dietrich gerichteten Schreiben aus Schlettstadt vom 29. April des chant de guerre bereits gedacht wird, so spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, dass die Composition an dem nämlichen Tage entstand, an welchem man in Strasburg die erste Kunde von der Kriegserklärung erhielt.

Während des Doppelkampfes, welchen er mit Jacobinern und Königlichen zu bestehen hatte, wurde Dietrich von Ersteren als Feind der Revolution beim Mutterclub in Paris und der Nationalversammlung angegeben. Das schreckte indessen den muthigen Mann nicht ab, seine politische Ueberzeugung consequent zur Geltung zu bringen. Eine von der Municipalität Strasburgs an den König und die Nationalversammlung gerichtete Adresse, welche die Erklärung enthielt, dass man unter allen Umständen der Constitution getreu bleiben werde, musste um so folgenschwerer sein, als sie an dem verhängnissvollen 10. August in Paris eintraf und somit Dietrich der augenblicklich herrschenden Partei scharf gegenüberstand. Delegirte der

ationalversammlung trafen in Strasburg ein, so sie von Jacobinern festlich empfangen wurden, bewogen die eingeschüchterte Municipalität um Widerruf der Adresse, luden den seines Amtes entsetzten Dietrich nach Paris vor und brachen der Schreckensherrschaft von Eulogius Schneider Bahn. Die gewünschte Rechtfertigung vor der Barre des Hauses wurde dem im Voraus Verdamnten nicht gestattet, es sollte das Tribunal des Bas-Rhin das Urtheil über ihn fällen. Dass der solchergestalt nach Strasburg zurückkehrende Dietrich mit Ovationen von der Bürgerschaft empfangen wurde, die Neuwahlen der Municipalität fast alle auf seine Anhänger fielen und die Freisprechung in Aussicht stand, konnte begreiflich die Lage Dietrichs nur verschlimmern. Er wurde seinen gesetzlichen Richtern entzogen, vor das Tribunal in Besançon gestellt und als dieses ihn von der Anklage, mit Lafayette conspirirt, Refractaires geschützt und die Bewohner Strasburgs gegen die bestehenden Gewalten aufgewiegelt zu haben, entband, nach Paris geschleppt und dem Revolutionstribunal überwiesen. Mit demselben ungebrochenen Muthe, mit welchem er einem Fouquier-Tinville gegenüber als Freund der Verfassung gesprochen hatte, bestieg er 29. December 1793 die Guillotine.

Am Schlusse dieses Berichts möge Ref. gestattet sein, auf ein Bruchstück aus dem von Rud. Wagner herausgegebenen Briefwechsel Sömmerings hinzuweisen. Es findet sich in einem Schreiben des unvergesslichen Heyne vom 1. Mai 1793 und lautet also: »Lange stellte ich mir vor, dass das Ministerium (in Hannover) auf den Einfall kommen würde, dass Forster aus der Societät ausgestrichen werden sollte; endlich ist

auch die Anregung erfolgt wegen Forsters und Exmaire Dietrichs. Es ist geantwortet, die Societät sei kein politisches Institut, habe mit politischen Gesinnungen nichts zu thun, schränke sich ganz auf's Wissenschaftliche ein; Franklin hatten wir auch nicht excludirt; auch die R. Society of L. that es nicht; Dietrich ist noch dazu Opfer von eben der Constitution, welche Coburg behaupten will«.

Dem Maire von Strasburg schliessen sich die beiden Oberlins an, Jeremias Jacob und Johann Friedrich, »l'un le pionnier intrépide, qui a défriché, l'Evangile à la main, une région inculte des Vosges; l'autre, un éclaircur tout aussi laborieux, qui, dans le domaine de l'archéologie et de la philologie comparée, a devancé de plus d'un demi-siècle les recherches ardues de l'érudition actuelle«. Der mit unverkennbarer Liebe geschriebene Lebensabriss des Predigers im Steinthal (Ban-de-la-Roche) muss als eine wahre Zierde dieser Sammlung bezeichnet werden. Der Verf. spricht mit einer Wärme, die ihn als den Freund und Verehrer des gott-erfüllten Mannes verräth. Und dennoch mag dahin gestellt bleiben, ob seine Worte so voll und weich das Herz erfassen wie die schlichten, kindlich frommen Mittheilungen Schuberts, der Tausenden von Lesern den Pfarrer im Steinthal als Seelsorger mitgegeben hat.

Es folgt der 1814 verstorbene Praefect des Bas-Rhin, Graf Lezay-Marnésia, der während seines Aufenthalts in Göttingen durch engen Verkehr mit Bürger in den Aufschwung der schönen Literatur Deutschlands eingeweiht wurde, später nicht weniger durch Abfassung historisch-politischer Schriften, als durch eine Uebersetzung des Schillerschen Don Carlos Namen gewann

und im Anfange dieses Jahrhunderts Frankreich am kurfürstlichen Hofe zu Salzburg vertrat. — Den Schluss dieses Bandes bilden der in Colmar geborene und in Deutschland weniger als vom Verf. gefeierte General Rapp und der Strasburger Coehorn, Lehrer Maximilians von Baiern, einer der ausgezeichneten, wenn auch weniger genannten Generäle Napoleons, der einige Tage nach der Schlacht bei Leipzig seinen Wunden erlag.

Die zweite Serie der Biographien beginnt mit Otfrid, dem Bischof Wernher von Strasburg, einem Freunde des letzten Kaisers aus dem sächsischen Hause, Bruno, dem trotzigen, roh-leidenschaftlichen Herrn vom Schloss Rappoltstein (Ribeaupierre), eine Zeitlang Ausbürger und dann Todfeind der Stadt Strasburg, dem vollgültigen Vertreter einer verwilderten Ritterschaft aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Dann folgt Conrad von Bussnang, der 1439 den bischöflichen Stuhl zu Strasburg gewann und auf diesen Sebastian Brant, seit 1500 Rechtsconsulent, dann Vorsteher der Kanzlei seiner Vaterstadt Strasburg, die er verschiedentlich als Gesandter bei Kaiser Maximilian vertrat, später Beisitzer des Reichskammergerichts in Speier; ein Mann, der, trotz der Ueberhäufung mit Amtsgeschäften, immer noch Musse für wissenschaftliche Studien zu finden wusste, obwohl ein strenggläubiger Sohn der Kirche sein Auge nicht vor der Verderbtheit der Geistlichkeit verschloss, die Gebrechen der Zeit scharfsinnig erfasste und Schlechtigkeit und eitles Wesen schonungslos geisselte; ein Vorarbeiter der Reformation ohne es zu wollen und zu wissen. In Bezug auf die Beurtheilung der Poesie Brants schliesst sich der Verf. den Auffassungen von Gervinus an. Das Mass, welches der Dichter des Nar-

renschiffes selbst in seiner bitteren Ironie inne zu halten wusste, wohnte dem Franciscaner Murner nicht bei.

Hiernach tritt uns Johann Fischart, der deutsche Rabelais, entgegen, der, wenn auch nicht im Elsass geboren, doch Strasburg als seine Heimath anerkannte, so reich an Wissen wie an Phantasie, ein muthiger und rücksichtsloser Vorkämpfer des Protestantismus, in Bildern und Ausdrücken mehr originell als wählerisch. Der Vf. gesteht, dass es ihm stets Ueberwindung gekostet habe, den Cynismus Fischarts und »cette orgie du langage« so weit zu übersehen, um gegen die bessern Schöpfungen desselben Gerechtigkeit zu üben. Man wird diesem Ausspruche die Beistimmung nicht versagen können, ohne deshalb, wie es hier geschehen, zu einem Vergleiche der oft untrübren Muse Fischarts mit den zarten Tönen der Minnesänger gedrängt zu werden. Ref. möchte den Ausspruch Quevedo's, dass er »die Wahrheit im Hemde und etwas weniger als nackt« zeigen wolle (*Verdades diré en camisa — Poco menos que desnudas*) auf Fischart anwenden.

Auf Moscherosch übergehend skizzirt der Vf. in treffender Zeichnung den historischen Hintergrund des Philander von Sittewald, den Zusammenhang der Dichtung mit den Zuständen und Anschauungen ihrer Zeit, die tiefe Indignation, mit welcher das Einschleichen welscher Sitte und Lüge in Deutschland geschildert wird. Aber die volle Würdigung der »Strafschriften« wird vermisst, dieser schauerlichen und doch so unmittelbar aus dem Leben herausgeschälten, mit erschütternden und burlesken Scenen wechselnden Schilderungen, die bald in tollster Laune dahinbrausen, bald Zuckungen des Schmerzes durch-

rechnen lassen und selbst hinter Nuditäten mehr Erbarkeit als Lüsternheit bergen. Auch aus ihnen sprechen spanische Reminiscenzen, Nachbildungen der Sueños von Quevedo, wenn schon nicht in dem Masse, wie in dem hierauf vorhergeführten Grimmelshausen, dessen Simplissimus in Form und Colorit am wenigsten die astilische Heimath verläugnet. Der Verf. geht auf eine genauere Analyse dieser Dichtung ein, als er es bei Moscherosch gethan, reiht biographische Notizen in dieselbe ein, löst Allegorien in sinnige Deutungen auf, mehr auf warme und verständige Interpretation des Einzelnen, als auf das Erfassen der Totalität bedacht. An dieser Novelle, über welche die volle Romantik des Vagantenlebens ausgegossen ist, die in ihren raschen Uebergängen vom Tragischen zum Komischen, im Uebersprudeln des Humors und dem Erguss der schärfsten Lauge die Wahrheit nie hintansetzt, könnten Hunderte von stoffarmen Scribenten Sättigung finden. Ref. vermag die Meinung des Verfassers nicht zu theilen, dass keusche Ohren verletzt würden, wenn Laster und Leidenschaften ohne jede Verhüllung hervortreten. Mag man sich auch für den Augenblick von der Darstellung abwenden, schlimmer bleibt jedenfalls die Methode, Schönpflesterchen auf Sünden zu heften und nach Art von Schriften, die von der guten Gesellschaft nicht mit dem Banne belegt sind, dem Leser tropfenweise und nach allen Vorschriften des Anstandes Gift einzufliessen.

Es folgt der Goethesche Lenz, hinsichtlich dessen der Verf. bemerkt: »Je me suis moi-même identifié, depuis de longues années, avec les pensées, les sensations, les malheurs de Lenz«. Er erkennt die Schwierigkeit nicht, das Leben

eines Mannes zu reconstruiren, der eine Zeit lang als Nebenbuhler einem Goethe zur Seite stand und zu den höchsten Erwartungen berechnigte, um dann sich in sich selbst zu verlieren. Dass Goethe den zerrissenen und excentrischen Gesellen in Sesenheim nicht einführen mochte, ist so verständlich, wie das Lösen der »Rosenbande« die ihn an Friederike knüpften, für lange Jahre auf seiner Seele lastete; dass aber Lenz hinterher einen tieferen Eindruck auf das Mädchen gemacht habe und gewissermassen in die Erbschaft des Dichters eingetreten sei, glaubt der Verf. entschieden in Abrede stellen zu müssen. Die plötzlich gebotene Entfernung des Armen vom Hofe zu Weimar, wo ihm die nachsichtigste Aufnahme zu Theil geworden war, findet auch hier keine Erklärung. Seitdem sagte Goethe sich von dem Abenteurer los. Dass aber dem Dichter im Tasso der unglückliche Genosse von Strasburg vorgeschwebt habe, wie der Vf. annimmt, ist mehr als unwahrscheinlich. Goethe war zu reich, um für den Mittelpunkt seiner vollendetsten Dichtung die Züge von einer ephemeren und überdies ihn abstossenden Erscheinung zu borgen. Man kennt den traurigen Ausgang von Lenz, dessen Talente den Mangel des sittlichen Halts nicht ersetzen konnten. Was ihm bis zuletzt blieb, war ein Ehrgeiz, eine Ueberschätzung seiner selbst, die auch durch die bittersten Erfahrungen nicht abgeschwächt wurden. Indem der Vf. dann auf eine Kritik der Schriften von Lenz eingeht, stellt er sich auf einen Standpunct, der zwischen dem vernichtenden Urtheile von Gervinus und der überschwänglichen Anerkennung Gruppe's die Mitte hält. Mit Goethe erkennt er in Lenz eine grosse Productivität, feine Characterzeichnung, Originalität

als Entwurfs, aber zugleich auch Mangel an Zartgefühl, in ästhetischem Tact und an der Gabe, die dichterischen Kräfte zu concentriren. Allen seinen Gestaltungen, vielleicht die lyrischen Dichtungen ausgenommen, fehlte Einheit und Ebenmass. Dem Dichterfürsten zur Seite konnte ihm nur eine untergeordnete Stellung beschieden werden.

Die hieran sich reihenden Portraits gehören dem Colmarischen Professor George Ozaneaux, dem Freunde von Casimir Delavigne, mit deutscher und französischer Literatur gleich befreundet, Verfasser mancher lieblichen Dichtung, der die verdiente Anerkennung in Frankreich nicht versagt wurde; sodann dem strasburger Professor Theodor Guiard, dem Uebersetzer des Sophocles und als solcher, nach dem Dafürhalten des Verfs, dem in Deutschland gepriesenen Donner mindestens ebenbürtig; François Génin, der seinen Ernst hinter kaustischen Formen barg, der heftigste Gegner der Schule von Victor Hugo und seit seiner Uebersiedelung nach Strasburg (1831) mit literarischen und historischen Forschungen — seine *Lettres inédites* und der *Heptameron* der Margaretha von Navarra haben auch in Deutschland dankbare Aufnahme gefunden — dann mit Untersuchungen über die ältere französische Sprache, namentlich den *Chanson de Roland*, beschäftigt, den er, auffällig genug, der Dichtung der Nibelungen gleich stellt. Die in grosser Zahl beigegebenen Briefe Génins an den Vf. gewähren mannichfaches Interesse.

Ref. würde einen das Mass dieser Blätter überschreitenden Raum in Anspruch nehmen müssen, wenn er gleichmässig über die nachfolgenden Abschnitte berichten wollte. Es genüge deshalb eine von kurzen Notizen begleitete Namhaftmachung der Männer, über deren Leben und Lehren in wissenschaftlicher, künstlerischer und politischer Beziehung der Verf. sich auslässt.

Joseph Wilm, Sohn eines armen Weinbauers im Elsass, Professor in Strasburg, mit der philosophischen Literatur Deutschlands — „la terre promise de la pensée“ — befreundet, ein eifriger Beförderer des Schulwesens in seiner Heimath und Verfasser der *Histoire de la philosophie depuis Kant jusqu'à Hegel*. — Christian Bartholomess, der vornehmlich durch seine Untersuchungen über Giordano Bruno sich bekannt machte. — Theodor Kress, ein beliebter und in Göttingen durch die Vorlesungen Heyne's zu einem tieferen Eindringen in philologische Studien geweckter Gymnasiallehrer. — Renouard de Bussierre, der

die Erlebnisse seiner levantischen Reise in den *Lettres sur l'Orient* zusammenfasste und nach erfolgtem Uebertritt zur katholischen Kirche seine literarische Thätigkeit fast ganz auf das Gebiet der Legende beschränkte. — Henri Lebert, der Maler und Dichter. — Friedrich von Türckheim, dessen Vater der Nachfolger Dietrichs in der Mairie von Strasburg war und der in seiner Mutter jene schöne Frankfurterin verehrte, die einst Goethe gefesselt hatte und von diesem als Lilli im Liede gefeiert wurde. Durch Besuch der Hochschulen zu Erlangen und Paris wurde Türckheim mit der deutschen und französischen Literatur gleich vertraut. Seit er die Mairie des Vaters übernommen hatte, wandte er seine ganze Thätigkeit auf Abhülfe des wachsenden Pauperismus; von ihm ging die Stiftung der *maison de refuge* aus, die Gründung von Gewerbeschulen und *Salles d'asile* war sein Werk und die städtische Verwaltung dankte ihm zahlreiche Verbesserungen. Als Präsident eines evangelischen Consistoriums, dem eine halbe Million Menschen untergeben waren, gerieth er mit der katholischen Bevölkerung um so mehr in endlose Conflicte, als manche Kirchen von den Anhängern beider Confessionen gemeinschaftlich benutzt wurden. Dadurch, so wie durch das Drängen seiner Glaubensverwandten nach einer volksthümlichen Umgestaltung des Consistoriums, und durch die Zahlungseinstellung eines Bankgeschäftes, an welchem er theilhaftig war, wurde der Abend seines Lebens getrübt. Sein Tod erfolgte 1850. — Sodann der Strasburger Bürgersohn Friedrich Schützenberger, der Nachfolger Türckheims, als dieser sein Amt als Maire niedergelegt hatte. Sein Werk über die *Lois de l'état social* traf in Frankreich der Tadel, dass deutsche Schwerfälligkeit in ihm vorwalte. Es ist des strebsamen, 1859 verstorbenen Mannes auch in diesen Blättern gedacht und zwar bei Gelegenheit des *Code historique et diplomatique de la ville de Strasbourg*, für welchen er die historische Einleitung verfasste. — Die letzte Biographie dieser Sammlung gehört dem auf dem Gymnasium zu Worms herangebildeten Louis Sers, der den Niederlagen des französischen Heeres in Sachsen beiwohnte, dann in den Kämpfen Napoleons im Jahre 1814 sich theilhaftig, als Gesandtschaftssecretair Talleyrand nach dem Congresse in Wien folgte und 1865 als Praefect des Departements des Niederrheins sein Leben beschloss.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

13. Stück.

28. März 1866.

Geschichte des Falles von Polen, nach russischen Quellen von S. Ssolowjoff, Professor der Geschichte an der Universität zu Moskau, übersetzt von J. Spörer. Gotha, Verlag von E. F. Thienemann, 1865. 375 Seiten in Octav.

Zur Genesis der ersten Theilung Polens von Dr. Johannes Jansen, Professor der Geschichte zu Frankfurt am Main. Freiburg im Breisgau. Herder'sche Verlagshandlung. 1865. 186 Seiten in Octav. (Besonderer Abdruck aus den historisch-politischen Blättern).

Vorgenanntes, wesentlich »nach russischen Quellen« verfasstes Buch gewährt sowohl durch diesen Umstand wie durch die nationalen Sympathieen des Verfassers mit seinen Quellen ein besonderes Interesse; es ist in doppeltem Sinn ein russisches zu nennen. Diese Einseitigkeit ist Ssolowjoffs Stärke und seine Schwäche. Er empfindet nichts von den subjectiven Bedenken, die dem Historiker zumal bei allen internationalen Fragen sein Richteramt, allen Parteien gerecht zu werden, so sehr erschweren, nichts

von dem Gewissensdrang, weder dem fremden Volksgeist zu nahe zu treten, noch dem eigenen über Gebühr zu huldigen, nichts von dem höheren Beruf, wo es Noth thut, auch zu Gunsten des Feindes und zum Nachtheil der Nation, welcher er selbst angehört, die Rolle des Anklägers und des Vertheidigers zu wechseln. Ihm gilt eine Geschichte des Falles von Polen gleich einer Geschichte der angeblichen Mission Russlands auf Kosten seiner Nachbarn sich zu vergrössern. mit der Moral aber, oder vielmehr mit der Unmoralität, wie diese Mission vollzogen wird, genauere Abrechnung zu halten, dazu sieht er nicht im Entferntesten sich veranlasst. Vergebens wird man in dem ganzen Buch auch nur einen schwachen Anklang von Mitempfindung des Verfassers mit dem tragischen Geschick des untergehenden Volkes suchen. Die pseudoreligiösen Motive, welche Katharina II. in der Dissidentenfrage zum Hauptvorwand ihrer Vergewaltigung Polens machte, werden kurzer Hand für baare Münze angenommen. Mit ein paar in Bezug auf die Wahrheit der darin enthaltenen Angaben keinesweges unverdächtigen Schriftstücken eines russischen Geistlichen wird von vorn herein die grosse Frage nach der inneren Berechtigung des russischen Handelns ausser Zweifel gestellt und ein für alle Mal zum Schweigen gebracht. Wenn aber eine dritte Macht, Preussen, so unbescheiden ist, es sich einfallen zu lassen, mit gleicher Rücksichtslosigkeit wie Russland, seine Machtinteressen geltend zu machen, dann wird das Zurückweisen eines so ungehörlichen Eingriffs in das russische Monopol für eine That der Grossmuth ausgegeben, für die Polen der uneigennützigsten Selbstherrscherin aller Reussen zu unterthänigen

Dank sich verpflichtet fühlen soll. So wenigstens interpretirt Ssolowjoff das Gesuch der Kaiserin bei Friedrich II., die von ihm zu Marienwerder errichtete Zollstätte wieder aufzuheben (S. 25).

Ebenso wenig stichhaltig sind, wie berührt, die von Ss. zu Gunsten der Beschwerden des Bischofs von Mohilew beigebrachten Documente, die er doch zur Rechtsbasis der russischen Feindseligkeiten gegen Polen macht. Denn aus dem eigenen Bericht Konisskis, dieses von Katharina zur Anzettlung ihrer Intriguen auserwählten Werkszeugs der griechischen Kirche an den russischen Synod, lässt sich herauslesen, dass die Sache, die er führte, keineswegs eine so reine und unverfängliche war, wie er vorgab. Er selbst gesteht ein, dass die Constatirung des Begründetseins seiner Anklagen keine leichte Sache sei, »dass alle Rechtsverletzer zur Verantwortung zu laden, ein Ding der Unmöglichkeit sein würde, da der grösste Theil von ihnen bereits zum Gericht vor Gott abgerufen worden« (S. 34). Seinerseits aber weiss Ss. zur Begründung für die umfassenden Beraubungen, welche die griechische Kirche von der katholischen erlitten, nichts Besseres beizubringen, als ein in der russischen Geschichte des Unterzeichneten aus den Berichten Essens hervorgehobenes Factum, das er ohne Weiteres in der für seine Auffassung charakteristischen Weise sich zurecht legt, das aber selbst erst, nach den von Essen gegebenen Andeutungen, vor allem Andern einer genaueren Erörterung und Untersuchung in seinen Beziehungen zur Vergangenheit und Gegenwart bedurft hätte. »Konnte« sagt Ss., »Katharina auf ihre Forderungen verzichten? Konnte Russland dem russischen Volke seinen Beistand verweigern? Es handelte sich

nicht bloss um Gleichstellung der Rechte zwischen den Griechischgläubigen und den Katholiken, es handelte sich zugleich um 150 Kirchen, welche den Griechischgläubigen entrissen worden waren« (S. 25). Dagegen heisst es in meiner russischen Geschichte V, 383 nach Essen, der Bischof von Mohilew habe bei dem warschauer Hof darüber Beschwerde geführt, dass seit 30 oder 40 Jahren 150 Dörfer und Kirchen den nicht unirten Unterthanen griechischer Religion genommen wären. »Repnin war beauftragt, die Sache des Bischofs, der die Rückgabe dieser Kirchen an die Dissidenten verlangte, zu unterstützen und empfahl dieselbe in einer Audienz dem König so nachdrücklich, dass, als dieser einige Einwendungen machte, er kurz mit den Worten abbrach: »es sei der Wille seiner Souverainin, den Bischof zufrieden zu stellen«. — Also der Wille, die Macht der Kaiserin sollte an die Stelle des Rechts treten. Bei diesem Standpunkte aber, der dem Verfasser ein ganz natürlicher zu sein scheint, bedurfte es ja freilich nicht einer scrupulösen Erwägung der Frage, ob nicht gerade das Hauptunrecht im Missbrauch der russischen Macht lag? Und so begnügt sich denn auch der Verf. einfach damit, diesen sauberen Rechtsstandpunkt des mit barbarischer Härte die Befehle seiner Gebieterin vollziehenden russischen Gesandten mit den eigenen Worten desselben zu bestätigen. »Was ist das«? schrieb Repnin nach Petersburg: »unseren Forderungen wollen sie nicht nachgeben; worauf verlassen sie sich? Selbst sind sie machtlos, und die Fremden werden nicht helfen« (S. 35). Nichtsdestoweniger aber blieb es auch einem Repnin nicht verborgen, dass, wenn es den auswärtigen Mächten um das wahre

Vohlergehen der Republik zu thun wäre, es tausend andere Fragen gäbe, auf deren Durchführung es in dieser Beziehung sehr viel mehr ankäme, als auf die der Dissidentenangelegenheit im Sinne Russlands; er war wirklich unpolitisch genug, nicht einzusehen, dass gerade darum der Kaiserin diese Frage mehr als jede andere am Herzen lag, weil der vor auszusehende hartnäckige Widerstand von Seiten der Polen ihren erwünschtesten Anlass geben musste, nicht Polen zu reformiren, sondern es vollends seinem Untergang entgegenzuführen, und so wagte denn selbst er, der nur zu gehorchen gewohnt war, an seinen Hof die Vorstellung zu richten: »ob es (denn) der Mühe werth sei, für die Dissidenten einzutreten, unter denen es keine angesehene Leute gebe«. Darauf aber wurde ihm kurzweg die Antwort zu Theil: »der Vortheil, die Ehre des Vaterlandes, der persönliche Ruhm Ihrer Majestät forderten die Durchführung der Dissidentensache« (S. 36, vgl. S. 29).

Und noch an einer anderen Stelle verräth sich aus den Berichten eben dieses Gesandten, wie unlauter die Sache war, die er zu vertreten hatte, wie die ganze Dissidentenfrage in den Händen Russlands nichts war als ein plausibler Vorwand, die Polen gegen sich aufzureizen, um dann zur Strafe für ihre Widersetzlichkeit um so vollständiger sie zu unterjochen. Russland verlangte nicht nur die religiöse Gleichstellung der Dissidenten mit den Katholiken, sondern es betonte nicht minder stark auch die politische Gleichstellung. Zu dieser war aber nicht die mindeste Veranlassung bei der dermaligen Lage der Dinge, denn »es fehlte ihnen einfach die nothwendige Zahl von Candidaten für die höheren Aemter. Selbst die Einführung des Bischofs von

Weissrussland in den Senat stiess auf Schwierigkeiten, als Senator musste er von adliger Herkunft sein. Konisski meinte, dass in Kleinsrussland Mönche von polnischem Adel sein müssten, und Repnin ersuchte Panin. Erkundigungen einzuziehen und es ihn wissen zu lassen, wenn sich Leute fänden, welche mit adliger Abstammung die für die Senatorwürde unerlässlichen Eigenschaften verbänden* (Repnin 21. Sept. = 2. Oct. 1767 bei Ss. S. 66). Nichts destoweniger sollten die russischen Intentionen durchgesetzt werden. Russland kam es in Wahrheit noch viel mehr, als auf die politische Gleichstellung der Dissidenten, darauf an, möglichst bald alles das hinwegzuräumen, was seinem eigentlichen Zweck, die innere Zerklüftung Polens zu nähren, direct sich entgegengesetzte, mithin vor Allem den Czarotoryskischen Reform- und Einheitsbestrebungen den Garaus zu machen. Es wurde demnach mit allen schlechten Mitteln der abgefeimtesten Arglist unter Mitwirkung russischer Truppen die berückigte sowohl aus Dissidenten, wie aus den zahlreichen katholischen Anhängern des liberum veto zusammengesetzte, zu Radom tagende Generalconföderation zusammengebracht, bei deren Versammlung der russische Gesandte das schmachvollste Schauspiel seiner mit offenbarem Trug gepaarten Gewaltthätigkeit zum Besten gab. Die Bischöfe und sonstigen Anhänger des alten Zustands der Dinge hatten nur dadurch zum Beitritt zur Conföderation sich bewegen lassen, dass 1) dem die Dissidenten betreffenden Artikel in den »Instrumenten« oder Programmen der Sonderconföderationen, auf welche die Mitglieder derselben verpflichtet wurden, mit Genehmigung des Gesandten eine sehr milde und gemässigte Form war gegeben worden, und

ass Repnin 2) sie hatte glauben lassen, Russland werde der Absetzung des meineidigen, sich am slavischen Diener dieser Macht herabwürdigenden König Stanislaus August nicht entgegen sein. Als es sich nun aber darum handelte all' die verschiedenen Einzelconföderationen zu der erwähnten Generalconföderation zu vereinigen, wollte Repnin von den Concessionen, die er jenen gemacht hatte, nichts mehr wissen; vielmehr drängte er nun den in Radom Versammelten die Zustimmung zu ganz anderen Forderungen ab. So gab er dem die Dissidenten betreffenden Artikel eine die völlige politische Gleichstellung derselben bedingende Fassung und um das Mass der ärgsten Zumuthungen voll zu machen, verlangte er, dass die Conföderirten im Voraus für alle (unter russischer Einschüchterung) auf dem bevorstehenden ausserordentlichen Reichstag zu erlassenden Constitutionen oder Gesetze um die Garantie Russlands nachsuchen, d. h. dass sie selbst den der polnischen Nation angethanen Zwang in eine dieselbe ewig bindende Fessel verwandeln sollten. Der russische Oberst Carr brauchte ohne weiteres, um den Trotz der Widerspenstigen zu brechen, Gewalt. Er liess das Versammlungshaus mit russischen Truppen umgeben, alle Zugänge mit Kanonen besetzen und erklärte, dass er keinen herauslassen werde, bevor nicht die vom Fürsten Repnin ihnen vorgelegte Conföderationsacte unterzeichnet sei. Sie mussten der Gewalt weichen. Die Generalmarschälle Radziwill und Brzostowski wurden eidlich verpflichtet, die Rechte der Dissidenten und die Garantie der Kaiserin anzuerkennen. Von all diesen Scheusslichkeiten, über die der fünfte Band meiner russischen Geschichte Auskunft giebt

(vgl. besonders S. 419 ff.), erwähnt Ssolowjoff kein Wort. Und wozu denn auch? Haben seine russischen Quellen kein Gefühl für Recht und Unrecht, so hiesse es ja wohl seinem Patriotismus zu nahe treten, wenn man ihm zumuthete, anders zu empfinden als seine trefflichen Gewährsmänner. Er begnügt sich daher in der That damit, das horrible Factum, dass man die gesammte Conföderation zum Eidbruch zwingen wollte, als eine Sache zu erzählen, die er ganz in der Ordnung findet, ja er nimmt keinen Anstand, den Widerstand, der den Repninschen Zumuthungen entgegengesetzt wurde, mit dem Ton wegwerfender Missachtung zu begutachten: »die Conföderation musste, um Widerspruch und Scandal zu vermeiden, verkündigen, dass alle von den Landboten (ihren Committenten) in den Kreisversammlungen geleisteten Eide, die dem Sinn der Conföderationsacte widersprächen, annullirt seien. Aber die Conföderirten verwarfen beide Dekrete« (nämlich dieses sowohl wie noch ein anderes, kraft dessen die russischen Truppen für befreundete erklärt werden sollten, die zur Unterstützung der Volksfreiheit gekommen wären), »ungeachtet aller Bemühungen der beiden Generalmarschälle, und als Hauptagitator erwies sich ein unbedeutender Landedelmann, Kozuchowski, eine Creatur Mnisczeks. Repnin befahl, Kozuchowski zu arretiren, liess ihn indess bald wieder frei. Der kurze Arrest reichte hin, aus Kozuchowski einen religiösen Märtyrer zu machen. Der päpstliche Nuntius machte ihm seine Aufwartung, die Visiten erfolgten dann schaarenweise. Nunmehr schickte Repnin Kozuchowski unter Bedeckung auf sein Dorf« (S. 46. 47).

In diesem Ton und Stil ist das ganze Buch

solowjoffs abgefasst. Vom russischen Unrecht ist mit keinem Wort die Rede. Dagegen aber reichlich erhält das Schuldregister, in welchem die eigene Erniedrigung der Polen verzeichnet steht, einen leider nur allzureichen Zuwachs. So bestätigt sich, dass auch von den Häuptern der Reformpartei sogar der Fürst August Czarynski den russischen Sold nicht verschmähte, (S. 37) und mit Vergnügen vernimmt die Kaiserin von Ignaz Potocki, dass er »sich trotz seines Eides lecker nach Geld gezeigt hat« (S. 242). Den Werth solcher thatsächlichen Mittheilungen sind wir weit entfernt zu unterschätzen und können wir auch mit der Auffassung des Verfassers uns nicht einverstanden erklären, dürfen wir ihn als Historiker, insofern er nach deutschen Begriffen jedes tieferen ethischen Gefühls sich total bar und ledig zeigt, eben nicht hoch stellen, so bleibt darum seine Arbeit doch immer ein sehr dankenswerther Beitrag zur Geschichte des Falles von Polen. Gerade in der nackten Unverhülltheit, mit der Ss. die handelnden russischen Staatsmänner mit ihren eigenen Worten vorführt, spiegelt sich höchst charakteristisch das Gepräge der russischen Staatsweisheit ab und in den von ihm mitgetheilten Depeschen Panins, Repnins, Wolkonskis, Salderns, in den Schreiben der Kaiserin selbst finden sich Aussprüche genug, die gelegentlich als gute Bausteine verwendet werden können. Im Allgemeinen bestätigt sich, was freilich auch sonst schon bekannt war, dass schliesslich sowohl die zweite wie die erste Theilung Polens durch Preussens unablässiges Drängen beschleunigt wurde und dass Russlands Politik beständig darauf ausging, möglichst viel und wo nur irgend ähnlich das Ganze für sich allein in Besitz zu

nehmen und zu behalten, während Oestreich Schwäche keinen nachhaltigen Widerstand leisten wagte und desshalb es vorzog, Schuldbewusstsein zu theilen, dafür aber der ersten und dritten Theilung) nicht mit kleinsten Stück des Sündenlohns sich abfinden zu lassen. Dies im Einzelnen nachzuweisen würde uns zu weit führen. Wohl aber liegt dem Referenten nahe, den den Ursprung zweiten Theilung betreffenden Hauptpunkt, nämlich das Verhalten Kaiser Leopolds II. zu den drit-ten Theilung vorausgehenden Regenerationsversuchen der Polen etwas ausführlicher zu erörtern.

Die von mir in dieser Beziehung gegen S. 100 Hypothese, wonach die polnische Fortschrittspartei vornehmlich auf die Freundschaft Kaiser Leopolds fussend, zum Erlass der Verfassung vom 3. Mai 1791 sich sollte ermuthigt gehabt haben*), geltend gemachte Ansicht finde ich in Ssolowjoffs Buch durch die Zeugnisse der russischen Archive auf das unzweideutigste bestätigt. Um dies darzulegen, muss ich zur Orientirung des Lesers einige einleitende Sätze aussprechen. Im Jahre 1788 war es Preussen, das im Bunde mit England und den Genesstaaten gegen die beiden mit der Türkei im Kriege begriffenen Kaiserhöfe Russland und Oestreich in die Schranken trat für die Freiheit der Türkei und für die Unabhängigkeitsbestrebungen der Polen, welche eben da durch Katharina II. zur Theilnahme an dem Türkischen Kriege zu bewegen suchte. Die vorherrschende patriotische Partei der Polen setzte die höchsten Hoffnungen ihrer auf Stärkung der nationalen Gewalt ausgehenden Regeneration

*) Vgl. meine Streitschrift vom J. 1861 S. I. und Forsch. IV, 387.

the auf den Schutz dieser Tripelallianz. der blosse Gedanke ist widersinnig, dass Partei mit ihren Zukunftsplänen zugleich n gegen Russland und Oestreich zusam- altenden preussisch - englisch - holländischen und und an den Bundesgenossen Russlands hätte anlehnen können. Dies zu wollen hr daher auch nicht im entferntesten in den Sie hatte und suchte ebensowenig Gemein- mit Oestreich wie mit Russland. Auch Kaiser Leopold in der That, wie ich anderen nachgewiesen habe, (Forschungen zur Deut- Geschichte Bd. IV und V.) ebensowenig oseph II. (Ss. S. 187) geneigt diese Partei terstützen, weil er fortwährend und noch ch dem Vollzug der polnischen Revolution 3. Mai 1791 in der Furcht schwebte, es nur Preussen vermittelt seiner Verbin- mit eben dieser Partei den Gewinn von g und anderen Gebietstheilen Polens davon 1. In Uebereinstimmung mit meiner Dar- ag ist denn auch Ssolowjoff der Ansicht, lediglich die Furcht des Beistands von sen und England verlustig zu gehen, wenn cht rasch handle, und die Hoffnung durch ollzogene That auf diese Mächte gewis- ssen einen moralischen Zwang, sie nichtlassen, auszuüben, die polnische Regene- spartei zu dem entscheidenden Act der ution vom 3. Mai 1791 angetrieben habe. feindselige Haltung Englands und Preussens und gegenüber in der Frage über den auf status quo abzuschliessenden Frieden mit ürkei hielt zu Ende des Jahres 1790 so- a Anfang des Jahres 1791 die Fortschritts- in Athem: sie erwartete den« (von Preus- und England Russland zu erklärenden)

»Krieg, um sich an ihm zu betheiligen und während desselben ungehindert die Reformen durchzuführen. Da trifft die furchtbare Nachricht ein, die englisch-preussische Coalition gegen Russland habe sich aufgelöst, Polen werde sich selbst überlassen. Man entschloss sich, nicht weiter zu zaudern, die neue Verfassung mit einem Ruck auf dem Reichstag durchzuführen, um nicht die Anhänger des Alten und die Freunde Russlands sich verstärken und die Sache verhindern zu lassen« (S. 245. vgl. Russ. Gesch. VI, S. 345)

Erst nach dem Vollzug der Mairevolution nahm die österreichische Politik der polnischen Fortschrittspartei gegenüber eine scheinbar freundlichere Haltung an, nicht aber in dem Sinn, dass sie ernstlich darauf ausgegangen wäre, Polen auf Grund der Verfassung vom 3. Mai wirklich erstarken zu lassen, sondern nur in der Absicht, zu verhindern, dass nicht Preussen doch noch aus seiner Allianz mit Polen die Vortheile zöge, auf welche ihm das von ihm in Gemeinschaft mit den Seemächten angebaute Föderativsystem rationell sehr wohlbegründete Aussichten eröffnet hatte. »In Wien«, sagt Ssolowjoff S. 254 in Bezug darauf, wie man dort die neue Ordnung der polnischen Frage auffasste, »unterordneten sich alle Ansichten, alle Beziehungen einer Grundregel: Preussen nicht stark werden zu lassen« (vgl. Forsch. V, 290). Und mehr lässt sich mit nüchternem Sinn in der That aus der an dieser Stelle von Ssolowjoff mitgetheilten und ihrem Wortlaut nach zum ersten Mal publicirten Depesche des Fürsten Kaunitz an Ludwig Cobenzl (vom 24. Mai 1791) nicht herauslesen, von der Sybel (Hist. Zeitschr. X, 420 und Gesch. d. R. Z. 2. Aufl. I, 494) be-

auptet hat, dass sie die »absolut entscheidende«
 sei für die von ihm aufgestellte Ansicht, es habe
 Kaiser Leopold die polnische Maiverfassung und
 die erbliche Uebertragung der polnischen Krone
 auf den jedesmaligen Inhaber des Kurfürsten-
 thums Sachsen »zum Brennpunkt seiner
 ganzen Politik gemacht«. Ich stelle die
 Bemerkung voran, dass von einer derartigen
 erblichen Vereinigung in dieser Depesche noch
 mit keinem Wort Erwähnung geschieht. Sehen
 wir uns aber den Inhalt derselben näher an,
 so ergibt sich daraus unzweifelhaft, dass der
 Brennpunkt der Leopoldinischen Politik eben
 nicht diese polnische Frage war; denn wäre ihm
 das Gelingen der Regeneration des polnischen
 Staates wichtiger als alles Andere gewesen, so
 hätte er dieselbe jedenfalls gar nicht von der
 Zustimmung Russlands abhängig gemacht, son-
 dern er hätte auf dem einzigen Wege, der einen
 gedeihlichen Erfolg verhiess, im Anschluss an
 das antirussische Föderativsystem, welchem bei-
 zutreten Preussen und England noch im Juni
 1791 ihn einluden, das polnische Verfassungs-
 werk sicher gestellt; und umgekehrt, dass er
 dem Beitritt zu diesem System die russische
 Freundschaft nicht opfern wollte, ist der beste
 Beweis dafür, dass er doch noch andere Inten-
 tionen hatte, die mit Hülfe Russlands zu er-
 reichen ihm wichtiger war, als gegen den Wil-
 len Russlands, über dessen Abneigung gegen
 die polnische Concentrationsbestrebungen er gar
 nicht im Zweifel war, die polnisch-sächsische
 Erbeinigung durchzusetzen.

Der Wortlaut der in Rede stehenden Depe-
 sche des Fürsten Kaunitz ist nach Ssolowjoffs
 Mittheilung folgender: »die Kaiserhöfe müssten
 Eines von Zweien wählen, entweder die Begrün-

derung der neuen Ordnung der Dinge in Polen zu verhindern, oder die Pläne des berliner Hofes, der sich für die Revolution erklärt hat, zu zerrütten. Es unterliegt keinem Zweifel, dass der erste dieser Entschlüsse zur nothwendigen Folge ein enges Bündniss zwischen Preussen, Sachsen und Polen haben und zu dem Ergebniss mitwirken wird, welches dem berliner Hofe in seiner Feindseligkeit gegen die beiden Kaiserstaaten am wünschenswerthesten sein dürfte. Uebrigens begünstigen die gegenwärtigen Umstände »(d. h. vor Allem der noch nicht beendigte Türkenkrieg)« ein derartiges Unternehmen durchaus nicht, welches auf Hindernisse jeder Art stossen und dessen Erfolg sehr zweifelhaft sein wird. Dagegen ist es von grossem Vortheil für Oestreich und für Russland, sich für die Revolution des 3. Mai zu erklären. Es versteht sich, dass im Falle definitiver Begründung der neuen Ordnung in Polen Sachen vorkommen werden, welche den beiden Kaiserhöfen durchaus nicht erwünscht sein können. Aber es handelt sich ja um Einrichtungen, deren Begründung Jahre und wieder Jahre erfordert. Indem Russland und Oestreich fortfahren in der aufrichtigen Zustimmung zu allem, was ihre Interessen fördert, können sie leicht ein Mittel finden, dem was ihnen unbequem ist, eine Schranke zu setzen. Sicher ist nur Eins, dass im gegenwärtigen Augenblick nichts weiter zu thun ist, als sich freundschaftlich zu den letzten polnischen Vorgängen zu stellen, und dies ist besonders nothwendig Sachsen gegenüber, dessen Neutralität im Falle eines Krieges mit Preussen so nützlich ist«.

Keinesweges also auf eine Durchführung der

polnischen Maiverfassung in dem Sinn, in welchem allein sie für die Erhaltung und Regeneration des polnischen Staats einen wirklichen Werth gehabt hätte, kam es Kaiser Leopold an, sondern vor Allem auf die Vernichtung des Einflusses, welchen Preussen mittelst seines Förderativsystemes erlangen zu können gehofft hatte. In demselben Sinn schreibt Kaunitz nach Verlauf von beinahe vollen sechs Monaten an Ludwig Cobenzl (12. Nov. 1791 Ss. S. 261): »Oestreich und Russland haben gleiche Absichten Polen gegenüber: beide müssen wünschen, dass Preussen sich nicht auf Kosten Polens vergrößere und dass Polen sich nicht kräftige und ein gefährlicher Nachbar werde«. Dabei empfiehlt er dem Cardinalpunkt der polnischen Maiverfassung ganz entgegengesetzt: »es ist nothwendig, der königlichen Gewalt in Polen Schranken zu setzen und überhaupt den Unabhängigkeitssinn im Junkerthum zu unterstützen«. Daneben hält er es der polnischen Regierungsform mehr Festigkeit zu geben nur in sofern für angemessen, als sonst zu befürchten sei, (was zu verhindern ja stets der Hauptzielpunkt der Leopoldinischen Politik war und blieb), »dass die demokratischen Principien Frankreichs die Oberhand gewinnen, was für die Nachbarn gefährlich sein wird«. Er fügt endlich mit Bezug auf das lange Ausbleiben der russischen Antwort auf jene frühere Mittheilung vom 24. Mai hinzu: »da unser Hof nothwendigerweise dem dresdener und berliner Hofe günstig über die neue polnische Verfassung schreiben muss, so wird es für uns sehr betrübend sein, wenn wir in diesem Fall aus Unkenntniss uns in einem von unserem Bundesgenossen Russland verschiedenen Sinne äussern

würden«. Also auch jetzt noch wie früher hielt Oestreich daran fest, in seinen oppositionellen Ansichten gegen Russland es nicht bis zum Bruch kommen zu lassen, keinen definitiven Entschluss gegen den Willen Russlands zu fassen. Aber so sehr auch Kaiser Leopold den Kurfürsten von Sachsen dem österreichischen Interesse dienstbar zu machen wünscht und obgleich er, wenn freilich auch nur und lediglich aus diesem Interesse, inzwischen zu Gunsten der Erblichmachung der polnischen Krone im sächsischen Hause noch über die Bestimmungen der polnischen Maiverfassung hinauszugehen sich entschlossen hatte, so lag ihm doch das Wesen dieser Verfassung selbst zur Wahrheit zu machen, d. h. die wirkliche Regeneration und Erstarkung des polnischen Staats zu wollen, so wenig am Herzen, dass beide, der sächsische Hof sowohl wie die polnische Republik, fortwährend von dem grössten Misstrauen in die Redlichkeit seiner Absichten erfüllt blieben. Bis zum 4. Januar 1792 hatte er noch weder dem Kurfürsten noch der polnischen Republik irgend wie bindende Zusagen gemacht. »Von Seiten des hiesigen polnischen Gesandten«, schrieb Kaunitz unter diesem Datum, »ist zwar hier eine förmliche Requisition der allerhöchsten Intervention — bewerkstelligt, darauf aber lediglich die evasive Antwort ertheilt worden (2. Dec. 1791): dass les circonstances actuelles ne peuvent pas permettre à l'Empereur de prendre part à l'objet dont il s'agit, avant d'être bien assuré que son intervention sera aussi agréable à ses alliés qu'à son Altesse Electorale de Saxe« (Forschungen V, 428 und 427). Kaum aber hatte Katharina über die Erblichkeitsvorschläge des Fürsten Kaunitz ent-

chieden missbilligend und wegwerfend sich geussert*), als auch Leopold nicht länger zögerte, die Aussichten, welche er selbst dem Kurfürsten von Sachsen eröffnet hatte, wieder den höheren Interessen unterzuordnen, die er fortwährend auf die Erhaltung seiner Freundschaft mit Russland glaubte nehmen zu müssen, und bereits am 3. Februar 1792 liess sein Geandter, Fürst Reuss, in Berlin die Aufrechterhaltung der Maiverfassung förmlich fallen (Forsch. V, 405, 407), vier Tage vor Unterzeichnung des Bündnisses mit Preussen, welches vorgeblich vornehmlich zur Durchführung eben dieser Verfassung errichtet sein sollte. — Auch in Warschau täuschte man sich um diese Zeit keineswegs über die wahre Lage der Dinge. Die einkommenden Berichte meldeten: »in Wien spiele man offenbar falsches Spiel, lasse Hoffnung durchschimmern, dann wieder plötzlich verschwinden: klar sei nur, dass der Kaiser vom russischen Bündniss nicht lassen und keinem Trugbilde nachlaufen werde« (Ssol. S. 270).

Somit ergibt sich, wenn man die von uns aus den Forschungen gegebenen urkundlichen Correcturen der voreiligen und oberflächlichen Auffassung Sybels mit den von Ss. neu herzu-

*) „Ich thue den Herren Mitgliedern des auswärtigen Collegiums kund“, schrieb Katharina an dieselben, „dass wir in Polen Alles thun können, was uns beliebt, weil der widerspruchsvolle Halbwille des wiener und des berliner Hofes uns nur einen Haufen beschriebenen Papiers entgegenstellt, und dass wir unsere Sache selbst zu Ende führen werden. Ich äussere mich feindlich nur gegen Die, welche mich einschüchtern wollen. Katharina II. hat oft ihre Feinde zum Zittern gebracht, aber mir ist nicht bekannt, dass die Feinde Leopolds ihn je gefürchtet hätten“. (Ssolowjoff S. 265).

gebrachten Ergänzungen zusammenhält, dass weder die Depeschen des Fürsten Kaunitz vom 24. Mai und 12. Nov. 1791 noch ein gelegentlicher Ausbruch des Unwillens der Kaiserin Katharina über die Inconsequenz Leopolds zum Fundament für die Beurtheilung der polnischen Politik des Letzteren gemacht werden dürfen. Die Thatsache bleibt unwiderleglich, dass der Kaiser schliesslich doch die russische Freundschaft höher anschlug als das wahre Interesse Polens und dass er das that, theils aus Eifersucht auf Preussen, vornehmlich aber, weil er zum eigentlichen Brennpunkt seiner Politik nicht die polnische Frage, sondern sein antirevolutionnaires System machte. Ueber letzteren Punkt brauche ich, nach dem a. a. O. von mir Gesagten, weiter nichts hinzuzufügen. Für ersteren, zum Beweis, dass Leopold aus Eifersucht auf Preussen es versäumte, im rechten Augenblick dem Weg sich zuzuwenden, auf welchem allein noch Polen gerettet werden konnte, mag es mir gestattet sein, noch einen sehr werthvollen Beleg aus dem Buche Ssolowjoffs hervorzuheben. Als zuerst Bischoffwerder am 20. Februar 1791 Oestreich den Vorschlag zu einem Bündniss machte, welches im Gegensatz zu der Politik Russlands wesentlich mit auf die Erhaltung Polens berechnet war *), da nahm es die preussi-

*) Bischoffwerder sagte zu Cobenzl: „Der König möchte nicht zur Machtvergrösserung Russlands mithelfen, wie Sie es thun, vom Wunsch geleitet, Preussen einen furchtbaren Gegner gegenüber zu stellen, der von Tag zu Tage auch Oestreich furchtbarer werden wird. Er wünscht, dass statt dessen der Kaiser ein enges, dauerndes Bündniss mit Preussen schliesse, unter dessen Schutz beide Monarchien, gegenseitig tiefen Frieden geniessend, keinen anderen Staat zu fürchten hätten, in-

chen Annäherungsversuche kühl auf; — man trängte sich Russland an; — von Wien aus berichtete man nach Petersburg über alle mit Bischoffswerder gepflogenen Unterredungen. Kautnitz schrieb an Ludwig Cobenzl (den 28. März 1791), die beiden Kaiserhöfe müssten sich gegenseitig alle Einflüsterungen aus Berlin mittheilen, beide Höfe müssten dem berliner Hofe die gleiche Abneigung zeigen, mit ihm separat über Gegenstände zu verhandeln, die sie gleichmässig interessirten. — Oestreich willige gern ein in die Erwerbungen Russlands, wenn die Türkei darauf eingehe, dessen Ultimatum anzunehmen. Hauptsache bleibe, dass der gemeinsame Feind (Preussen) dabei nichts erhalte« (Ss. S. 223—224).

Schon in dieser Zurückweisung eines anti-russischen Bündnisses mit Preussen und dessen Allirten lag der Anfang der Polen drohenden Gefahr, und als es fünf Monate darauf Kaiser Leopold vollends glückte, Preussen von England loszureissen und durch die wiener Convention vom 25. Juli in seine russische Bundesgenossenschaft hinüberzuleiten, da wurde von den des inneren Zusammenhangs der Dinge kundigen Staatsmännern sofort erkannt, dass die principielle Bedeutung dieses grossen europäischen Systemswechsels nothwendig eine zweite Theilung Polens zur Folge haben müsse.

dem sie ihre Kräfte zu vereinigen vermöchten gegen Jeden, der das europäische Gleichgewicht zu stören oder zu verletzen gedächte und gegen jeden Ausländer, der sich Einfluss auf die deutschen Angelegenheiten verschaffen möchte. Diesem zwischen den beiden Höfen geschlossenen Bündnisse würden sich alle gegenwärtigen Bundesgenossen Preussens „(d. h. namentlich England, die Generalstaaten, die Türkei und Polen)“ anschliessen“. (Ss. S. 221).

Wenden wir nach dieser Besprechung des Ssolowjoffschen Buches uns wieder zu der Geschichte der ersten Theilung Polens zurück, um auch Janssens »Genesis« ins Auge zu fassen, so tritt uns sofort in diesem deutschen Historiker katholischer Confession eine von der russischen Auffassung grundverschiedene entgegen, die indessen im Ganzen kaum den Anspruch darauf machen dürfte, für eine viel weniger befangene gehalten zu werden, wie jene. Sucht Ssolowjoff in höchst übertriebener Weise die Machinationen der russischen Politik durch religiöse Motive der griechischen Kirche zu rechtfertigen, so lässt Janssen dagegen die politischen Sünden und weltlichen Interessen des polnischen Clerus, welche wesentlich neben der adelsdemokratischen Anarchie den Ruin der Republik mitbefördern halfen, allzusehr in den Hintergrund treten, um dafür die Schuld der unterjochenden Mächte, Russlands und Preussens, am Untergange Polens desto greller hervorheben zu können. Dagegen wäre nun weiter nicht viel zu sagen, wenn nur Herr J. seine Auffassung für nichts Anderes ausgeben wollte, als für den reinen, unverfälschten Ausdruck der von ihm benutzten katholischen Berichterstatte. Damit begnügt er sich jedoch keinesweges, er glaubt vielmehr seiner Darstellung eine allgemeingültige Anerkennung verschaffen zu können, indem er das seiner Ansicht Widerstrebende, was von anderer Seite und namentlich vom Ref. beigebracht worden ist, kurzer Hand als unzureichend und höchstens nur subsidiarisch brauchbar bezeichnet. Er sagt nämlich S. 2: »In Theiners unschätzbaren Sammlung*) sind vor Allem die Berichte

*) *Vetera Monumenta Poloniae et Lithuaniae collecta* ab A. Theiner. P. IV. ab a. 1792—1798. Romae 1864.

er einsichtsvollen und geschäftskundigen päpstlichen Nuntien zu berücksichtigen, und ein Vergleich derselben mit den Berichten der Gesandten Englands, Frankreichs und Sachsens, soweit diese durch Raumer und Herrmann bekannt geworden, zeigt uns, dass die Nuntien mit den inneren Verhältnissen der polnischen Nation und des polnischen Hofes viel genauer vertraut waren, und dass die Nuntiatur in Warschau gleichsam einen Mittelpunkt des polnischen Lebens bildete. Gleichwohl über liefern die erwähnten englischen, französischen und sächsischen Gesandtschaftsberichte manche wesentliche Züge zum Bilde des polnischen Unglücks«.

Darin nun freilich hat Herr J. Recht, dass es bei einer genetischen Entwicklung der Geschichte der ersten Theilung Polens vornehmlich auf die detaillirteste Kenntniss der inneren Zustände dieser in sich verfallenen Republik ankommt, und es werden daher auch ohne Zweifel die hierauf bezüglichen Abschnitte seiner Schrift (II und III. S. 45—122) als die wichtigsten zu betrachten sein. Sehen wir uns aber diese beiden Abschnitte näher an, so liefert Herr J. selbst sehr auffälliger Weise uns den Beweis, dass nach wie vor nicht die Theinerschen Nuntiaturberichte, sondern die meiner Darstellung hauptsächlich zu Grunde liegenden Berichte des sächsischen Residenten vonessen für die Hauptquelle einer inneren Geschichte der ersten Theilung Polens gehalten werden müssen. Wenigstens hat J. selbst den bezeichneten Abschnitten eben diese sächsischen Berichte und zwar augenscheinlich in der von mir gegebenen Fassung zu Grunde gelegt und seinerseits aus dem Theinerschen Urkundenmaterial nur

»manche wesentliche Züge zum Bilde des polnischen Unglücks hinzugefügt«. Mit einer so weit gehenden und noch dazu in ein so falsches Licht gestellten Benutzung der im fünften Bande meiner russischen Geschichte enthaltenen Geschichte der ersten Theilung Polens kann ich aber um so weniger einverstanden sein, als Herr J. meine Essenschen Berichte nur da sprechen lässt, wo sie allenfalls mit den Nuntiaturberichten gedeckt werden können, gerade da aber, wo es im Gegensatz zu den letzteren auf sie hinzuweisen am meisten Noth gethan hätte, sie mit Stillschweigen übergeht.

Kommt es nun mir zu, eine so ungerechtfertigte Herabsetzung des von mir benutzten Quellenmaterials zurückzuweisen, so werde ich zunächst über das Verhältniss des letzteren zu dem von Theiner herausgegebenen mich anzulassen haben. Auch ich halte diese Publication für sehr dankenswerth und wichtig, 1) insbesondere, weil sie in authentischester Weise den Standpunkt der römischen Curie und der katholischen Kirche uns darlegt und 2) auch darum, weil sie wenn auch an materiell Neuem nicht allzu ergiebig, doch in der Fülle unmittelbarer Aufzeichnungen Mitlebender zu dem bisher bekannt Gewordenen eine immer sehr erwünschte Ergänzung bildet. Vor Allem liegt auf der Hand, dass in ersterer Beziehung die Nuntiaturberichte so wenig durch die Relationen anderer, nicht im unmittelbaren Dienst der römischen Curie stehenden Personen ersetzt werden können, als etwa der Standpunkt und die Intentionen des russischen oder des preussischen Hofes anders als aus den eigenen Berichten der Gesandten dieser Höfe und ihrer Ministerien vollständig erkannt werden können. Handelt es

h aber darum, uns im Allgemeinen die Erkenntniss von den Zuständen der polnischen Nation in dem bezeichneten Zeitraum möglichst nahe zu bringen, so werden wir uns nach Zeugnissen umzusehen haben, die einen weiteren Gesichtskreis haben als den engbegrenzten eines päpstlichen Nuntius, eines russischen oder preussischen Gesandten. Und da habe ich denn schon öfter verschiedentlich darauf hingewiesen und muss es hier wiederholen, dass es unmöglich ist, in dieser Beziehung einen das Leben der polnischen Nation nach allen Richtungen hin zuverlässiger, eingehender, unbefangener schildernden Berichterstatte zu finden als den kurächsischen Residenten von Essen. Aus diesem Grunde habe ich es auch nicht für nöthig gehalten, in dem Masse auf die von Raumer früher mitgetheilten Berichte zurückzugehen, als es unter denjenigen als zweckdienlich erschienen ein mag, die nicht aus unmittelbarer Einsicht von der Vorzüglichkeit dieser von mir ausgezeichneten Hauptquelle sich zu überzeugen die Gelegenheit gehabt haben. Und ich darf wohl freist behaupten, dass eine vollständige Publication der Essenschen Berichte und der denselben sehr zahlreich beigefügten sonstigen Actenstücke noch viel lohnender sein würde, als die durch Theiner besorgte der päpstlichen Nuntiaturreports, wenn nur die Mittel zu einem so kostspieligen Unternehmen sich herbeischaffen liessen. Bloss ihrem äusseren Umfang nach stehen die Nuntiaturreports aus den 11 Jahren von 1765—1775 sehr weit hinter den Essenschen zurück. Unendlich viel mehr freilich kommt auf den inneren Gehalt an. Aber eben in dieser Beziehung das Beste zu geben, war schon durch eine seltene Verbindung der allge-

meinen zu einem guten Berichterstatter erforderlichen Bedingungen mit den glücklichsten Eigenschaften seiner durch Talent und Charakter ausgezeichneten Persönlichkeit vor allen Andern befähigt. Namentlich machte sein vieljähriger sehr ausgebreiteter Verkehr mit den angesehensten und einflussreichsten Männern der Republik es ihm möglich, das, was er erzählt, unendlich mannigfacher zu individualisiren, als es in Bezug auf die allgemeinen, wie auf die besonderen Angelegenheiten die übrigen weltlichen und geistlichen Gesandten sammt und sonders im Stande waren. Und muss der Natur der Sache nach stets das Mass eingehender Ausführlichkeit des Berichtenden mehr oder weniger abhängig sein von dem Grade der Empfänglichkeit, der persönlichen Theilnahme und des Verständnisses, welches demselben von Seiten desjenigen oder derjenigen, an die er seine Mittheilungen richtet, entgegengetragen wird, so stand auch in dieser Beziehung Essen auf einem ausserordentlich günstigen Boden. Denn die enge Verbindung, in welcher seit fast dreiviertel Jahrhunderten der sächsische Hof mit der polnischen Republik stand, brachte es von selbst mit sich, dass man in Dresden ein sehr viel lebhafteres allgemeines Interesse nahm an Allem, was in diesem Lande vorging, als irgend sonst wo. Gerade die abwartende Stellung, welche das sächsische Haus zu der polnischen Thronfolgefrage einnahm, musste seinem officiellen Berichterstatter einen fortdauernden Anlass geben, nach allen Seiten hin die verschiedenartigsten Eventualitäten mit gleicher Aufmerksamkeit ins Auge zu fassen. Die an demselben zu rühmenden Vorzüge sind mit einem Wort so gross, dass der künftige Geschichtschreiber des Untergangs

on Polen, der diese weltgeschichtliche Katastrophe möglichst unparteiisch zu schildern Willens ist, nicht wird umhin können, vorzugsweise auf ihn zurückzukommen. Es würde sich lemnach nur noch fragen, ob etwa ich in meiner Darstellung diese Vorzüge meines Gewährsmannes nicht für Jedermann deutlich erkennbar hervorgehoben habe. Von der Ueberzeugung ausgehend, in dieser Beziehung nichts versäumt zu haben, will ich nachweisen, dass nur Herr. J. nicht hat sehen wollen, was er hätte sehen sollen.

Seite 59 citirt J. S. 383 und 385 meiner russischen Geschichte in Bezug auf die Beschwerden des griechischen Bischofs von Mohilew, dass von Seiten der Republik den nicht unirten Unterthanen griechischer Religion eine grosse Anzahl Dörfer und Kirchen genommen waren, er stellt aber dabei kurzweg durch das eingeschobene Wort »vorgeblich« das Factum selbst in Abrede und verschweigt zugleich die ausdrücklich aus Essen hinzugefügten Notizen (vom 12. und 22. Febr. 1766), dass der polnische Adel sich eines grossen Theils der zu den ehemals griechischen Kirchen gehörenden Güter und Dörfer bemächtigt hatte (vgl. ob. S. 483).— S. 62 lässt J. Essen nach R. G. V, 393 von den russischen Drohungen zu Gunsten der Dissidenten sprechen und davon, dass beim russischen Gesandten Repnin aus mehreren Gegenden Bittschriften der Dissidenten einliefen, in welchen gesagt wurde, dass es keinesweges ihre Absicht sei, um den Preis innerer Unruhen eine Vermehrung ihrer Rechte sich zu erkaufen, aber er lässt weg, was eben da über den Fanatismus der katholischen Bischöfe gesagt ist und dass die Dissidenten in ihren eigenen Häusern sich

nicht mehr ihres Lebens sicher hielten. S. 77 entlehnt J. aus R. G. V, 421, dass zu Radom von den 178 Marschällen der Einzelconföderationen nur sechs die ihnen von Repnin oktroyirte Conföderationsacte unterzeichneten, ohne beschränkende Clauseln hinzuzufügen, aber er lässt wieder den Nachsatz weg, »allein den wenigsten war es Ernst mit diesem nur scheinbaren Widerstand«, sowie die nachfolgenden Sätze, durch welche dieser scheinbare Heroismus sich in das Gegentheil des feigsten Egoismus verwandelte. S. 97 klagt J. die Kaiserin Katharina an, dass sie am 20. Juni 1768 die wilden Horden der Saporoger Kosaken und der Haidamaken zum Kampfe gegen die Polen aufgerufen und deren religiösen Fanatismus in einem grässlichen Mordedikt, dessen Hauptstellen mitgetheilt werden, entfesselt habe. Aber er erwähnt nicht, dass doch auch »die Conföderirten, angefacht von dem Fanatismus ihrer Priester, hier und da zu der thörichtesten Grausamkeit sich hatten fortreissen lassen, die Bauern des griechischen Ritus zu zwingen, durch einen Eid ihrer Religion zu entsagen und den griechischunirten Ritus anzunehmen« (R. G. V, 443). S. 109 erzählt J. nach R. G. V, 503 und Theiner No. CXXV p. 281 das am 3. Nov. 1771 an dem König Stanislaus August ausgeübte Attentat. Aber er lässt wieder all die höchst verdächtigenden Umstände weg (vgl. R. G. S. 502.—507), die kaum einen Zweifel dagegen aufkommen lassen, dass dieser Anschlag von den Conföderirten mit Wissen Pulawskis, den der päpstliche Nuntius eingesegnet hatte, ausgeführt wurde. Er sucht dagegen plausibel zu machen, dass der russische Gesandte, Saldern, diese grosse Scene durch russische Soldaten habe auf-

führen lassen, »um den Conföderirten allen Schutz auswärtiger Mächte zu entziehen«, und fügt hinzu: »soviel ist sicher, dass man schon im December das »Attentat«, nachdem dessen nähere Umstände bekannt geworden, in der ganzen Stadt als ein blosses russisches Manöver betrachtete«. Auf diese Behauptung ist indessen einfach zu erwiedern, dass schon gleichzeitig mit den sehr sorgfältigen Nachforschungen, die Essen in fünf Berichten (5. — 30. November) aufzeichnete (S. 506), die Conföderirten durch solche Erfindungen von aller Schuld sich rein zu waschen suchten, und schon am 23. November 1771 berichtete im Sinn seiner Partei der Nuntius Durini: Non si dubbia più in Varsavia che il rapimento del Re sia tutto un impostura tessuta dai due gran-cancelliere di Lituania e di Polonia di concerto coll' ambasciatore di Moscovia (Theiner p. 410). Der König selbst aber blieb noch im Juni 1772 vor Gericht, wo er die Vertheidigung der Angeklagten übernahm, seiner Ueberzeugung treu, dass dieselben im Namen der Conföderirten gehandelt hätten. »Die Bigotterie und die schändliche Lehre der Priester über den Tyrannenmord, sagte er, hätten diesen durch Fanatismus irre geführten Leuten ohne Erziehung und ohne Grundsätze den Kopf verwirrt« (R. G. S. 540; vgl. 527).

Doch nicht nur solche Entstellungen einzelner Thatsachen machen in Janssens Darstellung sich bemerklich, noch viel schlimmer ist das Verleugnen meines doch sonst auf jeder Seite citirten Gewährsmannes da, wo es auf die Charakteristik grosser, wesentlicher und entscheidender Richtungen in der inneren Politik der polnischen Republik ankommt. So berührt J. kaum mit einem Wort das durch die ganze Vorgeschichte

der ersten Theilung Polens sich hindurchziehende Thema, dass die Bischöfe aus Standes- und aus persönlichem Egoismus »noch mehr als den Toleranzartikel die weiteren Einsprüche fürchteten, die der Staat gegen die Bevorzugungen ihrer politischen Stellung erheben könnte; dass man sie über lang oder kurz nöthigen werde, einen Theil ihrer Einkünfte der Republik abzutreten«, und er betont es keinesweges in gebührender Weise, »dass die Bischöfe selbst, aus Hass gegen die Krone und gegen die von dieser ausgehenden Reformpläne, dem eigentlichen Ziel, auf das Russland es absah, in die Hände arbeiteten« (vergl. R. G. S. 390, 399, 422). So spärlich in dieser Richtung von J. gemachte Concessionen aber, wie sie auf S. 63 und 87 sich finden, reichen bei weitem nicht aus, um in einer genetischen Entwicklung die Selbstverschuldung der Polen mit den auf die unterjochenden Mächte gehäuften Anklagen nur einigermaßen ins Gleichgewicht zu setzen. Und so möchte denn wohl auch gegen Janssens Behauptung S. 109: »im Allgemeinen gebührt den Conföderirten das Zeugniß, dass sie innerlich grösser wurden, je grösser die sie umgebenden Gefahren, dass sie sich, von Allen verlassen, von ihren Leidenschaften zu reinigen suchten«, sehr viel einzuwenden sein. Im Gegentheil, die Thatsachen, welche solche optimistische Hoffnungen, wenn ja sie von einem oder dem andern Zeitgenossen gehegt wurden, alsbald wieder aufs Gründlichste zerstörten, bieten sich so massenhaft dar, dass in dieser Beziehung auf Einzelnes hinzuweisen, nur Sand ins Meer tragen hiesse.

Prüfen wir nun aber endlich auch noch die Art und Weise und den Schematismus, nach

Welchem Herr J. die Genesis der inneren Verhältnisse Polens von der Thronbesteigung Stanislaus Augusts an sich entwickeln lässt, etwas enauer, so ist sein sehr bequemes Verfahren dieses, dass er innerhalb der von mir gerügten einseitigen Benutzung meiner russischen Geschichte, wie ich bereits im Eingang bemerkte, Schritt vor Schritt der von mir gegebenen Einteilung und Auseinanderlegung des historischen Materials sich anschliesst, entweder wörtlich oder mit an sich unerheblichen Umschreibungen. Dies thut er in einzelnen Sätzen selbst da, wo ich auf auch ihm vorliegende gedruckte Werke zurückgegangen bin; (vgl. J. S. 47—49 mit R. G. V, 372—375: »die hohen Kronämter« etc.; J. 82 und R. G. 424; J. 94 und R. G. 447 Anmerkung; J. 171 und R. G. 520: »Ich kenne Euren Eifer«). Im Ganzen genügen ja aber wohl Janssens eigene Citate, um mich eines allzu speciellen Nachweises seines Anlehns an das Essensche Material und die von mir gebrauchten Wendungen zu überheben; doch will ich mir zum Ueberfluss erlauben, einige kurze Stellen noch besonders hervorzuheben:

R. G. V, 398: »Diesen Anforderungen der ausländischen Mächte stellte sich mit unbeugsamem Trotz der Bischof von Krakau entgegen«. Janssen S. 65: »Dem Drängen der Interventionsmächte trat auf dem Reichstag am entschiedensten der edle Bischof Soltik von Krakau entgegen«.

R. G. S. 400: St. A. beschloss — »sein Finanzproject durchzubringen, durch welches er für die Krone das Recht in Anspruch nahm, sämtliche der Nation aufzulegende Abgaben lediglich durch das Majoritätsvotum entscheiden zu lassen«. J. S. 68: »ein gleiches Majoritäts-



votum soll auch auf den Reichstagen genügen für sämtliche der Nation aufzulegende Abgaben.

R. G. S. 401: »Beide (Benoit und Repnin) erklärten ihm, dass ihre Souveraine nie ihre Zustimmung zur Einführung des Majoritätsvotums in Staatssachen ertheilen und das Festhalten an dieser Idee als eine Kriegserklärung ansehen werden«. — J. S. 68: »Auch — Benoit gab — dem König die Weisung: Sein Souverain werde die Einführung der Stimmenmehrheit in Staatssachen als eine Kriegserklärung ansehen«.

R. G. S. 409: »So wurde der Reichstag am 24. März (1766) geschlossen, ohne dass die Wünsche und Forderungen nur irgend einer Partei Befriedigung gefunden hätten«. J. S. 70: »Wie sich die Reformpartei in ihren Hoffnungen getäuscht hatte, so sah sich jetzt eben so die republikanische Partei — vollständig getäuscht«.

R. G. S. 414: — »der Marschall — der allg. Conföderation — sollte im Namen der »verletzten Nation« das Wort nehmen«. J. S. 76: »die — Generalconföderation — sollte im Namen der »verletzten Nation« das Wort nehmen«.

R. G. S. 431: »Der Widerstand ging von der Provinz aus, in welcher —, von dem im Süden durch die türkische Nachbarschaft gedeckten Podolien«. J. S. 94: »Die nationale Erhebung Polens gegen die russische Tyrannei ging von der durch die türkische Nachbarschaft gedeckten Provinz Podolien aus«.

R. G. S. 472: — »der Graf Zamoyski, ein Mann von unbefleckter Ehrenhaftigkeit« etc. J. S. 109; »den fleckenlosen Grafen Zamoyski« etc.

In ähnlicher Weise häufen sich auch im 4. Capitel bei Janssen: »Polens erste Theilung und der Bestätigungsreichstag zu Warschau 1772 bis 1775« von S. 170—182 die wörtlichen Entleh-

ungen aus meiner russischen Geschichte S. 526 bis 547. Bei alledem soll indessen keineswegs in Abrede gestellt werden, dass Herr Janssen vielfach von mir nur Angedeutetes oder in der Kürze Behandeltes aus Theinerschen und mitunter auch aus den vom Fürsten Czartoryski herausgegebenen Urkunden und Berichten oder aus der neuen Ausgabe der Werke Friedrichs des Großen recht geschickt und passend ergänzt und weiter ausgeführt hat. Nur kann ich bei der Einsichtigkeit seines Verfahrens nicht zugeben, dass im Ganzen das Gesamtbild von den inneren Verhältnissen Polens in seiner Genesis ein der Wirklichkeit entsprechenderes sei, als das von mir entworfene. Der werthvollste Theil seiner Arbeit möchte wohl in der zweiten Hälfte des dritten und der ersten des vierten Capitels S. 123—170 zu suchen sein, und namentlich in der Auseinanderlegung der »zwischen Preussen und Russland über die Theilung Polens gepflogenen Verhandlungen«, wobei er die wichtigen in den letzten Jahren über diesen Gegenstand erschienenen Publicationen mit Fleiss und Umsicht benutzt hat. — Zwei für die verschiedenen Standpunkte Friedrichs II. und Maria Theresias charakteristische Stellen mögen zum Schluss hier noch Platz finden. Jener schrieb, nachdem er im Machtinteresse seines Staates sein Ziel erreicht hatte, an Solms, »er halte es nicht für passend, den gethanen Schritt in der Art zu behandeln, als müsse man ihn vertheidigen«. »Es ist eine allgemeine Regel in der Politik, dass es besser ist, wenn man keine unwiderlegliche Argumente hat, sich lakonisch auszudrücken und die Sache gar nicht genau zu untersuchen«. Maria Theresia dagegen konnte den Schmerz, zu dem Unvermeidlichen ihre

Einwilligung gegeben zu haben, nie verwinden. »Bereits« schrieb sie an Marie Antoinette, »fühlen wir das Herannahen eines Despotismus, der nur nach seinem Gutdünken ohne Principien und nur mit der rohen Gewalt handelt. Läßt man ihn Boden gewinnen, welche Aussicht das für die, welche nach uns kommen«.

Marburg.

E. Herrmann.

Die Grundlehren der Staatsverwaltung von Dr. L. J. Gerstner, a. o. Prof. der Staatswirtschaft an der Königl. Bayerischen Julius-Maximilian Universität zu Würzburg. 1. Bd. Allgemeine Einleitung in die gesammte Staatsverwaltungslehre. Würzburg 1862. 243 Seiten in gross Octav.

Der Verfasser hat sich in dem vorliegenden Werke die Aufgabe gestellt, im Gebiete der Administration, deren Selbständigkeit sich in den Culturstaaten immer weiter ausbildet, nach der Scheidung von dem Rechtsgebiete durchgesetzt worden, die jenem Gebiete angehören, die Wissenschaften zu cultiviren und zu einem einheitlichen systematischen Ganzen zu verbinden, um auf diese Weise dem Studirenden und Verwaltungsbeamten ein geordnetes Hilfs- und Lehrbuch in allen den Disciplinen zu bieten, deren Studium zur Ausbildung und Vervollkommenheit im administrativen Berufe erforderlich ist.

Das Werk soll 3 Bände umfassen. Der vorliegende 1. Band handelt in 15 Capiteln vom inneren und vom historischen Entstehungsgrunde des Staats, vom Zweck und Wesen des Staats, vom Begriff des Staats, vom Staat und Volk,

von Staat und Gesellschaft, vom Staat und seinen Naturbeziehungen, von der Staatsgewalt, von der Verfassung und der Verwaltung, von Gesetz und Verordnung, von den Verwaltungssystemen, von der Gliederung und Abstufung der Behörden, vom Bureau- und Collegialsystem, vom Staatsamte, von den einzelnen Gebieten der Staatsverwaltung, vom System des Werkes.

Ogleich es nicht bestritten wird, dass dem angehenden Beamten die Kenntniss der verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung von sehr erheblichem Nutzen ist und als ein Gegenstand für die praktische Laufbahn von Wichtigkeit (wenn auch häufig nicht gehörig berücksichtigt), so behandelt ihn doch der Verf. unserer Ansicht nach, nicht umständlich und umfassend genug. In §. 49. Cap. 12 »Gliederung und Abstufung der Behörden«, wird das Bureau- und Collegialsystem beschrieben, ein namentlich auch in praktischer Beziehung, für den sich zum Staatsdienste Vorbereitenden sehr wichtiger Gegenstand, jedoch schwerlich hinreichend ausführlich und umfassend; unseres Bedünkens hätte er allenfalls ein ganzes Capitel demselben widmen sollen, mit belehrenden Beispielen namhafter Staaten. Auch wird die Behauptung, dass der absolute Staat das freiere autonome Collegialsystem, das einen heilsamen Damm gegen manche gewaltsame Uebergriffe bilden könnte, nicht vertragen würde, von Geschichte und Erfahrung widerlegt. Friedrich II., der doch nur die absolute Preussische Monarchie wollte, schützte es und hielt daran fest, eben so bestand es im Dänischen Staate, als dieser noch eine völlig unbeschränkte Monarchie darstellte.

Ein sehr wichtiger Zweig der Staatsverwaltung kann, indem wir einzelne der vom Verf.

berührten Punkte näher verfolgen, den Gegenstand eines eigenen Ministeriums, aber auch nur eine Section in einem Ministerium bilden. Mancherlei Ansichten und Umstände entscheiden in dieser Beziehung häufig auf eine sehr verschiedenartige Weise. So sind in einigen Staaten besondere Ministerien für Handel und Gewerbe vorhanden, in anderen Staaten bilden sie lediglich Sectionen oder Departements dieses oder jenes Ministeriums. Viel hängt dabei von der Laune, der Zeit und anderen concurrirenden Verhältnissen ab. Die Geschichte der Staatsverwaltung Frankreichs liefert hiervon manche Belege; ein häufiger Wechsel in diesen Angelegenheiten trat dort ein, ohne gerade das Resultat durchdachter, fester Principien zu sein. Zweckmässig ist es allerdings, Studirende und jüngere Beamte auf diese Geschichte hinzuweisen, so wie auf diejenige der in Deutschland bestehenden Einrichtungen; u. a. liefert die öftere Aenderung in dem Organismus der Oberbehörden in Preussen einen sehr belehrenden und interessanten Beitrag zu einer solchen historischen Uebersicht.

Was die Mittelbehörden betrifft, so mag es besser sein, wenn die Finanzkammer von der Regierung gesondert besteht, indess vermögen wir in der Vereinigung beider keinen so grossen Uebelstand zu erkennen, wie der Verf. ihn darlegt. Im Preussischen Staate, wo diese strenge Sonderung ebenfalls nicht vorgenommen worden, und wo die Verbindung seit lange obwaltet, herrscht keine Klage über die ungerechte Bevorzugung des fiscalischen Interesses. Hierzu kommt, dass bei der Organisation in Bayern zum Theil wohl der zu berücksichtigende Kostenpunkt entschieden hat.

Hinsichtlich des Eintritts in den öffentlichen Dienst steht die Meinung allerdings fest, dass die lange Zeit, bevor der Adspirant ein Amt mit Besoldung erlangt, zum Uebel gehört, was selbst auf den Universitäten einen nachtheiligen Einfluss auf den Geist der Studirenden äussert, indem er häufig dieselben zu sehr in die materialistische Richtung hineintreibt, welche sie veranlasst, sich nur auf diejenigen Fächer aus jedem Gebiete der Wissenschaften zu beschränken, die ihnen aus Utilitätsrücksichten als die nothwendigsten erscheinen. Es gab freilich eine Zeit, wo dies ganz anders war; der Staat jedoch organisirt in dieser Beziehung keine besonderen Unterstützungskassen, um den in den Dienst Eintretenden sogleich zu honoriren. Doch was der Staat weder will noch vermag, das muss wohl dem Wirkungskreise der Privatthätigkeit überlassen werden, wie es ähnliche auf Gegenseitigkeit gegründete Vereine in anderen Fächern gibt. Es würde dadurch dem strebsamen Talente eine Ermunterung und ein Ansporn zur Ausdauer gewährt werden. Aber warum nicht eine Anzahl Stellen für diejenigen in Vorschlag bringen, die ihre Prüfung bestanden, unmittelbar sogleich bei den oberen Verwaltungsbehörden, — bei den Provinzialregierungen, dem Oberzollcollegium, dem Ministerium des Innern, dem Ministerium der Finanzen, des Handels? anstatt ausschliesslich bei den Gerichts- oder Verwaltungsämtern in der untersten Instanz zu beginnen, da auf diese Weise das Studium der Staatswissenschaften eine nützliche praktische Berücksichtigung findet und die theoretisch betriebenen staatswissenschaftlichen Fächer sogleich in praktische Anwendung gesetzt werden. — In Capitel »Vom Staatsamte« verwirft der Vf.

die Ausbildung der Adspiranten auf den höheren Staatsdienst im Administrativfache, in besonderen Anstalten, die den Charakter von Alumnéen an sich tragen, indem diese meistentheils ihren Zweck verfehlen, wogegen die sorgfältigere und umfassendere Ausbildung für das genannte Fach in sogenannten freien Seminarien oder Gesellschaften auf Universitäten wohl zu empfehlen ist, als ganz geeignet, den Eifer für Staatswissenschaften zu erregen und wach zu halten, zumal wenn die Regierung sich herbeilässt, die fleissige und tüchtige Ausbildung in solchen Gesellschaften für empfehlens- und berücksichtigenswerth bei der Anstellung zu erachten. Was die Musterung der verschiedenen Einrichtungen hinsichtlich der Amtsprüfungen in namhaften Staaten betrifft, so wäre es wünschenswerth gewesen, wenn dieselbe mit Beziehung auf den praktischen Nutzen für die Verwaltungsorganisation überhaupt, nicht blos für die Bayersche, ebenfalls etwas spezieller durchgeführt worden wäre.

Das was die Schrift über den Begriff von Gesetz und Verordnung im 10. Capitel entwickelt, ist ganz interessant zumal für die angehenden Beamten; dass aber in Frankreich noch Gesetze aus der Revolutionszeit, aus der kaiserlichen Herrschaft und dem constitutionellen System neben einander bestehen, ist wie uns scheint, durch die Eigenthümlichkeiten der französischen Zustände gewissermassen geboten, daher zu entschuldigen und nicht absolut verwerflich.

Zu den politischen Excursen, denen wir in diesem, im Ganzen schätzenswerthen Werke begegnen, gehört die Behauptung, dass zur Schaffung einer Deutschen Flotte durchaus die poli-

sche Einheit Deutschlands erforderlich sei, ein Urtheil, mit dem wir nicht übereinzustimmen vermögen; wäre die Nothwendigkeit derselben in allen Gauen des Vaterlandes klar erkannt, würde ein dahin zielender Vorschlag allerdings mehr Anklang finden. Indess der Anfang einer solchen Flotte ist schon gemacht, er regt vor, das Schaffen einer grösseren steht in Aussicht. Eine Einigung darüber mit Rücksicht auf die Deutsche Küstenentwicklung und die Beitragspflicht der einzelnen Bundesstaaten, findet auch in dem heutigen Bestande des Deutschen Bundestages, möchten wir glauben, keine überwindliche Schwierigkeiten.

Dr. J. Dede.

Das sogenannte Hohe Lied Salomonis oder vielmehr das pathetische Dramation »Sulamit« paralistisch aus dem Hebräischen ins Deutsche übersetzt von Dr. Ernst Ferdinand Friedrich, Privatdocent für Philosophie an der Königsberger Universität. Königsberg Pr. 1866. Akademische Buchhandlung von Schubert und Seidel. — 53 Seiten in gr. Octav.

Es ist ziemlich allgemein bekannt welchen grossen Umschwung die Ansicht über das Hohelied und seine Schätzung in den letzten vierzig Jahren erfahren hat. Zwar sollte man nie übersehen dass dieser Umschwung gar nicht für sich allein da steht: einen ganz gleichen hat unsere Ansicht von der ganzen Bibel erlitten, wie Jedermann deutlich sehen kann der sich genauer um ihre Erkenntnisse bemühet. Allein an diesem so seltsamen klei-

nen Stücke der Bibel wurde dieser Umschwung am frühesten allgemeiner sichtbar. Dass in der Bibel ein zwar nicht von Salomo selbst gedichtetes aber doch bald nach seinem Tode noch im zehnten Jahrhunderte vor Chr. geschriebenes und auf ihn sich beziehendes Schauspiel sich finde, dass dieses Schauspiel, das älteste aus aller Geschichte der Menschheit uns heute erhaltene, bei aller Einfachheit schon aus einer vollkommen dramatischen Kunstdichtung hervorgegangen, auch für eine wirkliche Bühne bestimmt gewesen sei; dass man seinen Sinn und seine Kunst noch bis in alle Einzelheiten hinein mit der vollkommensten Sicherheit wiederverstehen könne, und (was zuletzt die Hauptsache ist) dass durch sein richtiges Verständniss sogar auch sein Werth für alle wahre Religion so wenig verloren habe dass er für uns Späte vielmehr erst jetzt recht aufgehe: das Alles sind Sätze welchen als sie zuerst in ihrem Zusammenhange und mit ihrer vollen Begründung aufgestellt wurden fast allgemeiner Widerspruch begegnete, die aber weil es sich dabei doch nur um die Seltsamkeiten eines so kleinen Stückes der Bibel zu handeln schien dennoch die Forschung und die Neugierde allmählig immer allgemeiner in tausendfacher Weise anzo-gen, und die jetzt in und ausser Deutschland schon ebenso allgemein anerkannt sind, gewiss auch in aller Zukunft nicht wieder umgestossen werden können.

Unter so vielen Anderen hat sich auch der Vf. des obenbemerkten Buches um die Ausbreitung dieser richtigen Vorstellungen schon im J. 1855 ein Verdienst erworben. Er veröffentlichte damals eine Lateinische Doctordissertation über den Gegenstand, und erkannte manches davon richtig. Er giebt jetzt eine Deutsche Bearbeitung seiner da-

aligen Erkenntnisse, fügt manche neue Erläuterungen hinzu, und legt den Lesern das Hohelied in einer Uebersetzung só vor wie es nach seiner Ansicht zu lesen und zu verstehen ist. Ersucht er die Lesern auch eine Vorstellung von der Geschichte der Erklärung des Buches zu geben: Allein wir können nicht sagen dass er diese Geschichte oder dass er auch nur den heutigen Zustand unserer wissenschaftlichen Erkenntnisse von dem Buche vollständig übersehe. Eigenthümlich ist ihm vorzüglich nur eine Ansicht über die ganze Eintheilung des Singspieles (denn dass es ein wirkliches Singspiel sei, wie seine Hebräische Ueberschrift im Wesentlichen besagt, hätte der Vf. nicht läugnen sollen); und nur diese seine Ansicht über die künstliche Gliederung des Gedichtes scheint uns hier einer kurzen Erörterung werth.

Er will das Singspiel in vier Akte eintheilen, und zwar etwas anders als dies früher vorgeschlagen wurde só dass der erste Akt bis 3, 5, der zweite bis 5, 2 reichen soll. Man darf aber bei der Feststellung der grossen oder kleinen Glieder eines Schauspieles nicht so willkürlich verfahren: sie müssen sich aus der Anlage der Handlung und ihrer Entwicklung von selbst ergeben. Fragen wir nun weshalb der neue Erklärer den ersten Akt des Schauspieles bis 3, 5 ausdehnen und den zweiten gerade bei 5, 2 schliessen wolle, so wird man dafür keine rechte Gründe finden können. Denn ein nothwendiger Abschnitt der ganzen angeknüpften und bald so viel verschlungenen Handlung ist schon mit 2, 7 gegeben: dort hat sich zum ersten Male gezeigt dass Salomo seine Absicht an Sulammit nicht erreichen kann, diese ist von der Mühe und Noth des Tages

wie erschöpft, alle die Handelnden trennen sich, die ganze Handlung stockt, und würde hier überhaupt zu Ende gehen können, wenn sie sich nicht aus entfernteren Ursachen wieder erheben und sich stufenweise noch immer weiter bis zu einem Aeussersten verwickeln müsste. Umgekehrt ist bei 5, 2 wohl eine einzelne Lage der sich noch immer weiter verwickelnden Handlung auf jener Stufe zu Ende, aber die dort zum Handeln versammelten gehen noch nicht auseinander, weil eine neue und höchste Verwicklung eben noch im Steigen begriffen ist. Wir halten uns nämlich bei allen diesen Betrachtungen an den einfachen und sichern Sinn der Worte: der Verf. schaltet hier willkürlich vielerlei Gedanken und kleine Ereignisse ein, welche wir weil sie in den Worten selbst keinen Halt haben nicht festhalten können. Versteht man aber das ganze Singspiel sowohl in allen seinen einzelnen Worten und Sätzen als in der von ihm dargestellten viel verschlungenen und doch sich ganz entsprechend abwickelnden Handlung richtig: so kann man nicht zweifeln dass es wie ein ächtes Drama gerade in fünf Akte zerfällt, von welchen die vier ersten mit 2, 7. 3, 5. 6, 3 (nicht 5, 8). 8, 4 schliessen. Oder blickt man von dem Hohenliede auf andere Stücke der Bibel die ihm mehr oder weniger gleichen, so wird man auch da dasselbe Grundgesetz einer Gliederung wiederfinden welche wo die Abwicklung einer bis zu einem Aeussersten immer verwickelter werdenden Handlung darzustellen ist überall am nächsten vorliegt.

Durch solche genauere Einsichten wird die gute Sache selbst welche der Verf. vertheidigt nur immer mehr gesichert. Indessen mögen auch die Beiträge welche er hier nun zum zweiten Male ihrer Vertheidigung widmet immer ihren Nutzen haben. Unser Verf. beurtheilt wenigstens manches einzelne viel besser als andere der neuesten Erklärer. Wir bemerken nur noch dass man mit ihm das Schauspiel vielleicht (wenn man überhaupt solche Namen mag) ein pathetisches nennen könnte sofern die Heldin in ihm vorübergehend auch leidet, das ganze Stück aber nach seiner Anlage und seinem Schlusse vielmehr eine Komödie zu nennen ist.

H. E.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

4. Stück.

4. April 1866.

Die combinirte äussere und innere Wendung von J. Braxton Hicks, M. D., Lehrer der Geburtshülfe und Frauenkrankheiten und Arzt an Guy's Hospital zu London, etc. etc. – Aus dem Englischen und mit Zusätzen von Wilhelm L. Küneke, M. D., Privatdocent der Geburtshülfe und Frauenkrankheiten an der Universität Göttingen. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht's Verlag. 1865. VI und 86 Seiten in gross Octav.

Der Gegenstand des vorliegenden Buches wurde, wie der Verf. im Vorwort bemerkt, zuerst im Jahre 1860 in The Lancet veröffentlicht und 1863 der Obstetrical Society of London vorgelegt, doch ist derselbe hier neu bearbeitet und durch neue Erfahrungen bereichert worden.

Der Herausgeber ist der Ansicht, dass im Fache der Geburtshülfe heut zu Tage fast allein auf deutschen und englischen Forschungen der Fortschritt beruht und dass die englische Geburtshülfe die einzige ist, von der die deutsche profitiren, oft sehr viel profitiren kann; er hat

aber auch zugleich gefunden, dass wenn man bei uns die englischen Leistungen auch nicht gerade ignorirt, man sie doch im Allgemeinen lange nicht gründlich genug würdigt und sich aneignet. Gewöhnlich lernt man sie nur aus den in den Zeitschriften gegebenen Referaten kennen, welche oft nicht einmal von Fachmännern verfertigt werden und meist höchst ungenau sind. Die Originale möchten wohl von sehr Wenigen studirt werden.

Die ersten Arbeiten über den behandelten Gegenstand sind zwar in einigen deutschen Zeitschriften wie in den Wiener med. Jahrbüchern durch Spaeth, in der Monatsschr. f. Geburtsk. u. a. referirt worden. Auch ist derselbe von Hohl in richtiger Würdigung der Wichtigkeit der Sache in der 2. Aufl. seines Lehrbuches der Geburtshülfe v. J. 1862 bereits erwähnt worden, während bei Grenser, der sonst so sorgfältig zu sammeln pflegt, in der 5. Aufl. von Naegele's Geburtshülfe v. J. 1863 jede Andeutung darüber vermisst wird.

Vorzüglich war es der Seite 72 mitgetheilte Fall von Spaeth in Wien, dessen Beobachtung den Herausgeber veranlasste der Angelegenheit grössere Aufmerksamkeit zuzuwenden, was ihn auch dazu führte die neue Operation selbst mit Glück am 11. Juni 1864 auszuführen (S. 72). Dass von demselben die Angelegenheit bis in neueste Zeit verfolgt wurde, bezeugt auch seine Anmerkung auf S. 8, endlich die Entdeckung des englischen Originals selbst, welches, in keinem deutschen Kataloge, in keiner Zeitschrift angezeigt, er in The Lancet auffand.

Mehr als diese Bemerkungen dürften die deutsche Bearbeitung die in dem Vorworte des Herausgebers angedeuteten Umstände rechtferti-

1. Dahin gehört die grosse Beachtung und erkenntniss welche das neue Verfahren unter 1 englischen Fachgenossen gefunden hat, ein Verfahren, welches ferner seine Begründung gerade in deutschen Leistungen findet. Denn abgesehen davon, dass Wigand schon vor fast 20 Jahren die Möglichkeit nachwies die Frucht künstlich und zwar ausschliesslich mittelst unserer Manipulationen aus einer Lage in eine andere überzuführen, sind es namentlich die letzten neuen Forschungen über den natürlichen Lagewechsel, d. h. die spontane Lageveränderung des Fötus in der letzten Zeit der Schwangerschaft, von Hecker, Credé, Valenta u. A., welche, obwohl unabhängig von der gleichzeitigen Erfindung des neuen Operationsmodus ausgeführt, doch einerseits das künstliche Verfahren den natürlichen Vorgänge sehr nahe bringen, andererseits wiederum jener neuen deutschen Entdeckung eine ungeahnte praktische Wichtigkeit verleihen, indem sie die Leichtigkeit darthun, mit welcher der Fötus in der Uterushöhle durch unsere Manipulationen aus einer Lage in eine andere gebracht werden kann. — Es ist eine beachtenswerthe Erscheinung, dass mit wachsendem Lebensalter des Geburtshelfers in der Regel die Operationsfrequenz desselben abzunehmen pflegt, obwohl man bei zunehmender Geschicklichkeit und Uebung im Operiren das Gegentheil erwarten sollte. Diese Erscheinung erklärt sich aus dem Umstande, dass der Geburtshelfer erst sehr allmählig aus der Praxis selbst die Wirkungsfähigkeit der Natur kennen lernt, deren Grenzen sich ihm mit gesteigerter Erfahrung immer weiter auseinanderrücken und endlich ein Gebiet umgeben, dessen Grösse ein endlicher Apriorismus nicht zu ahnen ver-

mochte. Aber selbst die Erfahrungen einer langen Privatpraxis scheinen diejenigen, welche durch ruhiges, ungestörtes, treues Beobachten in Gebäranstalten gewonnen werden, keineswegs ersetzen zu können. Und auch hier bedarf es einer Weile bis die aufsteigenden Zweifel zur gänzlichen Ueberwindung des Glaubens an die hergebrachten dogmatischen Schultheoreme geführt haben und nun mit einer freien und unbefangenen Betrachtung der Natur erst das Verständniss einer der grossartigsten Naturerscheinungen, der Geburt des Menschen, ihren Anfang nimmt. Nicht die operativen Fälle sind es, welche zur Förderung jener Einsicht vorzugsweise geeignet sind, sondern die natürlichen Geburten, deren Beobachtung eigentlich nur in Anstalten möglich ist. Auf diese soll der Lehrer den Schülern gegenüber das gebührende Gewicht legen und selbst das nöthige Interesse dafür zeigen, auf die unzähligen Nüancirungen und Modificationen, welche alle in das breitbasige Bereich des Normalen fallen, gehörig aufmerksam machen. Und in diesem Sinne scheint auch ein geringes Material zur Ausbildung tüchtiger Geburtshelfer ausreichend zu sein. Nur darf der Lehrer das Gebärbett nicht verlassen! Denn gerade das, was der junge Arzt hier lernen kann, die Grundlage der ganzen Geburtshilfe, wird ihm im praktischen Leben nie wieder geboten. Und diese Art der Beobachtung muss unseres Erachtens zu grossem Vertrauen auf die Naturwirkung, auf ein bewusstes Enthalten vom Operiren oder mit anderen Worten zum Operiren nur nach strengen, zwingenden Indicationen, zu der Ueberzeugung führen, dass eine conservative Geburtshilfe noth thut, ein Postulat, auf welches in neuerer Zeit nur von

nzelnen Fachmännern Grossbritaniens hingewiesen worden ist. Und auch in diesem Sinne ist es, dass wir die neue Operation mit Freuden begrüßen. Denn wenn wir mit einer Operation gewöhnlich den Begriff eines mehr oder einiger tiefen Eingriffs in den betreffenden Organismus zu verbinden gewohnt sind, so wird hier ein natürlicher Vorgang auf eine so zarte, milde, rasche und nichtsdestoweniger sichere Art und Weise bewerkstelligt, dass dabei von einem Eingriff in den mütterlichen und kindlichen Organismus kaum die Rede sein kann. Ausserdem kann man dem Verfahren auch in jedem Sinne einen prophylaktischen Charakter zuschreiben, als es schwereren Operationen zuvor kommt, diese abwendet und zwar zu einer so frühen Zeit, wo selbst die gebotene Ausführung der letzteren an den noch nicht vorbereiteten Geburtstheilen scheitern würde.

Wenn man endlich weiss, dass schon jeder normale Geburtsverlauf mehr oder weniger Verletzungen der Geburtstheile bewirken kann, wodurch, wie Buhl so überzeugend nachgewiesen, Resorptionsquellen für die puerperalen Excretionen und damit die Aetiologie des gefürchteten Puerperalfiebers gegeben werden, wenn man bedenkt, dass jene Verletzungen durch künstliche Eingriffe, ganz abgesehen von der etwa inficirenden Hand des Arztes, in der Regel gesteigert und vermehrt werden, jedenfalls bei jedem Eingriff unberechenbar sind, so werden wir hoch erfreut sein müssen, dass da, wo eine Operation nun einmal gar nicht zu vermeiden ist, wir mit dem neuen Verfahren immerhin insofern conservativ zu Werke gehen als wir durch ein so geringes Eingreifen der Kunst eine so grosse Wirkung zu erzielen im Stande sind. —

Das Buch ist eingetheilt in fünf Kapitel, die Casuistik und zwei Anhänge.

Das erste Kapitel bildet die Einleitung. Hier sucht der Verf. nachzuweisen, dass der Gebrauch der Hände dem von Instrumenten vorzuziehen und dass in der Erfindung der Wendung ein grosser Fortschritt gegeben war, welcher jedoch nach dem Bekanntwerden der Kopffange wiederum beeinträchtigt wurde, indem man bis jetzt, wenn der Hebel und die Zange fehlschlagen, zum Perforatorium greife, eine Behauptung, welche in Bezug auf die englische Praxis allerdings gerechtfertigt ist. Wenn nun auch unter den nöthigen Vorbedingungen der Zange der Vorzug vor der Wendung zuzugestehen ist, so verhält es sich umgekehrt beim Perforatorium. Die Wendung nun ward durch den alleinigen Gebrauch innerer Handgriffe bewerkstelligt, wobei, was besonders zu beachten, die ganze Hand vollständig in die Gebärmutter eindrang und direct auf den Kindestheil einwirkte, auf welchen gewendet werden sollte; die äussere Hand unterstützte dabei höchstens durch Fixirung des Uterus und des Fötus.

Dagegen legte Wigand im Anfang unseres Jahrhunderts auf meisterhafte Weise dar, dass die Frucht in der Querlage durch äussere Handgriffe allein gewendet werden könne. Er bediente sich dabei der Hand innerlich nur um den Kindestheil, auf den gewendet ward, in den Muttermund zu leiten, nicht als wirklich bewegende Kraft. Dieser Umstand ist besonders zu beachten, weil man auf diese Weise nur die Querlage in die Längslage, nicht aber z. B. eine Kopflage in eine Quer- oder Steisslage verwandeln kann. Nebenbei suchte er seine Handgriffe durch besondere Lagerungen der Kreissenden

nd durch die Wehen zu unterstützen. Da Vigand mit seiner Methode eine vollständige Umdrehung nicht erreichte, so war sie gerade in die wichtigsten Fälle (*Placenta praevia*, Beckenbeschränkung etc.) nicht anwendbar. Zudem setzt die Methode eine bedeutende praktische Geschicklichkeit voraus, lässt während der Geburtsthätigkeit leicht im Stich und zum Ersuchen der Kindslage vor Beginn der Geburt haben die Wenigsten Gelegenheit noch auch die Fähigkeit, dazu ist die künstlich bewirkte Lage zum dauernd zu fixiren. Diese äussere Methode ist in Deutschland von verschiedenen Geburtshelfern geübt, den Franzosen ist sie erst kürzlich bekannt geworden, in den englischen Büchern findet sie sich nur angedeutet; jedenfalls ist sie, obwohl eine wichtige Bereicherung der Geburtshilfe, auffallenderweise nicht zu allgemeiner Geltung gekommen.

Robert Lee hat zuerst darauf aufmerksam gemacht, dass sobald der Muttermund einen oder zwei Finger zulässt, man mit diesen den vorliegenden Kopf nach der Seite, und die sich successive präsentirenden Theile ebenfalls in der nämlichen Richtung fortschieben und so zuletzt die Füsse zum Vorliegen bringen könne und gab noch die Thatsache an, dass bei der Querslage das Knie nur um die Länge eines Fingers vom Muttermunde entfernt liege und daher un schwer herabzuhaken sei. Da jedoch die Frucht meist schräg liegt, so muss sie zunächst künstlich quer gelegt werden. — Obgleich dieser Modus nothwendig ungenügend ist, so bildet er doch einen Fortschritt von grosser Wichtigkeit.

Auf der Combination dieser beiden Momente nun, der Bewegungsfähigkeit des Fötus von aussen allein, und von innen allein, be-

ruht die zu beschreibende Wendungsmethode des Verfassers, eine Methode, welche in den meisten Fällen ebenso sicher und rasch ausgeführt werden kann wie das gewöhnliche Verfahren und jenes von Wigand und von Lee auch deshalb übertrifft, weil sie die Fähigkeit der Rectification abnormer Lagen mit der der vollständigen Wendung vereint, sich aber von allen anderen Methoden dadurch unterscheidet, dass sie die Wendung auf den Kopf oder auf den Fuss, in manchen Fällen abwechselnd oder wenigstens nach einander, je nach Belieben ausführen kann und sobald nur der Muttermund einen oder zwei Finger durchlässt anwendbar ist.

Im zweiten Kapitel werden die Principien, auf welche die combinirte äussere und innere Wendung sich gründet, genauer dargelegt. Es sind drei Punkte, auf die es ankommt: der erste ist der, dass das Kind im Uterus durch jeden beliebigen von aussen einwirkenden Anstoss leicht bewegt wird. Dieser Umstand hat noch nicht die gebührende Beachtung gefunden. Die Beweglichkeit ist am vollständigsten bei unverletzten Eihäuten, ist weniger vorhanden, wenn das Fruchtwasser theilweise abgeflossen ist, fehlt aber durchaus nicht ganz, nachdem es völlig abgegangen, wenn nur der Uterus sich nicht fest um den Fötus contrahirt hat.

Der zweite Punct ist der, dass wenn das Kind im Uterus quer liegt, das Knie in natürlicher Haltung in der regio umbilicalis des Kindes, fast unmittelbar über dem Muttermunde und daher innerhalb einer Fingerlänge von demselben entfernt liegt; und dass ebenso der Fuss in seiner natürlichen Haltung auf den Hinterbacken ruht und daselbst zu finden ist, wenn

ieses Ende des Kindes vorliegt. Sollte es uns
emnach gelingen auf irgend eine Weise den
ötus in Querlage zu bringen, so ist die Haupt-
schwierigkeit der Wendung überwunden.

Der dritte Punct ist der, dass die Querlage
rosse Neigung hat in eine Lage überzugehn,
1 welcher die Längsaxe des Fötus und des
terus coincidirt werden; oder mit anderen Wor-
en, wenn das Kind querliegt, so wird man
mit geringer Kraftanwendung die Richtung be-
stimmen können, welche der Kopf nehmen soll,
b nach dem Muttermunde oder dem fundus
teri zu.

Im dritten Kapitel wird der Opera-
tionsmodus und zwar zunächst bei der Wen-
lung auf den Fuss beschrieben. In Rücken-
agerung der Gebärenden wird bei 1. Kopf-
ängelage die vorbereitete linke Hand so weit in
die Scheide eingebracht als nothwendig ist um
so hoch wie eine Fingerlänge in den Mutter-
mund hinaufreichen zu können. Mit der rech-
ten Hand wird äusserlich der Steiss in der rech-
ten Uterusseite herabgedrängt, während gleich-
zeitig die innere Hand den Kopf in entgegen-
gesetzter Richtung aufwärts schiebt. Letzteres
kann ungemein erschwert sein bei bereits tief
im Becken engagirtem Kopfe, besonders wenn
Uteruscontractionen zugegen sind. Die Schul-
ter rückt sodann über den Muttermund und
wird in derselben Richtung weiter geschoben
und nachdem der Steiss von aussen ein wenig
weiter herabgedrückt ist, berührt das Knie den
Finger und kann mit diesem herabgehakt werden.

Wenn die Eihäute intact sind, so ereignet
es sich sehr häufig, dass sobald die Schulter
gefühl wird, der Steiss und Fuss in demselben
Moment in den Muttermund treten in Folge der

Tendenz des Uterus die Längsaxe der Frucht mit seiner eigenen in Coincidenz zu bringen. Falls daher das Herabhaken des Knies Schwierigkeiten darbietet, so kann man dadurch die Wendung vollenden, dass man den Steiss noch mehr nach unten drückt.

Bisweilen wird die Umdrehung noch dadurch erleichtert, dass, sobald der Kopf sich oberhalb des Beckeneinganges befindet, man die äussere Hand unter denselben anlegt und ihn abwechselnd mit dem Herabdrücken des Steisses von auswärts in die Höhe drängt.

Wenn der Muttermund nur einen Finger zulässt und der Fuss deshalb nicht hindurchgeführt zu werden vermag, so kann derselbe doch durch Andrücken mit jenem Finger gegen die Innenfläche des Muttermundes und die Symphyse in jenem zurückgehalten werden. Dies Festhalten bietet einen doppelten Vortheil sowohl für die eventuelle Extraction sobald der Muttermund ausreichend erweitert ist, als es auch eine solche Verbesserung der gegenseitigen Beziehungen zwischen dem Uterus und seinem Inhalte herbeiführt, dass die nachherigen Operationen leichter gelingen. Dies geschieht gleichzeitig in Folge theils der Action des Uterus, theils eines sanften Zuges an dem Theile.

Bei der Richtung des Rückens nach rechts sind die Handgriffe umzukehren.

Bei zweifelhalter Kopflängslage soll der Kopf, wenn er beträchtlich entfernt vom Centrum des Muttermundes liegt, nach der Seite gedrängt werden, nach welcher er eine Neigung hat und der Steiss nach der entgegengesetzten. Liegt der Kopf dagegen central auf, ohne dass durch Ermittlung seiner Stellung die Kindslage erkannt werden kann, so ist wegen der grösseren

Frequenz der 1. Längslage dieselbe als solche zu behandeln. Uebrigens gelingt die Wendung auch wenn man in verkehrtem d. h. dem angegebenen entgegengesetztem Sinne manipuliren sollte.

Die Wehencontractionen und das Mitpressen können dem Verfahren sehr hinderlich sein, doch genügt in der Regel eine Wehenpause zur Ausführung desselben, zumal da es meist in eine so frühe Geburtsperiode fällt, dass die Wehen noch nicht sehr entwickelt sind.

Bei Querlage gestaltet sich die ganze Proceßur viel leichter und einfacher. Dagegen ist sie bei vernachlässigten Schulterlagen und fester Umschnürung durch den Uterus nicht ausführbar. Uebrigens ist die Anwendung der äusseren Handgriffe ungemein werthvoll wie schon Nigand wusste und was Simpson für die gewöhnliche Wendungsmethode so sehr betont. Da wo bei Schulterlage die combinirte Methode noch anwendbar erscheint, muss zunächst der vorgefallene Arm reponirt werden.

Der Beschreibung des Verfahrens sind drei Abbildungen, welche die Hauptmomente der Operation darstellen, im Texte eingefügt, wobei der Verfasser, vermuthlich um es möglichst zu versinnlichen, sich genöthigt gesehen hat gerade die seltenste Richtung in der Lage, nämlich mit dem Rücken nach links und hinten zu wählen.

Will man die Wendung auf den Kopf ausführen, so drängt man, wenn bei Querlage z. B. der Kopf rechts liegt, mit dem Finger der linken Hand innerlich die Schulter nach links und oben, während die äussere Hand den Kopf in der rechten Seite herabdrückt. Sollte die Blase noch stehen, so kann man sie nun zweckmässig sprengen. Der

vorgefallene Arm ist zuvörderst zu reduciren. Die nämlichen Regeln gelten bei der Verwandlung einer Steisslängslage in eine Kopflängslage, was jedoch vom Verf. bislang noch nicht geübt worden ist.

Zur Vergleichung hat hier der Herausgeber das ganz ähnliche Verfahren der Wendung auf den Kopf von Hohl hinzugefügt.

Das vierte Kapitel bezeichnet die Fälle, in denen die Anwendung der combinirten Methode zweckmässig ist. Abgesehen von den Fällen abnormer Lage, von Beckenenge und von Collapsus, sind es besonders zwei Zustände, welche, vielleicht die schwierigsten für den Geburtshelfer, die gefahrvollsten für Mutter und Kind, sich hier unter einem ganz neuen und hoffnungsreichen Gesichtspunkte darbieten und daher von der allergrössten Wichtigkeit sind, nämlich Eklampsie bei der Geburt und Placenta praevia. Es liegt nicht in der Absicht dieser Anzeige hier auf die Beziehungen der Operation zu diesen Zuständen genauer einzugehen, allein einer Andeutung kann sich Ref. nicht enthalten. Aus der Vergleichung der Behandlungsweisen des Falles von Eklampsie des Verfs. S. 53 und des vom Herausgeber hinzugefügten von Hecker ergiebt sich mancherlei zu bedenken, was zweckmässig dem Leser selbst überlassen bleibt. Nur im Allgemeinen mag bemerkt werden, dass die englische Geburtshülfe einen grossen Vorzug vor der deutschen in dem physiologischen Verständnisse des Geburtsherganges documentirt. Während die allzu mechanische Auffassung desselben seitens der gegenwärtigen deutschen Geburtshülfe zu derlei empörenden und unverzeihlichen Eingriffen wie Einschneidung der äussern Geschlechtstheile, ja des Muttermundes verleitet,

was leider gar zu allgemeiner Praxis auszuarten droht, so weiss die Geburtshülfe Grossbritanniens sehr gut, dass die Geburtswege zuvor organisch vorbereitet und erweiterungsfähig geworden sein müssen ehe sie sich mechanisch ausdehnen lassen und dass jene organische Erweiterung ein ganz wesentlicher Effect der Geburt selbst ist, aber seine Zeitdauer in Anspruch nimmt. Wir müssen uns wahrlich um so mehr vor unseren insularen Fachgenossen schämen, als jene Auffassung, zwar von jeher in England vorherrschend (Smellie), doch ihre eigentliche Begründung und Ausbildung in Deutschland erhalten hat. Bei diesem unverkennbaren Rückschritt unserer neueren deutschen Wissenschaft und Praxis thäte es noth den Staub vom alten Wigand zu wischen, den wir zu unserm Schalen allzufrüh vergessen haben!

Ganz besonders beachtenswerth und überaus werthvoll ist die neue Operation bei der Behandlung der Placenta praevia. Das Ziel aller bisherigen Behandlungsweisen dieses Zustandes geht mit Recht dahin der dabei stattfindenden Blutung Herr zu werden und dies ist in der Regel nicht anders möglich als durch gewaltsame operative Eingriffe die Entbindung zu bewerkstelligen. Das neue Verfahren nun setzt uns nicht allein in den Stand viel früher, als es sonst möglich, den Fuss in die Hand zu bekommen, sondern gewährt den gar nicht hoch genug anzuschlagenden Vortheil, dass der durch den Muttermund sanft und allmählig hindurch gezogene Schenkel, Steiss, Rumpf mittels ihrer konischen Form die blutenden Stellen von innen tamponiren und zu gleicher Zeit durch ihren Reiz auf den Muttermund Wehen erzeugen, welche den letzteren organisch erweiterungsfähig

machen während die Kindstheile sanft angezogen diese Vorbereitung mechanisch benutzen. Das grosse Problem, die zur Geburt nothwendigen Wehen mit ihrer tödtlichen Nebenwirkung als Ursache der Blutung zu unschädlicher Entfaltung und erwünschter Wirkung zu bringen, scheint durch das neue Verfahren in der That gelöst zu sein. Ausserdem wird, da die Geburt nunmehr als eine gewöhnliche Steiss- oder Fussgeburt zu behandeln ist, die Gefahr, welche eine zu rapide Entbindung bei vorhandenem blutleeren Zustande der Kreissenden birgt, glücklich vermieden, dagegen die gehörige Zeit gewonnen die verlorenen Kräfte derselben wieder herzustellen. Der Verf. illustriert diese Verhältnisse durch zehn von ihm behandelte Fälle (S. 40 — 52), denen der Herausgeber einen Entbindungsfall von Hecker (Klinik der Geburtskunde Band II. S. 171) hinzugefügt hat, welcher sowohl eine interessante Vergleichung gewährt als auch das Desiderat der in Rede stehenden Operation beweist.

Aus einem Briefe von Hicks vom 1. Febr. d. J. darf Ref. verrathen, dass die von ihm angegebene Wendungsmethode seit der Publication seines Werkes ausser bei vielen anderen Gelegenheiten besonders ausserordentlich vortheilhaft bei Placenta praevia befunden worden ist.

Bei noch sehr engem Muttermunde empfiehlt Verf. sehr warm die Erweiterung des Muttermundes mittels der neuen elastischen Beutel von Keiller und von Barnes. Herausgeber legt dies Verfahren in einer Anmerkung näher dar, erinnert noch an das ähnliche von Tarnier und empfiehlt die Prüfung der *Laminaria digitata*.

Im fünften Kapitel werden die Vortheile der Operation recapitulirt und die Schwierigkeiten derselben noch besonders hervorgehoben. Erstere bestehn sowohl in Vermeidung gewisser Nachtheile als auch in Gewährung positiver Vortheile. Der entgegenstehenden Schwierigkeiten sind besonders fünf: das Zusammengebeugtsein der Frucht bei vernachlässigten Querlagen ist trotz des Chloroforms meist ein unüberwindliches Hinderniss, wie auch der Tetanus uteri. Der dritten Schwierigkeit, dem Mitpressen und Umherwerfen unruhiger Gebärenden ist schon durch Chloroform beizukommen. Kleine resistenzlose, besonders macerirte Früchte erschweren zwar die Procedur, doch sind sie kein absolutes Hinderniss. Zu viel Fruchtwasser endlich, namentlich in den früheren Monaten, ist durch Ablassen desselben zu beseitigen. Auf alle Fälle ist es nothwendig methodisch, nicht übereilt oder confus zu operiren.

Uebrigens ist der Verf. nicht gemeint die alte Wendungsmethode durch seine neue gänzlich verdrängen zu wollen, sondern lässt ihre Indicationen bestehen.

Was das Chloroform betrifft, so wird die Verwendung desselben in der Regel nicht nöthig werden und es ist nur dann zu gebrauchen, wenn Schwierigkeiten, als zu grosse Reizbarkeit und Spannung der Bauchmuskeln oder zu kräftige und anhaltende Uterincontractionen, sich zeigen.

Die auch in dieser Schrift hervortretende Vorliebe der englischen Aerzte für das *Secale cornutum* dürfte wohl nur von wenigen deutschen Geburtshelfern getheilt werden.

Es folgt die Casuistik, welche die Verwandlung der Kopflängslage in die Fusslängs-

lage, der Querlage in die Kopf- oder Fusslage durch 24 Fälle in höchst instructiver Weise illustriert. Hinzugefügt sind vom Herausgeber zwei eigene Beobachtungen, deren eine er bei Spaeth in Wien gesehen, die andere selbst ausgeführt hat. Da die noch controverse Frage nach dem Vorzuge der Steiss- oder der Kopflängslage bei Beckenenge durch die neue Wendungsmethode an Wichtigkeit gewonnen hat und der Entscheidung näher gedrängt wird, so hat Herausgeber die neueste Literatur über diesen Gegenstand beigegeben, zu der seitdem noch eine Arbeit von Prof. C. Hennig in Leipzig gekommen ist (Monatsschr. für Geburtsh. Bd. 25 Sppl. S. 86). — Im Inhaltsverzeichniss findet sich leider der Druckfehler Wendung auf den Kopf bei engem Becken statt Wendung auf den Fuss.

In einem Anhang giebt Verfasser, was sich in der Literatur seines Vaterlandes auf seine Operation Zielendes vorfindet. So dürftig diese Revision auch ausfallen musste, so war doch von ihm auf die ausländische Literatur wenig Rücksicht genommen worden und da gerade hier der Boden sich viel weniger steril erweist, so hielt es der Herausgeber für gerechtfertigt diese Lücke auszufüllen und damit dem ganzen Werke erst die eigentliche wissenschaftliche Begründung zu geben. Indem er so vorzüglich die deutsche und französische Literatur, wie er annehmen zu dürfen meint, erschöpfend, jedoch nur ganz kurz und gleichsam als Vorarbeit zu einer etwaigen ausführlichen Bearbeitung des wichtigen Gegenstandes, als eigenen Anhang angefügt hat, glaubt er die Entwicklung der Idee der neuen Methode von Braxton Hicks genauer dargelegt und überhaupt die Situation geklärt zu haben.

Schliesslich möchte Referent noch bemerken, dass seines Erachtens durch die neue Operation sowohl für den künstlichen Situswechsel der Querlage in die Kopflängslage, statt in die Steisslängslage, als auch für den künstlichen Positionswechsel z. B. die Rectification der Schiefstellungen des Schädels, besonders des höchsten Grades derselben, jener perniciosösen Stirnstellung, sowie der Gesichtsstellung in die Scheitelstellung, eine neue hoffnungsreiche Zukunft eröffnet worden ist.

Küneke.

Ernst der Fromme, Herzog zu Sachsen-Gotha und Altenburg. Ein Beitrag zur Geschichte des sebzehnten Jahrhunderts von Dr. August Beck. Th. I, IV u. 827, Th. II, 258 Seiten 1 Octav. Weimar, bei Hermann Böhlau, 1865.

Der Verf. hat nicht nur mit grossem Fleisse, er hat auch mit einer Liebe gearbeitet, die dem Werke Leben und Wärme mittheilt. Galt es doch der Biographie eines fürstlichen Herrn, dessen Segen noch jetzt auf den Landschaften ruht, für die er sann und wachte. Ihm war kein Mühsal beschieden, vielmehr trieb auch ihn der Drang der Zeit in die überfluthende Bewegung hinein; aber er wurde dadurch in der Sorge für das seiner Obhut anbefohlene Land nicht beirrt und durch keine Widerwärtigkeit rückgeschreckt, immer gleich fest und muthig, harrete er in rastloser Thätigkeit bis zum Ende seiner Tage. Der Verf. will in Ernst den ganzen Fürsten und den ganzen Menschen nach seinem innersten Wesen zur Anschauung bringen und der Leser wird dankbar anerken-

nen, dass diese Aufgabe ihre völlige Lösung gefunden hat. An Material fehlte es nicht, vielmehr scheint dasselbe in den Archiven zu Gotha, Coburg und Weimar in solcher Fülle aufgeschichtet zu sein, dass die Bewältigung, Sichtung und zweckmässige Verwendung desselben einen nicht minder grossen Aufwand an Zeit und Geduld erheischt haben wird, als die Composition eines alle Lagen und Zustände des Regentenlebens gleichmässig umfassenden und gleichwohl nie durch Ueberfüllung oder Magerkeit ermüdenden Bildes viel Geschmack und eine leichte und sichere Hand erforderte. Die Darstellung hält sich frei von jeder Ueberschwänglichkeit des Lobes; sie lässt statt dessen die Thatsachen reden und führt den Herzog in seinen Verordnungen und Zuschriften, in den Entwicklungen seines geistigen Lebens nach dessen eigenen Aufzeichnungen und Aussprüchen vorüber.

Herzog Ernst, der Sohn Johannis von Weimar und der Dorothea Maria von Cöthen, geboren 1601, war der jüngere Bruder von Johann Ernst, Friedrich, Wilhelm und Johann Friedrich, die gleichzeitig im dreissigjährigen Kriege ihr Leben für Glauben und Freiheit der Väter dransetzten, um drei Jahre älter als Bernhard, der jüngste seiner Brüder und ritterliche Liebling des schwedischen Königs. Kaum zum Jüngling herangereift, wurde er von Johann Ernst, als dieser der böhmischen Rüstung sich anschloss, mit der Regierung des Landes betraut, das nur zu bald die schwere Hand der Sieger fühlen sollte, führte dann seine selbstgeworbene Reiterschaar in's schwedische Heerlager und wurde 1633 von Herzog Bernhard an die Spitze der Verwaltung des Herzogthums

Franken gestellt. Seitdem begegnen wir ihm in Würzburg mit dem Ordnen politischer und kirchlicher Zustände beschäftigt, aus treuer Ueberzeugung ein Kind des Protestantismus seiner Zeit, der mit denselben Mitteln, die er abseits einer Gegner so bitter empfunden hatte, der klein selig machenden Kirche den Sieg zu verschaffen suchte. In diesem Sinne und gestützt auf eingeholten Gutachten der Theologen in Jena, befahl er die Abstellung der öffentlichen Processionen, die Beseitigung des alten Kalenders, die Zulassung evangelischer Religionsverwandten in den Rath; er verlangte von den Rathsherrn einen Besuch evangelischer Predigten, von der Geistlichkeit die Verzichtleistung auf päpstliche Absolutionen, er fühlte sich im Herzen gedrungen, »die im Papstthum verführten Leute durch Gottes Gnade allgemach der Erkenntniß der Wahrheit entgegenzuführen, den Gemeinen, über welche ihm das Patronatrecht zustand, nach dem Responsum von Helmstedt und Jena evangelische Prediger zu setzen, die Juden zum Besuche christlicher Kirchen zu zwingen. Andererseits zeigte er sich unablässig beflissen, den auf dem Lande lastenden Druck zu mildern, die durch den Krieg geschlagenen Wunden zu heilen, für öffentliche Sicherheit und strenge Handhabung der Justiz Sorge zu tragen.

Der dritte Abschnitt zeigt uns Herzog Ernst als den Regenten seiner Erblande während des Zeitraums von 1640 bis 1674. Mit Gottvertrauen ging er an's Werk, den gänzlich zerrütteten Wohlstand der Unterthanen wieder herzustellen, aus Zügellosigkeit dieselben zur Zucht und ehrbaren Sitte zurückzuführen, durch sorgfältige Auswahl rüstiger Werkzeuge im geistlichen und weltlichen Regiment Ordnung und Ge-

rectigkeit vorwalten zu lassen, das verlassene Haus der Väter wieder aufzurichten, ein treuer und sparsamer Haushälter, der, wenn im Kampfe mit dem Elend der Zeit und den durch Krieg verhärteten Herzen die eigenen Kräfte zu versiegen drohten, des einzigen Weges nie vergass, auf welchem Trost und Freudigkeit und Rath zu gewinnen stand. Die Geschichte weiss von keinem Günstlinge zu erzählen, der sich in das Herz und Vertrauen von Ernst eingeschlichen hätte. Seine Arbeitskraft diente den Beamten als Sporn, die Reinheit seines Wandels schüchterte unsaubere und freche Geister ein. Ihm galt der Spruch über Alles: »die Furcht Gottes ist der rechte Schutz und Schatz eines Fürsten«. Es lebte in ihm jene wahrhaftige Frömmigkeit, die in Demuth und Selbstverleugnung nur den Werken der Bruderliebe obliegt. Eines solchen Wächters und Aufsehers bedurften die im Kriege schwer heimgesuchten Landschaften Thüringens, die verarmte, von der Soldateska misshandelte und im wüsten Leben verkommene Bevölkerung, wenn sie der Wiedergeburt entgegengeleitet werden sollte. Die speciellen Schilderungen, welche der Verf. nach den ihm vorliegenden Acten von dem Hausen feindlicher und befreundeter Schaa- ren in diesem Theile Deutschlands entwirft, vervollständigen das Bild des Jammers, welches das Reich im letzten Decennium des dreissig- jährigen Krieges bietet.

Hiernach geht der Verf. auf die Theilungen und Verträge im fürstlichen Hause über, bespricht, meist nach dem Wortlaut authentischer Documente, die von Ernst durchgeführte Organisation des Landes, das Mühen desselben für Förderung von Handel und Gewerbe, seine Begründung und väterliche Beaufsichtigung des

Kirchen- und Schulwesens, wobei der synkretistischen Streitigkeiten umständlich gedacht wird, und wendet sich schliesslich zu der lebhaften Theilnehmung desselben an dem Gedeihen von Kunst und Wissenschaft. Der vierte und letzte Abschnitt führt den Fürsten, welchem, nächst dem Lesen der heiligen Schrift, die edle Musica zur Erholung diene, als Familienvater vorüber. Da contrastirt nun freilich seine »Ordnung der Gottseligkeit« auffallend genug mit den üblichen fürstlichen Erlassen und Hofordnungen jener Zeit, die der Trunksucht und dem Würfelspiel höchstens bescheidene Grenzen setzten und leicht-
hin gewähren liessen, wenn nur Hofkeller und Kirche nicht allzu empfindlich darunter litten. — Mit Elisabeth Sophia von Altenburg lebte Ernst in glücklicher und segensreicher Ehe; von achtzehn aus ihr hervorgegangenen Kindern überlebten nur neun den Vater; die Erziehung derselben erinnert vielfach an die von der Herzogin Elisabeth für ihren Sohn, Erich den Jüngeren, erlassene Ordnung. So sehen wir Ernst, immer gleich thätig, gleich unverdrossen bis zu seinem am 26. März 1675 erfolgten Tode, der fürstlichen Aufgabe nachringen. Ihm ward die ehrenvolle Anerkennung seiner Zeitgenossen zu Theil; die Unterthanen segneten den liebevollen, väterlichen Herrn, auf den man das Symbolum eines wolffenbüttelschen Herzogs »aliis serviendo consumor« mit vollem Rechte anwenden darf, hohe und niedere Stände des Reichs übertrugen ihm gern bei ihren Streitigkeiten das Amt des Schiedsrichters. Sein Name lebt bis zur Stunde in dankbarer Erinnerung derer, deren Voreltern sich seiner segensreichen Regierung erfreuten.

Abgesehen von den Belegstücken, hinsichtlich deren sich der Verf. auf solche beschränkt

hat, die bisher noch nicht in die Oeffentlichkeit gelangt waren, wird der zweite Theil von einem alphabetisch geordneten, in Form kurzer Biographien gehaltenen Verzeichnisse der Persönlichkeiten eingenommen, mit denen Herzog Ernst mehr oder weniger in Berührung trat.

Meine Wallfahrt nach Mekka. Reise in die Küstengegend und im Innern von Hedschas von Heinrich Freiherrn von Maltzan. Zwei Bände. Leipzig 1865. Dyk'sche Buchhandlung.

Bis jetzt sind seit allen Muslimischen Zeiten der Weltgeschichte und noch in diesem Jahrhunderte nur sehr wenige Christen und auch sie nur verstohlen in Mekka und Medina gewesen; und unter diesen wieder haben nur Burckhardt und Burton ausführliche Beschreibungen alles dessen gegeben was sie als verkleidete Muslim von den dortigen Sitten und Heilighümern sahen. Dass der Freiherr v. Maltzan sich diesen beiden kühnen Christen als der dritte anreihen wollte, verdient alle Anerkennung. Ihn reizte freilich nicht das Beispiel des vortrefflichen Burckhardt welcher aus reinster Liebe zur Wissenschaft sich als Muslimischer Bettler verkleidete und unter tausend Erniedrigungen und Unwürdigkeiten jene selbst so unwürdigen Heiligkeiten ausforschte, dafür aber auch seinen Zweck desto vollkommener erreichte. Das kecke Wagniss und Glück des Engländers Burton schwebte ihm vor, wie er auch gar nicht läugnet dass sein Zusammentreffen mit ihm in Kihira ihm den ersten Gedanken ein solches Wag-

ss keck zu unternehmen eingegeben habe. it eignen schweren Kosten rüstete er sich nun zu aus, wandelte sich in Aegypten äusserlich einen Muslim um der halb als reicher Kaufmann halb als verschwenderischer Reisender gelten konnte, benutzte betrüglich den Pass eines Muslim aus Algier, und sah so alles was in Mekka zur Festzeit zu sehen ist. Das Wagniss lieb, wie heute die Dinge noch liegen, immer noch genug; und wir könnten erfreut sein dass ein Deutscher Freiherr in unsern Tagen ganz auf eigne Faust und eignes Geld hin ein solches Unternehmen durchführte welches, wenn er nachher seine seltenen Erlebnisse und neugeschöpfen Erkenntnisse auch schriftstellerisch mittheilen wollte, immerhin auch allgemeiner manniglich nützlich werden kann.

Allein so wie der Verf. hier seine Wallfahrt beschreibt, kann man leider sein Werk nicht billigen, sondern muss ernstlich wünschen dass solche edelgeborne Deutsche welche künftig etwa ähnliche schwierige Dinge in der Welt unternehmen wollen sich bessere Verdienste erwerben. Dass manche Leser in diesen zwei Bänden manches ihnen noch Unbekannte finden welches sie sei es mit Nutzen sei es sonst mit Theilnahme und Vergnügen hören werden, versteht sich von selbst: und hätte der Verf. sich auf einen einfachen Bericht über alles von ihm Erschaute und Erlebte beschränkt, so könnte man dagegen nichts einwenden. Aber indem er hier ein Buch giebt welches halb gelehrt und halb unterhaltend oder nach Art etwa der Briefe eines Verstorbenen geistreich sein soll, müssen wir es verwerfen und vor seiner Nachahmung warnen. Ein solches Zwitterwerk von dem ist schon an sich bedenklich und zweifel-

haften Nutzens. Aber die Arabische und Muslimische Gelehrsamkeit des Verfs ist wirklich zu gering und zu verworren, während er sie doch vor seinen Lesern zur Schau trägt und sich ihrer gar rühmen möchte. Er hatte ehe er diese Wallfahrt antrat sich Jahre lang in Nordafrika von Algier aus unter Muslimen aufgehalten, hat auch ein Deutsches Reisewerk darüber verfasst welches uns unbekannt geblieben ist. So war er zwar für die Reise nach dem Higaz einigermassen vorbereitet, aber dies allein befugte ihn doch nicht in rein wissenschaftlichen Dingen so zu verfahren wie er hier thut.

Der Verf. ist nun mit einem gründlichen Abscheue vor allem Muslimischen von seiner Ausfahrt in jene verbotenen Gegenden und heiligen Heiligkeiten zurückgekehrt: wir werden ihm das nicht, wünschten nur dieser Abscheu möchte noch etwas tiefer gehen und insbesondere seinen guten Gründen nach von ihm ebenso wie allen ihm ähnlichen noch etwas tiefer erkannt werden. Auch sehen wir den Nutzen dieses seines Buches, sofern es einen nachhaltigeren stiften kann, vorzüglich in dem Abscheu vor allen jenen Glaubensdingen und Glaubenssitten den es jedem unbefangenen Leser einflössen muss. Allein dass der Reisende dennoch sein mit so grossen Kosten und löblicher Kühnheit angetretenes Unternehmen nur zur Hälfte ausführen konnte, davon scheint er nur die Schuld selbst zu tragen. Wollte er einmal in den heutigen Muslimischen Schmutz sich hineinbegeben und allen Ekel deshalb überwinden, so hätte er unstreitig besser gethan Burckhardt's Beispiel zu befolgen: er würde dann mit seinem rüstigen Leibe alle seine Ziele erreicht haben. Allein dass er als reicher Mann

eisend und von dem Aberglauben der dortigen Leute als »Prinz von Algier« verehrt noch mitten in seiner Fahrt als »Französischer Spion« bel verdächtigt werden und in Lebensgefahr kommen würde, konnte ihm jeder Sachkenner vorhersagen. So meinte er sich plötzlich verathen (indess war es wirklich so weit noch nicht gekommen), floh Nachts aus Mekka mit Zurücklassung ansehnlicher Schätze und sogar eines schwarzen Sklaven Ali, eilte nach dem Meere, und war übergücklich hier sogleich ein englisches Schiff anzutreffen; die Reise nach Medina musste nun unterbleiben. Das alles sind keine Dinge deren ein Deutscher Freiherr sich zu rühmen hat.

H. E.

Mémoires de l'Académie Impériale des Sciences de St.-Pétersbourg, VIIe Série. Tome VII, Nr. 6. — Ibn Mâlik's Lâmiyat al af' âl mit Badraddîn's Commentar. Ein Lehrgedicht über die Formen der arabischen Verba und der davon abgeleiteten Nomina, übersetzt und mit kritischen Anmerkungen versehen von Prof. Dr. Kellgren. Auf Grund des handschriftlichen Nachlasses Kellgren's bearbeitet, mit Zusätzen vermehrt und unter Beigabe des Arabischen Textes herausgegeben von Dr. W. Volck. Der Akademie vorgelegt am 28. Nov. 1862. St.-Petersburg 1864. — 27 S. (Text) und 62 S. (Uebersetzung und Erläuterungen) in Quart.

Die hier angezeigte Schrift enthält den Arabischen Text nach der autographierten Ausgabe Vallin's vom Jahre 1851 und die mit Hülfe einer neuen, guten Handschrift von Kellgren ver-

fasste, vom Herausgeber verbesserte und mit mancherlei Erläuterungen versehene Uebersetzung. Die Erwartungen, welche man an ein Werk zu stellen berechtigt ist, an welchem so tüchtige Männer gearbeitet haben, werden leider nicht ganz erfüllt. Wallin, der schärfste Beobachter und grösste Kenner des jetzigen Arabiens, hatte über ein zu ungenügendes handschriftliches Material zu verfügen, um einen guten Text herzustellen, und Kellgren wurde durch den Tod an der Vollendung seiner Arbeit gehindert, so dass es geradezu ungerecht wäre, ihm die Mängel der nicht abgeschlossenen Arbeit vorzuwerfen: während Hrn. Volck allerdings mancherlei Fehler zur Last fallen. Am meisten in die Augen springt der Umstand, dass er den unvollkommenen Text Wallin's abdruckt und es dem Leser überlässt, sich die bessern Lesarten aus den Anmerkungen zur Uebersetzung zusammen zu suchen, so wie dass er die von Wallin gesetzten Vokalzeichen fast alle fortlässt, selbst in solchen Fällen, wo sie zum Verständniss sehr wünschenswerth oder ganz unentbehrlich sind. Die zahlreichen Versehen und Mängel im Einzelnen sind von Fleischer, dessen Unterstützung sich der Herausgeber übrigens bei der Arbeit selbst erfreut hatte, in einer Anzeige in der Zeitschr. d. D. M. G. Bd. XIX, S. 673 ff. mit gewohnter Gründlichkeit und Sicherheit genau angegeben; auf diese Anzeige müssen wir die Leser um so mehr verweisen, da dieselbe dem, welcher den Arabischen Text lesen will, schon durch die Aufzählung der von Kellgren übersehenen Lesarten der besten, so wie einer neu hinzugekommenen Handschrift unentbehrlich ist.

Was nun das Gedicht des Ibn Mâlik betrifft, so lässt sich ihm allerdings kaum eine beson-

lere Wichtigkeit beilegen. Es sind Regeln über die Formen des Verbums und der daraus abgeleiteten Nomina, zur Unterstützung des Gedächtnisses in Verse gebracht, die sich durchaus nicht über sonstige Arabische Produkte der Art und selbst in formeller Hinsicht nur wenig über unsere alten Bekannten:

»Viele Wörter sind auf *is*

Masculini generis«

und dergl. mehr erheben. Wichtiger werden sie aber durch die in Form eines Commentars daran gehängten ausführlicheren, deutlicheren und vollständigeren Angaben seines Sohnes Badraddîn. Allerdings würden wir auch diesen Commentar wohl entbehren können, wenn wir die grammatischen Grundwerke der ersten Jahrhunderte d. L., so weit sie noch handschriftlich vorhanden sind, in correcten Ausgaben vor uns hätten; aber es geht uns ja hier leider wie auf andern Gebieten der Arabischen Literatur, dass zahlreiche spätere und abgeleitete Werke zweiten, dritten und vierten Rangs vor den eigentlichen Quellenwerken veröffentlicht werden.

Die Lâmiya bildet eine Art Gegenstück zur weit umfassenderen Alfîya desselben Verfassers. Ist uns auch das hier im Text und Commentar Gegebene dem Stoffe nach schon grösstentheils aus sonstigen gedruckten Werken bekannt, so bekommen wir doch auch allerlei Neues und Abweichendes, oder wenigstens durch die übersichtliche Zusammenstellung recht Brauchbares. Ich weise hier namentlich auf die Angaben über die Verbalnomina hin. Vom Infinitiv des einfachen Stammes werden uns hier nicht 32 oder 33, sondern 49 Formen aufgezählt und belegt (S. 16 ff.), wozu man noch die auf S. 22 angeführte Inten-

sivform فَعِيلِي zählen kann. Bei dem unmerklichen Uebergange vom reinen Infinitiv zum Abstractsubstantiv kann ein solches Schwanken der Zählung nicht auffallen. Lehrreich ist die S. 8 ff. gegebene Aufzählung der »erweiterten« Verbalstämme. Es ist freilich ein buntes Gemisch heterogener Formen: die gewöhnlichen Causativ- und sonstigen regelrechten Stämme, alterthümliche und dialektische Nebenformen derselben, welche sich einzeln erhalten haben (wie *haf'ala* und *saf'ala*), Denominativa der verschiedensten Art, sogar von Fremdwörtern (wie *baitara* von *baitar* d. i. *ἰννίαιρος*) u. s. w. Dass hier zwischen den Quadrilittera und den gewöhnlichen erweiterten Verbalstämmen keine principielle Scheidung gemacht wird, halte ich allerdings für ganz richtig, denn die Erklärung jener wird immer auf die Trilittera zurückgehen müssen. Hier hätte sich übrigens der Herausgeber durch den freilich schwierigen Versuch einer wissenschaftlichen Anordnung dieser Verbalstämme nach den Ursprüngen derselben sehr verdient machen können. Wir wollen aber damit nicht sagen, dass wir ein solches Unternehmen wie überhaupt eine Kritik gegenüber den Ansichten seines Schriftstellers von ihm irgend fordern können, da er zunächst nur die Aufgabe hatte, seinen Text herauszugeben und zu erläutern.

Vollständig ist die *Lâmiya* durchaus nicht. Wir vermissen z. B. jedes nähere Eingehen in die eigentliche Conjugation des Perf., Imperf. und Imperat. sowie in die Bildung der Modi des Imperfect's; ferner hätte gar manche einzelne seltene Form eben so gut erwähnt werden können, wie andere derselben Art wirklich be-

prochen sind. So fehlen z. B. S. 11 die Formen *يَجَلُ* und *يَجَلُ* von *وَجَل* (kurz behandelt fufassal 178), *يَيْلَمُ* von *أَمَر* (Zam. zu Sur. 4, 05) u. s. w.

Im Ganzen führt der Commentar selten Be-
egstellen aus Dichtern an und noch seltner
ennt er seine wissenschaftlichen Autoritäten.
n einem besonders charakteristischen Falle ge-
chieht dies S. 6. Hier behauptet Alkisâi, wenn
in Verbum des einfachen Stammes die abgelei-
ete Bedeutung »übertreffen in dem, was die
Wurzel aussagt« habe, müsse das Imperf. bei II.
der III Gutt. stets *a* haben. Nun kennt man
ber aus dem wirklichen Sprachgebrauch die
orm *أَشْعُرُ* »ich übertreffe ihn als Dichter (شاعر)«.

Offenbar war dies der einzige echte Beleg für
ie betreffende Form eines derartigen Verbum's;
ie Grammatiker aber, welche einmal die Regel
ufgestellt hatten, dass ein jedes Verb. in die-
er Bedeutung gebraucht werden könnte, stell-
en bloss nach der Analogie rein theoretische
regeln auf, und dabei begegnete es dem Kûfier
Alkisâi, der wie seine ganze Schule die Analo-
gie oft über den eigensinnigen Sprachgebrauch
stellte, dass seine allgemeine Theorie durch den
einzigsten sichern Fall aus der wirklichen Spra-
che der Araber widerlegt wurde. Solche Contro-
versen über Dinge, welche aus der wahren
Lugha gar nicht zu belegen waren, sind bei den
Arabischen Grammatikern nicht eben selten,
wenn sie freilich jener auch noch viel zu nahe
standen, um nicht immer wieder auf den wirk-
lichen Sprachgebrauch zurückzukommen.

Wir wollen hier nicht untersuchen, ob die vollständige Uebersetzung einer Schrift, die nur für Arabisten ein Interesse haben kann, nöthig war und ob nicht die Uebersetzung der schwierigen Stellen genügt hätte, indem die sonstigen Erklärungen in die Anmerkungen hätten verlegt werden können. Bei dem geringen Umfange und der Thatsache, dass eine richtige Uebersetzung oft weitläufige Erklärungen ersetzt, können wir uns die Uebersetzung immerhin gefallen lassen. Das erklärende Verzeichniss der im Text vorkommenden grammatischen Termini technici, welches der Herausgeber zum Schluss giebt, ist sehr dankenswerth; doch hätten die Erklärungen zum Theil etwas schärfer und deutlicher sein können. S. 61, Z. 1 ist »vorhergehenden« wohl nur ein Schreib- oder Druckfehler für »folgenden«.

Die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften zu Petersburg hat das Andenken Wallin's und Kellgren's durch die Aufnahme dieses Werkes in ihre Schriften würdig geehrt; wir Arabisten sind ihr dafür um so dankbarer, da wir auch hier dieselbe Billigkeit des Preises (25 Ngr. für fast 12 Bogen, zum Theil rein Arabischen Drucks) finden, durch welche die Akademie zum wahren Nutzen der Wissenschaft die Verbreitung ihrer Publicationen stets fördert.

Kiel.

Th. Nöldeke.

Heldensagen von Firdusi. In deutscher Nachbildung nebst einer Einleitung über das Iranische Epos von Adolf Friedrich von Schack. Zweite vermehrte Auflage der

Heldensagen« und der »Epischen Dichtungen«. Berlin. Verlag von Wilh. Hertz (Bessersche Buchhandlung) 1865. (VI und 439 Seiten in gross Octav).

Wohl keine Literatur auf Erden ist so reich an Uebersetzungen oder Nachbildungen von Werken fremder Schriftdenkmale bei gleichem Vermögen selbst zu produciren, als die deutsche. Es giebt kaum ein unter die besten Erzeugnisse des poetischen Genies zu rechnendes Dichterwerk auf dem Erdkreis, welches nicht bei uns Nachbildner gefunden hätte, die ganz anders als routinirte Uebersetzer den Geist ihres Originals derart begriffen haben, dass die Kenner zugestehen müssen, wenn auch jenes nicht erreicht oder gar übertroffen werde, es walte in der Nachbildung ein verwandter Geist, sie lasse in der Seele des Lesers dieselbe Stimmung zurück wie das Urbild. Hat auch die Sprache hierbei eine grosse Wichtigkeit, so darf man nicht vergessen, dass die Sprache erst das Erzeugniss des Geistes ist und denselben ebenso geschmeidig voraussetzt, wie sie selbst sich den Erzeugnissen ihrer fremden Schwester anzubequemen vermag. Vielmehr eine eigenthümliche Elasticität des Geistes ist es, in welcher wir einen unvergleichlichen Schatz besitzen, durch welche wir uns, über nationale Vorurtheile hinweg, als echte Kosmopoliten und Träger einer wahren Bildung, die mit liebevoller Hingebung das Edle und Schöne anderer Nationen in sich aufnimmt und fern von Verachtung oder Hass gegen tiefer stehende nur Mitleid fühlen kann, wenn dieselben die Wohlthaten jener Bildung von sich weisen, legitimiren; sie ist es, welche den Geist »in alle Näh' und

Ferne treibt und die tiefbewegte Brust nicht befriedigt*, bis er das Räthsel der Sphinx gelöst hat. Dieses Verständniss des Denkens, Fühlens und Dichtens fremder und früherer Menschen hat die Deutschen berufen, das Ewige und Unwandelbare der Menschennatur seiner exotischen Verhüllung zu entkleiden, die Mar- morwerke der Griechen wieder zu beleben, den Genius fremder Dichter dem Verständnisse nicht bloss der Deutschen, sondern oft auch der frem- den Nation, welche denselben selbst nicht mehr begriffen hatte, nahe zu bringen, in der Ge- schichtschreibung und Sprachwissenschaft, die- ser ganz eigenthümlich deutschen Schöpfung, die richtige Würdigung auch des Geringsten und Fremdartigsten zu vermitteln, und die verbor- genen Gesetze, welche unter dem bunten Wech- sel der Erscheinungen das bleibende und trei- bende sind, zu offenbaren.

Noch ehe sich die Gebilde unserer eigenen alten Heldensage durch eine uns verständliche Sprache neu belebt hatten, besaßen wir schon eine Uebersetzung des griechischen Epos, wel- che von keiner andern übertroffen worden ist, und dem Homer und dem Dichter der Nibelun- gen hat sich als dritter im Bunde Firdusi zu- gesellt, dessen dichterische Schöpfungen schon vermöge ihres Ursprungs im Morgenlande zu- weilen zwar an Uebertreibung leiden, obwohl sie in dieser Beziehung zu dem Maassvollsten gehören, was der orientalische Geist hervorge- bracht hat, aber, was Vollendung der äusseren Form angeht, die Nibelungen überragen und durch ihre Fülle von Verwickelungen, tragi- schen Katastrophen, ergreifenden Aussichten weder vor der Ilias noch vor dem deutschen *Liede* zurückzutreten brauchen. Ist es zwar

n Erforderniss, dass die Epopöe mit einem tragi-
 schen Ereigniss oder Fernblick abschliesst,
 haben wir uns doch mit dieser Art des
 Schlusses sowohl durch die Klage um Hektor
 griechischen als durch den Untergang eines
 Heldenengeschlechtes im deutschen Epos so ver-
 traut gemacht, dass wir uns von einer sympa-
 tischen Stimmung ergriffen fühlen, auch das
 tragische Epos in diesen tragischen Ton aus-
 sprechen zu hören, und Firdusi rührt nicht nur
 unsere Empfindung durch das furchtbare Ge-
 schick, welches den kühnsten Helden durch
 unsamen Mord fallen lässt, er weiss auch un-
 sittliches Gefühl dadurch aufzuregen, dass er
 den Sieg des Guten, welches seinen letzten Hort
 in der Hand des Dolchen der Hinterlist verloren hat,
 in Frage stellt.

Sollen uns die Werke Homers den Maass-
 stab reichen, an welchem wir alle ähnlichen
 Eposen messen müssen, so wäre an Fir-
 dusi Schahnameh, in viel geringerem Grade
 als an den Nibelungen das zu tadeln, dass
 das Gemüth nicht durch das abgeschlossene
 Leben eines einzigen Heldenlebens oder die Vor-
 richtung einer einzigen Katastrophe gefesselt
 wird, da im iranischen Epos eben so viele Ge-
 nerationen oder Heldenhäuser wie im Homer
 einzelne Helden den Kampf ausfechten. Doch
 weiss Firdusi, dessen dichterischem Gefühl die-
 ses Verhältniss des von ihm zu bearbeitenden
 Stoffes nicht entgieng, nicht so-
 wohl durch das mehrere Jahrhunderte dauernde
 Leben des übermenschlichen Rustem und durch
 dessen beständige Theilnahme am Kriege ge-
 gen Turan, als vielmehr durch eine bewusst
 ausgesprochene fatalistische Idee, die hinter all
 das Spiel der Waffen und der Festgelage wie

ein finsterer Geist aufsteigt und den Mittelpunkt bildet, um welchen die das Weh und die Lust der Welt umspannende Unermesslichkeit in nothwendigem Kreislauf sich bewegt, seinem Gedichte eine verborgener liegende aber darum nicht weniger das Ganze beherrschende Einheit zu verleihen. Wir werden zwar die Wahrheit dessen nicht zugeben, was Firdusi in seiner Satire auf den Sultan Mahmud von sich sagt: »viel Männer lassen sich als gross begaffen, doch kein Firdusi ward vor mir erschaffen«, aber wohl unterschreiben wir das andere: »so lang die Welt besteht, die Jahre kreisen, wird wer Verstand hat meine Dichtung preisen«.

Die Bearbeitung des Firdusi durch Herrn von Schack ist in Absicht auf würdevolle Sprache, geläufigen Versbau (bekanntlich ist der im Deutschen für ein Gedicht vom Umfang des Schahnameh unmöglich beizubehaltende Originalvers, das Mutakarib, durch den gereimten fünffüssigen Jambus ersetzt) und die Kunst, der Nachbildung den Geist des persischen Epos einzuhauchen, ein so anerkanntes Meisterwerk, dass wir uns einer Kritik derselben, ohne gewissenlos zu sein, überheben können; es ist erfreulich, dass ein solches Werk, welches eine Zierde unserer Literatur genannt werden darf, nicht bloss bei den wenigen Kennern, welche durch die Uebersetzung die Schönheiten des Originals hindurchfühlen, Beifall gefunden, sondern auch bei dem grösseren Publicum sich so eingebürgert hat, dass man sich entschliessen musste, in einer neuen Auflage alles das, was früher den Inhalt zweier verschiedener Bücher, der »Heldensagen von Firdusi. Berlin 1851« und der »Epischen Dichtungen. Berlin 1853« aus-

hte, zu vereinigen und dem Leser auf diese Weise das epische Gedicht des iranischen Homer in im Zusammenhang vorzuführen. In den Heldensagen war jedem Stück eine Einleitung ausgeschickt, welche den Zusammenhang desselben mit dem Ganzen deutlich machte; diese Einleitungen konnten in der Gesamtausgabe zum Theil wegfallen, da der Zusammenhang durch die einzelnen Stücke der »epischen Dichtungen« hergestellt war, theils wurden sie der dem ganzen Werke vorausgehenden Einleitung einverleibt, im Uebrigen die vom Uebersetzer gebotenen Stücke im Original durch andere nicht übersetzte getrennt. Die bei Mohl und Macan zu findenden Einleitungen des Dichters sind, da sie zur Vervollständigung des Bildes vom iranischen Epos selbst nicht nothwendig gehören, nicht übersetzt worden, ausser der Satire gegen Mahmud, die am Schluss der Einleitung einen Platz gefunden hat; ebenso auch der erste Theil des Gedichtes, welcher die historischen Gestalten der ältesten Herrscher feiert, von Herrn v. Schack gestrichen, da erst mit Feridun's Ländertheilung der Apfel der Eris unter die Menschen fällt und der verhängnissvolle Krieg zwischen Iran und Turan zu toben beginnt, dessen blutige Wogen bald den gottlosen Feind, bald die Rache für boshafte Mord seinen Armenden Helden wechselnd emporheben und alle zu begraben drohen. Von Feridun an bis zum Tode des Rustem rollt das grosse Gedicht seinen buntfarbigen Fabelteppich auf, in welchem die eigentliche schon im Avesta in grossen Zügen angedeutete Heldensage Irans verwebt ist. Nachher folgt, ist eher eine poetische Chronik zu nennen und hat mit der Idee, welche das Ganze durchzieht, nichts zu thun, ist deshalb ausserst einigen Episoden des letztern, deren Weg-

lassung den Gang im Grossen und Ganzen nicht wesentlich unterbricht, wie den Geschichten von Zav, Nuder, Gerschasp, vom Uebersetzer nicht bearbeitet worden.

Die gehaltvolle Einleitung, mit welcher der Kenner der arabischen Kunst in Spanien und Dolmetsch der Stimmen vom Ganges sein Werk begleitet hat, entwickelt uns die Entstehung der Heldensage im Allgemeinen und die Umstände, welche das Zustandekommen einer Epopöe im Besondern begünstigen, und geht dann über zur Geschichte des iranischen Epos und des Firdusischen Werkes. An die Biographie des Dichters, eine Würdigung des Gedichts, welche mit umsichtigem Blick seine Schönheiten und seinen kunstvollen Plan entwickelt, schliesst sich eine Analyse des ganzen Cyclus und als Anhang die schon erwähnte Uebersetzung der Satire Firdusis gegen seinen kargen Gönner an, der nur zu spät sein Unrecht gut machte, als der Dichter bereits das Zeitliche gesegnet hatte.

Marburg.

F. Justi.

Zur Geschichte des Nominalismus vor Roscellin. Nach bisher unbenutzten handschriftlichen Quellen der Wiener kaiserlichen Hofbibliothek. Von Dr. C. S. Barach, Docent der Philosophie an der Wiener Universität. Wien 1866. Wilhelm Braumüller. 25 Seiten in Octav.

Der Titel der Schrift giebt in hinreichender Ausführlichkeit an, dass sie neue Belege zu einem bisher nicht hinreichend aufgeklärten Punkte der scholastischen Philosophie bringt, welcher in neuester Zeit oft Gegenstand der Nachfrage gewesen ist. Man war schon immer der Meinung gewesen, dass der Nominalismus Roscellin's seine Vorgänger im

elalter gehabt hätte; davon hatten auch die
zosen, namentlich V. Cousin und Hauréau,
unter uns Deutschen besonders Prantl wei-
Nachweisungen gebracht; diesen gesellen sich
die von Barach gegebenen zu. Sie sind ei-
Glossator zu den Kategorien des Pseudo-
ustinus entnommen, und um so mehr will-
men, als sie aus dem 10. Jahrh. sind, einer
also, aus welcher wir die spärlichsten Nach-
zen über philosophische Studien haben. Die
züge, welche der Verf. aus diesen Quellen
ommen hat, lassen in ihrer Gesamtheit
e Zweifel zu, dass der Glossator einer no-
listischen Auffassungsweise zugethan war, sie
n überdies noch manches andere zu erken-

So verbreiten sie Licht über die Lehre,
he dem Roscellin zugeschrieben wird, dass
Ding aus Theilen bestehe; so giebt sich aus
n auch zu erkennen, dass die Lehren des
annes Scotus im 10. Jahrh. nicht in Verges-
eit gerathen waren. Wenn aber der Verf.
hinzufügt, dass die Lehre des Joh. Scotus
ein den Nominalismus förderndes und be-
tendes Element in diesem Jahrh. noch fort-
te, so kann dies nach seinen eigenen Aeus-
ngen nur so verstanden werden, dass sie
: in einzelnen Lehrpunkten den Nominalis-
begünstigte, sonst aber nur durch Steige-
gen des Realismus den Widerspruch des No-
alismus hervorrief. In einer Beilage hat der
: noch aus Glossen zum Priscian, ebenfalls
r den Handschriften der Wiener k. Biblio-
:, eine Stelle ausgezogen, welche es wahr-
inlich machen soll, dass die Nominalisten
Ausdruck *flatus vocis* für die Universalien
t gebrauchten. Aus der ganzen Haltung der
mitgetheilten Bruchstücke scheint übrigens

hervorzugehen, dass die zwischen Nominalisten und Realisten schwebende Frage noch nicht im 10. Jahrh. ein Streitpunkt der Schule geworden war. Hierzu wurde sie erst durch den Universalismus der realistischen Theologen, welcher in dem Individualismus der Nominalisten ein Hinderniss zu finden glaubte. H. Ritter.

Mémoire sur l'emploi de l'iode de potassium pour combattre les affections saturnines, mercurielles et les accidents consécutifs de la syphilis, par M. Melsens, membre de l'académie royale des sciences de Belgique, de la société philomathique de Paris, examinateur permanent à l'école militaire, professeur de chimie et de physique à l'école de médecine veterinaire de Bruxelles. Bruxelles, G. Mayolez. Paris, A. Delahaye. 1865. 167 Seiten in Octav.

Die vorliegende Schrift schliesst sich eng an frühere Studien des Vfs über Jodkalium an, welche, im März 1849 dem Institut de France vorgelegt, in den Annales de chimie et de physique 3e sér. T. XXVI desselben Jahres veröffentlicht wurden. Sie bildet eine Vervollständigung der ersteren, in welcher zuerst die Möglichkeit aufgestellt wurde, chronische Vergiftungen durch Mittel zu heilen, welche eine Lösung der im Organismus deponirten Metallverbindungen, wahrscheinlich Metallalbuminate, bewirken, dadurch eine zweite Resorption derselben ermöglichen und eine schnelle Elimination herbeiführen. Es wurde auf Grund von Beobachtungen am Menschen und Versuchen an Thieren dargethan, dass das Jodkalium diejenige Substanz sei, welche chronischen Saturnismus und

rialismus in der angegebenen Weise besei-
 könne, dass es z. B. alle Quecksilberver-
 igen löse, selbst das metallische Queck-
 , dass die gleichzeitige Anwesenheit orga-
 r Stoffe die Lösung nicht verhindere, dass
 h die gebildeten Joddoppelsalze sehr rasch
 den Urin aus dem Körper eliminirt wür-
 Verf. suchte damals ferner das Jodkalium
 ie ungiftige Substanz hinzustellen, läugnete
 ironischen Jodismus, bezeichnete die bis-
 nach Jodkalium beobachteten abnormen
 einungen als irrelevant oder als von den
 en und in die Circulation wieder aufgenom-
 Metallen abhängig, und leitete die Wirk-
 it des Jodkaliums bei syphilitischen Fol-
 kheiten von der Anwesenheit oder der
 anwesenheit des Mercurs im Organismus ab.
 nd die nämlichen Anschauungen, welche
 ens in diesem zweiten Mémoire, dessen
 einen durch eine mehrjährige Krankheit
 fs hinausgeschoben wurde, durch neue
 kengeschichten und Versuche zu stützen un-
 mt. Es kann zwar nicht verkannt werden,
 das Raisonement unsres Autors in vielen
 en den Character des Laien trägt: Melsens
 cht Arzt, sondern Chemiker, und so sind
 Krankengeschichten unbestimmt, seine
 se nicht so formulirt, wie man es wün-
 sollte; der Werth der von ihm präconisirten
 de wird, wie das einem Laien, der sich für
 estimmte Behandlungsweise von Krankheiten
 ssirt, leicht geschieht, vielleicht hie und da
 chätzt; seine Gewährsmänner sind oft nicht
 sten, wie dann ja besonders der bekannte
 mercurschwärmer Hermann als solcher her-
 muss. Nichtsdestoweniger aber ist die
 it eine recht interessante und es unterliegt

keinem Zweifel, dass Melsens' Behandlungsmethode der chronischen Blei- und Quecksilbervergiftung durchaus rationell ist, nicht, wie so manche andre, rein empirisch, dass sie keine symptomatische ist, sondern eine solche, welche die causa morbi zu entfernen trachtet.

Von toxikologischem Interesse sind besonders die Versuche, bei Hunden chronische Zinkvergiftung herbeizuführen und den Einfluss des Jodkaliums auf diese zu studiren. Hunde erkrankten nach der täglichen Darreichung von 1 Gram. und starben zum Theil binnen 8 Tagen; wurde gleichzeitig Jodkalium verabreicht, so blieben die Thiere bis auf einen gewissen Grad von Abmagerung gesund, während sofort Erkrankung eintrat, wenn man das Jodkalium fortließ. Auch bei äusserer Application grosser Quantitäten Zinkweiss kann chronische Vergiftung und Tod erfolgen, jedoch nur, wenn das Lecken nicht verhindert wird; Jodkalium hemmt hier das Eintreten der Vergiftungserscheinungen.

Ein weiterer wohl zu beherzigender Umstand ist, dass nach Melsens' Versuchen das jodsaure Kali als ein nicht unbedeutendes toxisches Agens erscheint, weshalb auch Melsens auf die grösste Reinheit des anzuwendenden Jodkaliums dringt; auch ist es interessant, dass das jodsaure Kali im Urin und sonstigen Secreten des Körpers nicht als solches, sondern als Jodkalium wiedergefunden wird. Ueber die Elimination verschiedener andrer Substanzen, z. B. des Jodeisens und andre physiologische Fragen finden sich viele experimentelle Untersuchungen im dritten Capitel, das überhaupt als das wichtigste des ganzen Buches anzusehen ist.

Theod. Husemann.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

5. Stück.

11. April 1866.

Le discours d'Isocrate sur lui-même, intitulé, sur l'Antidosis, traduit en français pour la première fois par Auguste Cartelier, revu et publié avec le texte, une introduction et des notes, par Ernest Havet. Paris. Imprimerie impériale. 1862. CXXXII u. 259 S. in Octav.

Ein Buch, durch und durch französisch, nicht nur Uebersetzung ins Französische. Cartelier, Professor am Lycée Napoléon zu Paris, starb am 1. October 1855 und hinterliess seinem Freunde Havet die erste französische Uebersetzung der vollständigen Rede über die Antidosis mit der Bitte sie durchzusehen und herauszugeben. Havet fügte eine Einleitung (1. D'Isocrate en général, de sa prédication et de son art: S. XVII—CIII. 2. Du discours sur l'Antidosis: S. CV—CXXIII. 3. Lettre de Moustoxyllis à Corai: S. CXXV—CXXXII.), den griechischen Text, Notes sur le texte (kritische) S. 197—218 und Notes sur la traduction (erklärende) S. 219—250 hinzu. Vorausgeschickt ist

eine Notice sur A. Cartelier S. III—XVI, die Havet gleich nach dem Tode desselben im Conseiller de l'enseignement public gegeben hatte; auch der erste Theil der Einleitung erschien schon 1858 in der Revue de deux mondes.

Die Wärme und Innigkeit, mit welcher der Herausgeber von seinem Freunde spricht, die Hingebung, mit der er dessen Uebersetzung so reich als möglich auszustatten bemüht ist, thun wahrhaft wohl, die Lebendigkeit der Darstellung fesselt auch dann noch, wenn uns die Gedanken bedenklich erscheinen. Es ist aber, als wenn isokratischer Redezauber auch Herrn Havet gefangen genommen hätte: statt ruhiger Entwicklung der Sache finden wir rhetorische Abrundung, anmuthige Kunst der Rede. Ganz richtig sind die Bemerkungen, dass es Isokrates an Thatkraft, an staatsmännischer Scheidung allgemein sittlicher Gedanken von dem unmittelbar in der vorhandenen Zeit und Lage Möglichen und Nothwendigen gefehlt habe, dass Demosthenes Feuereifer für die Ehre Athens ohne endlichen Erfolg uns mehr anmuthe, als Isokrates Athen aufgebende Anerkennung Philipps als des Führers von Griechenland, obgleich die Zeit ihr Recht gab. Die Vergleichen mit Balzac, Bossuet, Fléchier lesen sich ganz gut. Aber ein klares Bild von Isokrates Wesen erhalten wir durch die Einleitung nicht. Der Mangel an Tiefe, wie er sich in der Missachtung von Philosophie und Wissenschaft, in der Selbstgefälligkeit verräth, mit der Isokrates die Darlegung allgemeiner Sätze praktischer Moral in schönen Worten, d. h. was er thut und lehrt, als Philosophie anzupreisen nicht müde wird, kommt nicht zur Erörterung, überhaupt wird jenes Missverständniss der Philosophie gar nicht bemerkt.

an Numerus und seiner Vollendung bei Isokrates, seiner Wirkung ist viel Schönes zu lernen, aber worin er eigentlich besteht, wird nicht entwickelt. Für das Lob, heisst es S. XCIII, Isokrates Stil ganz eigentlich gemacht: ich denke, was einer Verherrlichung wirklich Macht verleiht, zeigt die Grabrede des Thukydides. Wenn wir bedenken, welche zu Athen der Demokratie im Verfall des Staats Schuld gaben und sehnsüchtig auf lakedämonische Aristokratie hinwirkten, entgegnet (S. XXVIII): 'le vrai malheur d'Athènes, non plus que d'aucune cité antique, n'a pas été d'aller jusqu' à la démocratie, mais d'avoir voulu l'atteindre', so ist doch wohl der Zweifel gerechtfertigt, ob Athen dadurch seine Verfassung als Staat bewahrt und erhöht haben würde, wenn es die Sklaverei aufgehoben, Fremde und Sklaven als gleichberechtigte Bürger anerkannt hätte. Isokrates Helena soll sein Vorbild in Platons Gastmahl haben (S. CXXIII): Ist bei Isokrates eine Ahnung von Platons Ansichten über die Schönheit? Nachdem Sokrates Einfluss auf Isokrates besprochen ist, wird die Oberflächlichkeit des Isokrates in der Auffassung von Sokrates Lehre nicht zur Erörterung kommt (vgl. jetzt Schröder quaestt. isocr. p. 1 ff.), setzt H. hinzu (S. CI): 'mais on ne peut pas dire qu' on peut remonter plus haut que Isocrate, et je l'indique assez moi-même en rapportant le nom de Thucydide'. Vor Sokrates soll Thukydides auf Isokrates gewirkt haben, dessen Geschichtswerk, denn von der Kunst der Prosa ist hier blos die Rede, vor dem Ende des 5. Jahrh. kaum bekannt wurde? Es ist etwas Schönes und Grosses, Liebe zum Vaterland, Hingabe an sein Vaterland, aber auch in Frankreich, denk' ich, werden Männer sein, die über

Aeusserungen lächeln, wie S. LX, wo der Verf. der Einleitung Frankreich darüber, dass ihm ein Panegyricus, wie der des Isokrates, fehle, mit den Worten tröstet: 'cependant il ne peut pas se plaindre, que, toujours pressée d'aller en avant, elle ait négligé de s'arrêter à contempler la route parcourue', wenn er S. LXXXV sagt: 'Isocrate parle une langue, que je ne veux pas appeler la première du monde, car je n'oserais prononcer ainsi, et prononcer contre la nôtre', wenn er S. 240 meint, dass Wellington durch einen glücklichen Zufall bei Waterloo gesiegt habe.

Der zweite Theil der Einleitung giebt das Bekannte über die Handschriften und Ausgaben der Antidosis. S. CXVII ff. macht Herr H. Bekker und den Herausgebern nach ihm daraus einen grossen Vorwurf, dass sie §. 59. 66. 73. 194 die Stellen, welche Isokrates aus früheren Reden anführt, nach dem Vorgang des Urbinas nicht vollständig haben abdrucken lassen, sondern nur Anfang und Ende bezeichnet haben. Er glaubt dadurch Isokrates zuerst gerecht geworden zu sein, dass er sie vollständig einrückte. War es zu viel verlangt, wenn die früheren Herausgeber meinten, dass, wer die Antidosis lese, die angeführten Stücke selbst in seiner Ausgabe aufschlagen und dort lesen solle? Herr Havet giebt Bekkers Text, versichert denselben aber mit selbständigem Urtheil geprüft und bald nach dem Vorgang der zürcher Herausgeber und Benselers, einigemal auch durch eigene Vermuthungen verbessert zu haben. Sehen wir die fünf Stellen an, welche er selbst S. CXX hervorhebt. §. 23 schreibt er *αἰνῶν*, was für *ἐμᾶντρον* stehen soll. Zwar ist schon O. Schneider Isocr. ausgewählte Reden 1 S. 10

dieser Ansicht, aber wenn ich bedenke, dass an den meisten Stellen ein σ vorangeht und dass an einer Reihe von Stellen der Urb. das Reflexivum der 3. Person beseitigt hat (Strang kr. Bem. zu Isokr. 1 S. 71), so ist es doch sehr zweifelhaft, ob nicht die Regel des Apollonius auch noch für Isokrates gegolten habe. An unserer Stelle ist $\alpha\upsilon\tau\omicron\upsilon$, auf $\delta\sigma\tau\iota\varsigma$ bezogen, in jedem Fall das Richtige. — Paneg. §. 66 will er $\alpha\lambda\lambda\omega\varsigma \tau\epsilon$, weil es eine unmögliche Konstruktion gebe, streichen: dass $\alpha\lambda\lambda\omega\varsigma \tau\epsilon$ bei Isokrates ziemlich oft vorkomme und ganz richtig sei, haben noch zuletzt Baiter und O. Schneider hinreichend gezeigt. — Paneg. §. 81 meint er, man könne wegen des $\tau\eta\upsilon\alpha\upsilon\tau\omega\upsilon\alpha\iota\alpha\iota\alpha\iota$ πόλιν für $\tau\eta\upsilon\epsilon\lambda\lambda\acute{\alpha}\delta\alpha$ in den HSS. lesen: $\tau\eta\upsilon\delta' \alpha\upsilon\tau\omega\upsilon\alpha\iota\alpha\iota\alpha\iota\alpha\iota$ πόλιν $\tau\eta\upsilon\epsilon\lambda\lambda\acute{\alpha}\delta\alpha$ νομίζοντες εἶναι 'et ils pensaient que leur véritable république était la Grèce', aber ich begreife nicht, wie dies nach dem Vorausgegangenen $\iota\delta\iota\alpha\ \mu\acute{\epsilon}\nu\ \alpha\sigma\tau\eta\ \tau\acute{\alpha}\varsigma\ \alpha\upsilon\tau\omega\upsilon\alpha\iota\alpha\iota\alpha\iota\alpha\iota\alpha\iota$ πόλεις ἡγούμενοι, was doch auch mit auf die Athener geht, möglich sein solle. — Antid. §. 122 hat Benseler praef. p. IX und de hiatu 1 p. 44 $\tau\omicron\upsilon\epsilon\alpha\upsilon\tau\omicron\upsilon$ gestrichen und bezieht $\tau\eta\upsilon\delta\upsilon\alpha\mu\epsilon\iota$ und $\tau\omicron\upsilon\ \eta\theta\epsilon\iota$ auf $\tau\eta\varsigma\ \pi\acute{o}\lambda\epsilon\omega\varsigma$, Havet streicht auch $\tau\eta\upsilon\tau\eta\varsigma\ \pi\acute{o}\lambda\epsilon\omega\varsigma$, indem er beides von Timotheos versteht. Und richtig ist es, dass man $\eta\theta\omicron\varsigma$ nach allem, was Isokrates hier sagt, nur von dem persönlichen Wesen des Timotheos verstehen kann. Aber zweifelhaft ist mir, ob Isokrates so die Macht dem Timotheos zugeschrieben haben werde, da er die missgünstige Stimmung der Bürger gegen ihn heben will. Der Gegensatz zwischen der Macht des Staates und dem Charakter des Feldherrn wird durch die ganze Darstellung gefordert. Ich glaube daher, dass man $\tau\eta\upsilon\tau\eta\varsigma\ \pi\acute{o}\lambda\epsilon\omega\varsigma$ behalten und dann $\tau\omicron\upsilon\ \gamma' \alpha\upsilon$

τοῦ schreiben müsse. — §. 285 kann ἀμελήσαντες nicht richtig sein, sondern ist, nicht wie Dobree meinte, aus dem vorausgehenden ἀμελοῦντας, sondern aus dem §. 286 folgenden ἀμελήσαντες, wo einige HSS. anders lesen, entstanden. Zu den Vermuthungen, die früher vorgebracht worden sind, fügt Herr Havet S. 216 eine neue: ἀτιμήσαντες. Aber abgesehen von der Bedenklichkeit der Form ἀτιμᾶν, die er durch die allgemeinen Bemerkungen über den möglichen Unterschied von ἀτιμᾶν und ἀτιμοῦν zu §. 175 nicht gegen die Zweifel Elmsleys und Cobets am attischen Gebrauch dieser Form schützt, verlangt die Analogie der beiden andern Fälle, in denen nach Isokrates der Sprachgebrauch gänzlich von der wahren Bedeutung der Wörter abgeirrt war (ἀφνής und πλεονεκτεῖν), dass auch hier diejenigen einfach bezeichnet werden, denen φιλοσοφεῖν wirklich zukommt, aber gewöhnlich nicht zugeschrieben wird. Das sah Bake, der schol. hyp. 3 p. 31 φασίν, οὐ τοὺς vorschlug, was Havet in den Text aufgenommen hat. Die Entstehung des Fehlers würde erklärt, wenn wir wie §. 284 auch hier läsen: φασίν, ἀλλ' οὐ τοὺς, da λλ und μ häufig verwechselt werden und, wenn einmal αμου verschrieben war, leicht die Randbemerkung ἀμελήσαντες von §. 286 hierher bezogen werden konnte. Aber es ist wohl δεῖσαν zu lesen (vgl. 12 §. 180), ganz wie §. 284 προσῆκον. Auch sonst wird Herr Havet an vielen Stellen, wo er von Bekker abgewichen ist, nicht auf den Beifall der Kenner rechnen dürfen. Er hat überall nach den Präpositionen die orthotonierten Pronominalformen hergestellt, während die HSS. bei Isokrates sehr oft die enklitischen bieten. Die Kritiker, die diese aufnehmen (Baiter praef. Paneg. p. XVIII), kannten

Apollonius Regel sehr wohl, aber der feststehende Gebrauch der Komiker (vgl. Reisig connect. in Aristoph. p. 56. Ellendt lex. soph. 1 p. 475) belehrte sie, dass die Regel nicht richtig sei (Buttm. ausf. Gr. 1. S. 291. 2. S. 413). Und Havet selbst hat §. 98 u. aa. *πρός με* und Aehnliches gelassen. Wenn Havet zu §. 4 sagt: 'Faut-il écrire *περὶ 'μοῦ*, pour éviter l'hiatus?', so ist dies nicht möglich, da *περὶ* keinen Hiatus macht. — Paneg. §. 54 schreibt er *γνώμην* mit der Vulgata, aber §. 57 zeigt, dass *ῥώμην* allein richtig sei. — Paneg. §. 64 streicht er *ὥστε* mit Corais, aber Schömann, Bernhardt, Baiter, der Unterzeichnete haben diese Konstruktion von *ὥστε* mit Participium nach vorausgegangenem Participium durch eine Menge sicherer Beispiele belegt. — Antid. §. 70 schreibt er *οὐδὲ τὸν ἐκείνου* für *καὶ οὐ τὸν ἐκείνου*, 'pour effacer cet hiatus'. Aber *καὶ οὐ* ist kein Hiatus, man sprach, wie die Dichter zeigen, *κοῦ*. — §. 111 setzt er vor *παρ' ὑμῶν* noch ein *οὕτε* hinzu, wie Baiter wollte; dass es nicht nöthig sei, hat der Unterzeichnete gezeigt: vgl. die zürcher Ausgabe. — §. 144. Dass die WW. *μήτ' ἄλλο πεποιηκότα μηδέν, ἐν οἷς ἅπαντες οἱ πολιτευόμενοι τυγχάνουσι* nicht richtig seien, liegt auf der Hand. Aber was Benseler vorschlägt und Havet billigt, *οἱ* zu streichen, lässt sich eben so wenig rechtfertigen. Wer sagt *ἐν οἷς πολιτεύονται* für *ᾧ ποιοῦσι*? Und doch ist dies das allein Erforderliche. Ich vermuthe daher: *μηδέν, ὧν — τυγχάνουσι* d. i. *τούτων, ᾧ ἅπαντες οἱ πολιτευόμενοι ποιοῦντες τυγχάνουσι*. Bei *μέλλειν, διατελεῖν, τυγχάνειν* wird nicht selten das erforderliche Participium aus dem vorhergehenden Verbum finitum ergänzt. — §. 222 stellt H. die Lesart der HSS. *ἀκρόαον* her, 'très-

mal abandonnée par tous les éditeurs, depuis M. Bekker', während die vorausgehenden Worte καὶ τοὺς μαθητὰς εἶναι τοιοῦτους (nämlich ἀκρατεῖς) klar beweisen, dass nur ἀκρασίαν, die Vermuthung A. Mais, richtig sein könne. — §. 278 haben die HSS. ὅσω ἂν τις. Um den Hiatus zu beseitigen, wollte Benseler de hiatu 1 p. 44 ἐπιθυμεῖ mit cod. E lesen und ἂν tilgen, in der Vorrede seiner Ausgabe p. IX schlägt er ὅσω περ ἂν vor. Havel hat ὅσω τις ἂν drucken lassen, das ist aber gegen die Regel, dass ἂν, wenn der Conjunktiv folgt, immer unmittelbar hinter dem Relativum oder der Konjunktion stehen muss, die den Satz einleiten, nicht durch ein nicht dazu gehöriges Wort davon getrennt sein darf. Daher kann wohl περ, aber darf τις nicht dazwischen stehen; περ ist wohl das Richtige. — Endlich §. 316 vertheidigt H. die Vulgata ἐγκωμίους, indem er dies wie Corais ἐγχωρίους nach Hesych. ἐγχώριον· ἐνδημον erklärt. Aber wenn auch ἐγκωμίους in allen HSS. stünde, so würde doch das, was an einer Stelle des Hesiod, E. 342, vorkommt und dort als etwas Ausserordentliches angesehen wurde, denn die Glosse des Hesychius gehört eben zu dieser Stelle, noch nicht für Isokrates zulässig sein. Sodann ist der Begriff ἐγχωρίους hier durch das Folgende τοῖς κατὰ τὴν πόλιν hinreichend ausgedrückt, denn an κώμη oder δῆμος im Gegensatz zu πόλις wird man doch nicht denken sollen. Dagegen passt ἐγκυκλίους ganz vortrefflich: in den Dingen des gewöhnlichen Lebens. Schon Orelli hat die zwei Parallelstellen aus Isokrates nachgewiesen: 13 §. 22. 8 §. 87. Der Zweifel aber, ob ἐγκυκλίους, die glänzende Vermuthung des alten Hieronymus Wolf, wirklich in den HSS.

stehe, ist ganz ungegründet, da weder A. i in seiner nochmaligen Vergleichung des E, h Bekker in seinen Nachträgen zur Ver- ichung von ΓΑ (Mon. Ber. der k. preuss. Ak. · Wiss. 1861 p. 1034 ff.) etwas bemerken. überhaupt unterschätzt Hr. Havet (S. CXIV ff.) i Werth des Urbinas. Man muss ihn, um ne Trefflichkeit zu würdigen, nicht mit dem ibros. vergleichen, der ihm verhältnissmässig nächsten steht, sondern mit den HSS., wel- , mit der Vulgata stimmen, namentlich in i andern Reden, obgleich selbst in dem durch stoxydis zuerst herausgegebenen Theile der tidosis eine Menge von Stellen, nicht allein Kleinigkeiten, sondern mit wesentlicher Ver- lerung des Sinnes nach ihm verbessert wor- i ist, z. B. §. 93 Ὀνήτωρ, 103 die Auslas- ig von ἀγώνων, §. 111 von φόρους, §. 197 i ποιήσουσιν, §. 283 von ἐν τῇ διαλέκτῳ. rade in diesem Stücke zeigen §. 222 f. mit : merkwürdigen Abweichung der florentiner ., welche Hände über dem Isokrates gewesen d. So viele Auslassungen, die der Sinn als thwendig erweist, gebieten auch in den Stel- , wo allenfalls die Zusätze der andern HSS. hen könnten, der zuverlässig erfundenen zu gen. Methodische Kritik verlangt das. Mit recht also will H. die Zusätze der andern S. z. B. §. 99. 116. 136 durch allgemeine densarten schützen. Auch darin hat Herr H. recht, dass er S. 197 den Titel περὶ τῆς ἀντι- πσεως der andern HSS. dem im Urb. περὶ ἀν- ῶσεως vorzieht, weil die Rede nicht in einem ocess über Vermögensumtausch gehalten sei, adern in Veranlassung des von Isokrates vor rziem verlorenen Processes dieser Art die Be- huldigungen, welche der Gegner bei demselben

gegen sein Studium und sein Wesen vorgebracht, in Form der Vertheidigung gegen eine erdichtete Anklage zurückweise (vgl. S. CV f.). Allerdings zeigt §. 5, dass Isokrates schon zur Leistung der Trierarchie verurtheilt, dass die Trierarchie schon geleistet war, und §. 12 f., dass die Rede nur zum Vorlesen bestimmt ist, aber dennoch ist sie als eine in dem Process *περὶ ἀντιδόσεως* gehaltene, etwa als Deuterologie, mit dem besondern Zweck die gegen den Charakter und die Wirksamkeit des Beklagten vom Kläger vorgebrachten Beschuldigungen zu widerlegen, gedacht (§. 14). Warum ferner S. CV f. angenommen werde, dass Megakleides es gewesen sei, der die Ueberweisung der Trierarchie an Isokrates durch die angebotene *ἀντίδοσις* erreicht habe und dass die Annahme eines doppelten Processes der Art in den Vitae X oratorum nur auf einem Irrthum beruhe, ist durchaus nicht einzusehen. Dass Isokrates mehrmal wegen angetragener *ἀντίδοσις* vor Gericht gestanden, scheint mir aus §. 144, wo der Freund des Isokrates von ihm sagt: *ἀποφαίνεις — σαυτὸν — μήτε δεδίκασμένον μηδενὶ μήτε πεφευγότα πλὴν περὶ ἀντιδόσεως* mit ziemlicher Sicherheit hervorzugehen, da sonst statt *πλὴν περὶ ἀντιδόσεως* einfach *πρότερον* oder *πλὴν περὶ τῆς ἀναδ.* stehen würde. Und die bestimmte Nachricht in den Vitae X oratt. p. 839. C: *εἰς ἀντίδοσιν προκαλεσάμενον αὐτὸν Μεγακλείδου, πρὸς οὗ οὐκ ἀπήντησε διὰ νόσον, τὸν δὲ υἱὸν πέμψας Ἀφαρέα ἐνίκησε* für falsch zu erklären haben wir nirgendher eine Berechtigung.

Die Uebersetzung geht weniger darauf an die Worte genau wieder zu geben, als Satz für Satz ungefähr den gleichen Gedanken auszudrücken. Z. B. §. 12 μᾶλλον δυνάσασθε κατ-

ἴσιν, εἴ τι τυχάνομεν λέγοντες ἄξιον ἡμῶν αὐτῶν:
 'vous pourrez bien voir si je n'ai pas trop perdu de
 mon talent'. §. 39: *ἔτι δὲ τοῖς μὲν πλησιάζον-*
τας ἢ τοὺς ἐν κακοῖς αὐτοὺς ὄντας ἢ τοὺς ἑτέροις
πράγματα παρέχειν βουλομένους: 'Une autre re-
 marque encore: voyez l'entourage de ces entre-
 preneurs de procès; ce sont des gens qui sont
 mal dans leurs affaires ou des gens qui cher-
 chent à en ruiner d'autres'. Manchmal kom-
 men auch Unrichtigkeiten vor, wie z. B. §. 24
οἱ γὰρ προσηρημένοι τῶν μὲν ἰδίων ἀμελεῖν 'ceux
 qui, au lieu de s'occuper à faire valoir leur
 bien', §. 58 *ἀφορισάμενος δὲ τὸν λόγον τὸν*
περὶ τῶν τοιούτων εὐεργεσιῶν 'c'est de là, de
 ces immenses bienfaits, que je prends mon point
 de départ'. Im Ganzen aber ist sie richtig und liest
 sich gut, obgleich der Eindruck, den die Rede
 in der Uebersetzung macht, ein von dem Ori-
 ginale sehr verschiedener ist.

Hermann Sauppe.

Microscopische Analyse der Anastomosen der Kopfnerven. Gekrönte Beantwortung der von der königlich medicinischen Facultät zu München im Jahre 1863 ausgesetzten Preisfrage durch Ernst Philipp Eduard Bischoff Dr. med. Mit drei und vierzig Stein-Drucktafeln. München 1865. Verlag der J. J. Leutner'schen Buchhandlung. In Quart.

Seit der Synopsis icones illustrata nervorum systematis gangliosi in capite hominis auctore C. Krause, Hannov. 1839 ist keine monographische Bearbeitung des Kopftheils des sympathischen Nervensystems wieder erschienen.

Mit den damaligen Hilfsmitteln konnten bekanntlich die physiologischen Fragen nicht gelöst werden, wo die Fasern der beschriebenen Nervenstämmchen entspringen und wo sie endigen.

Auf den ersten Blick kann es zunächst befremden, dass in der ganzen Arbeit des Verf. die genannte Synopsis mit keinem Worte erwähnt ist, obgleich es an dem gewöhnlichen Ballast literarischer Citate nicht fehlt. Indessen sieht man bald, dass der Verf. es für gerathen gefunden hat, der Untersuchung der eigentlich sympathischen Fasermassen möglichst aus dem Wege zu gehen. Immerhin blieb auch bei dieser Beschränkung die Aufgabe umfangreich genug und zu einer Preisaufgabe für Studierende fast zu schwierig. Daher erklärt sich auch der in der Vorrede hervorgehobene Antheil, den die Anatomen des Münchener anatomischen Institutes an der Arbeit genommen haben. Im Ganzen beschränkte sich nach dem Gesagten die Untersuchung auf die Verbindungen der Hirnnerven unter einander. Dass dabei die Benutzung der »Synopsis« unentbehrlich erscheinen musste, leuchtet dem Kenner von selbst ein, jedoch wird überall an den betreffenden Stellen mit Recht — weil später erschienen — die zweite Auflage von C. Krause's anatomischen Handbuche citirt.

Was die Methode der Untersuchung anlangt, so wurden zunächst die betreffenden Nervenverbindungen auf die gewöhnliche Weise präparirt, dann im Zusammenhange herausgenommen, mit Essigsäure unter dem Compressorium behandelt und bei Loupen-Vergrösserung mittelst der Camera clara gezeichnet. Eine Prüfung unter 50facher, selten bei stärkerer Vergrösserung lehrte dann noch Einzelheiten erkennen. Schliesslich wurden die Präparate mit

armin imbibirt und in Canadabalsam oder chellak-Lösung zwischen Glasplatten conservirt.

Gegen die Zweckmässigkeit dieser Methoden ist gewiss nichts einzuwenden, sobald man auf die Lösung gewisser Fragen vorläufig Verzicht leistet. Es kann damit freilich der Verlauf von blossen Nervenfasern nicht verfolgt werden. Zunächst ist vor dem Irrthum zu warnen, als ob es heutzutage schwierig sei, blosse kernhaltige Nervenfasern mit Sicherheit als solche zu erkennen. Bei Anwendung von 2—300fachen Vergrösserungen ist wenigstens dem Ref. nie und nirgends der geringste Zweifel geblieben, auch bei beliebig kurzen Nervenstückchen. Der ununterbrochene parallele Verlauf der Nervenfasern, das Auftreten von längsgestellten Kernen in annähernd regelmässigen Intervallen sichert eigentlich schon an sich die Diagnose. Von Bindegebeude unterscheidet die Resistenz gegen sehr verdünnte Säuren, welche ja gerade zur Darstellung dieser Nerven dienen; freilich sind dabei Verwechselungen mit Venen zu vermeiden, in welcher Klippe schon manche Beobachter gescheitert sind. Uebersättigt man mit concentrirter Natronlauge, so wird das blosse Nervenbündchen sehr undeutlich, während die Venen persisten bleiben.

Abgesehen von den sympathischen Fasern, bleiben natürlich die sämmtlichen betreffenden Thatsachen der systematischen Neurologie des Kopfes unverstanden, so lange man nicht weiss, wo die Fasern, deren Ursprung studirt wurde, endigen. Z. B. die Chorda tympani verbindet sich bekanntlich mit dem Ganglionoticum und dem Ganglion linguale, so wie dem Ganglion lingualis. Ob die erstgenannten Fasern aufsteigend oder absteigend verlaufen, konnte weder durch

die früheren, noch durch des Verf's. Methoden ermittelt werden, und doch sieht man, dass ohne Entscheidung dieses Punktes sich über die Bedeutung der ganzen Anastomose gar nichts aussagen lässt.

Nach diesen Vorbemerkungen mag noch erwähnt werden, dass sich Verf. im Ganzen gegen die sog. rückläufigen Anastomosen Volkmann's und Hyrtl's ausspricht. Diese »Nerven ohne Ende« sind theilweise als Umwege aufzufassen, welche peripherische, sensible oder motorische Fasern machen, um zu ihren eigentlichen Endigungspunkten zu gelangen. Indessen scheinen einzelne derartiger Fälle dem Verf. doch plausibel, was bei Gelegenheit der Special-Untersuchungen bemerkt wird. Ob sonst noch Irrthümer mit untergelaufen sind, bleibt dahingestellt.

Was die Detailangaben betrifft, so anastomosirt bekanntlich der N. olfactorius mit keinem anderen Nerven.

Die Verbindungen des N. opticus wurden nicht untersucht.

Diejenigen des N. acusticus mit dem Facialis sind doppelt, eine im Verlauf durch den Porus ac. int. und eine am lateralen Ende des letzteren. Schliesslich aber kehren alle Fasern zu der ihrer ursprünglichen Herkunft entsprechenden Verlaufsweise zurück, die vom Facialis entspringenden bleiben schliesslich beim Facialis und umgekehrt.

In Betreff des N. tentorius cerebelli bemerkt Verf., dass derselbe aus dem R. I. N. trigemini und nicht aus dem N. trochlearis entstehe. Ob sich sympathische Fäden an seiner Bildung betheiligen (C. Krause verfolgte den N. tentorius rückwärts bis in das carotische Geflecht), blieb zweifelhaft. Dagegen erhält der N. tro-

chlearis Fäden vom ersten Aste des Trigeminus, die jedoch theilweise in Gestalt eines zweiten feinen N. lacrymalis den N. trochlearis wieder verlassen. Die Nn. oculomotorius und abducens erhalten dagegen niemals Fasern aus dem Trigeminus.

Im Gebiete des ersten Astes des Trigeminus findet sich die bekannte Anastomose zwischen R. externus des N. lacrymalis und R. superior des N. subcutaneus malae. Nach dem Verf. gelangen auf diesem Wege Fasern aus dem zweiten Aste des Quintus zur Thränendrüse. Eine ähnliche Anastomose zeigt sich constant zwischen Supra- und Infratrochlearis.

Am zweiten Aste des Trigeminus ist über den Ursprung und die Bedeutung des N. petrosus superficialis major und N. petrosus profundus major nichts Neues beigebracht. Die so bestimmt lautenden Angaben von Beck erscheinen unhaltbar.

Der N. facialis verbindet sich nach Aussage der meisten Autoren durch das Ganglion geniculi mit dem N. petrosus superficialis minor. Diese Angabe beruht jedoch nach dem Verfasser auf einer Täuschung, welche durch eine kleine Arterie hervorgebracht wird, die im Hiatus canalis Falloppiae verläuft, und Zweige abgibt; von denen einer nach dem Knie des N. facialis hingeht.

Diese Arterie existirt allerdings, und ist nicht etwa nur mit Hülfe des Microscops aufzufinden. Es ist der sehr bekannte R. petrosus superficialis der A. meningea media, welcher im Canalis Falloppiae der A. stylo-mastoidea anastomosirend begegnet, auch den oberen Theil der Paukenhöhle versorgt (C. Krause, Anatomie Seite 809). Dass diese Ar-

terie vorhanden, ist also sicher genug, die Frage ist nur, ob ausser derselben noch ein Nerv die Verbindung zwischen N. petrosus superficialis minor und Ganglion genic. vermittelt.

Diese Frage muss Ref. nach sorgfältigen eigenen Untersuchungen bejahend beantworten und der Ramus superior des N. petrosus superficialis minor braucht also keineswegs, wie Vf. will, aus den anatomischen Lehrbüchern zu verschwinden. Der Irrthum des Verf's. ist wahrscheinlich aus dem Umstande zu erklären, dass die Communication des letztgenannten Nerven mit dem Ganglion geniculi mitunter durch Fasern vermittelt wird, die erst eine Strecke weit (ca. 1^{mm}.) in der Bahn des N. petrosus superficialis major verlaufen, und sich dann unterhalb des R. petrosus superficialis der A. meningea media mit dem N. petrosus superficialis minor verbinden.

Uebrigens lassen sich sogar auf Bischoff's Abbildungen (Fig. 55. und 56.), wie es scheint, Spuren des oberen Astes vom letztgenannten Nerven entdecken. — Genauere Angaben wird Referent in nächster Zeit in der Zeitschr. für rationelle Medicin veröffentlichen.

Was die Chorda betrifft, so wird die Verbindung derselben mit dem Ganglion oticum nach C. Krause bestätigt. Meistens bildet sich ein kleines Geflecht, in welchem Ganglienzellen liegen. Ob die Chorda Fasern zum Ganglion linguale schickt, ist wegen ihrer zahlreichen Anastomosen mit dem N. lingualis zweifelhaft.

Mit dem R. auricularis N. vagi verbindet sich der N. facialis im Canalis Fallop. durch mehrere sehr feine Fäden. Wahrscheinlich verlaufen Fasern des N. facialis mit dem Auricu-

aris nach der Peripherie hin. Die Verbindung des R. auricularis mit dem N. facialis durch einen sich peripherisch mit letzterem verbreitenden Faden kommt zuweilen vor, ist jedoch nicht constant; öfters trennt sich ein Zweig wieder vom N. facialis, um sich mit dem N. auricularis profundus des N. facialis zu verbinden. Andererseits kann der R. auricularis sich ganz und gar in den Stamm des N. facialis einsenken; noch seltener ist es, dass er gar nicht mit demselben eine Verbindung tritt; auch soll der R. auricularis ganz fehlen können.

Ausserhalb des Foramen stylomastoideum werden durch die Anastomose mit Zweigen des I. temporalis superficialis, R. tert., N. trig. dem I. facialis sensible Fasern beigemischt.

Die Anastomose zwischen den Rr. digastrici, des N. facialis und des N. glossopharyngeus ist anscheinend zuweilen eine Schlinge ohne Ende.

Bei dem N. glossopharyngeus ist besonders die Jacobson'sche Anastomose genauer berücksichtigt. Der lange durch C. Krause widerlegene Angabe Arnold's, wonach die Bildung der genannten Nervenverzweigung wesentlich auf Abgabe von Aesten seitens des N. tympanicus beruhen sollte, welcher letzterer schliesslich seinen Endast als N. petrosus superficialis (vom Ganglion petrosum in letzter Instanz) zum Ganglion oticum sende, tritt auch Verf. entgegen. Ueber den N. carotico-tympanicus superior wird bemerkt, dass dessen Fasern zum Theil bogenförmig in den Ramulus ad tubam Eustachii übergehen. Die Nn. carotico-tympanicus sup. et inf. scheint Verf. jedoch nicht immer haben finden zu können, da er bemerkt, dass das Verhalten dieser carotischen Nerven sich sehr wech-

selnd und verschieden herausstellte, und keineswegs immer ein R. sup. et inf. vorhanden waren.

Verfasser behauptet sodann, an der Stelle des Abganges des R. ad. fenestram oval. und wo der N. petrosus superfic. min. nach seinem Eintritt in die Paukenhöhle fast rechtwinklig sich umbiegt, ein kleines microscopisches Ganglion gefunden zu haben.

In der hierdurch nicht ganz bestimmt angegebenen Stelle und über dieselbe hinaus im Verlauf des N. tympanicus bis zum N. carotico-tympanicus inf. finden sich allerdings constant Ganglienzellen eingestreut. Ref. kennt dieselben aus eigener Wahrnehmung schon seit Jahren, nachdem sie früher von Pappenheim und Kölliker (Microscopische Anatomie II. 2. S. 738. 1855) beschrieben worden waren, die auch der Verf. zu citiren sich genöthigt sieht. Kölliker's Angaben lauten l. c. folgendermassen: — kann ich (Kölliker) bestätigen, dass der N. tympanicus viele grosse, isolirte oder in kleinen Knötchen beisammenliegende Ganglienzellen enthält.

Wesshalb Köllikers Angaben sich auf das Rind beziehen sollen, wie Bischoff meint, ist nicht ersichtlich; um so weniger, da Kölliker in seiner kurzgefassten Gewebelehre des Menschen (Vierte Auflage. 1863. S. 692) dasselbe Resultat wiederholte.

In Betreff der Anastomosen des N. vagus sind die betreffenden Angaben denjenigen über die anderen Hirnnerven eingereiht.

Der N. accessorius steht bekanntlich zuweilen mit den hintern Wurzeln des ersten, seltener des zweiten Cervicalnerven in Verbindung. Ueber die Art dieser Verbindung innerhalb des Wirbelkanals findet man eine Menge von besonderen Angaben, denen der Verf. einige Be-

schreibungen von ihm selbst beobachteter Fälle hinzufügt. Daraus ergibt sich, dass die betreffenden hinteren Wurzelfäden mit dem N. accessorius häufig einen Faseraustausch eingehen, insofern Wurzelfäden des Accessorius an der Bildung der hinteren Wurzeln jener Cervicalnerven und umgekehrt Antheil haben. In ihrem peripherischen Verlaufe trennen sich die beiden Faserarten allerdings wieder von einander, indessen kann man doch nicht in Abrede stellen, dass der N. accessorius auch unter seinen Wurzelfäden schon sensible Fasern besitzt.

Mit dem N. vagus verbindet sich der N. accessorius, wie es scheint, zunächst in der Weise, dass eine Wurzel des N. vagus an dem Ganglion jugulare N. vagi vorbeigeht, und sich mit dem N. accessorius verbindet. Ferner beobachtete Verf. jenseits des Ganglion einen mehrfachen Faseraustausch zwischen N. vagus und accessorius, anstatt des sonst beschriebenen einfachen R. internus N. access. ad N. vagum; die vom Accessorius herrührenden Fasern gehen dann, wie schon Bendz angab, meist in den N. pharyngeus superior über.

Volkman hatte beim Menschen, Kalbe, Pferde, Hunde und der Katze (1844) eine Anastomose zwischen dem R. externus N. accessor. und dem zweiten oder dritten Cervicalnerven beschrieben. Verf. findet, dass beim Menschen nur Letzteres vorkommt. Die Anastomose liegt innerhalb des M. sternocleidomastoideus und ist sehr schwer zu analysiren.

Der N. hypoglossus verbindet sich wie Verf. angibt mit dem N. vagus durch Fäden, die peripherisch mit dem N. vagus weiter laufen. Diejenigen Fäden, welche vom N. vagus zum Hy-

poglossus treten, kehren wieder zum Plexus ganglioformis N. vagi zurück.

Die Verbindung mit dem ersten Cervicalnerven scheint nur durch sympathische Fasern vermittelt zu werden. Doch findet ausserdem eine Verbindung mit dem ersten Halsnerven durch Aeste des letzteren statt, die peripherisch in den Stamm des N. hypoglossus übergehen; namentlich lässt sich ein stärkerer Ast bis in den R. descendens N. hypoglossi verfolgen.

Die Verbindung des R. descendens mit einem Aste der von dem zweiten und dritten Cervicalnerven gebildet wird, stellt wahrscheinlich eine Schlinge dar, in welcher Fasern der genannten Halsnerven aufwärts laufen, um sich dann mit dem N. hypoglossus peripherisch zu verbreiten.

Die gewonnenen Resultate lassen sich im Allgemeinen folgendermassen zusammenfassen.

Zwischen den drei höheren Sinnesnerven und anderen Nerven bestehen keine Anastomosen. Auch diejenige zwischen dem Acusticus und Facialis ist eine nur scheinbare, durch die sogen. Portio intermedia erzeugte, welche grösstentheils zwar dem Facialis, theilweise aber auch dem Acusticus angehört.

Die drei Augenmuskelnerven gehen ebenfalls keine Anastomosen ein, mit Ausnahme des N. trochlearis, welcher häufig ein Fädchen vom R. ophthalmicus des Trigeminus aufnimmt.

Der N. tentorius cerebelli ist kein Ast des Trochlearis, sondern des R. ophthalmicus des Trigeminus.

Die Anastomose zwischen Lacrymalis und Subcutaneus malae ist nur ein Uebergang von Fasern des letzteren zu denen des ersteren, zum

eripherischen Verläufe, namentlich in die Glandula lacrymalis.

Ebenso verhält es sich mit dem Supra- und infratrochlearis.

Der N. vidianus in seinem ganzen Verlaufe ist vielmehr ein Geflecht von Nerven, als ein einfacher oder doppelter (N. petrosus profundus major und N. petrosus superficialis major) Nervenfasern (wie Wrisberg zuerst angegeben hat (cf.)). Seine Fasern lassen sich nicht über das Ganglion geniculi resp. sphenopalatinum hinaus verfolgen.

Die Chorda tympani ist zwar wesentlich ein Ast des Facialis, indessen gibt sie auch einen in ihrer Abgangsstelle peripherisch in den Facialis übergehenden Zweig ab, dessen Ursprung wahrscheinlich im Ganglion oticum liegt. Es lässt sich nur mit Wahrscheinlichkeit angeben, dass von ihr Wurzelfäden in das Ganglion linguale eintreten.

Der R. auricularis N. vagi kann ganz fehlen. Meist entspringt er vom Vagus und Glossopharyngeus, zeigt aber an dieser Ursprungsstelle auch peripherisch in diese Nerven eintretende Fasern. Er besteht häufig aus zwei Fäden, von welchen der eine alsdann wahrscheinlich von dem vom Stamme des Facialis in den Auricularis übergehenden Fädchen abstammt. Er sendet dann häufig auch ein peripherisch in den Facialis abgehendes Fädchen ab, geht aber auch zuweilen ganz peripherisch in den Facialis über. Endlich steht er zuweilen gar nicht mit dem Facialis in Verbindung.

Die Anastomose zwischen dem Facialis und dem R. temporalis superficialis des dritten Astes des Trigeminus enthält nur peripherisch sich

von letzteren Nerven an die Aeste des Facialis anlegende Fasern. Ebenso verhalten sich die Anastomosen zwischen Infraorbitalis und Mentalis, und den Aesten des Trigeminus.

Der Plexus tympanicus gibt zur Tuba Eustachii Fasern, welche vom N. tympanicus, N. petrosus superficialis minor und Sympathicus herkommen. Derselbe enthält Ganglienzellen-Haufen.

Die Anastomose zwischen N. petrosus superficialis minor und Ganglion geniculi existirt nicht. Die hinteren Wurzelfäden des ersten Halsnerven sind nicht streng von den Wurzelfäden sowie vom Stamme des N. accessorius geschieden, sondern entspringen oft von ersteren und gehen auch in den Stamm des Accessorius über, von welchem sie sich indessen wahrscheinlich zuletzt wieder ablösen.

Aus dem Ganglion jugulare N. vagi gehen einige Fäden in den N. accessorius über.

Die Anastomosen zwischen dem Hypoglossus und dem ersten Halsnerven sind doppelt oder dreifach. Eine davon ist nur scheinbar und wird durch einen sympathischen Faden hervor-gebracht. Aus einer zweiten lassen sich die peripherisch verlaufenden Fasern nicht immer bis zum R. descendens N. hypoglossi verfolgen.

Zwischen N. vagus und hypoglossus gibt es einige feine wahre Verbindungen, die von ersterem zu letzterem Nerv gehen.

In der Ansa zwischen dem R. descendens N. hypoglossi und des zweiten und dritten Halsnerven befinden sich Fasern, welche von der Abgangsstelle des R. descendens in den Hypoglossus peripherisch weitergehen, also von den Halsnerven abstammen.

Die Verbindung zwischen einem Aste des Hypoglossus und einem Aste des Lingualis in der Nähe der Zunge ist in der Regel nur eine Aneinanderlagerung der Fasern beider Aeste zu spherischem Verlaufe.

Wie man sieht, handelt es sich wesentlich um Bestätigung irgend welcher früherer Angaben. Am interessantesten erscheinen die Bestätigungen des Verf's., dass die Nn. petrosus superficialis major und profundus major sich gewöhnlich verbinden, dass der Tentorius cerebri aus dem R. ophthalmicus stammt, dass Plexus tympanicus microscopische Ganglien enthalten, und die Angabe, dass die Verbindung zwischen Hypoglossus und erstem Cervicalnerven zum Theil durch ein sympathisches Fädchen vermittelt werde.

Wenn hiernach bei der ganzen Arbeit eben nicht viel Neues herausgekommen ist, so verdient sorgfältige Durcharbeitung eines für den Anger nicht ganz leichten Gebietes darum nicht geringere Anerkennung. Die Methode des Verf's. hat ihn jedenfalls davor bewahrt, Nerven mit Bindegewebe zu verwechseln, welche mit dem menschlichen Auge zu unterscheiden den Ungeübten nicht selten oft schwer fällt, wo der Anatom leicht den geringsten Zweifel hegen kann. Die gegebenen zahlreichen Steindrucktafeln veranschaulichen bei 3—12 maliger Vergrößerung die mannigfaltigen Formen der untersuchten Anomosen, indem in den meisten Fällen mehrere Präparate von dem Verf. wie gesagt mit Hilfe des Zeichenprisma copirt wurden.

Mit den sog. »Schlingen ohne Ende« hat der Verf. sich viele Mühe gegeben und glaubt, dass

in dem einem oder anderen Falle wohl solche Anastomosen zwischen peripherischen Nervenstämmen vorkommen möchten, in denen die betreffenden Fasern direct wieder zum Centralorgan zurückkehrten. Sie müssten also Verbindungen einzelner Ganglienzellengruppen der Centralorgane unter sich darstellen, die gleichsam zufällig einen grossen Umweg zurücklegten und einen peripherischen Verlauf einhielten. Solche Verbindungen wird man, wie Verf. bemerkt, erst statuiren dürfen, wenn sie ganz unzweifelhaft nachgewiesen sind. Die bisher beschriebenen Fälle scheinen jedoch dem Ref. sämmtlich der weit einfacheren Deutung fähig, dass es sich um zurücklaufende Nerven handelt (analog den Nn. recurrentes), die vermöge ihrer Entwicklungsgeschichte einen grossen Umweg nehmen, stellenweise rückläufig werden, um an einem ganz anderen Punkte ihr peripherisches Ende zu erreichen. Bei unseren heutigen Kenntnissen über die Endigung der sensiblen wie der motorischen Nerven ist eine solche Anordnung leicht verständlich und physiologisch insofern unwichtig, als die absoluten Längen der Primitivnervenfaser wenig in's Gewicht fallen. Vielleicht liessen sich noch manche Anastomosen der Kopfnerven auf das angedeutete Princip zurückführen, wozu es freilich feinerer Hülfsmittel bedürfen würde, als sie der Verf. angewendet hat.

Die Ausstattung des Werkes ist lobenswerth, doch sieht man nicht ein, wesshalb die Seiten unten paginirt sind, anstatt oben.

W. Krause.

orgnet, Hist. de la Révol. liégeoise de 1789. 585

Histoire de la Révolution liégeoise de 1789
785 à 1795) d'après des documents inédits
par A. Borgnet, professeur à l'université de
Liège. Liège 1865. Tome I. XIV u. 542 S.
Tome II. 584 S. gr. Octav.

»Inter arma silent musae« d. h. zu Deutsch:
kriegerisch ist nicht eben ein Sitz der Künste und
Wissenschaften trotz seiner Malerakademie und
Universität. Das ist aber auch kein Wunder;
wann wo das Geräusch der Waffenfabriken so
laut erschallt wie dort, können sich die Musen
nur schwer vernehmbar machen. Jedoch be-
trachtet die Maasstadt eine Anzahl *rari nantes*, un-
ter denen der Verfasser des obigen Werkes eine
stets besonders hervorragende Stelle einnimmt.
Für das deutsche Gelehrtenpublikum ist er unter
anderem durch seine *Histoire des Belges à la fin
du XVIII^e siècle* auf das vortheilhafteste be-
kannt, welche im J. 1861. 1862 in zweiter Auf-
lage erschien und worüber Ref. s. Zt. in Sybel's
historisch. Zeitschrift Bd. VIII. Bericht erstat-
ete. In jenem Werke konnte Borgnet die Lüt-
ticher Revolution von 1789 nur als Theil der
gesammten Geschichte Belgiens behandeln, d. h.
also, nicht so eingehend wie es hier der Fall
ist, abgesehen davon dass ihm seitdem neue
Quellen zugänglich geworden sind. Und doch
zeigte bereits jene gedrungene Darstellung wie
werthvolle Aufschlüsse auch für die Kenntniss
der deutschen Zustände und Geschichte während
der bewegten Periode eine genaue Einsicht in
die Triebfedern und den Verlauf der Lütticher
Revolution gewähren dürfte, so dass man erfreut
sein muss, sie nun auf das erschöpfendste ge-
winnen zu können. Erfreut! Es ist jedoch fast
durchgehend ein höchst unerfreuliches Licht,

welches auf deutsche Verhältnisse, deutsche Fürsten und deutsche Cabinetspolitik hier geworfen wird, wenn auch tragikomische Ereignisse, wie der erste Feldzug der Executionsarmee gegen das aufständische Lüttich (eine neue Auflage des berühmten Wasunger Kriegs von Anno 47), ein trauriges Lächeln erwecken; man weiss ja was das im vorigen Jahrhundert sagen wollte »eine deutsche Executionsarmee«! — Diesen Abschnitt der vorliegenden Arbeit also wollen wir, weil er uns zunächst angeht, hier auch vorzugsweise ins Auge fassen, obwohl die ganze Geschichte des Lütticher Bisthums, das bis zum Frieden von Luneville zu Deutschland gehörte, eigentlich einen Theil der deutschen Geschichte ausmacht, selbst wo sie anderweitige innere und äussere Ereignisse berührt, als die gerade aus seinem Verhältnisse zum Reich direkt hervorgingen. — Zuvörderst jedoch einige Worte über die bisher ganz unbenutzten, theilweise sogar unbekannten Quellen, die der Verf. ausgebeutet, damit man einerseits von der fast übergrossen Fülle und dem Werth derselben, andererseits von dem improbus labor, der sie zu bemeistern und zu verarbeiten verstand, eine Vorstellung gewinne. Ausser zahlreichen Privatpapieren nämlich, welche die Familien der hervorragendsten Lütticher Patrioten jener Zeit dem Verf. zur unbeschränkten Verfügung stellten, hat er ferner auf das sorgfältigste untersucht dreissig Foliobände aus der Chancellerie des Pays-Bas à Vienne im Centralarchiv zu Brüssel, acht Foliobände mit Actenstücken aus dem Process der Lütticher vor dem Reichskammergericht, sechshundert achtzig Mappen aus den hinterlassenen Papieren des Gross-Scholasticus der Kathedrale zu Lüttich, von denen

einige mehre hundert Briefe enthalten; ferner die unlängst für das Brüsseler Archiv erworbenen wichtigen Documente aus Hamburg, worunter z. B. die Correspondenz des Fürst-Bischofs mit seinen Residenten zu Paris, Wien, Brüssel, Haag und Regensburg; die Provinzial- und Stadtarchive zu Lüttich, die Pariser Archive u. s. w. u. s. w. Dies wird genügen, um über den Umfang der handschriftlichen Quellen des vorliegenden Werkes (abgesehen von den zu Rath gezogenen zahlreichen Druckschriften) urtheilen zu können; was aber den Geist der Unpartheilichkeit anlangt, in dem sie benutzt worden, so erkennt man ihn aus folgenden Worten des Vfs: »Je ne m'en cache pas: mes sympathies sont pour les patriotes, car ils sont les défenseurs de principes, qui sont les miens, et la cause, qu'ils soutenaient, est toujours une cause sainte et juste à mes yeux; mais d'un autre côté, je ne crois pas à l'infailibilité des partis, et pour parvenir à l'appréciation impartiale, que j'ambitionnais, j'ai dû me mettre en garde contre moi-même. Aujourd'hui que le moment est venu de déposer la plume, — — je me demande les larmes aux yeux, si je n'ai pas été parfois trop sévère pour ces hommes qui sont mes amis. Ce ne sont du reste que des appréciations personnelles: les faits sont là, aussi exactement exposés que cela m'a été possible, les pièces du procès aussi sont là, et c'est pour fournir le moyen de réformer mes jugements que j'ai multipliés les extraits«.

Nachdem also die langjährige Misswirthschaft des Krummstabes in Lüttich, namentlich unter dem vorletzten Inhaber desselben, Hoensbroech, endlich die Patrioten zu offenem Widerstande getrieben und sie gezwungen hatte, um der von

Wetzlar aus verhängten Execution zuvorzukommen, sich nach auswärtigem Beistand umzusehen, wandten sie sich zunächst an den Berliner Hof, wo damals Herzberg am Ruder war, und hofften dort gefunden zu haben, was sie suchten; allein schliesslich sahen sie sich auf das kläglichste betrogen. Sie hatten allerdings nur sehr ungern zu einer Einmischung der Fremden in ihre innern Angelegenheiten ihre Zuflucht genommen, und durchschauten sehr wohl die Gründe der Theilnahme (Antagonismus gegen Oestreich), welche einen Monarchen wie Friedrich Wilhelm II. für die Sache der misshandelten Freiheit einzuschreiten veranlassen konnten; allein ihre bittere Noth und Hülfslosigkeit gegenüber einer so hartnäckigen blinden Regierung wie die Hoensbroechs liess ihnen keine Wahl; der Verfasser vergleicht sie in ihrer damaligen Lage mit dem Ertrinkenden, der nach dem Strohhalme greift um sich zu retten; und von Preussen im entscheidenden Augenblick verlassen, waren sie auch wirklich verloren. Borgnet fasst deshalb sein Urtheil über das Benehmen des Berliner Hofes bei dieser Gelegenheit in folgenden Worten zusammen: »Il est possible que si Herzberg eût conservé son influence, la marche des affaires s'en fût ressentie . . . Cela peut atténuer les torts d'un ministre à qui la disgrâce enlève les moyens de réaliser ses desseins. Mais les reproches de mauvaise foi adressés au cabinet prussien restent entiers et un gouvernement qui se respecte, doit tenir compte des engagements pris en son nom, même quand le système politique change de direction et de caractère. Si la diplomatie ne connaît pas ces scrupules, l'histoire plus sévère doit élever la voix, et elle redira,

avec les contemporains, que la Prusse se joua des Liégeois comme elle se joua des Belges; qu'elle les encouragea, qu'elle les excita même aussi longtemps que ses intérêts l'exigèrent; qu'après sa réconciliation avec l'Autriche, elle délaissa brusquement, déloyalement les malheureux qui avaient eu confiance en elle. La conduite fut avec les Liégeois plus odieuse encore qu'avec les Belges etc.» Indem man dieses strenge aber gerechte Urtheil liest, denkt man unwillkürlich an gewisse Vorgänge der Gegenwart, auf welche auch die den obigen folgenden Worte Anwendung finden: »La conduite de la Cour de Vienne quoique beaucoup moins blâmable, ne fut cependant pas non plus exempte de reproche«. Auch ein Metternich erscheint auf dem Schauplatz, der Vater τοῦ πάντων und damals dirigirender Minister zu Brüssel. So lesen wir von einem Spion, Namens Toufner, den Metternich nach Lüttich geschickt hatte »pour frayer les voies à un système de déceptions«, und welches war dieses System?

- »Présenter l'Autriche comme décidée à se prêter non à une exécution rigoureuse, mais à une intervention qui pouvait prendre le caractère d'un protectorat, qu'on avait vainement attendu de la Prusse«. Jedoch der Wahrheit die Ehre; denn nach dem Einrücken der Oesterreicher in Lüttich zur Restauration Hoensbroechs in Folge des Wetzlarischen Beschlusses, nachdem der erste Feldzug der Köln-Mainzischen Executionstruppen ein so schmachliches Ende genommen, schliesst Borgnet seinen ersten Band auf folgende Weise: »Nous verrons que si le gouvernement de Hoensbroech n'adopta pas un système moins réactionnaire, la faute n'en fut ni à ce diplomate [Mercy], ni même à Metter-

nich, qui vint le remplacer quelques mois plus tard«. Wer da weiss was eine politische Restauration bedeutet und zwar noch oben darein die eines Pfaffen, und sich dabei erinnert was das heisst »*odium theologicum*«, wird eine Vorstellung davon haben, welches Schicksal Lüttich nach der Rückkehr und Wiedereinsetzung seines vor den Patrioten entflohenen geistlichen Oberhauptes erfuhr. »Rien ne fut négligé pour activer les poursuites: nul ménagement, pas même pour les femmes et les enfants des exilés; la délation mise à profit, encouragée, pour connaître la retraite de ceux qui n'avaient pu fuir au loin; la violence, la trahison employées pour s'emparer de ceux, qui, cédant au besoin de revoir leur famille, revenaient secrètement s'asseoir au foyer domestique; les garanties que la constitution du pays accordait aux accusés, les formes même de la procédure audacieusement foulées aux pieds«. Hoensbroech, dessen bei seiner Rückkehr erlassene »allocution de grâce et d'amnistie« voll »heuchlerischer Sanftmuth« war, erwies sich als ein »prince à qui sa robe d'évêque aurait dû rappeler la charité évangélique, n'ayant pour ceux qui l'avaient blessé que des paroles de haine et ne rêvant que leur ruine! Tel est cependant, la chose est pénible à dire, tel a toujours été le gouvernement des prêtres, apportant dans la conduite des affaires du monde l'inflexibilité de leurs doctrines, jugeant du même oeil, soumettant à une même répression la résistance à leurs idées politiques et la désobéissance à leur autorité religieuse, punissant audacieusement toute atteinte à leur autorité temporelle, comme un crime contre Dieu lui-même dont ils se disent les représentants«. Um mit einem einzigen

Worte den Stab über das tolle Treiben Hoensbroechs zu brechen, genüge es anzuführen, dass Kaunitz, Mercy, Bender sein Verfahren einstimmig und mit eindringlichen Worten tadelten, wie aus Actenstücken der Wiener Canzlei erhellt. Es kam so weit, dass sogar die österreichische Regierung (mirum!) für einen zum Tode verurtheilten Patrioten sich verwandte, so dass er unter Zahlung der ihn ruinirenden Processkosten bloss zu lebenslänglichem Kerker verurtheilt wurde, aus der ihn erst die Franzosen befreiten. Natürlich wurde die Nationalpartei den Franzosen in die Arme getrieben, welche den sich befreienden Völkern ihren Beistand verhiessen, während das »deutsche Reich« alle Sympathien verloren hatte. »Les Liégeois ne lui reprochaient-ils pas avec raison de n'être jamais intervenu que pour les opprimer, laissant le prince s'emparer sans obstacle du pouvoir absolu, comme cela s'était fait en 1684, saisissant d'autre part la moindre occasion où le peuple tentait de secouer l'oppression pour l'accabler de sentences, et l'écraser sous les mesures ruineuses de l'exécution? Ob dies wohl auch auf den Nachfolger des Reichskammergerichts passt? Wie dem auch sei, letzteres musste endlich selbst gegen das Toben der rachlustigen blindwüthenden Pfaffenpartei einschreiten, deren Tribunale in wenigen Monaten für den District von Franchimont allein neunzehnhundert Vorladungen wegen der unbedeutendsten politischen Vergehungen erlassen hatte. Man denke sich was die Gesamtzahl der Angeklagten im Bisthum Lüttich sein mochte. Metternich machte erneute Vorstellungen. Umsonst! Die Reaction behielt die Oberhand, und da die Kurfürsten von Mainz u. Köln ihre Executionstruppen zurückzuziehen beabsichtigten,

indem Hoensbroech es sogar den geistlichen Höfen zu arg trieb, so wurden ihre Minister bestochen, um diese Massregel rückgängig zu machen, so dass die Executionscommission fortfahren konnte das unglückliche Land auszusaugen und ihre Taschen auf jede Weise zu füllen. Auf diese und ähnliche Umstände lenkt Borgnet besonders die Aufmerksamkeit seiner Leser, damit sie im Stande seien die Moralität derjenigen Männer zu beurtheilen, welche Anderen jederzeit Redlichkeit vorpredigten, selbst aber sie zu üben verschmähten. Namentlich zeichnete sich unter den Mitgliedern jener Commission der Commissar für Köln, Namens de Kempis, durch seine Schurkereien und Erpressungen aus, wie er es auch später wiederum that, als er nach dem Triumph der republikanischen Partei zu dieser übergegangen war. — Alle wiederholten Vorstellungen des Wiener Hofes also blieben ohne die gehoffte Wirkung; sie scheiterten an der vis inertiae welche den dem Untergang geweihten Regierungen innezuwohnen pflegt. Dieser Untergang zögerte nicht lange für den Lütticher Bischofstuhl. Hoensbroech starb bald (4. Juni 1792) und der Graf von Méan war sein letzter Nachfolger, der ebenso reactionär und noch grausamer verfuhr. Unter seiner Regierung wurde das Bisthum mit Frankreich vereinigt und für immer von Deutschland getrennt. — Noch einmal freilich während der kurzen Rückkehr der Oestreicher nach der ersten Schlacht bei Aldenhoven hatte das Lütticher Land die Leiden einer militärischen Gewaltherrschaft zu ertragen; so z. B. drohte der Prinz von Coburg gleich nach seinem Einrücken durch eine Proclamation »ohne Weiteres jeden hängen zu lassen, der sich verdächtig machen würde«

und schrieb eine Kriegssteuer von 600,000 Gulden aus, welche allerdings vorzugsweise die »gutgesinnten« traf, denn die »Uebelgesinnten« waren bereits durch Confiscationen, Geldstrafen u. s. w. vollständig ausgeplündert. Dies war noch nicht alles. »Nous allons y ajouter un fait inouï peut-être: c'est une extorsion — nous voyons pas de mot plus propre à qualifier le fait — commise par un prince allié à la famille impériale. Les détails qui suivent sont empruntés aux propres lettres de Méan, dont nous produirons souvent le texte pour éviter tout reproche d'exagération«. Es handelt sich nämlich von dem Prinzen Ferdinand von Würtemberg, der unter Coburg befehligte und unter nichtigen Vorwänden von den Lützern 80,000 Gulden erpresste. Borgnet schliesst seinen Bericht über diese saubere Geschichte mit folgenden Worten: »Quelle affreuse bassesse! Et le beau spectacle que présente ce prince allemand, tendant une main comme le bandit de Gil Blas, et bandant de l'autre l'escopette!« — Dies war eine der letzten Thaten der deutschen »Retter«, die aber bald selber von den Republikanern wieder verjagt wurden. Freilich war damit nicht viel gewonnen und das unglückliche Land erlag von neuem unter der Last der drückendsten Requisitionen, die definitive Vereinigung mit Frankreich wenigstens den Ausnahmeständen ein Ende machte. — Diesen letzten Theil des vorliegenden Werkes übergeht Referent, da er gesonnen ist anderweit ausführlich darauf zurück zu kommen und dann auch auf den einleitenden Abschnitt, der eine genaue Schilderung der damaligen inneren und äusseren Verhältnisse des belgischen Landes bietet, so wie auf eine detail-

lirtere Darlegung der deutschen Cabinetspolitik und endlich auf die Leidens- und Lebensgeschichte der Lütticher Patrioten vor und nach ihrer Flucht aus ihrer Heimath und während ihres Aufenthaltes in Paris einzugehen. Hier genüge es einige Punkte, welche die Wichtigkeit der Borgnet'schen Arbeit hinreichend erkennen lassen, berührt und so die Aufmerksamkeit, welche dieselbe verdient, auf sie gelenkt zu haben.

Lüttich.

Felix Liebrecht.

Hannover's Handel und Schiffahrt zur See und die Mittel zur Hebung derselben. Eine statistische Skizze. Göttingen. (Deuerlichsche Buchhandlung). 1864. 38 S. in gr. Octav.

Für eine Monarchie, deren Hauptgrundlage der grössere und kleinere Grundbesitz ist, gibt die Entwicklung des Handels und der Industrie im Hinblick auf den modernen Charakter der Staaten ein nicht minder wichtiges Element für die Entfaltung von Macht und Ansehen ab, und nicht nur, in sofern als wir uns das Bild Grossbritanniens vergegenwärtigen, sondern indem wir ein näher liegendes Beispiel vorführen, nämlich dasjenige Preussens, dessen eigenthümliches Wesen durch jenes Element auf eine vortheilhafte Weise modificirt wird. Daher die Tendenz, die der vorliegenden Schrift zu Grunde liegt, nämlich in kurzen Umrissen die Mittel und Wege anzudeuten, einem wichtigen Zweige der Volkswirthschaft eine bessere Bahn zu brechen, alle Anerkennung verdient, selbst wenn die zu diesem Behuf gemachten Vorschläge

auch bei weitem nicht nach allen Seiten hin Billigung finden.

Der Verf. führt zuerst den Schiffbau auf und die über die verschiedenen Landdrosteien vertheilten Schiffswerfte, sodann den Bestand der Hannoverschen Handelsflotte, die Schiffsbewegung vom Jahre 1861, soweit nämlich als die vorliegenden Nachrichten reichen. Hierauf geht derselbe zu dem Handel Harburg's und dessen Entwicklung über, der Beschaffenheit der dortigen Schiffsbewegung, indem sich daselbst überdies die Rhederei der Landdrostei Lüneburg concentrirt. Es werden alsdann die Schifffahrts- und Rhedereiverhältnisse der übrigen Landdrosteien abgehandelt, und schliesslich hieran einige Bemerkungen über die derartige Entfaltung des Nationalwohlstandes geknüpft.

Von den 157 Schiffswerften (153 im J. 1863), die sich im J. 1861 im Königreich befanden, wurden 85 Seeschiffe von 8713 Schiffs-lasten à 4000 Pfd. in dem bezeichneten Jahre geliefert, ausserdem 120 Fluss- und Wattschiffe zu 1880 Schiffs-lasten. Die Werfte vertheilen sich über die Landdrosteien Aurich, Osnabrück (in Papenburg im J. 1863 allein 18, in den übrigen Bezirken der Landdrostei Osnabrück 6), Stade und Lüneburg, und die bedeutendsten derselben sind gegenwärtig zu Geestemünde vorhanden, wenngleich die auf der Insel Wilhelmsburg ebenfalls einen ansehnlichen Umfang erreicht haben, und wenigstens noch bis vor kurzem einer beträchtlichen Anzahl von Arbeitern lohnende Beschäftigung gewährten.

Befinden sich immerhin diese Werfte im Eigenthum von Hamburger und Altonaer Kaufleuten, so darf man doch wohl diese Anlagen als die unserem Lande angehörigen betrachten, weil

sie auf Hannoverschem Territorium liegen. Sie verschaffen übrigens, ähnlich den vielen in Hemelingen durch Kaufleute und Capitalien Bremens gegründeten Fabrikanlagen, der nächsten Umgegend manchen pecuniären Vorthail. — Der Gesamtbestand der Hannoverschen Handelsflotte betrug im J. 1862 = 869 Seeschiffe von 52,625 Schiffslasten, und es wird hieran eine Vergleichung mit der Rhederei von Oldenburg, Bremen, Hamburg, Preussen geknüpft. S. 13 führt der Verf. an: Ostfriesland incl. Papenburg hatte im J. 1862 = 183 Seeschiffe zu 23,767 C. L. und S. 15: Papenburg's Rhederei bestand in demselben Jahre aus 183 Seeschiffen von 9,237 C. L., dieselbe war also bedeutend grösser als die von Emden und Leer zusammen genommen. Weil diese Angabe einen Widerspruch enthält, so muss hier beim Verzeichnen der Zahlen irgend ein Versehen unterlaufen sein.

Die Schiffsbewegung in den Hannoverschen Häfen belief sich im J. 1861 auf 3,682 eingelaufene und 3,700 ausgelaufene Seeschiffe, ferner auf 40,406 eingelaufene Fluss- und Wattschiffe und 40,238 ausgelaufene.

Als Vorthelle, die der Stadt Harburg erwachsen, führt die Schrift folgende auf: die Vollendung der nach Hannover gehenden Chaussee, die Anlage der Eisenbahn, wodurch Lüneburg in Nachtheil gerathen, nicht minder die durch den Anschluss an den Zollverein auf Kosten des Landes ausgeführten grossen Hafenbauten und Speicheranlagen. Obgleich der Schiffsverkehr und die Bevölkerung auf die Weise sehr zugenommen, so eignet Harburg sich dennoch nach der Auseinandersetzung des Verfs. nur für die Spedition gewisser Artikel, wegen der localen Abhängigkeit von den grossen Märkten Ham-

burg und Bremen, aber wenig für den Eigenhandel. Manche Waaren, welche von Kaufleuten und Fabrikanten des innern Deutschlands in England und den Niederlanden eingekauft worden, werden über Harburg bezogen, weil sie vom Schiffe unmittelbar unter Controlle auf die Eisenbahn übergehen, während sie in Hamburg von den Everführern ohne eine solche Garantie erst in die Privatspeicher abgeliefert werden müssen. Es liefen in den dortigen Hafen ein, im J. 1862 aus der See 916, im J. 1863 deren 893 (im J. 1864 = 890, worunter 43 Seedampfschiffe und 5782 Flussfahrzeuge), dagegen im Durchschnitt der Jahre 1854—56 schon 1088. Die im J. 1863 eigelaufenen 118 Dampfschiffe waren sämmtlich unter fremder Flagge.— Den Grund davon, dass die früher bestandene Harburg-Englische Dampfschiffahrts-Gesellschaft eingegangen ist, findet der Verf. in der üblen Wirthschaft der in Harburg ansässigen Direction und in dem Mangel an Patriotismus und Thatkraft des dortigen Handelsstandes.

Eigene Seeschiffe besass die Stadt i. J. 1863 = 21 (nach einer anderen Angabe 19). Als die eigentliche und besondere Aufgabe der von der Harburger Kaufmannschaft zu entwickelnden Handelsthätigkeit empfiehlt der Vf. reelle, billige Spesenberechnung bei der Spedition und Genügsamkeit im Gewinn bei derselben, — ein Vorschlag, der gewiss allgemeinen Beifall findet, und man darf hinzusetzen, auch in Beziehung auf die mit ihnen in freundschaftlicher Geschäftsverbindung stehenden Spediteure in Hamburg und Altona.

Der Landdrostei-Bezirk Stade zählte im J. 1862 = 179 Seeschiffe, wie denn auch der demselben Bezirk angehörige Hafenort Geestemünde davon die grössten in der Hannover-

schen Kauffahrteiflotte besitzt. Demselben kann man wohl das Prognostikon stellen, dass ihm wegen seiner vortrefflichen, zur Schifffahrt so geeigneten Lage, wegen seines Fahrwassers, das weit länger als die Elbe vom Eise frei bleibt, wegen seiner vorzüglichen Hafenbauten und Werftanlagen eine recht günstige Zukunft bevorsteht. — Rhederei und Frachtschifffahrt ruft den angeführten Bestand von Seeschiffen hervor, kein umfassender Eigenhandel; dasselbe gilt von Ostfriesland und Papenburg, obgleich dort, wie z. B. in Emden wenigstens einiger wirklicher Eigenhandel vorhanden ist.

Weil in dieser von uns angezeigten Schrift Angriffe oder Auslassungen gegen die Idee, Harburg zu einem Handelsplatze ersten Ranges zu erheben, an mehreren Stellen vorkommen, so hat sich zum Theil die Ansicht verbreitet, die ganze Tendenz derselben sei überhaupt und speziell im Interesse des gegenüberliegenden Hamburgs gegen das Emporblühen Harburgs gerichtet. Doch eine solche Tendenz liegt den Anschauungen und Verhältnissen des gelehrten Verf. ganz fern.

Es ist allerdings ein angenehm überraschender Anblick, an einem Orte, der früher keinen bedeutenden Verkehr aufwies, weit ausgedehnte Strassen mit massiven, hübschen Häusern besetzt, zu erblicken. Diese rufen freilich allein noch keinen weit verbreiteten Handel hervor, jedoch sind sie in Harburg, wie wohl nicht zu läugnen ist, grösstentheils das Ergebniss der sich dort entfaltenden Industrie und des gesteigerten Verkehrs. In Venedig erblicken wir die stummen Zeugen eines grossartigen weit hinreichenden merkantilen Unternehmungsgestes, aber dieser war nebst dem Untergange des politischen Gemeingeistes im Jahre 1790, in einer Zeit, wo

s noch als das Haupt einer grossen Republik stand, bereits aus den Pallästen und prachtvollen Wohnungen verschwunden, und grösstenheils in das gegenüberliegende Triest eingezogen, wo er eine bereitwillige Aufnahme fand. In solcher Geist nun, hervorgerufen durch merkantile Erfahrung und Kenntnisse, ist nothwendig, um irgend einem Lande, neben anderen concurrirenden Momenten, die Segnungen eines lebhaften, umfassenden Verkehrs zuzuwenden. In den Hannoverschen Landen ist dieser, zu umfassenden Operationen erforderliche unternehmende Geist erst in der Entwicklung begriffen, sein Horizont sieht noch einer Erweiterung entgegen. Auf solchen Plätzen dagegen, wie Hamburg und Bremen wirkt die für den Welthandel so nothwendige Tendenz zu aufmännischen Speculationen theils durch den Markt theils durch die genährte und gepflegte Tradition. — Der Verf. geht zuletzt zu der für Schifffahrt und Handel so vortheilhaft belegenen Provinz Ostfriesland und der grossen Moorcolonie des Fürstenthum Arenberg-Meppen über, Territorien, die in volkswirtschaftlicher Beziehung bekanntlich zu den vorzüglichsten der hannoverschen Krone angehörigen Gebietstheilen zu zählen sind. Als die hervorragendsten Stütze des Seehandels und der Rhederei werden hier besprochen:

Emden. Dieses stellt sich gewissermassen als ein Stapelplatz für Butter, Getreide, Oelsaat dar. Emdener Handelshäuser kaufen für ihre Rechnung ansehnliche Quantitäten Rocken und Weizen in der Ostsee und Archangel auf, um dann in die freie Niederlage nach Emden oder unmittelbar, der Weizen nach England, der Rocken nach Holland, gesandt zu werden. Die hauptsächlichste Handelsthätigkeit Emdens bildet die Ausfuhr

von eigenen Landesproducten. Die Rhederei bestand im J. 1862 aus 82 Seeschiffen, eingerechnet ein Schraubendampfschiff (im J. 1863 = 92 Seeschiffe). In den Hafen liefen ein 1589 Seeschiffe, und liefen aus 1592. Nächst der Hannoverschen Flagge war die Niederländische am zahlreichsten vertreten.

2. Leer tritt als ein glücklicher Concurrent Emdens auf, indem es einen grossen Theil des Speditionshandels an sich gezogen hat, doch überwiegt Letzteres in den Ausfuhren, Ersteres in den Einfuhren. — Leer Rhederei zählte im Jahre 1862 = 51 Seeschiffe (im J. 1863 = 50 Seeschiffe), in welchem Jahre 695 Schiffe einliefen und 732 Schiffe ausliefen. Das Fahrwasser unmittelbar am Hafen wird für besser als dasjenige Emdens gehalten, und sogar zu 20 Fuss Tiefe angegeben, mithin noch 4 F. mehr, als der Verf. stufte. Auch behauptet man, dass in Leer ein regerer merkantiler Unternehmungsgeist vorhanden sei, als in Emden. (Es ist hierbei noch zu bemerken, dass der Verkehr mittelst sogenannter Mudden auf der Leda ins Oldenburgsche hinein, durch die Anlage der Eisenbahn sich wenig geändert hat, indem die Richtung dieser Letzteren sehr geringen Einfluss auf das südwestlich gelegene Oldenburgsche Territorium äussert).

3. Papenburg, welches als Moorcolonie mittelst der vielfachen in die Ems führenden Kanäle und Schleusen (im J. 1865 noch vermehrt durch die grosse Kammerschleuse) die merkwürdige Thatsache aufweist, dass aus ihm einer der bedeutendsten Plätze für Rhederei und Schifffahrt hervorgegangen ist, und dessen Neutralitätsflagge in früheren, den Seehandel bedrängenden Zeiten, diesem Schutz und Sicherheit gewähren musste, nicht minder die Ehre genoss, vom Britischen Privy Council berücksichtigt zu werden. Die 183 Seeschiffe (an denen gewöhnlich die einzelnen beim Schiffbau beteiligten Gewerke Interessenten sind), die es i. J. 1862 besass, wurden grösstentheils zur Frachtschifffahrt benutzt, daher die locale Schiffbewegung auch nur geringfügig ist; i. J. 1860 liefen dasselbst ein 118, es liefen aus 133 Schiffe. Manche seiner eigenen Schiffe kommen erst nach längerer Zeit wieder heim, indem sie von einem fremden Hafen zum andern fahren. (Im J. 1863 zählte Papenburg 188 Seeschiffe, deren Kiele selbst den stillen Ocean durchfurchen, und nicht weniger als 18 Werfte, auf denen 50 Seeschiffe gebaut wurden).

Dr. J. Dede.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

16. Stück.

18. April 1866.

Heinrich der Löwe Herzog von Baiern und Sachsen. Ein Beitrag zur Geschichte des Zeitalters der Hohenstaufen von Dr. Hans Prutz. Leipzig Verlag von S. Hirzel 1865. X u. 489 Seiten in Octav.

Die Abfassung eines Buches über Heinrich den Löwen, in welchem das an wechselvollen Ereignissen so reiche Leben dieses Fürsten und seine grosse Bedeutung für die allgemeine Geschichte unsres Volkes sowie noch ganz besonders für die des nördlichen Deutschlands den heutigen Anforderungen der Wissenschaft entsprechend und in künstlerischer Form geschildert würde, wird man gewiss als eine schöne und lohnende Aufgabe bezeichnen dürfen. Wenn diese zu lösen seit dem wenig glücklichen Versuche, den Karl Wilhelm Böttiger im J. 1819 angestellt, bisher nicht wider unternommen wurde, so liegt die Hauptursache wol in den bei einem solchen Werke zu überwältigenden Schwierigkeiten. Dieselben sind allerdings bedeutend. Dass die Quellschriftsteller der stau-

fischen Zeit noch nicht in brauchbaren Ausgaben vorlagen, (was ja auch jetzt nur zum kleinern Theile der Fall ist) war noch nicht die grösste. Es gehört eine genaue Kenntniss des ganzen Zeitalters dazu, um die einzelnen aus dem Rahmen desselben hervorzuhebenden Ereignisse richtig zu verstehn; diese selbst waren erst, soweit dies bei den leider bruchstückartigen und oft sich widersprechenden Angaben noch möglich ist, durch sorgfältigste Forschung festzustellen. Vor allem aber kam es darauf an den reichen Urkundenschatz, den wir aus dem 12. Jahrhundert besitzen, genügend zu verwerthen und, aus diesem lautersten Born geschichtlicher Ueberlieferung schöpfend, zu entwickeln, welches die politischen, rechtlichen, kirchlichen Zustände der Länder waren, über die Heinrich geherrscht, und in welcher Weise er umgestaltend auf sie eingewirkt: ein Gegenstand, bei dem sich viele, zum Theil sehr schwierige, Fragen aufdrängten, die eingehende Prüfung erheischten, wenn sie erledigt oder doch einer Erledigung näher geführt werden sollten.

Wer einen Blick auf die äussere Erscheinung der Schrift wirft, welche Gegenstand dieser Anzeige sein soll, wird sich vielleicht der Hoffnung hingeben, dass hier endlich die »kritische Geschichte Heinrich des Löwen, deren wir dringend bedürfen« (wie der neuste Biograph Alexanders III. sagt) geboten sei: ein Werk von über dreissig Bogen, von einer berühmten Verlags-handlung veröffentlicht, mit Anmerkungen, Excursen, Regesten und urkundlichen Beilagen, also dem ganzen Rüstzeug historischer Gelehrsamkeit versehen, könnte wol dazu berechtigen: bei näherer Bekanntschaft aber mit dem Inhalt des so schön ausgestatteten Buches fühlt man

ch leider aufs Bitterste enttäuscht. Zunächst
 as die Verarbeitung des Stoffes anlangt, wird
 an den Mangel passender Anordnung empfin-
 en. Eine Dreitheilung: Heinrichs Bekämpfung
 er Slaven, sein Verhältniss zum Reichsoberhaupt,
 ein Walten als Landesherr ergab sich naturge-
 mäss: nur durch eine zusammenhängende Erzäh-
 ung liess sich z. B. ein anschauliches Bild von der
 lhmäligen Unterwerfung der slavischen Gebiete
 gewinnen. So aber ist hier Alles jahrbuchartig
 auseinandergerissen: dazu die Darstellung weit-
 schweifig und wortreich, dabei mitunter doch nicht
 ausführlich, wie man dem Umfange nach den-
 en könnte: den ausnehmenden Reiz von Hel-
 holds lebendigen Schilderungen habe ich in der
 ach ihnen entworfenen Erzählung vergebens
 gesucht. Doch bin ich hierin vielleicht zu an-
 spruchsvoll: andererseits ist es natürlich, wenn
 an im Stil *) und in künstlerischer Behandlung
 es Stoffes eine Art Ersatz sucht für das, was
 em Buche in wissenschaftlicher Beziehung ab-
 ieht. Denn damit ist es leider noch viel schlim-
 er bestellt. Der Verf. hat offenbar gar keine
 Ahnung von dem Umfang und der Schwierigkeit
 seiner Aufgabe. Er spricht immer von dem
 mächtigen Sachsenherzog« »dem Besitzer zweier
 lerzogthümer« aber welcher Art diese Macht
 gewesen, welche Rechte H. d. L. ausgeübt, wie sein
 Verhältniss zu den übrigen Gewalten Sachsens
 nd Baierns gewesen und so viele andre Fra-
 en, die sich naturgemäss anknüpften, werden

*) Dass auch dieser sehr viel zu wünschen übrig lässt,
 möge eine kleine Probe darthun. S. 116 heisst es: »Hier
 wurde es ihm erst recht klar, was für eine gewaltige
 Arbeit ihm noch bevorstand, um in dieses von der Will-
 ür einiger zu ungeheurer Macht gelangter Städte miss-
 andelte Land Ruhe und Ordnung zu bringen.«

nicht einmal aufgeworfen, geschweige beantwortet. Wir haben es also nur mit dem Versuch einer Lebensbeschreibung zu thun, in welchem ohne ein tieferes Eingehen auf die Dinge, deren Erkenntniss zu einer richtigen Würdigung des Mannes nothwendig war, die äussern Begebenheiten der Zeitfolge nach aneinandergereiht werden. Bei einer derartigen Einschränkung der Aufgabe konnte, zwar kein genügendes Buch über Heinrich den Löwen, so doch immerhin manch verdienstlicher Beitrag geboten werden, wenn schwierigen und nicht hinlänglich untersuchten Punkten eine gründliche Forschung gewidmet wurde. An Forschung aber gebricht es durchweg. Einige Beispiele mögen dies darthun. Otto von Freising (*Gesta Frid.* I, 59) berichtet, Konrad III. habe 1149 seinen Neffen, den Herzog Frider. v. Schwaben von Constantinopel aus durch Ungarn nach Deutschland geschickt (vgl. Jaffé *Conrad III.* S. 168); in einem Briefe Wibalds wird ferner erwähnt, dass König Roger an denselben Herzog Frider. ein Schreiben gerichtet: die wirzburger Jahrbücher dagegen erzählen, Herz. Frider. sei mit Welf VI. in Sicilien bei dem Normannenkönige gewesen. Diese Angaben stehen in offenbarem Widerspruch miteinander: Herr Prutz bemerkt ihn nicht, obwohl er die angeführten Stellen kennt, zum Theil sogar (S. 82—83) abdruckt. — S. 180 heisst es: »Herz. Heinrich war inzwischen aus Italien aufgebrochen, sein Rückweg führte ihn durch Baiern. Während seines Aufenthaltes daselbst übernahm er die Vogtei zu Pollingen; auch nahm er die reichersberger Kirche in seinen Schutz und vollzog zu Treisa an der Schwalm einen Tausch«. Aus dieser nicht eben passenden Zusammenstellung könnte man fast schlies-

en, der Verf. meine, dass Treisa in Baiern liege; doch glaube ich das nicht: es wird ihm wol bekannt sein, dass der genannte Ort in Hessen liegt. Aber — sollte man erwarten — er hätte sich die Frage vorlegen müssen, was H. d. L. im J. 1160 nach Hessen geführt. Er hätte dann bei grösserer Bekanntschaft mit den Quellen jener Zeit genügende Antwort gefunden und den eigenthümlichen Werth jener unscheinbaren hardenhäuser Urkunde erkannt. Sie bestätigt nämlich in sehr erwünschter Weise den auch an sich glaubwürdigen Bericht des Martyrium Arnoldi (Boehmer Font. 3, 304). Danach wurde H. d. L. vom Erzbischof Arnold gegen die Bürger der Stadt Mainz zu Hülfe gerufen und zog (im Juni 1160) diesem Rufe entsprechend heran, aber nicht weiter als bis Amöneburg, da die Mainzer Ergebung heuchelten und der Erzbischof, der seinem Verbündeten hierher entgegengekommen war, diesen bewog, nicht weiter vorzurücken. Da Treisa bekanntlich ganz in der Nähe von Amöneburg liegt, so lässt sich die Ausstellungszeit jener Urkunde näher bestimmen und man sieht, dass es ganz unrichtig ist, sie mit Heinrichs Rückkehr aus Italien in Verbindung zu bringen. — Die Kämpfe, welche Herzog Heinrich 1178 bis 1181 zu bestehn hatte, richtig darzustellen, war eine äusserst genaue chronologische Untersuchung nöthig, weil nur durch eine richtige Einreihung der einzelnen Thatfachen diese an Ereignissen besonders reichen Jahre treu geschildert werden konnten. Dies ist leider verabsäumt und daher die Darstellung des Verf.'s, soweit sie auf eignen Füßen steht, wenig brauchbar. Es ist natürlich nicht möglich, dies hier in umfassender Weise darzulegen: ich greife daher nur ein Beispiel heraus. Nach

Herrn Prutz (331—3) war das Treffen in der Nähe von Osnabrück am 1. August 1180. Darauf überwirft sich Graf Adolf von Schauenburg mit Herzog Heinrich, weil dieser die Auslieferung der Gefangenen von ihm verlangt. Am 15. Aug. ermahnt der Kaiser in Werla die Anhänger des Herzogs, denselben zu verlassen, und setzt ihnen eine dreifache Frist dafür, die erste bis zum 8. Sept. Graf Adolf von Schauenburg erscheint schon am 18. Aug. beim Kaiser in Halberstadt: man sieht, er hat es gar nicht erwarten können, von Heinrich abzufallen: in welch' nachtheiligem Licht muss er uns erscheinen, der wegen eines einmaligen Unrechts, das er sich zugefügt glaubt, sofort seinen Lehensherrn ohne Rücksicht auf alle früheren Beziehungen im Stiche lässt, noch früher als von ihm gefordert wird. Aber die ganze Darstellung ist falsch, da die Reihenfolge der Ereignisse eine andre war. Jenes Treffen fand am 1. Aug. 1179 Statt. Arnold von Lübeck 2. 13 erzählt es zwischen der Bannung Heinrichs und der im Sept. 1179 erfolgten Einäscherung von Halberstadt und Gobelinus Persona, der — wie leicht zu erkennen — hier eine zeitgenössische Quelle benutzt, nennt nicht nur 1179 sondern sagt ausdrücklich, dass Erzbischof Philipp nach jenem Treffen gegen Haldensleben gezogen sei aber dort nicht ausgehalten habe, was nur auf die Belagerung von 1179 bezogen werden kann. Dagegen kann das Zeugniß Alberts von Stade, der bekanntlich viel falsche Jahreszahlen hat, Nichts beweisen. Endlich bezieht sich Graf Adolf zu seiner Rechtfertigung in dem Gespräch, das er mit H. d. L. bald nach dessen Siege bei Weissensee, also bald nach Mitte Mai 1180, hatte (Arn. 2, 16) auf das Benehmen des Herzogs nach dem

Kampf in Westfalen; es kann daher wol kaum zweifelhaft sein, dass derselbe schon im August 1179 stattfand: wie hätte auch Arn. sagen können, dass von da an die Saat der Zwietracht zwischen ihnen immer mehr keimte, wenn die Ernte dieser Saat ganz unmittelbar gefolgt wäre! Man sieht also, dass Graf Adolf noch ein ganzes Jahr trotz des erlittnen Unrechts bei dem Herzoge ausgehalten hat.

Leider sind aber viel schlimmere Dinge als die bisher erwähnten von dem Buche des Herrn Prutz zu sagen. Es ist mit einer Leichtfertigkeit gearbeitet, die ihres Gleichen sucht. Ich denke dabei nicht an die zahlreichen Schnitzer, die aus übergrosser Eile entstanden sein mögen wie (z. B. S. 26) der Pfalzgraf Wilhelm von Sachsen und Hermann von Thüringen (63), die es nie gegeben hat oder (S. 31) den Markgrafen von Wittelsbach und von Stade (141), der Markgraf Otto von Meissen als Bruder Herzog Bernhards (356), das unrichtige Alter Friderichs I. (100), falsche Zeitangaben wie (S. 156) 1156 statt 1152 (S. 334) 10. statt 16. Sept. u. s. w. Schon übler ist, dass der Verf. sich nicht einmal die Mühe nimmt, sich zu unterrichten, auf welche heut übliche Namen die in den Quellen des 12. Jahrhunderts vorkommenden Orts- und Personenbezeichnungen zurückzuführen sind. So wird uns — um Einiges hervorzuheben — unter den Theilnehmern an dem Fürstenbund gegen Heinrich den Löwen im J. 1167 ein Heinrich von »Lynburg« aufgeführt (235) von dem Herr Prutz nicht zu ahnen scheint, dass darunter der Herzog Heinrich von Limburg verstanden werden muss. Die bairische »curia Hering« wird frischweg (285) nach Ehingen in Schwaben versetzt, Lucelenburg durch Lützelburg wiedergegeben (162).

während es doch Lütjenburg heissen musste. Aber das sind freilich unerhebliche Dinge im Vergleich zu andern. S. 165 wird erzählt, dass Heinrich der Löwe im Oct. 1157 in Burgund gewesen, als Beleg wird auf Regest nr. 62 verwiesen: sieht man dort nach, so findet man nur eine Verweisung auf S. 162 [soll heissen: 165]! Es fehlt also jeder Beleg und es dürfte schwer sein, einen herbeizubringen; mir wenigstens ist weder ein schriftstellerisches noch urkundliches Zeugniß für Heinrichs Anwesenheit in Burgund bekannt. Ein für des Verf.'s Art zu arbeiten sehr bezeichnendes Beispiel findet sich S. 266, wo von Heinrichs Pilgerfahrt die Rede ist. Arnold v. Lübeck (I, 3) erzählt, der Herzog habe die angesehensten bairischen Grossen zu Begleitern gehabt, u. A. auch den Markgrafen Friderich von Sudbach. In der Laurent'schen Uebersetzung an dieser Stelle Arnolds wird bemerkt, dass hier ein Irrthum obwalte, und das liegt auf der Hand; denn einen Markgrafen Friderich von Sudbach hat es in Baiern nicht gegeben. Herr Prutz hilft sich schnell. Er lässt den unbequemen Beisatz »Markgraf« fort und benachrichtigt uns, dass, wie Laurent angebe, Friderich von Sudbach nicht mitgezogen sei. Ob es überhaupt ein bairisches Geschlecht von Sudbach gegeben habe, das zu prüfen kommt Herrn Prutz gar nicht in den Sinn. Und doch hat schon Gemeiner (wie aus Böttiger's H. d. L. S. 280 zu ersehn war) gezeigt, dass hier der Text Arnold's verderbt sei*) und statt des

*) Das ist er auch an manchen andern Stellen. So ist z. B. II, 7 für Henricus de Staceburch jedenfalls Suaceburch zu lesen, wie der Name im Meißn. Urkb. I, 117 erscheint. Dadurch wird es so gut wie sicher, dass Graf Heinrich von Schwarzburg der Vor-

Markgrafen Friderich von Sudbach der *Pfalzgraf* Frider. von *Wittelsbach* zu verbessern sei. Dass diese Verbesserung durchaus berechtigt ist, wird heut Niemand bezweifeln; der die zeitgenössische Nachricht aus Kremsmünster zu 1172 (SS. IX, 546) »*Heinricus dux Bavariae et duo palatini Jerusalem tendunt*« berücksichtigt, sowie die Urkunde Heinrichs, die einige Zeit vor seiner Pilgerfahrt noch in Sachsen ausgestellt ist (Meklenburg. Urkdb. I, 111 vgl. auch 101) und in welcher »*Fridericus palatinus de Kaleheim*« (d. h. Kelheim a. d. Donau) als Zeuge erscheint. — Hätte doch Herr Prutz, da er keine selbstständigen Forschungen unternehmen mochte, wenigstens die Arbeiten Anderer für sein Buch genügend verwerthet! aber auch in dieser Beziehung wird man ihm die grösste Fahrlässigkeit nachsagen müssen: selbst so wichtige Sammlungen wie Stumpf's *Acta mogunt. s. XII*, die ihm aus O. v. Heinemann's Schrift über Albr. d. Bären bekannt sein mussten oder, andrer Arbeiten zu geschweigen, ein so umfassendes Werk wie Reuter's *Gesch. Alexanders III.* hat er sich entgehen lassen: aber er hat auch nicht einmal die Bücher, die er anführt, gründlich benutzt, so z. B. Sundendorfs *Registrum*. Die merkwürdige Nachricht von dem Fürstenbund gegen Heinrich den Löwen aus dem J. 1163, die in einem dort (I, 67) mitgetheilten Schreiben berichtet ist, blieb ihm unbekannt, ebenso dass im J. 1174 Herz. Heinrich die Mönche von St. Peter in Salzburg vor

mund Adolfs III. von Holstein war; da ihn aber Helm. 2, 7 dessen »*avunculus*« nennt, so kann, wenn darunter, wie gewöhnlich, Mutterbruder zu verstehn ist, keine Ehe zwischen ihm und der Gräfin Mathilde stattgefunden haben. Danach ist nr. 105 meiner »*Stammtafeln*« zu verbessern.

sein Gericht lud, weil sie an dem abgesetzten Erzbischof festhielten (ebd. II, 152). Von diesem letztern sagt Herr Prutz, dass er Ladislaus geheissen, ein Sohn des Königs von Polen gewesen und im J. 1172 gewählt worden sei: auch rühmt er ihm unerschütterte Festigkeit nach. Hier sind fast so viel Irrthümer als Worte! Nicht Ladislaus, sondern Adalbert, Sohn des Königs nicht von Polen sondern von Böhmen, erwählt nicht 1172 sondern 2. Nov. 1168, war ein Mann der sich nicht durch seine Festigkeit sondern durch seinen Wankelmuth auszeichnete (vergl. Fechner Udalrich von Aquileja S. 12). Die Schrift von O. v. Heinemann über Albrecht den Bären hat Herr Prutz auch oberflächlich benutzt, er hat nicht einmal aus den dort angehängten Urkunden die Stellen in denen H. d. L. vorkommt (wie z. B. S. 455), vollständig für die Regesten verzeichnet. Diese »Regesten« (S. 452 bis 65) sind äusserst mangelhaft. Es mussten hier nicht bloss Urkundenauszüge sondern alle chronologisch bestimmbaren Angaben über H. d. L. zusammengestellt werden: letzteres ist nur zum kleinsten Theile geschehn. Dass auch die urkundlichen Notizen nichts weniger als vollständig sind, wird Jeder, der einige Studien über die staufische Zeit gemacht, leicht wahrnehmen. Aber sehen wir von dem ab, was fehlt, so giebt das, was uns H. Prutz bietet, zu sehr erheblichen Ausstellungen Anlass. Bei Urkunden die öfter gedruckt sind, gibt er in der Regel nur einen Fundort an. Was die wagrechten Striche bedeuten sollen, wird nicht gesagt. Bald wird einer gesetzt, um zu bezeichnen, dass derselbe Ort der Ausstellung gemeint sei, bald wieder da, wo er gar nicht bekannt ist. — Za nr. 3 konnten bei einiger Aufmerksamkeit die

verstümmelten Namen der Zeugen verbessert werden so z. B. ist der »Henr. de Bocwida« der sehr bekannte Heinrich von Badewide. Zu nr. 63 musste bemerkt werden dass Lang Reg. boic. 1, 226 sie als »suspecta« bezeichnet. Nr. 121 ist unächt, (vgl. Stumpf Acta mog. XXIII n. 17) nr. 68 konnte genauer datirt werden, da Bischof Hermann von Verden, der hier Zeuge ist, schon am 29. Nov. in der Nähe von Piacenza bei dem Kaiser verweilt (Böhmer Reg. 2409). Die Angabe reg. 90: »15. Juli« ist nicht begründet, da Helmold nur von Anfang Juli spricht. Nr. 148: »26. Mai Ratisponae« ist falsch und es muss bei Magnus von Reichersberg: 7. Kal. julii [statt: junii] gelesen werden; dass der Kaiser im Mai am Niederrhein war, zeigt ein Blick auf Böhmers Regesten und die kölnen Jahrbücher: am 23. Mai war er dann bei Kaiserslautern (Ledebur Arch. X, 225). Daher ist auch das Datum von nr. 147 nothwendig falsch: (das dort erwähnte Stift St. Zeno ist übrigens nicht in Reichersberg, wie S. 282 gesagt wird, sondern in Reichenhall). Nr. 115 wird noch unrichtig zum 1. Febr. 1169 gesetzt, während sie zum 20. Jan. gehört, wie aus v. Heinemann S. 405 n. 89 entnommen werden konnte. Am 1. Febr. war der Kaiser zu Wallhausen, wie die Urk. bei Jaffé Dipl. quadrag. 47 zeigt. (Die also ganz irrige Angabe in dem sonst schätzbaren sogenannten Anhang zum Ragewin, wonach Friderich am 2. Febr. in Nürnberg gewesen wäre, (vergl. diese Blätter 1859. S. 1312) beruht vermuthlich auf falscher Lesart). Zu nr. 116 fehlt der Ausstellungsort, auch ist diese Urk. nicht Or. guelf. 39, sondern praef. 39 gedruckt; auch zu nr. 182 war der Ausstellungsort und der Abdruck im Wirtenbg. Urkb. 2, 302 zu erwähnen, ebenso

bei nr. 171 der Ausstellungsort aus v. Hodenberg Urk. d. Kl. Loccum p. 23; dass Lukkene = Loccum ist, scheint Herr Prutz auch nicht zu wissen. Unter nr. 6 verzeichnet derselbe, dass Heinrich 1146 dem Kloster Amelungsborn seinen Hof Adeloldesheim geschenkt: als Beleg wird angeführt Falcke Trad. corb. 223. Schlägt man an der angegebenen Stelle nach, so findet man, dass die Urkunde dort mit der Jahreszahl 1166 (!) gedruckt ist. Das ist schlimm genug. Mit welchem Ausdruck soll man es aber bezeichnen, wenn Herr Prutz einige Seiten weiter als reg. 108 dieselbe Urkunde zum zweiten Male und diesmal mit 1166 anführt und, als wäre dies noch nicht genug, auf S. 480—1 die Urkunde vollständig abdruckt und, was er oben vergessen hat, hier wieder weiss, dass sie bei Falcke mit dem J. 1166 gedruckt ist! Nach Reg. 140 war H. d. L. am 8. Juni 1173 in Frankfurt bei dem Kaiser, begiebt sich dann nach Lübeck und Braunschweig »von wo ihn die Angelegenheiten des Reichs bald wieder an den Hof des Kaisers riefen« (S. 279). In der That zeigt ihn reg. 142 am 10. Juli abermals in Frankfurt. Welche unermüdliche Fürsorge für das Reich! nur Schade, dass die beiden Urkunden wirklich eine einzige sind, die VI. idus junii ausgestellt ist, wofür in einigen Drucken irrig VI. idus julii steht. Und das ist nicht etwa eine neue Entdeckung, die ich hier bekannt mache, sondern schon Böhmer (Reg. 2561) deutet darauf hin, die Herausgeber des meklenburg. Urkbuches (I, 105), das Herr Prutz anführt, sagen es ganz ausdrücklich, ja sogar — was man wider kaum glaublich finden wird — Herr Prutz, der die Urkunde aufs Neue druckt, bemerkt es ebenfalls (S. 483) ohne jedoch im Text oder in den Regesten den Irrthum

verbessern! Auch Reg. 76 und 78 bezeichnen ein und dieselbe Urkunde. Nr. 100 warh v. Heinemann S. 400 A. 2 zu berichtigen. g. 107 führt Herr Prutz ohne Beleg und mit Jahreszahl 1166 an und doch ist die Urkunde gemeint, die er S. 481 mit dem richtigen Jahre 1146 abdruckt! In nr. 95 und 96 mutet derselbe seinem Helden Unerhörtes zu. Am 6. Juli 1164 war die Schlacht bei Verchem (etwä zwei Meilen von Demmin). Am Abend des Tages trifft H. d. L. auf dem Schlachtfelde ein, am folgenden Tage kommt er nach Demmin, lässt einen Theil des Heeres dort und dem Könige Waldemar entgegen. Mit diesem vereinigt er dann das Land bis tief nach Mecklenburg hinein: erst in Stolpe macht er Halt (Möldt 2, 4) und beschliesst zurückzukehren. Obwol soll er bereits am 12. Juli zu Verden der Aller gewesen sein. Wenn das im 12. Jahrhundert möglich war, hätte es für das 19. Jahrhundert nicht der Eisenbahnen bedurft. Die Ursache ist einfach die, dass jener Aufenthalt zu Verden auf den 12. Juli 1163 anzusetzen war, was bei einiger Aufmerksamkeit leicht zu finden, übrigens auch von den Herausgebern des mecklenb. Urkb. (I, 78) dargelegt worden ist.

Was der Vf. mit der »Uebersicht der wichtigsten Quellen« bezweckt (467 ff.), ist nicht recht richtig: ein irgendwie selbständiger Beitrag zur Würdigung ist nicht darin zu finden, auch nicht einmal Das, was Andre dafür gethan haben, vollständig verzeichnet. Letzteres im Einzelnen darzulegen, ist unnöthig, da eine Vergleichung mit Wattenbachs Quellenkunde es zur Genüge zeigt. — Von den im Anhange abgedruckten Urkunden habe ich nr. 12 u. 14 schon erwähnt. Nr. 20 enthält die wichtigen Ver-

träge Friderichs I. und Heinrichs VI. mit dem Grafen Balduin von Hennegau, die (was hier nicht erwähnt wird) Schoonbroodt in seinem *Inventaire analyt. des chartes du chapitre de St. Lambert à Liège* 1863 p. 7 u. 8) schon im Auszuge angeführt und wovon derselbe Herr Prutz eine Abschrift gesandt hat. Zu Heinrich dem Löwen stehn diese Urkunden in keinerlei Beziehung und man sieht daher nicht ein, was sie an dieser Stelle bezwecken; immerhin verdient Hr. Schoonbroodt Dank, dass er Gelegenheit zur vollständigen Kenntnissnahme dieser wichtigen Urkunden bot. Von den übrigen waren 1. 2. 3. 6. 8. 9. 15. 16. 18. 19 ungedruckt und beziehn sich auf die Klöster Königsutter, Volkerode, Riddagshausen, Northeim, Heiningen und Marienthal, eine (nr. 18) ist von Friderich I. für Bischof Gero von Halberstadt. Die Herausgabe der Urkunden entspricht leider auch billigen Anforderungen nicht. In nr. 1 war das »*quae si quis*« der Hs. beizubehalten: nr. 3 am 27. Febr. ausgestellt, gehört schwerlich ins Jahr 1153, da Heinrich noch am 16. Febr. in Bisanz war (Zeerleder Urk. für die Gesch. der Stadt Bern I, 92), auch ist die Bezeichnung »*dux Saxoniae illius nominis secundus*« sehr auffallend. In nr. 17 ist statt »*conciuntur*« wol »*concutiuntur*« zu lesen: der Name »*de Alpheim*« war ganz richtig (vgl. z. B. Seibertz Urkb. 1, 86). Nr. 18 kann erst nach 1160 ausgestellt sein, da Bischof Ulrich in diesem Jahre abgesetzt wurde. Bei nr. 19 war anzugeben, dass ein Auszug davon in Meibom's Walbeck. Chron. ed. Casp. Abel S. 143 mitgetheilt wird: dort wird die Urkunde datirt, was Hr. Prutz unterlassen hat, obwol die Ausstellungszeit — ungefähr 50 Jahre nach der (1138 erfolgten) Gründung von

Marienthal — sich aus der Urk. ergibt. Ueber den Inhalt dieser und der nicht minder merkwürdigen vorhergehenden hat der Herausgeber gar Nichts zu bemerken für nöthig erachtet. Bei nr. 20 hätten die so sehr bekannten Namen von Bonland und Mincenberg aus den verderbten Formen Boulant und Minlimberg hergestellt werden können. Zu nr. 11 bemerkt der Herausgeber: »Sie ist jedenfalls untergeschoben, der Inhalt ohne Zweifel echt (Bemerkung des Geh. Archivraths Dr. Schmidt)«. Dass der Inhalt dieser Urkunde, in welcher H. d. L. sich einen Sohn des Grafen Siegfried von Bomeneburg nennt, ächt sei, hat Herr Schmidt ganz gewiss nicht gesagt: er wird wol nur jene Urkunde bei Mencke, nach welcher die vorliegende gefälscht ist, für ächt erklärt haben und eine so handgreifliche Verkehrtheit nur der Flüchtigkeit des Hrn. Prutz zuzuschreiben sein. Den Abdruck dieser und der vorhergehenden Urkunde würde derselbe wol unterlassen haben, wenn er Stumpfs Acta mogunt. benutzt hätte, da sie beide dort (77 ff.) gedruckt sind. Andererseits ist es doch gut, dass er sie aufgenommen, weil wir nun durch eine Vergleichung mit der Stumpf'schen Ausgabe prüfen können, in wie weit die von Herrn Prutz mitgetheilten Texte zuverlässig sind. Diese Prüfung ergibt leider ein für den letztern ungünstiges Resultat, sei es nun, dass er es nicht ordentlich versteht, Urkunden zu lesen, oder sich nicht die gehörige Mühe genommen hat. Dadurch wird aber natürlich unser Vertrauen in die Genauigkeit auch der andern Abschriften, die wir nicht vergleichen können, sehr erschüttert. Die Unkenntniss, die Herr Prutz im Calenderwesen zeigt, dient auch grade nicht zur Ermuthigung. »Octavo nonas octobris«

gibt er mit »in den ersten Tagen des October« wider (248), der St. Peters- und Paulstag ist ihm der 29. Juli (337, am Rande desgl.) die vigilia Petri et Pauli = 9. April (381) »post octavam Epiphaniae« ist der 20. Januar (266). Bisher hat man unter »dies Epiphaniae« den Dreikönigstag d. h. 6. Januar verstanden, Prutz belehrt uns aber, vermuthlich aus Quellen, die er allein kennt, dass es der 3. Januar sei und überdiess beschenkt er die Kirche mit einem neuen Heiligen, dem Epiphanius! (S. 133 u. 134: »am Epiphaniastage«).

Schwerer als diese, aus Unwissenheit und Flüchtigkeit hervorgegangnen, Verstösse wiegen in meinen Augen zwei andre Mängel dieses Buchs. Einmal vermisste ich bei dem Verf. jenen ernsten, unbedingten Wahrheitssinn, der zu den wesentlichsten Vorbedingungen für die Thätigkeit des Historikers gehört: jene Enthaltbarkeit, die mehr zu geben verschmäht, als nach umfassender Ausbeutung der Quellen möglich ist, und nicht, um unerwünschte Lücken in der Ueberlieferung auszufüllen oder um eine Darstellung abzurunden, der freischaffenden Einbildungskraft die Zügel schiessen lässt. Dies thut der Verf. aber nur zu häufig. Wenn H. d. L. im Decb. 1151 heimlich von Schwaben nach Sachsen eilt und dadurch Freund wie Feind überrascht, so genügt das nicht: die Sache noch wirkungsvoller zu schildern, wird ausschmückend hinzugesetzt, (93) dass er »durch Schnee und Eis« gekommen sei. Wer hat das berichtet? es kann ebensogut Thauwetter gewesen sein. Sagt uns Helmold (I, 42), dass Vicelins Eltern sich mehr durch Rechtschaffenheit als Adel der Geburt ausgezeichnet haben, so dichtet Herr Prutz gleich dazu, dass sie arm gewesen. (42)

Er weiss, dass H. des L. Namen in ganz Deutschland mit Ehrfurcht genannt wurde (292), und dass Bischof Isfrid von Ratzeburg den weltlichen Angelegenheiten durchaus fremd war (314). Die mittelalterlichen Chronisten sind so wenig höflich gewesen, dass sie in Bezug auf die Fürstinnen, deren sie in ihren Werken gedenken, oft Nichts über ihr Aeusseres berichten. Da ist Herr Prutz artiger und holt nach, was jene versäumt. So erfahren wir erst durch ihn (73), dass Clementia von Zähringen schön war, und ein Gleiches von der Pfalzgräfin Agnes, welche den jüngern Heinrich heirathete (427). Ueber dessen plötzliche Ankunft auf Schloss Staleck und seinen Empfang haben wir keinen näheren Bericht, wir hören nur von dem Propst Gerhard von Stederburg, dass Agnes Nichts von dem, was geschehen sollte, gewusst habe. Das ist Herrn Prutz zu trocken. »Jubelnd begrüsst ihn seine schöne Braut« macht sich ungleich besser. Obwohl ihm ferner vollständig bekannt war, dass die Schilderung der braunschweigischen Reimchronik von Heinr.'s Brautfahrt (425—6) Nichts als ein, volle hundert Jahr später entworfenes, freies Phantasiebild ist, nahm er doch keinen Anstand, sie seiner Erzählung zu Grunde zu legen. Von der Herzogin Mathilde ist uns wenig bekannt. Was Arnold von Lübeck (I, 2) von ihr sagt, dass sie fromm gewesen, die Armen unterstützt und ihrem Gemahl die ehliche Treue bewahrt habe, sind Eigenschaften, welche wol den meisten fürstlichen Frauen nachgerühmt werden: an jedem individuellen Zuge gebricht es seiner Schilderung. Da hilft Herr Prutz denn nach (381), er stattet sie mit einem »starken und muthigen, auch in den grossen Dingen der Welt wolerfahrenen Geiste« aus und rühmt, dass

gibt er ~~ihm~~ grossen Angelegenheiten des
wider ~~ihm~~ nehmen verstanden«. Ja sie
ihm ~~ihm~~ den »Geschäften gewachsen ge-
vigili ~~ihm~~ während Heinrichs Reise nach
octav ~~ihm~~ Lande die Regierung zweier Her-
Bish ~~ihm~~ mit starker und sicherer Hand zu
Dre ~~ihm~~ Leidenheit geführt hatte«. Es ist doch
bel ~~ihm~~ um eine lebhaft Phantasie! nur
er ~~ihm~~ Die ganze eben mitgetheilte Behaup-
ül ~~ihm~~ sprungen; denn in der einzigen Quelle,
n ~~ihm~~ Hier zu Gebote steht, der Chronik Ar-
» ~~ihm~~ nur gesagt, die Herzogin sei im
zurückgeblieben, weil sie schwanger ge-

Der andre sehr erhebliche Mangel, den ich
andeutete, liegt in der ganz unwissenschaft-
lichen Methode des Verf's. Diese zeigt sich
sichers an der einzigen Stelle, wo er den
Versuch einer genauern kritischen Erörterung
gemacht hat. (im zweiten Excurs*). Derselbe
handelt die berühmte Zusammenkunft Fride-
richs I. und H. des L. vor der Schlacht bei Le-
manne. Der Verf. behauptet darin, in Bezug
auf diesen Gegenstand eine gewissermassen die
Mitte haltende Ansicht zwischen der Ozlberger's,
welcher die Zusammenkunft ganz in Abrede
steckt, und derjenigen, welche ich in diesen Blät-
tern (1866 S. 461—77) ausgesprochen, zu ver-
mitteln. Ich hatte dort als Ergebniss hinge-
stellt S. 471, dass H. d. L. von dem Kaiser
um Hülfe gegen die Lombarden gebeten, eine

* Der erste kommt nicht weiter in Betracht, da
schon Sachs. W. G. II. 71 und Waitz Deutsche Kaiser
S. 43 an. Das Ungeschichtliche der weinsberger Weiber-
sage hinweisen. Der Verf. hätte wenigstens die zahl-
reichen verwandten Sagen zusammenstellen sollen; vergl.
denn Aufzählung in Wölffg. Menzel's Literaturblatt bei
der Anzeige des Preussischen Buches.

Zusammenkunft mit ihm gehabt und dabei die Hülfe verweigert habe, und hinzugefügt: »Die Vorgänge im Einzelnen dabei sind schwerlich mehr festzustellen«. Zu demselben Resultat kommt H. Prutz auch und ich verstehe daher nicht, wieso er die Mitte hält. Er müsste es denn auf meine Bemerkung beziehen, es sei immerhin möglich, dass eine persönliche Demüthigung für den Kaiser damit verbunden gewesen sei. Der Ansicht bin ich auch jetzt noch *), und werde durch den Bericht Giselberts, den H. Prutz 445 anführt (in seiner Dissertation fehlt er, und auch mir war er, als ich jenen Aufsatz schrieb, nicht gegenwärtig) noch eher darin bestärkt. Eigenthümlich und neu sind der Prutz'schen Darlegung der versuchte Nachweis, dass die Unterredung im südlichen Baiern Anfang März stattgefunden und die Folgerung, die er aus chronologischer Anordnung der Quellen zieht: auf diese beiden Punkte muss ich etwas näher eingehn, weil sie für die kritische Methode des Verf.'s beweisend sind. Was den Ort der Unterredung anlangt, so entschied ich mich für Chiavenna aus fol-

*) Doch wird, was ich dort S. 472 allerdings nur mit Vorbehalt, in Bezug auf die repgowsche Chronik geäußert, hinfällig durch die Darlegung von Waitz über deren Handschriften (Ueber eine sächs. Kaiserchronik S. 10 ff.). — Auch die Vermuthung, dass Friderich über Parma und Piacenza nach Ravenna gegangen, kann nicht richtig sein, da diese Städte damals kaiserfeindlich waren: viel eher mag er — worauf mich Herr Th. Wüstenfeld aufmerksam macht — den Po hinab nach Cremona gefahren sein. — Leider sind in dem angeführten Aufsätze, da er in meiner Abwesenheit gedruckt wurde, viele Druckfehler, von denen ich einige sinnenstellende hier berichtigen will. S. 461 Z. 8 v. u.: lies Feichtinger's. 464, 14 v. o.: Anchin. 467, 8 v. u.: Non, 5 v. u.: Rülzheim im. 471, 13 v. o.: brunsvic., 10 v. u.: sagt ohne. 476, 12 v. o.: behagte.

genden Gründen: 1) weil Otto von Sankt Blasien ihn nennt und Burkhard von Ursperg, welcher die Unterredung an den Comersee verlegt, damit übereinstimmt, aber grade in den Klöstern Schwabens, das zu den Staufern in besonders naher Beziehung stand, konnte sich am Ehesten die Kunde davon erhalten. Sollte jedoch die Angabe in der ursperger Chronik aus dem verlorenen Werke Johannis von Cremona herrühren, so würde sie als die eines norditalienischen Zeitgenossen nicht minderes Gewicht haben. 2) Weil die Nachricht, dass H. d. L. unmittelbar darauf in Schwaben gewesen und mit den Grafen von Zollern und Veringen sich verschworen, dafür spricht (es kommt dabei Nichts darauf an, dass ein Eingehn der Zollern auf solche Vorschläge kaum glaublich ist, wie Riedel in d. Abhdlg. d. berliner Academie Hist. Cl. 1854 S. 23 darthut). 3) weil die zuverlässigen Nachrichten aus dem Frühjahr 1176 über den Kaiser uns ihn in Como zeigen. Gegen die angeführten Zeugnisse kann die als Gerücht bezeichnete Nachricht der Chronik vom Petersberg bei Halle nicht in Betracht kommen, nicht sowol, weil sie ein halbes Jahrhundert später auftaucht, in einem Werke, das manches quid pro quo enthält, sondern hauptsächlich, weil eine so weite Entfernung des Kaisers aus Italien höchst unwahrscheinlich ist. Fand die Zusammenkunft in Chiavenna Statt, so muss dies im Jan. oder doch vor Mitte Febr. 1176 gewesen sein; denn später war H. d. L. in Baiern. Worauf stützt sich nun Herr Prutz? 1) Auf die lauterberger Chronik, welche Partenkirchen nennt; doch legt er ihr keinen besondern Werth bei. Dagegen betont er 2) dass Arnold von Lübeck (II, 1) sagt: »Caesar exiens de finibus illis [scil. Ita-

] *transmissis Alpibus venit in partes teuto-*
s. Nun ist es schon ganz ungerechtfertigt
auf Arnold irgend welches Gewicht zu le-
gen, da er grade hier doch besonders schlecht
unterrichtet ist und die ital. Kriege von 1162
1176 mit einander vermengt; aber davon
absehen hindert sein Zeugniß gar nicht einmal
Zusammenkunft nach Chiavenna zu verlegen;
n — wie ich einer gütigen Mittheilung des
rn Prof. Ficker entnehme — die Grafschaft
avenna gehörte noch zum Herzogthum Schwa-
ben (es wurde ein längerer Streit darüber mit
dem Bisthum Como geführt), hier war also die
Grenze Italiens, hier war Heinrich noch ver-
pflichtet, vor dem Kaiser zu erscheinen, und so
kann also grade ein innerer Grund für die
Abreise nach Chiavenna's. 3) Der Hauptbeweis soll in
dem Schenkungsbuch von Reichersberg liegen.
In einer dort befindlichen Urkunde (Mon. boic.
456 ff.) wird angeführt, dass, als H. d. L.
J. 1176 in Baiern war, »*prepositus dom.*
lippius occurrit illi in Pourchusen in dominica
quadragesime et honorifice ab eo susceptus,
et causam adventus sui aperuisset . . . ipse
multis occupatus distulit eum audiendum
in Ranshofen. Ubi cum post VII dies expectatus
non venisset, iterum . . . interpellatus est. Daraus
kann nun geschlossen: H. d. L. hat am 28.
Febr. den Propst wegen vieler dringender Ge-
schäfte abgewiesen, am 7. März kommt er
nach Ranshofen und hält Gericht »in der Zwi-
schenzeit verschwindet er auf acht Tage.«
Deshalb und wegen des »*multis occupatus*«, wel-
ches für die Erledigung einer so wichtigen An-
gelegenheit spricht, wird Heinrich in dieser
Urkunde die Unterredung mit dem Kaiser gehabt
haben. Sieht man nun die betreffende Urkunde

ein, so findet man, dass zwischen »apernisset« und »ipse« folgende Worte stehn, die H. Prutz für gut befand auszulassen: »presente marchione Pertoldo de Andehesen et multum pro ipso intercedente, presentibus etiam quam plurimis principibus aliis marchionibus et comitibus«. Dadurch wird der Zusammenhang offenbar ein ganz anderer: die Anwesenheit vieler Fürsten erscheint als die natürliche Voraussetzung der vielen Geschäfte und von einem »Verschwinden« auf acht Tage ist vollends keine Rede. — Nun steht freilich auch noch Otto von St. Blasien im Wege. Herr Prutz findet, dass ich Otto's Bericht mit Recht als besonders wichtig hervorhebe: aber dieser Bericht »bedarf noch einer nähern Analyse.« Otto sagt bekanntlich, der Kaiser habe den Herzog aufgefordert »ut Clavenne ad colloquium sibi occurreret, venientique obviam procedens, ut periclitanti imperio subveniret, plus quam imperialem deceret maiestatem, humiliter efflagitavit«. Also Friderich entbietet H. den L. nach Chiavenna und, als dieser kommt, geht er ihm entgegen. Das kann vernünftiger Weise doch nur so verstanden werden, dass der Kaiser, der früher angelangt war, dem nahenden Herzog auf eine kleine Strecke, also z. B. eine Stunde weit, entgegengezogen. Aber Herr Prutz deutet sich das so, als wäre er ihm von Chiavenna nach Partenkirchen entgegengegangen! »Es fällt damit auch der letzte Einwand gegen den von mir versuchten Beweis, dass Chiavenna nicht der Ort der Zusammenkunft gewesen ist«. Nicht minder gewaltsam werden die Worte »plus — efflagitavit« ausgelegt: »Das, was dem kaiserlichen Ansehn zuwider ist, was eine Erniedrigung des Kaisers ist, liegt eben darin, dass Friedr. sich mit H. erst noch in Unterhandlungen ein-

lassen muss, dass er, statt sein Gebot ohne weiteres erfüllt zu sehn, erst mahnen und bitten und schliesslich dem säumig nahenden noch entgegen eilen muss«. Wo steht aber Etwas von entgegen eilen müssen in Otto's Bericht? wie kann also darunter die Demüthigung des Kaisers verstanden werden? wie in dem Verhandeln überhaupt, da die Worte Otto's doch nur auf den Vorgang bei der Zusammenkunft bezogen werden können? offenbar wird nicht das »efflagitare« an und für sich, sondern nur dass es »plus humiliter« als mit der Würde vereinbar geschah, als Erniedrigung bezeichnet. Gewalt-samer kann man wol kaum mit den Quellen umspringen als der Verf. thut! Derselbe hat endlich, um zu zeigen, »wie mit dem Fortschreiten der Zeit auch das Ereigniss selbst wuchs«, die Quellen in chronologischer Reihe aufgestellt, in welcher erst Arnold, Otto, Giselbert kommen, dann Chr. mont. sereni »(c. 1225 verf.)« Burch. ursp. »(c. 1230)« chr. Repeg. (1235) Ann. marbac. (1238) Ann. stad. (1241) Botho (1251). Nun ist Arnold der erste und doch zugleich unbrauchbarste Zeuge: in den marbachern Jahrbüchern beginnt grade mit der uns hier angehenden Stelle ein sehr werthvoller aus alten Quellen geschöpfter Abschnitt und seine Bedeutung wird dadurch nicht im Mindesten verringert, dass er erst 1238 ausgearbeitet ward. Von Burkhard von Ursperg, welcher übrigens 1226 starb, habe ich schon oben gesprochen, Giselbert endlich, der, um nur eins anzuführen, auch in persönliche Berührung mit Kaiser Friderich I. gekommen, ist von allen Schriftstellern vielleicht der bedeutendste (vgl. Ficker Vom Reichsfürstenstande I S. 108) und der Verfasser nennt ihn selbst wenige Seiten weiter (469) »für die

Reichsgeschichte sehr werthvoll«. Was ist also mit einer so rein äusserlichen Zusammenstellung gewonnen? Sie beweist eben nur, dass der Verf. wissenschaftliche Kritik nicht zu üben versteht.

Ich breche hier ab, da diese Anzeige schon zu umfangreich geworden ist: sie ist freilich ganz und gar nicht erschöpfend, dürfte aber doch genügen, um den Wunsch zu rechtfertigen, dass die Geschichte Friderichs I., welche Herr Prutz verheisst, nicht von derselben Art sein möge, wie sein Buch über Heinrich den Löwen.

Adolf Cohn.

Untersuchungen über Gehirn und Rückenmark des Menschen und der Säugethiere von Otto Deiters. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Max Schultze, ordentlichem Professor der Anatomie und Director des anatomischen Instituts zu Bonn. Mit sechs Tafeln in Imperial-Octav. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn. 1865. XVIII u. 318 S. in Octav.

Die Herausgabe dieses Werkes stiess auf eigenthümliche Schwierigkeiten. Der Verf. war mehrere Jahre mit Durcharbeitung des Gegenstandes beschäftigt gewesen, er hatte Hunderte von microscopischen Präparaten angefertigt, zahlreiche vortreffliche Zeichnungen entworfen, Vorlesungen über die Anatomie von Gehirn und Rückenmark gehalten und dies Alles, ohne die Feder nur anzusetzen, ohne die Präparate u. s. w. auch nur mit einer Nro. zu versehen. Dies

Verfahren von wenig anatomischem Charakter hat dann die freilich nicht vorauszusehende Folge gehabt, dass manche Früchte der mühevollen Arbeit ungenutzt verloren gegangen sind. Erst in den letzten Wochen vor seiner mit dem Tode endigenden Erkrankung entwarf der Verf. mit fliegender Feder eine ausführliche, doch leider unvollendet gebliebene Skizze. Das Werk war auf siebzehn Capitel angelegt, von denen dreizehn so weit vollendet waren, dass sie, wenn auch mit Lücken, hier gedruckt werden konnten. Das Manuscript war unleserlich geschrieben, es musste daher copirt werden, was lange Zeit in Anspruch nahm, ehe der Herausgeber die so nothwendige Uebersetzung vornehmen konnte. Bei letzterer wurden Notizen benutzt, die sich ein Zuhörer des Verstorbenen in seinen letzten Vorlesungen gemacht hatte. Die Thätigkeit des Herausgebers beschränkte sich im Uebrigen auf stylistische Verbesserungen und Entfernung störender Wiederholungen. Das Werk sollte ein Atlas von 12 Tafeln in Folio begleiten, von denen fünf hier beigegeben werden konnten.

Die Resultate, soweit sie hier vorliegen, sollen im Folgenden möglichst übersichtlich gemacht werden. Der Verf. unterschied bei den Hirnnerven solche, welche einer vorderen, andere die einer hinteren Rückenmarksnervenzweig entsprechen und drittens solche, die gemischter Natur sind, und deren Ursprung eine seitliche Lage zwischen den beiden ersten Systemen hat. Ref. findet hierin eine Modification eines früheren Versuchs, der leider bis auf Deiters keine Nachfolger gefunden hat, die Hirnnerven in Nerven der Vorder-, Seiten- und Hinterstränge zu sondern. Im Einzelnen weichen

Reichsgeschichte sehr werthvoll«. Was ist also mit einer so rein äusserlichen Zusammenstellung gewonnen? Sie beweist eben nur, dass der Verf. wissenschaftliche Kritik nicht zu üben versteht.

Ich breche hier ab, da diese Anzeige schon zu umfangreich geworden ist: sie ist freilich ganz und gar nicht erschöpfend, dürfte aber doch genügen, um den Wunsch zu rechtfertigen, dass die Geschichte Friderichs I., welche Herr Prutz verheisst, nicht von derselben Art sein möge, wie sein Buch über Heinrich den Löwen.

Adolf Cohn.

Untersuchungen über Gehirn und Rückenmark des Menschen und der Säugethiere von Otto Deiters. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Max Schultze, ordentlichem Professor der Anatomie und Director des anatomischen Instituts zu Bonn. Mit sechs Tafeln in Imperial-Octav. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn. 1865. XVIII u. 318 S. in Octav.

Die Herausgabe dieses Werkes stiess auf eigenthümliche Schwierigkeiten. Der Verf. war mehrere Jahre mit Durcharbeitung des Gegenstandes beschäftigt gewesen, er hatte Hunderte von microscopischen Präparaten angefertigt, zahlreiche vortreffliche Zeichnungen entworfen, Vorlesungen über die Anatomie von Gehirn und Rückenmark gehalten und dies Alles, ohne die Feder nur anzusetzen, ohne die Präparate u. s. w. auch nur mit einer Nro. zu versehen. Dies

Verfahren von wenig anatomischem Charakter hat dann die freilich nicht vorauszusehende Folge gehabt, dass manche Früchte der mühevollen Arbeit ungenutzt verloren gegangen sind. Erst in den letzten Wochen vor seiner mit dem Tode endigenden Erkrankung entwarf der Verf. mit fliegender Feder eine ausführliche, doch leider unvollendet gebliebene Skizze. Das Werk war auf siebzehn Capitel angelegt, von denen dreizehn so weit vollendet waren, dass sie, wenn auch mit Lücken, hier gedruckt werden konnten. Das Manuscript war unleserlich geschrieben, es musste daher copirt werden, was lange Zeit in Anspruch nahm, ehe der Herausgeber die so nothwendige Uebersetzung vornehmen konnte. Bei letzterer wurden Notizen benutzt, die sich ein Zuhörer des Verstorbenen in seinen letzten Vorlesungen gemacht hatte. Die Thätigkeit des Herausgebers beschränkte sich im Uebrigen auf stylistische Verbesserungen und Entfernung störender Wiederholungen. Das Werk sollte ein Atlas von 12 Tafeln in Folio begleiten, von denen fünf hier beigegeben werden konnten.

Die Resultate, soweit sie hier vorliegen, sollen im Folgenden möglichst übersichtlich gemacht werden. Der Verf. unterschied bei den Hirnnerven solche, welche einer vorderen, andere die einer hinteren Rückenmarksnervenzweig entsprechen und drittens solche, die gemischter Natur sind, und deren Ursprung eine seitliche Lage zwischen den beiden ersten Systemen hat. Ref. findet hierin eine Modification eines früheren Versuchs, der leider bis auf Deiters keine Nachfolger gefunden hat, die Hirnnerven in Nerven der Vorder-, Seiten- und Hinterstränge zu sondern. Im Einzelnen weichen

die Angaben des Verf's. von denen seines Vorgängers zuweilen ab, wie aus folgendem Schema ersichtlich wird, worin a vordere, b Seiten-, c hintere Stränge bedeutet. Die Zahlen bezeichnen die Hirnnerven; V^a ist die motorische, V^b die sensible Wurzel des Trigeminus, den C. Krause zu den Nerven mit doppelten Wurzeln rechnet, welche wie die Rückenmarksnerven sowohl von den vorderen, als den hinteren Strängen entspringen.

	a.	b.	c.
C. Krause	III	IV	
	VI	VIII	
	XII	IX	
		X	
		XI	
Deiters	III	V ^a	
	IV	VII	
	VI	VIII	
	XII	IX	V ^b
		X	
		XI	

Die Bearbeitung der einzelnen Hirnnerven selbst ist mit wenigen Ausnahmen unausgeführt geblieben. Was den Acusticus anlangt, so gehören die grossen Zellen in den Crura cerebelli ad medullam oblongatam, welche man als Acusticuskern auffasst, keinenfalls zu ihm. Vielmehr sind die Acusticusfasern aus den kleinen Zellen der Hinterhörner und vielleicht der Raphe abzuleiten. Die Striae transversae haben die Bedeutung, dass es Kreuzungsfäden sind, die in die Raphe und zur anderen Seite in die Hinterhörner gehen. Den Klangstab Bergmann's erklärt Deiters mit Stilling und Lenhossek für

einen Theil der motorischen Wurzel des Trigeminus, welcher von dem Ursprung der Striae transversae aus schräg nach aufwärts und aussern läuft.

Am Facialis ist zu bemerken, dass derselbe bis zur Mittellinie zu verfolgen ist, hier aber nicht, wie bisher angegeben wurde, in einem gemeinschaftlichen Abducens- und Facialiskern endigt, sondern als Stamm ein vollständiges Knie bildet, indem er sich ganz nach hinten umbiegt. Sein Ursprung liegt neben dem motorischen Trigeminuskern, welcher bekanntlich unter dem Locus caeruleus gelegen ist. Andeutungen von ähnlichen knieförmigen Umbiegungen finden sich am Accessorius, Vagus, Abducens, Acusticus, auch wohl am motorischen Trigeminus. Sie werden nur aus der Entwicklungsgeschichte verständlich gemacht werden können.

Der Trochlearis entspringt von grossen am Boden des vierten Ventrikels liegenden Zellen. An demselben finden sich, wo der Nerv aus dem Velum medullare anterius hervortritt, eigenthümliche uni- oder bipolare Zellen ähnlich wie z.B. im Ganglion Gasseri.

Der N. vagus hat wie der Trigeminus eine motorische Wurzel (S. 283).

In Betreff der sog. grauen Kerne hebt der Herausgeber die Auffindung von oberen Oliven die bisher nur bei Thieren bekannt waren auch beim Menschen hervor. Indessen sagt Deiters selbst (S. 275), dass Stilling dieselben bereits als obere Trigeminuskern beschrieben habe. Ferner schliessen die Seitenstränge des Rückenmarks, indem sie in der Medulla oblongata aufsteigen, jederseits einen ansehnlichen grauen

Kern ein, welchen der Herausgeber (S. XI) als Deiters'schen Kern zu benennen vorschlägt. Derselbe vermittelt den Uebergang der Fasern des Seitenstranges in die zonalen, zum kleinen Hirn aufsteigenden.

Die Pyramidenstränge sind keine directen Fortsetzungen irgend eines Rückenmarkstranges, sondern beziehen ihre Fasern aus den Ganglienzellen der *Formatio reticularis*, zu denen die Seiten- und Hinterstränge herantreten, deren indirecte Fortsetzungen also die Pyramiden zu nennen sind.

In Betreff des kleinen Gehirns wurden nur wenige Untersuchungen angestellt, welche zu dem Schlusse führten, dass die Körnerlage dem Bindegewebe zuzurechnen sei. Die Körner treten nämlich nicht mit Nervenfasern in Verbindung.

Als gültig, nicht nur für die grossen Ganglienzellen in der Rinde des Cerebellum, sondern für die centrale Ganglienzelle überhaupt wird folgendes Schema aufgestellt.

Von allen Fortsätzen, welche die Ganglienzelle aussendet, wird nur einer ungetheilt zu (einem Axencylinder) einer peripherisch verlaufenden markhaltigen Nervenfasern. Die übrigen Fortsätze nennt Deiters Protoplasmafortsätze; sie sind blasser, nicht so glänzend und lösen sich unter successiven Theilungen schliesslich in feinste Verästelungen auf, ohne dass es möglich wäre anzugeben, was aus den Fortsätzen wird. Ref. hat sich selbst von der fundamentalen Verschiedenheit beider Arten von Fortsätzen an Präparaten und Photographien des Dr. Boddaert aus Gent überzeugt.

Der Herausgeber bestreitet die Richtigkeit

der Anwendung des Namens »Protoplasma« auf die verästelten Fortsätze, weil die Ganglienzelle selbst eine fibrilläre oder körnigfibrilläre Struktur habe. Ohne diesen Grund anerkennen zu wollen, muss doch auch Ref. gestehen, dass die Bezeichnung der betreffenden als »verästelte Fortsätze« viel einfacher und bestimmter characterisirend erscheint.

Niemals sah Deiters an irgend einem Orte die Fortsätze von zwei Ganglienzellen anastomosiren. Gewiss ein auffallendes Resultat und doch gewiss nicht massgebend, wenn man sich der unzweifelhaften Beobachtung Corti's an der Retina des Elephanten erinnert. Der genannte Forscher sah nämlich vier isolirte Ganglienzellen sich unter einander verbinden, ohne dass Reagentien zur Darstellung angewandt worden wären.

Wichtig sind die Untersuchungsmethoden. Zunächst versteht es sich von selbst, dass die Centralorgane in absolut frischem Zustande benutzt werden müssen. Man verzichtet daher in den meisten Fällen auf die Untersuchung menschlicher Gehirne. Man legt dieselben in Lösungen von $\frac{1}{80}$ — $\frac{1}{20}$ — $\frac{1}{10}$ Gr. Chromsäure auf die Unze Wasser zwei Tage lang. Am dritten Tage erneuert man die Lösung. Man darf nur kleine Stücke einlegen. Am dritten Tage kann man auch doppeltchromsaures Kali zu $\frac{1}{2}$ Gran, am nächsten Tage zu 1 und dann wohl noch zu 2 Gr. benutzen. Beim Rückenmark des Kalbes wendet man am besten chromsaures Kali an; beim Rinde zwei Tage lang $\frac{1}{80}$ — $\frac{1}{20}$ Chromsäure. Dann einstündiges Liegen in Liq. kali caustic. (enthält 28% Kalihydrat auf die Unze Wasser). Dann Auswaschen mit dünner Chrom-

säure - Lösung und Einlegen in chromsaures Kali ($\frac{1}{2}$ Gran). Dieses wird am nächsten Tage mit einer 1 Gr. und schliesslich mit 1—2 Gr. haltenden Lösung vertauscht.

Was die Carmin-Färbung anlangt, so ist Vf. zu dem Resultate gekommen, dass sich bei allen Zellen erst das Kernkörperchen, dann der Kern, endlich die Zellensubstanz selbst roth färbt, womit Mauthner's Angaben, der beim Hecht Verschiedenheiten unter den Zellen in dieser Hinsicht gefunden hatte, widersprochen wird.

Um den Faserverlauf im Ganzen wie im Einzelnen, also die eigentliche Structur der Centralorgane zu untersuchen, bedarf man anderer Methoden. Bei Säugethieren und dem Menschen ist die Chromsäure nach dem Verfallenen übrigen Erhärtungsmitteln vorzuziehen. Man bringt frische Stücke des Rückenmarkes u. s. w. zuerst in eine Lösung von 15 Gran doppelt-chromsaures Kali auf die Unze Wasser. Nach 8 — 14 Tagen legt man sie in Chromsäure-Lösung von 2 Gran auf die Unze. Nach 4 — 6 Wochen sind die Präparate schneidbar und halten sich lange brauchbar; sollen sie Jahrelang aufbewahrt werden, so wendet man besser von Neuem Einlegen in doppelt-chromsaures Kali an. Aufgehellt werden Schnitte dann durch Glycerin, verdünnte oder concentrirte Natronlösungen, Essigsäure u. s. w.

Besser ist es die Imbibition mit Carmin anzuwenden, nachdem Erhärtung in Chromsäure vorausgegangen ist. Nur muss die Carmin-Lösung gut filtrirt sein, und kein freies Ammoniak enthalten; noch ist es am besten, sie nur einen oder zwei Tage vor der Benutzung frisch zu

bereiten. Die Carmin-Präparate werden dann mittelst Canadabalsam durchsichtig gemacht, nachdem sie erst mit absolutem Alkohol einige Stunden und rasch mit Terpentinöl ausgezogen sind. Den Canadabalsam löst man am besten in Chloroform.

Die wichtigste Vorfrage bei den vorliegenden Untersuchungen ist natürlich die, ob man mit Sicherheit die nervösen Elemente der Centralorgane von den nicht nervösen unterscheiden könne. Diese Unterscheidung ist offenbar das Wesentliche; denn ob man nachträglich die nicht nervösen Elemente alle zum Bindegewebe rechnet, oder nicht, ist wenigstens in physiologischer Beziehung zunächst ohne Bedeutung. Verf. spricht nun mit aller Bestimmtheit aus, dass alle bisher bekannt gewordenen Zellen als nervöse zu betrachten sind, während im Bindegewebe der Centralorgane nur freie Kerne (oder Kerne mit etwas Protoplasma um sich herum) vorkommen. Zu den Kernen sind auch die Körner im kleinen Gehirn zu rechnen. Das Protoplasma um die Kerne kann sich mitunter zu langen Fäden ausziehen; die Grundsubstanz des Bindegewebes ist körnig, porös, sie wird stellenweise durchzogen von einem fasrigen Gerüst, ähnlich den H. Müller'schen Fasern der Retina.

Die Ganglienzellen sind ausser ihrem unzweifelhaftem Zellkörper auch dadurch charakterisirt, dass sie mit einer Nervenwurzelfaser in Verbindung stehen. Diese von Remak (1855) entdeckte Faser unterscheidet sich chemisch und physikalisch von allen übrigen centralen Fortsätzen. Derselbe ist stets unverästelt, wird kurz nach dem Abgang von der

Zelle dünner, biegt sich gewöhnlich um, und an dieser Stelle kann dann sehr leicht ein Abbrechen stattfinden. Dieser Nervenfasersfortsatz kommt auch den sensiblen Zellen zu und wahrscheinlich auch denen des Grosshirns.

Ausserdem sitzen an den verästelten Fortsätzen varicöse Fäserchen mit dreieckiger Basis auf, die ein zweites System abgehender Axencylinder darstellen.

Die Ganglienzellen besitzen keine Zellenmembran und ihre Ausläufer anastomosiren, wie schon bemerkt, niemals untereinander. Als verschiedene Arten kann man zunächst im Rückenmark grosse motorische und kleinere sensible Zellen unterscheiden. Die letzteren sind häufig spindelförmig.

Characteristisch ist es für die grossen Ganglienzellen des Cerebellum, dass der Nervenfasersfortsatz nach der einen, die verästelten Fortsätze nach der anderen Seite gerichtet sind. In der Körnerlage finden sich auch wirkliche, viel kleinere Zellen, die bei Thieren immer pigmentirt sind. Endlich giebt es im kleinen Gehirn eine dritte Zellenart, die wie es scheint beiderseits eine Nervenfasersabsenden.

In Bezug auf die Grösse der Zellen lässt sich die allgemeine Angabe machen, dass dieselbe der Dicke der von ihr abgehenden Nervenfasers proportional ist.

Ueber die centralen Nervenfasern wird bemerkt, dass sie des Neurilems entbehren, und ihre Axencylinder nur von einer Markscheide umgeben sind. Verf. betrachtet die Frage nach der Präexistenz des Axencylinders als im bejahenden Sinne erledigt. Ref. aber kann nicht

umhin, immer wieder hervorzuheben, dass alle bisher beigebrachten angeblichen Beweise gar nichts darüber aussagen, ob in der leistungsfähigen Nervenfasern in der That ein centraler, aus eiweissartiger Substanz bestehender Faden enthalten ist, oder ob dieses constant entstehende Gebilde seine Form derjenigen der cylindrischen Röhre verdankt, in welcher die genannte Substanz nach dem Tode sich durch einen Gerinnungsvorgang von dem Nervenmark sondert. Was soll man dazu sagen, dass Verf. sich in dieser schwierigen Frage auf die Carmininfiltration beruft, da doch seine Präparate successive die Behandlung mit Chromsäure, Carmin, Alkohol, Terpentinöl, Canadabalsam und Chloroform durchgemacht hatten! Uebrigens geht die Ansicht des Verf's. dahin, dass der Axencylinder vielleicht aus mehreren verästelten Fortsätzen mehrerer Ganglienzellen gebildet werde. Anastomosen von Ganglienzellen unter einander werden nur bei entfernt gelegenen durch Vermittlung von Nervenfasern ermöglicht.

Ueber den Bau des Rückenmarks lässt sich als allgemeines Schema der Satz aufstellen, dass die in dasselbe eingetretenen Wurzeln die weisse Substanz durchsetzend in die graue eintreten, hier wahrscheinlich alle früher oder später mit Zellen in Verbindung treten, und durch Vermittlung dieser mit Fasern in Zusammenhang gebracht werden, welche die Leitung der Bahnen zum Gehirn übernehmen. Die motorischen Nervenwurzeln durchsetzen in mehreren geraden Zügen die weisse Substanz; in der sie Vorder- und Seitenstränge von einander scheiden und gelangen in die grauen Vorderhörner. Consta-

tiren liess sich, dass die Nervenfasersfortsätze der dort gelegenen Ganglienzellen zuweilen bis in die motorischen Nervenwurzeln zu verfolgen waren. Wahrscheinlich hat dieser Befund allgemeine Gültigkeit, und dann wird das zweite System von Fortsätzen sich wohl an die weissen Rückenmarksstränge anschliessen.

Die Vorderstränge kreuzen sich, was bei Säugethieren schon mit blossen Auge zu sehen, und nur beim Frosch schwierig nachzuweisen ist. Indessen wird eine totale Kreuzung der Vorderstränge keineswegs durch die bisher vorliegenden Thatfachen gefordert, und findet in der That dem Verf. zufolge auch nicht statt. Die aufsteigenden Fortsetzungen der vorderen Wurzeln verlaufen nur in den Vorder- und Seitensträngen.

Die sensibeln Fasern treten zumeist durch die Hinterstränge in langen Bogen, in kleiner Zahl direct, oder an den Seitensträngen vorbei, in die Peripherie des Hinterhornes. Der Umweg der dabei gemacht wird, kann ein ziemlich grosser sein; das Ganze liegt im ersten Falle fast nie in einer Ebene. Die Fasern verlaufen also erst eine Strecke weit in die Höhe innerhalb der meisten Stränge, um dann gegen die graue Masse umzubiegen. Die sensibeln Zellen dienen ebenfalls als Centralpunkte eines doppelten Systems verschieden gerichteter Faserzüge, indem die Fasern der hinteren Rückenmarkswurzeln in sie einmünden, was vielleicht vermöge des zweiten Fasersystems des Verfs. geschieht. Die Leitung zum Gehirn kann jedenfalls sehr lange in der grauen Substanz geschehen; es ist indessen die Schiff'sche Hypothese von der Leitung aller Gefühls-Eindrücke aus-

schliesslich durch die graue Substanz ebenso wenig stichhaltig, als die frühere Meinung, wonach die Hinterstränge allein ohne Betheiligung der grauen Substanz die Leitung vermitteln sollen. Es dürfte hier ein complicirter Wechsel der Bahnen vorliegen, als man bisher anzunehmen geneigt war.

Als Princip im Bau des verlängerten Markes muss man zunächst die Aufstellung festhalten, dass dasselbe eine Fortsetzung des Rückenmarkes darstellt. Indem der Centralkanal des letzteren sich in den vierten Ventrikel öffnet, müssen die hinter dem ersteren gelegenen Fasermassen eine seitliche Lagerung erhalten. Ausserdem tritt aber neben den motorischen und sensiblen Faserzügen noch ein drittes gemischtes System auf, welches den Nn. accessorius, vagus und glossopharyngeus ihren Ursprung gibt. Der N. acusticus entspringt von Theilen, die ganz wie Fortsetzungen der sensibeln Rückenmarksparthien aufzufassen sind; der N. facialis gehört der motorischen Abtheilung des gemischten Systems an.

Die sog. Kerne der Hirnnerven sind ebenfalls als Fortsetzungen der grauen Rückenmarkssubstanz aufzufassen, die ganz gesetzmässig liegen. Uebrigens hat man sich die Med. oblongata in den oberen Parthien als ein fein aufgelöstes Maschenwerk grauer Substanz vorzustellen, in deren Maschen die Bündel der meisten Stränge verlaufen.

Als Fortsetzungen der grauen Vorderhörner resp. der Basis der Hinterhörner erscheinen die Kerne des Hypoglossus, Vagus, Abducens, Trochlearis und Oculomotorius. Dem Rückenmarksschema nicht direct unterzuordnen sind

die Olive, die obere Olive, welche auch beim Menschen an erhärteten Präparaten mit blossen Auge gesehen werden kann, das *Corpus dentatum cerebelli*, welches richtiger zur *Med. oblongata* gerechnet wird.

In den Nervenbahnen findet wahrscheinlich eine Vereinfachung durch Verbindung statt, so dass ein Axencylinder die *Medulla oblongata* einer Summe von solchen des ganzen Körpers entspricht.

Die Anordnung der Fasermassen in der *Med. oblongata* wird noch dadurch complicirt, dass das kleine Gehirn durch drei Faserbahnen mit der ersteren in Verbindung steht. Durch Vermittlung neu auftretender grauer Massen werden Verbindungen von Bahnen, die von der *Medulla* herkommen, und solcher, die zum grossen Gehirn streben, hergestellt. Dadurch erhält das kleine Gehirn die Bedeutung eines zwischen geschobenen Stromarmes, der eine grösstmögliche Complication je nach der Entwicklung des kleinen Gehirns selbst erhält.

Unter den Fortsetzungen des Rückenmarks nach oben sind die Hinterstränge in ihrem Verhalten am auffallendsten. Es erscheint für das blosse Auge als eine ununterbrochene Fortsetzung, wenn man den dicken Stamm der Hinterstränge bis gegen die *Crura cerebelli* hinziehen und in diese übergehen sieht. Und doch enthält dieser Stamm beim Uebergange in das kleine Gehirn von den mit dem Rückenmark direct hingeleiteten Fasern der hinteren Rückenmarksstränge keine Spur mehr. Dies hängt so zusammen, dass in dieselben graue Massen hineinwuchern (*Ganglia postpyramidalia* von Clarke), und dass sie in denselben ein provisorisches

Ende finden, während aus denselben grauen Massen die *Funiculi graciles* und *cuneati* entspringen, welche dann ihrerseits sich zum kleinen Gehirn begeben. Zugleich erscheinen Verstärkungen der Pyramiden und die Fasern des *Stratum zonale* von Arnold, welche die äussere Parthie der *Crura cerebelli ad med. oblongatam* darstellen.

Eine Beziehung der Hinterstränge zu den Oliven resultirt daraus, dass ein Theil der Stränge sich nach oben wendend in die Oliven derselben Seite eintritt, während ein zweiter grösserer Theil als eigentlich circuläre Bahn oberhalb der Vorderstränge sich sammelt und von da zu der Olive der anderen Seite sich begibt.

Eine wichtige Thatsache ist es, dass die graue Masse der inneren Oberfläche des *Centralcanals*, die *Substantia gelatinosa centralis*, sich direct durch den Boden des vierten Ventrikels bis zum *Aquaeductus Sylvii*, von diesem in den dritten Ventrikel und nach oben resp. unten in die graue Masse des *Tuber cinereum* und des *Infundibulum* fortsetzt. In dieser endigen der *Acusticus*, die sensibeln Bahnen des *Vagus* und *Glossopharyngeus*, vielleicht auch der *Opticus*. Ihre Zellen haben jedoch nur zum kleinsten Theile die Bedeutung einer ersten Nervenendigung, zum grösseren Theile greifen sie ein in die höheren *centripetalen* Leitungsbahnen.

Die Pyramiden sind, wie man bisher annahm, ein Theil der Seitenstränge, welcher sich nach innen wendet, die *Incisura anterior* durchsetzt, nach oben geht und als vollendete Pyramide weiter zieht.

Diese gewöhnlich gemachte Angabe ist dahin zu berichtigen, dass vielmehr Fasern der sogenannten *Formatio reticularis* und der Hinterstränge an denselben Theil nehmen. Aus der *Regia reticularis* beziehen sie ihre Fasern, wie auf vergleichend-anatomischen Wege gezeigt werden kann, und stellen keineswegs eine directe Fortsetzung irgend eines Rückenmarkstranges dar.

Der Theorie, welche die Oliven als Hilfganglion des Hypoglossus und Accessorius für die zahllosen Bewegungscombinationen beim Sprechen und Schlucken ansieht, schliesst Verf. sich nicht an. Vielmehr sind dieselben ein Knotenpunkt, in welchem Fasermassen, die den centripetalen Strängen der *Medulla oblongata* angehören, ihr nächstes Ende finden, in welchem aber weitere Fasermassen entspringen, welche theils zum kleinen, theils zum grossen Gehirn aufsteigen. Die Hauptmasse, welche das erstere aus der *Medulla* empfängt, wird demselben durch Vermittlung der Oliven zugeführt. Die Olive selbst aber bekommt ihre Hauptzufuhr durch Faserzüge, die den centripetalen Leitungen zweiter Ordnung angehören.

In Betreff der Hirnnerven stellt der Verf. als Postulat, welches durch seine eigenen Beobachtungen wenigstens theilweise befriedigt werden konnte, folgendes Schema hin.

Die centripetalen Züge der Hirnnerven treten als Verstärkungen der ankommenden Rückenmarksstränge auf; z. B. schliessen sich die Fasern des Hypoglossus, Trochlearis und Abducens den Vordersträngen an. Ferner muss auch innerhalb der *Medulla oblongata* eine, wenn

auch geringe, so doch ununterbrochene Verstärkung der Pyramiden und der circulären Fasern stattfinden. Dann müssen sich graue Massen zeigen, welche das Auftreten von centripetalen Strängen zweiter Ordnung vermitteln, auch ist eine Theilnahme an den Oliven und durch sie am kleinen Gehirn vorauszusetzen.

Durch die *Crura cerebelli ad med. oblong.* werden Verbindungen zwischen kleinem Gehirn einer- und durch die zonalen Fasermassen mit den beiden Oliven und dem Kern der Seitenstränge andererseits vermittelt.

In Betreff der Kreuzungen wird die Möglichkeit hervorgehoben, dass dieselben Leitungsbahnen vielleicht mehrmals die Mittellinie überschreiten.

Das Gesamt-Urtheil, welches die Wissenschaft über die vorliegende Arbeit zu fällen hat, wird natürlich von dem zufälligen Umstande, dass der Verf. sich nicht mehr unter den Lebenden befindet, in keiner Weise geändert werden können. Es muss zunächst das Bedauern Ausdruck finden, dass es ihm nicht vergönnt war, seinen grossen Plan bis ins Einzelne durchzuführen.

Andererseits sind gewisse Mängel doch sehr in die Augen fallend. Wohl ein dutzend Mal wiederholt sich in den historischen Einleitungen das fruchtlose Bestreben, die bedeutenden Leistungen der Vorgänger, die mit so viel unvollkommenen Hilfsmitteln arbeiteten, herabzusetzen. Möglichst wird die Darstellung so gehalten, als befinde sich, einzelner Widersprüche halber, die doch in jedem Abschnitt der naturwissenschaftlichen Erkenntniss vorkommen, die

ganze betreffende Lehre im Zustande einer unlösbaren Verwirrung, wesshalb dabei vollständig von Neuem angefangen werden müsse.

Wahrscheinlich in Folge der Art, wie das Buch entstanden ist (s. oben), bemerkt man ferner eine Breite und Weitschweifigkeit des Styles, die unerträglich, und eine derartige Menge von Wiederholungen desselben Gedankens mit denselben oder etwas anderen Worten, die geradezu unglaublich ist. Es wäre z. B. eine nicht ganz leichte statistische Arbeit festzustellen, wie oft auseinandergesetzt worden ist, dass mit jeder Ganglienzelle nur eine Nervenfasern in directer Verbindung sich befindet. Diese Wiederholungen hätte der Herausgeber nach Ansicht des Referenten in viel strengerer Weise beseitigen sollen, während es stellenweise zufolge der Vorrede geschehen ist. Wollte man annehmen, dass das Werk zunächst für Anatomen bestimmt sei, die selbst die Structur der Centralorgane zu bearbeiten thätig sind, so ist gerade diesem Leserkreise mit Dingen am wenigsten gedient, die einmal zu sagen vollständig hingereicht hätte.

Immerhin enthält die Arbeit eine Reihe von neuen Beobachtungen, die werthvoll, und eine Menge von Bestätigungen älterer Angaben, welche sehr erwünscht zu nennen sind. Die wichtigsten derselben sind im Vorhergehenden erwähnt und es bleibt nur noch übrig, die brillante Ausstattung der schönen, vom Verf. selbst gezeichneten Tafeln hervorzuheben.

W. Krause.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

17. Stück.

25. April 1866.

Evangeliarium Hierosolymitanum ex codice Vaticano Palaestino deprompsit edidit latine vertit prolegomenis ac glossario adornavit Comes Franciscus Miniscalchi Erizzo. Veronae apud Vicentini et Franchini. 1864. Zwei Bände in Quart, 72 und 18 Bogen.

Otium Norvicense sive Tentamen de reliquiis Aquilae, Symmachi, Theodotionis e lingua syriaca in graecam convertendis conscripsit Fredericus Field AA. M., ecclesiae nativitatis B. M. V. de Reepham in agro Norfolc. nuper rector collegii ss. Trin. Cantab. olim socius. Oxonii acad. typogr. 1864. VIII und 76 Seiten in Quart.

History of the Martyrs in Palestine, by Eusebius, Bishop of Caesarea, discovered in a very ancient Syriac manuscript. Edited and translated into English by William Cureton, D. D. — London, Williams and Norgate, MDCCCLXI. — XI, 86 und 52 S. in gr. Octav.

Scholia on passages of the Old Testament, by Mar Jacob, Bishop of Edessa, now first edited in the original Syriac, with an English

translation and notes, by George Phillips, D. D., president of Queen's college, Cambridge. London, Williams and Norgate, 1864. — VIII, 51 und 32 Seiten in Octav.

Contributions to the Apocryphal Literature of the New Testament, collected and edited from Syriac manuscripts in the British Museum, with an English translation and notes, by W. Wright, Ph. Dr., LL. D. London, Williams and Norgate, 1865. — 16, 63 und 65 S. in Octav.

Schola Syriaca complectens chrestomathiam cum apparatu grammatico et lexicon chrestomathiae accommodatum, auctore Johanne Bapt. Wenig S. J. Oeniponte impensis librariae academicae Wagnerianae, 1866. — 80, 107 u. 163 Seiten in Octav.

Wir stellen hier alle die Beiträge zur weiteren Veröffentlichung Syrischer Schriftstücke zusammen welche in diesen letzten Jahren erschienen und über die wir in diesen Gel. Anz. anderweitig noch nicht berichteten. Wer näher weiss wie schwer die Veröffentlichung solcher Syrischer Schriftstücke gerade heute ist und wie sehr es dennoch zu wünschen bleibt dass von den heute so weit zerstreuten Ueberbleibseln jenes einst so reichen und nach vielen Seiten so wichtigen Schriftthumes so vieles als nur möglich in unsern Tagen veröffentlicht werde, der wird jeden Beitrag dazu gerne willkommen heissen und genau zusehen wie viel damit für unsere heutige Wissenschaft gewonnen sei.

Sogleich die erste der hier zusammengestellten Veröffentlichungen ist eine sehr preiswürdige, die wir freilich gerne noch weit mehr loben möchten wenn ihr Herausgeber seine Aufgabe ganz so ausgeführt hätte wie es nach dem heutigen Zu-

unde unserer wissenschaftlichen Bedürfnisse zu wünschen gewesen wäre. Man wusste schon aus Joseph Assemâni's Verzeichnisse der Vatikani-
schen Handschriften dass es unter diesen eine
ist welche eine heute nur in ihr zu findende ganz
eigenthümliche Syrische Uebersetzung der Evan-
gelien enthält. Jenes grosse Werk Joseph As-
semâni's wurde bekanntlich noch bevor es recht
verbreitet war durch eine Feuersbrunst zerstört:

war es der um die Veröffentlichung mancher
irgendländischer Schätze der Vaticana vielver-
diente Schleswiger J. G. C. Adler welchem man
im Jahr 1789 eine etwas ausführliche Beschreibung
dieser wichtigen Handschrift verdankte. Nach-
dem man untersuchte besonders nur Eichhorn in
seinem erst 1827 erschienenen vierten Bande sei-
ner Einleitung in das Neue Testament S. 491
bis 504 dieses Schriftwerk, was wir hier be-
merken theils weil der Verfasser des jetzt zu be-
theilenden Werkes obgleich er Deutsch versteht
übersehen, theils weil man auch in Deutsch-
land seit 40 bis 50 Jahren Eichhorn's Verdien-
ste viel zu sehr verkannt hat. Nach Adler's Zei-
chen wurden bekanntlich die Vaticanischen Schätze

Folge der Französischen Revolution immer
zugänglicher: doch wusste sich endlich der
arabonische Graf welchem man die Herausgabe
dieses Werkes verdankt die Erlaubniss einer
vollständigen Benutzung und Veröffentlichung
in ihrer Art einzigen Handschrift zu ver-
schaffen. Er vertiefte sich in ihr Verständniss,
und sie so vieles höchst Eigenthümliche und
schwerer zu Lesende enthält dass man ihr eine
lange angestrenzte mühsame Arbeit widmen muss,
und veröffentlicht sie jetzt mit einigen in der
Ueberschrift seines Werkes genannten Zusätzen
seiner eignen Ausarbeitung.

Die Veröffentlichung ist vor allem der Sprache wegen sehr wichtig. Diese Syrische Uebersetzung zeigt uns das Bild einer ganz eigenthümlichen Syrischen d. i. Aramäischen Mundart, welche wir sonst nur in dem sogenannten Jerusalemischen Talmúd zwar nicht ganz ebenso aber doch am meisten ähnlich wiederfinden. Schon Jos. Assemáni nannte daher diese Uebersetzung die Palästinisch-Syrische; Adler und Eichhorn bezeichneten sie noch kürzer als die Jerusalemische. Wir möchten sie am richtigsten und zugleich deutlichsten die der Westaramäischen Sprache oder kurz die Westaramäische nennen: und es ergibt sich nun ganz sicher wie sehr sich diese Sprache von den übrigen Aramäischen unterscheidet. So lange man von längeren Schriftstücken in dieser Sprache vorzüglich nur den Jerusalemischen Talmúd besaß, konnte ihr ächtes volksthümliches Wesen noch immer etwas zweifelhaft scheinen, weil man nicht sicher wusste wie weit jene Talmudische Mundart wirkliche Landessprache gewesen sei. Nachdem nun aber die vier Evangelien zwar nicht ganz vollständig aber doch in hinreichend vielen grossen Stücken in ihr veröffentlicht sind, sieht man deutlich genug dass wir hier eine wirkliche Volkssprache besitzen welche sich bis in das volle Mittelalter hinein erhielt. Diese Sprache unterscheidet sich von den übrigen Aramäischen nicht nur in einigen Lauten und in manchen Wortbildungen sondern auch in vielen Wörtern selbst stark genug, und hat dazu (wie man dies von dem westlichen Syrien erwartet) noch mehr von dem Griechischen und Lateinischen mit sich verschmolzen als das gewöhnlich so genannte Syrische, während sie sich in ihren ächt Semitischen Bestandtheilen etwas mehr

dem alten Phönikischen und Hebräischen Sprachgute nähert. Wir können daher jetzt schon klar übersehen dass das Aramäische in den weiten Ländern wo es entweder seit den Urzeiten heimisch oder durch Assyrisch-Chaldäische Eroberungen eingebürgert war, abgesehen von zersprengten kleineren Sprossen wie dem Samaritanischen, sich in drei grosse Mundarten zertheilte welche man ebenso leicht besondere Sprachen nennen kann, das Westaramäische, das Mittelaramäische welches besonders von Edessa aus mit seinem hochausgebildeten Schriftthume bei weitem vorherrschte und das wir gewöhnlich kurz das Syrische nennen, und das Ostaramäische welches man sofern es durch ein eigenthümliches Schriftthum sich auszeichnet auch das Nabatäische oder (um jede Verwechselung zu vermeiden) das Mendäische nennen mag. Wann diese drei grossen Aramäischen Sprachen auseinandergefallen seien, können wir geschichtlich noch gar nicht schätzen: sie müssen sich schon in frühen Jahrhunderten so getrennt haben; und wie sehr sich auch ihre Schriftthümer eigenthümlich ausbildeten, ist nun besonders an dem hier veröffentlichten Evangelienwerke ebenso klar anschaulich geworden. Nach dem genauen Abbilde zweier Blätter welche der Herausgeber an der Spitze des zweiten Bandes mittheilt, weicht die Westaramäische Schrift von der gewöhnlichen Syrischen sowohl in den Zügen der Buchstaben als in den Punkten weit ab, und gibt sich ganz wie eine eigenthümliche Schrift. Wie sehr die Ostaramäische in ihrer Weise wiederum ganz anders ausgebildet sei, ist aus den Mendäischen Handschriften bekannt.

Es wäre nun sehr zu wünschen der Herausgeber hätte diese in ihrer Art einzige Hand-

schrift ganz so wie sie sich erhalten hat etwa durch Lichtabdrücke veröffentlicht: dieses würde einige Kosten mehr verursacht haben, aber dafür desto nützlicher gewesen sein auch wenn er weiter nichts als eben nur die Blätter der Handschrift veröffentlicht hätte. Zur Veröffentlichung durch den Satzdruck bedient er sich jetzt einer schönen grossen Estrangelo, neben welcher für die Anmerkungen eine kleinere ebenfalls sehr niedliche gebraucht wird. Dieser Druck ist wirklich sehr schön, und das ganze Werk ähnlich prachtvoll ausgestattet. Auch kann man sich im Allgemeinen gewiss auf die Treue des Abdruckes verlassen, wiewohl man bei einer Vergleichung mit den oben genannten beiden künstlich wiedergegebenen Blättern der Handschrift einige Abweichungen bemerkt. Allein was der Verfasser von sich selbst hinzufügt, ist ziemlich unvollkommen und mangelhaft. Die Lateinische Uebersetzung welche er jeder Syrischen Seite gegenüber stellt, leidet an vielen Ungenauigkeiten und Missverständnissen: einige davon scheint der Verfasser in dem hinzugefügten kleinen Wörterbuche stillschweigend verbessert zu haben. Was er S. IX — XXXVII über das »Idiom« der Sprache der Handschrift vorbringt, ist äusserst ungenügend und zeigt dass er den neueren Entwicklungen der Wissenschaft sehr fremd geblieben ist. Bemerkungen zu einzelnen schwierigeren Stellen dergleichen die Handschrift viele bietet, fehlen völlig: der Verf. gibt nur ein erklärendes Verzeichniss der dieser Syrischen Sprache eigenthümlichen Wörter welches aber weder vollständig noch wissenschaftlich angelegt oder ausgeführt ist. Dazu würde man erwartet haben in einem so ausführlichen Werke an irgend einer Stelle ein Verzeichniss

er verschiedenen Lesarten der Evangelien zu denen denen diese Westaramäische Uebersetzung folgt; der Verf. theilt aber nur eine Uebersicht mit wo die hier übersetzten Stücke der vier Evangelien nach der Reihe unsrer Handschrift zu finden seien; und zeigt sich überhaupt auch nach dieser Seite hin des Standes unsrer heutigen Wissenschaft unkundig. Die heutigen Gelehrten welche sich mit der Erkenntniss und Feststellung des richtigsten Wortgefüges der vier Evangelien beschäftigen ohne das Syrische zu verstehen, werden sich daher erst anderweitig erkundigen müssen welchen Lesarten die Westaramäische Uebersetzung folge. Dass die Stelle über die Ehebrecherin im Johannesevangelium und die Worte Luk. 22, 17 f. in dieser Uebersetzung nicht so wie in der Peshito fehlen, wusste man schon durch Assemâni (welchen unser Verfasser auffallend immer *Assemanus* nennt) und Adler.

Um hier das eben über die sprachwissenschaftliche Seite des Werkes Gesagte etwas weiter zu erläutern, mag Folgendes hinreichen. Das Westaramäische gebraucht das im gewöhnlichen Syrischen fast verschwundene Wörtchen *ܠ* zur Bezeichnung des Accusativ's häufig: der Verf. will es durch das Arabische *إلى* erklären, mit welchem es weder der Bedeutung noch dem Ursprunge nach irgend eine Verwandtschaft hat; das Richtige hätte er heute leicht finden können, da es sicher genug erklärt ist. — Joh. 12, 40 findet sich ein Wort *ܠܡܢܝܢ* welches der Verf.

in *ܠܡܢܝܢ* umändern will damit es dass sie umkehren bedeuten könne. Allein obwohl die Handschrift viele sehr offenbare Schreibfehler

hat, so wäre diese Aenderung dennoch zu stark.

Wir ersehen vielmehr aus dem Worte ܡܚܝܝܢ

Luk. 10, 21 dass das Westaramäische die sonst nur im Hebräischen gewöhnlichen Wörter חֲכָמִים und חֲכִימֵי in der gleichen Bedeutung des Verständigen und Weisen hatte, sowie es sich auch sonst in vielem dem Hebräischen nähert. Man kann in solchen Fällen weiter darüber nachdenken ob solche Wörter erst aus dem Hebräischen in das Westaramäische aufgenommen seien oder ob sie zu dem überhaupt im Westen seit Alters herrschenden Semitischen Sprachgute gehören: und im vorliegenden Falle ist letzteres wahrscheinlich, weil der Gebrauch des חֲכָמִים im Hebräischen selbst fast nur dichterisch ist. Allein die Thatsache worauf es hier ankommt steht fest. Nun findet sich ebendort Joh. 12, 40 an dér Stelle wo man die Syrische Uebersetzung des Wortes νοῦσις erwartet ein Wort ܢܘܨܝܬܐ welches nach unserm Verf. verstehen bedeuten soll. Allein vergeblich beruft er sich um die Möglichkeit davon zu beweisen auf ein Ara-

bisches نفس. Das Richtige ist gewiss dass an dieser Stelle die beiden Worte umzusetzen sind, mag eine Wurzel חָרַר umkehren bedeuten (was nicht ganz unmöglich wäre) oder dafür das bekannte Aramäische חֲרִיב zu lesen sein. Doch wir haben hier nicht Raum diese sprachliche Seite des Werkes weiter zu verfolgen.

Allein der Mangel an einer hinreichenden Erkenntniss des heutigen Standes unsrer Wissenschaft erstreckt sich bei dem Verf. noch viel weiter. Er will seine Leser nach S. XLV auch überzeugen das in dieser Westaramäischen Sprache erscheinende Matthäusevangelium sei

lasselbe welches der Apostel nach alten und allerdings völlig glaubwürdigen Nachrichten einst selbst in »Hebräischer« Sprache herausgegeben habe: und so wäre denn der lange Streit welcher in unsern Tagen über jenes Hebräische Evangelium des Matthäus geführt ist und der bereits so sehr verschiedene Bahnen durchlaufen hat, endlich gelöst! Nun kann man hier leicht annehmen dass nach dem damaligen Sprachgebrauche der Ausdruck »Hebräisch« sehr wohl auch die in Palästina gebräuchliche Aramäische Sprache jener Zeiten bedeuten kann: allein damit ist hier wenig gewonnen. Wollte der Verf. mit seiner Behauptung Ernst machen, so müsste er zeigen dass die vielen Stücke welche hier aus dem Matthäusevangelium stehen die Hand eines ganz andern Schriftstellers verrathen als die aus den übrigen Evangelien an deren Uebersetzung aus dem Griechischen er nicht zweifelt. Diesen Beweis aber tritt er nicht einmal ernstlich an, und er würde nie gelingen. Man wird immer finden dass die Stücke aus dem Matthäus die Hand desselben Uebersetzers verrathen welcher die anderen Evangelien übertrug. Aber die Sache ist auch schon an sich höchst unwahrscheinlich wenn wir auf den Ursprung dieses ganzen Westaramäischen Evangelienwerkes genauer als der Verf. dies für gut erachtet hat unsre Aufmerksamkeit hinrichten.

Wie dieses Schriftwerk nämlich uns in seiner einzigen Handschrift erhalten vorliegt, ist es durch ziemlich späte Hände gegangen. Wir haben hier nur Lesestücke der vier Evangelien nach dem Umkreise des Kirchenjahres: wann diese kirchliche Eintheilung der Evangelien überhaupt begann, wollen wir hier nicht untersuchen; als man aber unsre vier Evangelien so

unter sich zerstückelte, da legte man doch sicher nicht ein Aramäisches und drei Griechische Evangelien zum Grunde, sondern eben nur unsre vier Griechischen. Die Handschrift selbst soll nach S. VII im J. 1030 nach Chr. geschrieben sein: die Worte welche dies urkundlich bezeugen, hat der Herausgeber zwar hier nicht mit abdrucken lassen, vielmehr berichtet er die Handschrift habe ursprünglich zwei Vorreden und eine Nachschrift gehabt von welchen aber seit Jos. Assemâni's Tagen eine verloren gegangen sei (so schön schützt man also auch im Vatican seine verschlossenen Schätze!). Doch ist die Angabe dieses Jahres ganz glaublich: denn die ganze Handschrift ist eine sogenannte Karshûnische d. i. eine mit Arabischen Zusätzen welche aber in derselben Syrischen Schrift gegeben werden; diese Sitte solche kirchliche Handschriften mit Arabischen Bemerkungen und das Arabische mit Syrischen Buchstaben zu schreiben konnte vor dem neunten und zehnten Jahrh. nach Chr. nicht herrschend werden. Wir bemerken hier beiläufig dass der Herausgeber ebenso wie einst Jos. Assemâni diese Arabischen Zusätze sehr wenig genau versteht; und wenn irgendwo, so war bei der Unterschrift die Beigabe eines zuverlässigen Abbildes zu wünschen. Die Lesestücke selbst folgen der sogen. Melkitischen d. i. Kaiserlich-Byzantinischen Anordnung: die vier Evangelien können nun zwar bevor sie in diese Ordnung gezwungen wurden schon ins Westaramäische übersetzt gewesen sein; allein bedenkt man dass alles Uebersetzen der Bibel ins Syrische offenbar von Edessa und seiner Umgegend ausging und vergegenwärtigt man sich die Zersplitterung und das ganze Wesen der grossen Syrischen Kirchenspaltungen, so liegt

schon durch alles dies die höchste Wahrscheinlichkeit vor dass die Westaramäische Uebersetzung erst mit den Melkiten selbst d. i. frühestens im fünften Jahrh. entstand. In dieser Zeit aber war von dem Aramäischen Urevangelium des Matthäos, auch wenn man es eifrig hätte suchen wollen, gewiss schon jede Spur im wirklichen Leben verloren.

Wir können daher dem Herausgeber dieses Werkes zwar danken dass er sich überhaupt der nicht geringen Mühe seiner Arbeit unterzogen hat, müssen aber auch bei dieser Veranlassung wünschen dass man in Italien endlich sich zu einer besseren allgemeinen Morgenländischen und besondern Biblischen Wissenschaft erhebe und sich alles das aneigne was auf dieses so ungemein weite Gebiet Bezügliches in Deutschland jetzt erreicht ist. Die neueste Veränderung der öffentlichen Dinge seit 1859 scheint dort auch nach dieser Seite hin noch nirgends eine gründliche Verbesserung zu bringen: was uns freilich nicht sehr auffällt. Zwar wollen auch in Deutschland jetzt unheilvolle Antriebe in diese weiten wissenschaftlichen Gebiete eindringen, und vorzüglich den engen Zusammenhang zwischen dem Biblischen und dem Morgenländischen stören welcher so nothwendig ist und bisher so segensreich war: doch wie verschieden der Zustand der Wissenschaft bei uns wenigstens bis jetzt ist, fühlt man nirgends so als bei diesem so prachtvollen und so nützlichen und doch wieder so ungenügenden Werke.

Weit günstiger können wir über das zweite der obigen Werke urtheilen, und wir freuen uns in der That in ihm den vielversprechenden Vorläufer eines grossen Unternehmens ankündigen zu können welches wenn es ganz vollendet sein

wird der Wissenschaft auf einem der schwierigsten Arbeitsfelder eine glückliche Ernte verspricht. Rev. F. Field in Norwich ist den Gelehrten schon seit 1839 durch mehrere grössere Werke als ein sorgfältiger Kenner des Hellenistischen und Patristischen Schriftthumes bekannt: er hat sich in den letzten Jahren auch viel mit dem Syrischen beschäftigt, und ein in fünf Theile zerfallendes Werk vorbereitet welches das Montfaucon's *Origenis Hexaplorum quae supersunt* viel verbessert und vorzüglich viel vermehrt so erneuern wird wie es der Stand unsrer heutigen Hilfsmittel erlaubt. Das oben bemerkte *Otium Norwicense* gibt an einer Menge von Beispielen den deutlichen Beweis dass es dem Verf. weder an den ausgebreiteten Kenntnissen noch an dem unverdrossenen Fleisse und der Geschicklichkeit fehlt hier etwas Ausgezeichnetes zu leisten; und wir können nur wünschen dass es ihm auch an dem Entgegenkommen von Aussen nicht fehlen möge um ein so bedeutendes Werk glücklich zu vollenden. Dass der Verf. die Griechischen und Lateinischen ebenso wie die Syrischen Hilfsmittel gut benutzen werde, kann man schon sicher erkennen: die Hexapla des Origenes ist jedoch nicht bloss ins Syrische übersetzt, sondern aus diesem soll sie auch ins Arabische sowie ins Armenische übertragen sein; und alle solche Hilfsmittel sogar dritter Hand müssten hier benutzt werden um das in seiner ersten grossen Urgestalt verlorene Werk des Origenes heute so vollständig und so richtig als möglich wiederherzustellen. Der Verf. äussert sich darüber in seinen besonders gedruckten *Proposals for publishing by subscription* nicht: die Arbeit würde dadurch noch viel weiter ausgedehnt und schwieriger werden; doch wünschte

man der Verf. möchte auch nach dieser Seite hin seine Aufmerksamkeit richten und wenigstens soviel dafür thun als er vermag. Vor allem aber wird ein richtiges Verständniss des Hebräischen und Aramäischen in der Bibel selbst hier sogar zur richtigen Würdigung der vielerlei alten Griechischen Uebersetzungen und der Arbeit des Origenes die wichtigsten Dienste leisten. So übersetzt der Verfasser die Worte מִי יִשְׁמַח בְּאֵלֵינוּ KL. 5, 22 *nisi forsān prorsus nos repudiasti*, in Uebereinstimmung mit dem ἀνῴσω der LXX. Allein wie wenig der Sinn hier den Ausdruck der wirklichen Vergangenheit ertrage, zeigt sogleich das *perf.* הִצַּחֲנוּ im Anfange der folgenden Halbzeile, da in jenem Liede nur darüber geklagt werden kann dass der Zorn Gottes noch immer zu schwer sei. Wir verstehen aber auch jetzt aus einer vollkommneren Erkenntniss des Hebräischen dass das *perf.* hier nicht die wirkliche Vergangenheit bedeuten solle: und wenn Symmachos an dieser Stelle (wie der Verf. richtig vermuthet) διαβνεις ἀποδοκιμαζων ἡμᾶς übersetzte, so konnte er den Sinn nicht besser treffen. Möge also dies eine Beispiel lehren wie nützlich die Wiederherstellung der Hexapla werden kann!

Herrn Field's Englisches Werk ist nun zwar wenigstens entfernter ebenfalls durch den reichen Strom Syrischer Handschriften veranlasst welcher in unsern Tagen aus dem Kloster der Nitrischen Wüste in das Britische Museum einfluss und dessen Schätze allmählig immer mehr einzelne Engländer in dem bis dahin von ihnen ganz vernachlässigten Syrischen Schriftthume thätig zu sein antreibt. Diese Nitrischen Handschriften enthalten auch für die Hexapla wichtige neue Beiträge. Aber ganz allein durch sie

sind in der obigen Reihe die drei folgenden Veröffentlichungen veranlasst; und wir stellen sie deshalb hier zusammen. Die Schrift von Eusebios über die Blutzeugen Palästina's erschien zwar schon 1861: wir nennen sie aber dennoch gerne an dieser Stelle, da sie eine der letzten Veröffentlichungen ist, durch welche der unsern Lesern so wohlbekannte W. Cureton sich um die Beförderung unserer Kenntniss des Syrischen Schriftthumes hochverdient gemacht hat. Sie gibt ein lebendiges Gemälde der letzten grossen Christenverfolgung, wie sie von Diokletian eingeleitet und dann von Galerius und Maximin fortgesetzt wurde, beschränkt sich jedoch auf die Vorfälle in Palästina, und fliesst insoferne noch ganz aus dem altchristlichen Geiste als sie nicht sowohl eine zusammenhangende Uebersicht der ganzen Geschichte als vielmehr nur Bekenntnisse d. i. das Leben Reden und Leiden der einzelnen Blutzeugen mittheilte. Eine kürzere Schrift desselben Inhaltes findet sich zwar in Griechischer Sprache der Kirchengeschichte Eusebios' angeschlossen, so dass der Inhalt dieser Bekenntnisse uns schon bis jetzt nicht ganz unbekannt war: die Syrische Schrift ist aber viel ausführlicher und vollständiger. Da nun Eusebios Bischof des Palästinischen Cäsarea war und diese Zeiten selbst miterlebt hatte, die Syrische Schrift sich auch weder in ihrer kurzen Ueberschrift noch in der ebenso kurzen Unterschrift als aus dem Griechischen übersetzt ankündigt, dazu überhaupt keine blosser Uebersetzung der uns bekannten entsprechenden Griechischen Schrift ist, so könnte man fragen ob sie von Eusebios der des Aramäischen als der Landessprache kundig sein musste nicht etwa selbst Syrisch verfasst sei?

Cureton verneint diese Frage jedoch wohl mit Recht: auch sagt Eusebios an der Stelle seiner Kirchengeschichte wo er die Abfassung dieser besondern Schrift ankündigt nicht er werde sie in der Landessprache niederschreiben. Dann aber muss es schon sehr früh verschiedene Ausgaben dieser Schrift gegeben haben, da die Syrische Uebersetzung selbst gewiss sehr alt ist. Der Fall ist insofern auch sonst lehrreich: was im Anfange des vierten Jahrhunderts bei einer blossen Schrift des Eusebios sich ereignete, wird sich zwei bis drei Jahrhunderte früher bei solchen Schriften wie die Evangelien welche noch weit eifriger und dazu gleichmässig im ganzen Römischen Reiche gesucht wurden noch weit mehr gezeigt haben; diesen Rückschluss auf das in unsern Zeiten so viel verkannte Schriftthum der Evangelien können wir sicher ziehen. — Cureton's Anmerkungen erläutern hier fast nur die geschichtlichen Verhältnisse.

Die Veröffentlichung des Dr. G. Phillips ist nicht ohne mannichfachen Nutzen. Wir lernen dadurch zum ersten Male einen Syrischen Schriftsteller Jakob von Edessa näher kennen welcher noch bei den späteren Syrern stets ein hohes Ansehen behauptet hat; und gerade dieses Werk »Scholien über das Alte Testament« aus welchem hier einzelne Stücke gedruckt werden, trug mit einem verwandten diesem Schriftsteller den kurzen Ehrennamen des »Erklärers« (d. i. Bibelerklärers) ein. Der Schriftsteller ist für uns auch insofern denkwürdig als er seine vielen Schriften während der ersten Zeiten der Arabischen Weltherrschaft verfasste: er wurde schon 651 nach Chr. zum Bischofe von Edessa erwählt, und starb nach einem äusserst bewegten wechselvollen Leben im

J. 708; und sogar in diesen »Scholien« spielt er auf die neue schwere Herrschaft der »Araber« an. Jene traurigen Zeiten befreieten die Syrer wenigstens von der Byzantinischen Kirchensclaverei: und wie frei sich ihr kirchliches Leben nun trotz der neuen Islâmischen Herrschaft gestaltete, kann man am deutlichsten an den Erfahrungen und Thaten unseres Jakob sehen, von welchem die Späteren nicht wussten ob sie ihn zu den sogenannten Orthodoxen d. i. Byzantinischen oder zu den Monophysitischen Geistlichen rechnen sollten. Allein die Syrischen Gelehrten jener Tage benutzten die neue zweideutige Freiheit mehr um ihre kirchlichen Streitigkeiten desto ungezwungener weiter zu führen; daneben verwandten sie allerdings auch einen lobenswerthen Eifer auf den Schutz der Landessprache gegen die Vorherrschaft des so mächtig eindringenden Arabischen. Unser Edessener ging auch in diese Forderung seiner Zeit sehr thätig ein, und veröffentlichte die ersten spracherklärenden Schriften über das Syrische welche die Späteren immer hochhielten. Aber dass man die kirchlichen Uebel tiefer verstanden und gründlich zu heben sich beflissen hätte, davon zeigt sich in seinen Schriften keine Spur. So folgt er denn in seinen Bibelerklärungen noch immer der Sucht alles allegorisch zu deuten: einen höheren Nutzen für unsre heutige Wissenschaft haben sie nicht; und wenn wir dem Cambridger Gelehrten Dank wissen dass er uns die Möglichkeit diesen berühmten Syrer als Bibelerklärer richtig zu schätzen verschafft hat, so sprechen wir doch hier den Wunsch aus man möge künftig lieber die sprachlichen Schriften Mâr Jakob's eifrig aufsuchen und was davon noch unbekannt ist veröffentlichen; denn

diese verheissen uns für unsre heutige Wissenschaft einen viel höheren Nutzen. — Als Beitrag aber zur Kenntniss der Syrischen Sprache und Rede, welche selten so fliegend ist wie bei diesem Schriftsteller, ist auch dieser Druck sehr willkommen. Wir wünschten nur der Herausgeber hätte das Syrische Wortgefüge genauer berücksichtigt und den Inhalt dieser »Scholien« selbst überall sicherer erkannt: auch seine Uebersetzung wäre dann an vielen Stellen zuverlässiger und deutlicher geworden. So ist in der vorletzten Zeile S. 2 des Syrischen das ;


vor ~~ܡܢ~~ nothwendig zu streichen: es hat auch das ganze Verständniss dieser Worte bei dem Uebersetzer gestört. Ferner kann man mit ihm nicht sagen das Syrische Wort ~~ܡܢ~~ Haus könne den Leib bedeuten, was gewiss in keiner einzigen Sprache so schlechthin möglich ist: vielmehr bedeutet Hausherrschaft nach der eigenthümlichen Rede unsres Edessener's nur soviel als volle Herrschaft im Eigenen. Wir bemerken nur noch dass die Worte S. 3, 20 f. aus Gen. 13, 8 entlehnt sind: die Englische Uebersetzung ist auch deswegen hier untreffend weil dies nicht beachtet ist.


Einen ganz anderen Nutzen gewährt uns in dem folgenden Werkchen die Veröffentlichung Syrischer Apokryphen durch Dr. W. Wright, denselben geschickten und unermüdet thätigen Herausgeber wichtiger Handschriften des Britischen Museums dessen Herausgabe und Bearbeitung einer ähnlichen Apokryphischen Schrift unsern Lesern aus dem vorigen Jahrgange der Gel. Anz. S. 1018—1031 wohl noch rememberlich ist. Je ausführlicher wir dort das Wesen sol-


cher Apokryphen und die Verdienste des Herausgebers hervorhoben, desto kürzer dürfen wir uns hier fassen. Man findet hier nicht weniger als fünf Stücke: 1) das sogenannte Protevangelion des Jakobos, leider nur in einem Bruchstücke S. 3—7: denn dies Neutestamentliche Apokryphon ist unstreitig neben dem sogenannten Nikodemusevangelium das beste aller, auch verhältnissmässig sehr früh geschrieben; — 2) das Kindheitsevangelium von Thomas der hier nicht einmal der Apostel sondern nur »der Israelit« heisst, hier S. 11—15 zwar seinem Ende aber nicht seinem Anfange nach erhalten; — 3) die Briefe des Herodes und Pilatus S. 19—24, ein ganz ungeschichtliches spätes Machwerk, offenbar viel später als die von Justinos angeführten *Acta Pilati*, welche doch gewiss auch selbst nicht rein geschichtlich waren; — 4) die Geschichte der heil. Gottgebärerin S. 27—51, in der Mitte mit starken Lücken, schon dieser Aufschrift nach verschieden von der Himmelfahrt Maria's von welcher an jener Stelle der Gel. Anz. weiter geredet ist, und doch desselben Geistes und gleicher Quelle; — 5) die Bestattung der h. Jungfrau S. 55 bis 65, leider nur Bruchstücke eines offenbar sehr gross angelegten Werkes, dessen Verlust uns umso bedauernswerther scheint je mehr wir dieses sonst gänzlich verlorene Werk für das in vieler Hinsicht merkwürdigste und lehrreichste aller solcher Apokryphen halten müssen. Man konnte zwar schon früher aus manchen Zeichen klar genug erkennen dass auch die Neutestamentlichen Apokryphen aus bestimmten Geistesrichtungen entsprangen, welche zur Zeit ihres Ursprunges sich eine weitere Bahn brechen wollten: welche ungemeine Freiheit man sich dabei nahm,


konnte man bisher vorzüglich an dem 'langen Kle-
mensmärchen deutlich erkennen; aber die Erzäh-
lung welche hier aus ihrem langen Verstecke wie-
der zum Vorscheine kommen will, halten wir für
die kühnste und wizigste welche hier leicht
möglich war. Dass alle die Apostel zu den letz-
ten irdischen Augenblicken der Maria wie von
schnellen Wolken herbeigetragen aus der ganzen
Welt zusammengekommen seien, erzählten schon
die älteren Märchen von ihrer Himmelfahrt:
daran anknüpfend lässt unser Erzähler diese
Männer bei ihrer Zusammenkunft sich theils al-
lein theils unter dem Hinzutreten von Christus
selbst darüber unterhalten wie die Menschen am
besten zum Christenthume bekehrt werden kön-
nen; und nichts ist so sehr wie aus unsrer eig-
nen Zeit heraus gesprochen; sogar die feurige
Vorliebe für Paulus welche einige Gelehrte uns-
rer Zeit zur Schau tragen, blitzt schon hier
auf das gewaltigste durch. Wir möchten hier
gerne erfahren welcher sowohl kirchlich als
dichterisch hoch erregte Geist gegen das Ende
des vierten Jahrhunderts (denn früher ist es
nicht wol zu denken) dieses so wunderbar ei-
genthümliche Werk geschaffen habe: es war of-
fenbar grossartig angelegt und kunstvoll durch-
geführt; aber für die folgenden immer finsterner
werdenden Zeiten gewiss zu freisinnig und geist-
reich gehalten als dass es nicht früh von den
meisten Lesern hätte verworfen werden sollen.
Der Herausgeber meint die Handschrift in wel-
cher sich noch das Meiste von ihm erhalten hat
gehöre zu den ältesten und stamme wahrschein-
lich aus der zweiten Hälfte des fünften Jahr-
hunderts: aber er stellt in der Vorrede S. 11
bis 16 auch noch aus anderen Handschriften.
theilweise aus Palimpsesten, die ganz zerstreut

ten und verwitterten Worte wieder her welche zu dem Werke gehören. Für diese Mühe muss man ihm sehr dankbar sein: leider reichen nur alle diese Bruchstücke nicht hin sich eine vollständig sichere Vorstellung von der kunstvollen Durchführung seines seltenen Inhaltes zu bilden. — Dass die gewöhnlichen kleinen Bücher dieser Art ganz ähnlich wie das B. Esther und viele Makkabäerbücher oder wie die Mahâtma's in Indien als wahre Festbücher entstanden und nur den Ruhm eines Heiligen verherrlichen wollten, ersieht man hier sehr klar aus dem Schlusse des Marienmärchens S. 50 f: allein was war dagegen unser geistreichstes Werk!

Das Wortgefüge solcher Büchelchen ist aus bekannten Ursachen in den Handschriften oft sehr vernachlässigt. Prot. c. 21 möchten wir die Syrische Lesart gegen die Griechische festhalten: der Zusammenhang fordert hier eher Jerusalem als Bethlehem; und die Zusammensetzung Jerusalem Judäa's fällt nicht auf wenn man bedenkt dass solche Bücher oft in sehr entlegenen Gegenden z. B. unter den Mönchen der Thebais geschrieben wurden. Die Lesart Thom. c. 5 wird gewiss mit dem Herausgeber am leichtesten verbessert wenn man  (und es leiden diese)

liest; und S. 32, 5 ist doch für  *jome* nothwendig

 *ime* (sind geschworen) herzustellen. In

dem Namen eines Römischen Grossen  welcher in der Mariengeschichte viel vorkommt, möchte der Herausgeber gerne den aus Tiber's Geschichte so bekannten Sejanus sehen: allein die Züge führen nur auf Sabinus. Wie nämlich in der Mitte Syrische Wörter oft ein | für

unser ϵ steht weil man früher in ihnen ϵ las, so werden in der gemeinen Schrift nun auch wol ܥ mit doppelter Kraft für ϵ geschrieben, wie in ܥܠܐ d. i. $\beta\eta\mu\alpha$ S. 37 vorl.; vergl. gar ܥܕܐ für ܥܕ S. 41, 12. 42, 18. Ein Sabinus war wenigstens unter den Herodeern in Palästina als mächtiger Römer thätig gewesen: ihn also konnten solche Erzählungen viel leichter einführen als den Sejanus welcher soviel wir wissen nie dort herrschte.

— Ueber das letzte der oben zusammengefassten neuen Bücher ist kaum etwas an dieser Stelle zu sagen. Neues findet man nichts darin, wenn man einige Syrische Gedichte von dem Serugäer Jakob und Balái ausnimmt welche S. 155—162 nach einer Abschrift des P. Zingerle aus Römischen Handschriften abgedruckt sind. Weder die sprachlichen noch die literarischen Bestandtheile des Buches zeigen dass der Herausgeber den heutigen Zustand unsrer Wissenschaften kennt. Man könnte sich zwar freuen dass in einer weiten Deutschen Gegend wo, wie der Verfasser selbst in der Vorrede sagt, seit 40 Jahren kein einziges Syrisches Buch erschien, jetzt endlich ein solches ans Licht tritt: und der Druck als solcher ist nicht übel, auch nicht ohne Sorgfalt ausgeführt. Auch mag man es übersehen dass der Herausgeber noch immer bloss *narrationes sacrae* und *profanae* unterscheidet und zu jenen auch die gemeinen kirchlichen rechnet. Allein die Absicht der Veröffentlichung selbst ist höchst unwissenschaftlich. Das Buch wird gedruckt (wie der Vf. in einer Anrede an die von ihm gewünschten nächsten Leser sagt) *ut captiunculas varias ex eruditionis syriacae*

thesauro in veritatis catholicae detrimentum depromtas non pertimescatis, imo perspiciatis et explicetis: was heisst das? und das soll wirklich der Zweck sein zu welchem man das Syrische zu erlernen empfiehlt? Hätte der Vf. doch nur sich zu zeigen bemühet wie das möglich sei! Allein die Sache ist ja diese dass die Jesuiten sowohl zu Insbruck (wo der Verf. jetzt lehrt) als sonst überall in allen neueren Zeiten sich solcher Wissenschaften überhaupt nicht mehr befleissigt, sie vielmehr vollkommen vernachlässigt oder gar für schädlich gehalten haben, nun aber in der neuesten Zeit plötzlich sich doch auch in ihnen etwas vor der Welt zu zeigen für gut halten. Dass der Unterricht der Jesuiten nur auf den Schein geht und sich bei dem oberflächlichsten Wissen beruhigt, ist eine alte Erfahrung: auch dieses neue Buch bestätigt nur die alte Erfahrung. Ob aber das Syrische Wörterbuch welches als die zweite Hälfte des ganzen Werkes nächstens erscheinen soll, diese Erfahrung widerlege, wollen wir bei seinem Erscheinen näher untersuchen. H. E.

Du raisin et de ses applications thérapeutiques. Etude sur la médication par les raisins connue sur le nom de cure aux raisins ou ampélothérapie, par J. Ch. Herpin, (de Metz), Docteur en médecine, Lauréat de l'Institut de France, de l'Académie impériale de médecine, etc. etc. Paris, J. B. Baillière et fils. 1865. 362 Seiten in kl. Octav.

Die in Deutschland, der Schweiz und einem Theile von Italien so sehr beliebte Traubencur

ist in Frankreich noch so gut wie unbekannt. Es ist daher eine umfassende Monographie dieses therapeutischen Verfahrens für Frankreich gradezu ein Bedürfniss, da sich die günstigen Bedingungen für dessen Ausführung wol nirgends so gut finden. Ein grosser Theil dieses Landes verdankt ja der Rebe seinen Wohlstand, die Cultur des Weinstocks ist, wie Herpin in einem besonderen Abschnitte ausführt und mit schlagenden Ziffern nachweist, für ganz Frankreich von der allergrössten Bedeutung. Dazu kommt, dass die zur Traubencur sich vorzugsweise eignenden Traubensorten sich einer ausgedehnten Cultur erfreuen und z. B. der Gute-edel in der Normandie, Bretagne und selbst im Norden von Frankreich sehr viel gebaut wird.

Herpin's Monographie zerfällt, von einer Einleitung (S. 1—9) abgesehen, in 4 Abtheilungen, welche überschrieben sind: 1) Naturgeschichte (Ampelographie) S. 10—59; 2) Chemie. S. 60—96. 3) Physiologie. S. 97 bis 180. 4) Therapie (Ampelotherapie oder Traubencur). S. 181—352; den Beschluss bildet ein bibliographischer Index der vom Verf. benutzten, auf Rebe und Traubencur bezüglichen Schriften.

Der erste Abschnitt, die Ampelographie, gibt zunächst die botanischen Charactere von *Vitis vinifera* und einige sehr kurze Bemerkungen über die älteste Geschichte der Rebencultur. Wenn Herpin als Vaterland der Weinrebe das glückliche Arabien angibt, so weiss Ref. nicht, worauf sich diese Annahme gründet; im Allgemeinen werden die Länder zwischen dem schwarzen und caspischen Meere, von Meyen ausserdem das nördliche Afrika und von Rosenthal (Synopsis plant. diaphor. p. 566) selbst

das südliche Europa als ursprüngliche Heimath des Weinstockes bezeichnet. Hieran reiht sich ein sehr interessanter Excurs über die Wichtigkeit des Weinbaues in Frankreich, für dessen Beförderung Herpin ein ernstes Wort spricht, das um so angemessener ist, als nach seiner Aussage »il n'est point, en France, d'industrie qui soit maltraitée autant que l'est celle de la vigne et de ses productions«. Ein zweites Capitel der ersten Abtheilung bespricht in eingehender Weise die einzelnen Weinsorten, so weit diese für die Traubencur von einiger Bedeutung sind, und zwar den Gutedel, wovon die Fendant-Traube des Waadtlandes als Räuschling abgetrennt ist, den Oesterreicher Sylvaner, den Kleinberger Elbling, die Burgundertraube, den Ruländer, Traminer, Riesling und die Fleischtraube. Als Grundlage dieses Capitels hat besonders die Ampélographie rhénane von Stoltz (Mulhouse 1852) und die in Deutschland ziemlich unbekannte Ampélographie universelle des Comte Odart (3e ed. Paris, 1854), welcher in Touraine eine Sammlung der vorzüglichsten in Europa cultivirten Varietäten von *Vitis vinifera* L. zusammengestellt hat (eine ähnliche, mehr als 2000 Nummern umfassende Sammlung verdankt das Luxembourg den Anstrengungen Chaptal's, des duc Decazes und Hardy's) gedient, ausserdem ein in den Actes du Congrès scientifique tenu à Bordeaux en 1861 veröffentlichtes, mit Photographieen der Weintraubenblätter versehenes Mémoire von Armand d'Armailhac (de la synonymie des vignes et de leur classification). Das deutsche Hauptwerk über die Varietäten der Rebe von L. von Babound J. Metzger (die Wein- und Tafeltrauben der

deutschen Weinberge und Gärten. Mannheimer (1836), von welchen der Erstere ebenfalls eine Sammlung der Europäischen Traubenarten auf seiner Besetzung in Weinheim zusammenstellte, scheint Herpin aus eigener Anschauung nicht zu kennen. In Bezug auf den Ruländer, welcher als eine Champagnertraube anzusehen ist (vgl. das Werk von Babou. Metzger p. 218), — bei Klingenberg a. M. führt diese Varietät sogar den Namen Champagner — gedenkt Herpin nicht des Synonyms gris commun in der Champagne. Die Angabe, dass der rothe Traminer im Rheingau häufig mit dem rothen Riesling verwechselt werde (S. 51) ist irrig; dagegen wird daselbst der rothe Veltliner oft unrichtig als Traminer, welcher Name bekanntlich von Tramin an der Etsch herrührt, bezeichnet.

Der zweite Abschnitt erörtert die chemischen Verhältnisse der Trauben, wobei der Traubensaft, die Haut und die Kerne gesondert ins Auge gefasst und schliesslich die Ursachen, welche das Verhältniss der chemischen Bestandtheile in den Trauben modificiren (Boden, Klima, Wetter, Art der Cultur) eingehend besprochen werden. Es finden sich in diesem Theile des Werkes ausser den Analysen des Traubensaftes von Herberger und Walz, welche sich in der Mehrzahl guter Deutscher Handbücher der Arzneimittellehre finden, auch einzelne Französische, von Berthier z. B., welche bei uns weniger bekannt sind. Ueberhaupt ist dieser Abschnitt recht gut und zweckmässig ausgeführt.

Wir können dies leider nicht von dem dritten sagen, der die Einzelbestandtheile der Trauben in ihren chemischen Verhältnissen und in ihren Beziehungen zum Organismus in einer zu ausgedehnten, für den Zweck des Autors durch-

aus unnöthigen Weise besprochen sind. Bei der Glykose schweift Herpin zu den Theorien der Zuckerharnruhr ab, bei der Weinsäure springt er auf die Apfelsäure, die Citronensäure über, Dinge, welche denjenigen, welcher sich über die Traubencur belehren will, wenig interessiren, wie denn auch die meisten Mittheilungen über die in den Trauben enthaltenen Kohlenhydrate, Säuren, Alkalien und Salze als bekannt hätten vorausgesetzt werden sollen.

Ebenso hält Referent das erste »Buch« des vierten Abschnittes, welches allgemeine Betrachtungen über Nahrungsmittel und Stoffwechsel und eine Auseinandersetzung der Alimentation intensive, d. h. der Verwendung bestimmter Nahrungsmittel und eines bestimmten Wechsels der Nahrungsmittel zum Zwecke bestimmter Modificationen des Stoffwandels, wie man sie z. B. bei der Mästung verschiedener Thiere und der Trainage der Boxer und Jockeys anwendet, für zu sehr ausgedehnt. Wir können auch den Esprit, der sich in dieser Darstellung, welche ein Capitel aus einem noch nicht gedruckten Werke Herpin's bildet, nicht eben als Empfehlung des Kommenden ansehen, wobei wir freilich wohl begreifen, dass der Geschmack bei unsern linksrheinischen Nachbarn ein andrer ist. Jetzt endlich (S. 224) kömmt Herpin zu der eigentlichen Traubencur und damit gelangen wir zu der entschieden bestgearbeiteten Parthie des ganzen Buches, welche sich freilich weniger auf die eigne Beobachtung des Verf.'s, als auf die Angaben stützt, die sich in den besten Deutschen Schriftstellern über diese Heilmethode finden. Besonders benutzt sind die Schriften und Aufsätze von Engelmann in Kreuznach, Fenner von Fenneberg, Hirsch jun. von

lingen, Emil Huber, Joachim, Veit Kauffmann (Dürkheim), Pircher (Meran), Magdeburg, Schneider (Gleisweiler), J. B. Schmidt, Aug. Schulze, Schweich und E. Wolff (Grüneberg). Es ist somit nur Weniges aus der Deutschen Literatur übersehen worden, wovon wir vor Allem Heinr. Meyer Dürkheim in der Rheinpfalz u. s. w. u. s. w. als Soolbad und Traubencurort dargestellt. Mannheim 1857), Fr. Strahl (Sinzig bei Remagen am Rhein, Mineral- Fichtennadel- und Gasbad, Volken- und Traubencurort Neuwied, 1857) und die auf Botzen, welches Prof. Krahmer in Halle (Aerztliche Heilmittellehre. Halle, 1861. S. 142) sehr geeignet zu Traubencuren hält, und Meran bezüglichen Schriften von Bergmeister und Berth. Klein hervorheben zu müssen glauben. Aus der Französischen Literatur konnte Herpin nur die 1860 in Paris erschienene Schrift von E. Carrière (Les cures de petit-lait et de raisin en Allemagne et Suisse) und die Studie von H. Curchod (Essai théorique et pratique sur la cure aux raisins, étudiée plus particulièrement à Vevey. Vevey und Paris 1860), ausserdem eine frühere eigne Arbeit, ebenfalls aus dem Jahre 1860 (Du raisin considéré comme médicament ou la médication par les raisins. Paris) für sein Werk verwerthen.

Herpin versucht zunächst die widersprechenden Angaben der einzelnen Autoren, von welchen die Einen die Traubencur als tonisirend, die Anderen als purgirend und schwächend darstellen, auf die verschiedenen chemischen Qualitäten der einzelnen Traubenarten zurückzuführen, welche er in folgende Gruppen bringt: 1.) purgirende (gewisse weisse Trauben, die man in Frankreich gradezu als foireau oder foireux

bezeichnet; Herpin will auch den Namen Hünisch oder Heunisch auf die purgirenden Eigenschaften dieser Traubenspielarten beziehen, was nach von Babo und Metzler nicht angeht; dieser Name, auf minder gute, zum Weinbau sich schlecht qualificirende Sorten, deren völlige Ausrottung von Babo und Metzler vorgeschlagen und die im Allgemeinen der *Vitis vinifera* var. *cathartica* von Schübler entsprechen, angewandt, wird von denselben zurückgeführt auf die Weinanlagen Carls des Gr. am Niederrhein, (bei welcher Gelegenheit die neuimportirten Trauben als Fränkische, die in ältern Zeiten eingeführten als Hunnische oder Heunische bezeichnet seien), von fadem, wässrigen Geschmacke und stärkeren Gehalte an schwefelsaurem Kali; 2) excitirende oder aromatische, wie die Muscateller, 3) tonische, von stärkerem Eisen- und Mangangehalte, 4) adstringirende in Folge des Vorhandenseins von Tannin 5) diuretische mit vielem Kali und 6) demulcirende, expectorirende Trauben mit viel Zucker und Gummi. Es ist dieser Versuch wohl zu beherzigen, und in Traubencurorten, wo mehrere Arten cultivirt werden, dürfte der behandelnde Arzt für die verschiedenen Individualitäten durch Auswahl passender Arten grade so viel Gutes leisten wie der Badearzt durch Auswahl der der Individualität am besten angepassten Quelle; es ist freilich dabei zu berücksichtigen, dass wol kaum je selbst Trauben von demselben Stocke völlig gleiche chemische Zusammensetzung haben.

Die Besprechung der Anwendungsweise der Trauben als Curmittel, der Wahl der Trauben, der Quantität, in welcher sie gebraucht werden, der Traubencurorte, der Jahreszeit, in welcher Traubencuren unternommen werden sollen, der

Nur selbst als Haupt- und Nachcur ist klar und nachgemäss. Von deutschen Curorten ist Sinzig bei Remagen dem Verf. unbekannt geblieben; dass die Elbgegend von Meissen bis Pirna ebenfalls zu Traubencuren dient und in der Naumburger Weinlage das Dorf Almrich zu solchen Gelegenheit bietet (Krahmer) hat Herpin ebenfalls übersehen.

Die physiologische Wirkung der Traubencur auf die einzelnen Systeme des Organismus konnte Herpin nur zu einem kurzen Abschnitte Veranlassung geben, da genaue Untersuchungen über die Stoffwechselveränderungen im Verlaufe und in Folge von Traubencuren, worüber bisher nur V. Kauffmann gearbeitet, noch zu den ringenden Desiderien gehören. Es ist hier noch vieles Glauben und Hypothese, mehr graue Theorie als goldne Wirklichkeit! In das Gebiet der Theorie gehört dann auch ganz dasjenige, was Herpin über die Aehnlichkeit der Wirkungen u. s. w. verwandter Curen (Milch-, Molken-, Mineralwassercuren) von S. 265—277 vorbringt.

In drei Capiteln werden dann die einzelnen Krankheiten abgehandelt, bei denen die Traubencur indicirt ist, und zwar im ersten Krankheiten der Verdauungswerkzeuge (Dyspepsie, Gastrorhoe, Hämatemese, Dysenterie, Verstopfung, Hämorrhoiden, Blasensteine, Gries), im zweiten die der Respirationsorgane (Heiserkeit, Catarrh, Laryngitis, Bronchitis, Keuchhusten, beginnende Tuberculose, Asthma; Herzkrankheiten; allgemeine Plethora) und im dritten als Maladies diverses nervöse Affectionen, Hysterie, Chlorose, Menstruorhoe, Scrophulose, Gicht, Hautkrankheiten und Hydrops. In Hinsicht der Respirationskrankheiten scheint es von Herpin nicht bedacht zu sein, dass gar nicht selten

bei Tuberculosen starker Hustenreiz während der Traubencur entsteht, welcher die Fortsetzung der Cur unmöglich macht. In den genannten Capiteln sind insbesondere die Werke von Kauffmann und Carrière benutzt worden.

Den Schluss bildet ein Capitel über die *bains de marc de raisins* (Weintresterbäder), welche man in einzelnen Weingegenden gegen Rheumatismus, Lähmungen, kalte Abscesse verwendet und deren Wirkung Herpin auf die sich entwickelnde Kohlensäure zurückführen will. Endlich thut derselbe noch als eines neuen Mittels aus Réveil's Formulaire des médicaments nouveaux einer Pommade cosmétique aux raisins Erwähnung; dies ist aber etwas sehr altes, nämlich das in unsrer Pharmacopoe noch officinelle Unguentum de uvis (Ceratum uvarum) mit Hinzufügung des bei uns längst aus der Verordnung weggelassenen Traubensaftes.

Im Ganzen müssen wir Herpin's Studie als eine gelungene und recht brauchbare bezeichnen und verdient derselbe um so mehr Anerkennung, als er im Gegensatze zu vielen anderen modernen Französischen Autoren, welche, wie Isnard, Milles u. A. unbedeutende Krankheiten mit Arsen u. a. heroischen Mitteln heilen wollen, sich bestrebt, bedeutende Störungen mit wenig eingreifenden methodischen Curen zu beseitigen.

Theod. Husemann.

La Leggenda di Sant' Albano, prosa inedita del secolo XIV e la Storia di San Giovanni Boccadoro secondo due antiche lezioni in ottava rima. Per cura di Alessandro d'Ancona. In Bologna presso Gaetano Romagnoli. 1865. 109 Seiten klein Octav.

Unlängst hat Referent an dieser Stelle (1865 Stück 29 und 30) über einige Publicationen der Pisanischen *Collezione Nistri* berichtet und dabei die Verdienste des Herausgebers, Professor d'Ancona, nach Gebühr anerkannt. Seitdem ist dem Ref. die letzte Lieferung einer andern ähnlichen Sammlung zu Händen gekommen, nämlich die 57. der *Scelta di curiosità letterarie inedite o rare dal secolo XIII al XIX*, welche die rubricirten zwei Legenden enthält. Diese beziehen sich jedoch nur auf einunddenselben Gegenstand, über welchen Prof. d'Ancona, der sich auch bei diesem Unternehmen betheiligt, in der Einleitung, welche wiederum von seiner umfassenden Kenntniss der romantischen Literatur ein rühmliches Zeugniß ablegt, das Nöthige mittheilt. Man ersieht daraus, dass es sich von einem Stoff handelt, der vielfach bearbeitet worden ist, und der Herausgeber hält es für wahrscheinlich, dass derselbe bereits vor der christlichen Zeit vorhanden war; wenigstens finde sich ähnliches im Orient, so z. B. in der Legende vom Einsiedler zu Kandu in dem Brahmâ-Puranâ (übersetzt von Chézy im Journ. asiat. ser. I. vol. 1. 1822); wogegen Dunlop's Parallele aus Sadi's Gulistan weniger zutreffe; d'Ancona verweist hierbei auf des Ref. Uebertragung letztern Werkes S. 414 nebst der Anm. 486. Zu den sonstigen Nachweisen des italienischen Gelehrten füge man noch die des Ref. in Pfeiffer's Germania 1, 268 (zu Gesammtabent. no. XCVIII); s. auch Wickram's Rollwagenbüchlein no. 72, so wie Benfey, oben Jahrg. 1861. S. 440. — D'Ancona ist ferner der Meinung dass die Uebertragung dieser Legende auf den heil. Chrysostomus (Boccadoro) keineswegs, wie Mrs Jameson (Sacred and legendary Art) annimmt,

eine Folge der Böswilligkeit und des Hasses gewesen sei, sondern man wollte dieselbe im Mittelalter bei ihrem Vordringen aus dem Orient nach Europa, um ihr schärferes Relief zu verleihen, mit irgend einem allbekannten Namen, an den sich gerade die entgegengesetzten Vorstellungen knüpften, in Verbindung bringen und wählte dazu den des genannten Heiligen, wie es in ähnlichen Fällen mit Aristoteles, Virgil, dem heiligen Gregor u. s. w. *) geschehen war. — So weit d'Ancona. Es bleibt nun bloß noch die höchst elegante Ausstattung der *Collezione Romagnoli* zu erwähnen, wozu das rubricirte Bändchen gehört und von welcher jährlich 8 bis 10 Publicationen, jede in nicht mehr als 202 Exemplaren, herauskommen, deren Preis sich nach der Seitenzahl richtet. Von den bisher erschienenen wollen wir nur einige namentlich anführen, in so weit deren Titel allein ohne weitere Andeutung genügt, um den Inhalt hinlänglich zu bezeichnen; so no. V. *Vita di Francesco Petrarca*; no. XII. *Il Passio e Vangelo di Nicodemo*; no. XIV. *Storia d'una Crudele Matrigna* (vgl. oben 1865 S. 1187); no. XVIII. *La cita di Romolo, volgarizzata da Mro. Donato da Protocicchio*; no. XIX. *li Marchese di Saluzzo e la Griselda. Novella in stile del secolo XV*; no. XXI. *Due Epistole d'Ovidio, tratto dal volgarizzamento delle Eroidi fatto nel secolo XIV*; no. XXIII. *Historia di Lancilotto del Lago*; no. XXIV. *Saggio del Volgarizzamento antico di Federico Massimo*; no. XXVIII. *Tancredi Principe di Salerno* s. Bocc. 4. 1^o; no. XXX. *Le Vie di Anna e P. Quinto*; no. XXX. *La Epi-*

*) Da der von Ancona 7. 24 f. angeführten Erzählung über die von Friedrich II. vergeblich versuchte Einführung des Comitalen des Reichs a Viterbo vgl. 4. Annot. Specimens. Leben 5. 4 f. Des Löwen Spur.

stola di San Jacopo e Capitoli del Vangelo di san Giovanni; no. XXXI. *Storia di S. Clemente Papa, fatta volgare nel secolo XIV*; no. XL. *Libro della Cucina, del secolo XIV*; no. XLII. *La Fisiognomia*; no. XLIII. *Storia della Reina Ester*; no. XLVIII. *Un viaggio a Perugia*; no. XLIX. *Il Tesoro, canto carnacialesco mandato a Cosimo I, Granduca, da Lorenzo Braccesi*; no. LI. *Dell' Arte del Vetro per musaico* u. s. w. u. s. w. Man sieht wie interessant diese Publicationen sind und kann es daher nur herzlich bedauern, dass der sehr hohe Preis derselben (die vorliegende kostet funfzehn Franken) einer grösseren Verbreitung derselben kein geringes Hinderniss entgegenstellen muss, während die *Collezione Nistri* löblicher Weise im geraden Gegensatze dazu steht und sich durch sehr mässige Preise empfiehlt. Bei dieser Gelegenheit kann Ref. nicht umhin auf Jak. Grimm's Bemerkung (Reinh. Fuchs S. CCLXXVII) hinzuweisen; denn so schätzbare Arbeiten wie die des Prof. d'Ancona, Prof. Comparetti u. s. w. sollten dem Publicum so zugänglich wie möglich gemacht werden, wozu jedoch Preise wie der oben erwähnte durchaus nicht beitragen. — Ausser den genannten Sammlungen nun sind noch mehrfache andere in Italien im Erscheinen begriffen, so die *Biblioteca rara*, die bei Daelli in Mailand herauskommt und bis jetzt 15 Lieferungen umfasst. Man sieht wie thätig die italienischen Gelehrten auch in dieser Richtung den Forderungen der Gegenwart Genüge zu leisten bestrebt sind und wie treffliches sie zu leisten vermögen. Vielleicht hat Ref. Gelegenheit nächstens über diese und noch ähnliche Unternehmungen ausführlicher zu berichten.

Lüttich.

Felix Liebrecht.

Beiträge zur vaterländischen Geschichte. Herausgegeben von der historischen Gesellschaft in Basel. Achter Band. Basel, H. Georgs Verlagsbuchhandlung. 1866. XXIV und 383 Seiten.

Die historische Gesellschaft in Basel lässt nicht, wie diess die meisten andern derartigen Gesellschaften thun, regelmässige Publikationen erscheinen, sondern giebt alle paar Jahre, wenn wieder genügender Stoff vorhanden ist, eine Anzahl historischer Arbeiten in einem besondern Bande heraus: meist sind es Vorträge, die vor der Gesellschaft oder in deren Auftrag vor einem grösseren Publikum gehalten wurden. Während aber die Mitglieder ihre Vorträge aus allen Gebieten der Geschichte wählen können, werden hier nur solche aufgenommen, welche sich auf die Schweiz beziehen. Der Inhalt des vorliegenden Bandes, der nach einer Pause von fast sechs Jahren erscheint (der 7. wurde 1860 als Festschrift beim Universitätsjubiläum herausgegeben) bezieht sich zufälliger Weise fast nur auf die Geschichte Basels; und doch rechtfertigt es derselbe vielleicht, dass er hier in Kurzem besprochen werde.

Nach dem Vorberichte, welcher eine Skizze der Thätigkeit der Gesellschaft in den 25 Jahren ihres Bestehens von 1836 bis 1861 enthält, behandelt der erste Aufsatz, von Prof. Andr. Heuzler, Sohn, die Berührungen Basels mit den westfälischen Gerichten. Demselben liegen einige, drei verschiedene Prozesse betreffende, Aktenstücke aus dem Basler Staatsarchiv zu Grunde, welche als Beilagen abgedruckt sind. Der Verfasser gibt zuerst eine Uebersicht über die Entstehung und Bedeutung der Vehmgerichte, und weist nach, dass die Städte, und speziell Basel, trotz allen Privilegien, wonach die Bürger

nur vor den städtischen Gerichten sollten belangt werden können, sich dem Einfluss der Vehmgerichte nicht entziehen konnten. Um dem Missbrauch, der mit Berufung an diese getrieben wurde, einigermaßen begegnen zu können, sorgte die Stadt dafür, dass angesehene Männer, Raths- und Gerichtsmitglieder, sich als Freischöffen aufnehmen liessen, und nöthigen Falls den Rath vor dem Vehmgericht vertraten. An der Hand der genannten Urkunden werden zwei Fälle vorgeführt: in dem einen (aus den Jahren 1431–1436) verantwortete sich die Stadt vor dem westfälischen Gerichte, wurde der Klage ledig und los erklärt, und erwirkte dann ihrerseits die Verurtheilung des Klägers. In dem anderen (1451 ff.) erlangte der Rath, wie diess zuweilen geschah, dass die Sache vom Vehmgericht an ein Schiedsgericht zur Erledigung gewiesen wurde. Der Verf. weist nach, wie das Auftreten des Rathes im zweiten Fall zeige, dass das Ansehen der Westfälischen Gerichte damals schon nicht mehr so gross war, als noch 20 Jahre vorher, und dass bald nachher (1461) Basel einer Vereinigung zu Nürnberg beitrug, wonach die Angehörigen der versammelten Fürsten und Städte jährlich eidlich zu geloben hatten, dass sie die Westfälischen Gerichte nicht angehen wollten.

»Die Begehren der Basler Bürgerausschüsse i. J. 1691«, von Dr. Karl Burckhardt, beziehen sich auf eine der merkwürdigsten Episoden in der Basler Geschichte, das sogenannte 91ger Wesen; im Jahr 1691 erhob sich ein Theil der Bürgerschaft gegen das damalige oligarchische Familienregiment, und suchte Verbesserungen im Staatshaushalte durchzuführen; die Bewegung wurde aber unterdrückt. Die dabei aufgestellten Forderungen charakterisieren sich durch

ein merkwürdiges Gemisch von Anhänglichkeit an das historisch Hergebrachte und von radikalen Neuerungsversuchen, von Berufung auf alte Rechte und von Anrufung des natürlichen Rechtes, von Zunft- und bürgerlichen Vorurtheilen und von neuen Ideen und Anschauungen. Die Reformbegehren wurden in 178 Punkten unter vier Rubriken zusammengefasst: Oekonomie, Polizei, Justiz und Privilegien. Die erste Rubrik, Oekonomie, bezieht sich auf die Finanzverwaltung, besonders auf den wichtigsten Theil des städtischen Vermögens, die in der Reformation eingezogenen Güter der Kirchen und Klöster, ferner auf die Besoldung der Beamten und die Verrechnung der Strafgelder. Der zweite und wichtigste Abschnitt, die Polizei, umfasst die Organisation und Competenz der Behörden, die kirchlichen Verhältnisse, die Universität, die Zunfteinrichtungen, und alle möglichen Verwaltungssachen. Dabei begegnen wir dem Begehren, dass die Geistlichen von der Gemeinde, d. h. »allen zünftigen Männern unverleumdeten Namens«, gewählt werden; der Idee von »Fundamentalgesetzen, welche nicht verschlafen, präscribiert noch vergeben werden können«; der Forderung, dass die Bürgerschaft bei Aenderung von Grundgesetzen angefragt werde, also dem in der Schweiz jetzt sogenannten Referendum; dem Bestreben, durch die Wahlart die Räthe von der Bürgerschaft abhängiger zu machen. Von Interesse sind dabei die Bestimmungen, welche schon früher durch ein compliciertes Ballotierungssystem dem sog. Praktizieren bei den Wahlen zu begegnen suchten; sie wurden jetzt erneuert. Aus der dritten Rubrik, Justiz, welche Reform des allerdings im Argen liegenden Gerichtswesens bezweckte, heben wir hervor, dass »Juri-

sten und andere muthwillige Tröhler« weder vor Rath noch vor Gericht sollten geduldet werden. Am untergeordnetsten ist die vierte Rubrik, Privilegien, welche hauptsächlich die Vorrechte der Bürger vor Ausländern und Unterthanen beschlägt.

In das 18. Jahrh. führt uns H. Zehntner mit seinen »Streitigkeiten zwischen der Gerberzunft in Basel und den Landgerbern«. Es ist dies ein ziemlich unerquicklicher Handel, in welchem die Zunft die ihr drohende Concurrenz von Seite der Gerber auf der Landschaft unschädlich zu machen suchte. Die Einzelheiten haben zumeist nur lokales Interesse.

Anziehender sind die Briefe Johannes Müllers an den Basler Geschichtschreiber und Staatsmann Peter Ochs, aus den Jahren 1775 bis 1786, mitgetheilt von Dr. Fechter aus den im Besitz des Sohnes von Ochs befindlichen Papieren dieses letztern. Müller lernte Ochs im J. 1775 in Basel auf einer Reise kennen, die er mit seinem amerikanischen Freunde Kinloch machte; von da an datirt der (bald deutsch, bald französisch geführte) Briefwechsel zwischen den Beiden. Nach einigen Bemerkungen über die Familien- und Jugendgeschichte von Ochs, werden die Briefe Müllers aus der Zeit seines Genfer Aufenthaltes (1775—1780) mitgetheilt: warme, leidenschaftliche Freundschaftsversicherungen, grosse unbestimmte Pläne über die Zukunft, Mittheilungen über seine Studien, besonders zur Schweizergeschichte, und über seine öffentlichen Vorlesungen, bilden den Inhalt derselben. Besonders schön ist, wie er sich (p. 147) über seinen Freund Bonstetten ausspricht; merkwürdig, wie er (p. 150) von einem grossen Plane spricht, ohne ihn zu nennen, welcher ungefähr 20 Jahre seines Lebens in Anspruch nehmen werde. Auf p. 142

steht irrig die Jahrzahl 1773 statt 1775. Aus dem zweiten Abschnitt, Müller in Berlin (1780 bis 81), geht hervor, dass Ochs, bei aller Anerkennung seines Freundes, gegen dessen Fehler nicht blind war, und ihm seinen Tadel nicht vorenthielt; Müller hörte ihn gerne an, theilt ihm aber (12. Dez. 1780) doch im Vertrauen mit, dass verständige Leute (*des gens sensés*) seine Schweizer Geschichte über alle bisher in Deutschland geschriebenen Geschichtswerke stellen. Dem beweglichen Charakter Müllers gefiel es in Berlin nicht lange, er sehnte sich wieder nach Genf zurück, blieb dann aber in Cassel; über seine dortigen Verhältnisse und Arbeiten verbreiten sich die Briefe des dritten Abschnittes; dabei fällt auf, wie er aus Halberstadt, bei Besprechung seiner literarischen Thätigkeit, schreibt: *Je fis les lettres sur la vie pastorale des Suisses*, während diese Briefe bekanntlich von Bonstetten verfasst sind, und Müller sie nur ins Deutsche übersetzte. Im vierten und letzten Abschnitt treffen wir ihn in Bern und Mainz: im J. 1785 ging man in Bern damit um, einen Lehrstuhl der Geschichte für ihn zu errichten, aber er folgte einer Einladung des Churfürsten von Mainz, als dessen Bibliothekar und später Cabinetssekretär. Ein Brief Bonstettens an Ochs, welcher mitgetheilt wird, berichtet über die Anstrengungen, welche seine Freunde machten, um ihn der Schweiz zu erhalten. Müller anerkannte diese Bestrebungen, sie führten aber zu keinem Ziele. Die zwei letzten Briefe Müllers (1786) sprechen sich äusserst anerkennend über seines Freundes Ochs Basler Geschichte aus, und versprechen ihm, sie in Deutschland bekannt zu machen. Leider brechen hier die Mittheilungen ab, ohne dass gesagt wird, ob der Briefwechsel noch weiter fort dauerte, und gerade die spätere Zeit, in der Ochs eine eingreifende politische

Rolle spielte, wäre doppelt interessant. Von Ochs werden gar keine Briefe mitgetheilt, und wir erfahren auch nicht, ob solche, etwa in dem zu Schaffhausen befindlichen Nachlasse Müllers, noch vorhanden sind.

Einen Beitrag zur Geschichte Basels im 30jährigen Krieg liefern die »Mittheilungen aus den Basler Rathsbüchern aus den Zeiten des 30jährigen Kriegs«, von Prof. Andr. Heusler, Vater. Basel blieb auch in dieser Zeit seiner Aufgabe getreu, zwischen den streitenden Eidgenossen zum Frieden zu mahnen, und als i. J. 1634 die katholischen Orte ihren Bund mit Spanien erneuerten, und Schweden nun seinerseits eine Verbindung mit den evangelischen Ständen suchte, waren es hauptsächlich Basel und Schaffhausen, die sich dem widersetzten. Bei seiner ausgesetzten Lage zwischen österreichischen Gebieten war Basels Stellung eine sehr gefährdete. In drei Abschnitten setzt der Verf. auseinander, zu welchen Vertheidigungsanstalten der Rath griff, einmal im Allgemeinen, dann durch Anwerbungen von fremdem Kriegsvolk und Gewinnung des Obersten Peter Holzappel genannt Melander, und endlich durch Befestigungsarbeiten, deren grosse Kosten zum Theil durch freiwillige Landabtretungen und Geldbeiträge gedeckt wurden. Als die feindlichen Heere dicht an der Gränze gelagert waren, gewann die Frage der Neutralität eine besondere Bedeutung: aus dem reichen beigebrachten Material ergibt sich, dass der Durchpass durch städtisches Gebiet oft mit und ohne Einwilligung der Stadt genommen wurde. Ein trauriges Bild der Verwilderung und des Elends gibt der Abschnitt über die Reisläufer und die Flüchtlinge: während Basler Angehörige den Krieg benutzten, um als Parteigänger, Räuber oder Hehler ihren Vorthail zu suchen, flohen die bedrängten Bewohner der vom Krieg verheerten Umgebung massenhaft in die Stadt und gingen bes. i. J. 1636 in Folge von Seuchen und Hungersnoth vielfach elend zu Grunde. — Der 7. Abschnitt behandelt den Einfluss des Raths auf die Civilgerichtspflege im 17. Jahrh. und gibt ein sehr abschreckendes Bild der damaligen Baslerischen Justiz, wozu als Beispiel die Erzählung eines Eheprozesses gefügt ist, dessen Dauer sich über einen Zeitraum von 12 Jahren erstreckt. — Als Beilagen zu dieser reichhaltigen Arbeit sind abgedruckt ein Strafgesetz für die unter Oberst Melander stehenden Truppen vom J. 1622, der Bericht des Basler Oberstwachtmeysters Jonas Grasser über die Einnahme Rheinfeldens i. J. 1634, Briefe des Prinzen Moritz

von Oranien und des Oberst Melander an den Rath von 1622 u. 1623, und zwei Schreiben des Kanzlers Oxenstierna an den Rath v. J. 1634. Zwei Plänchen geben die Ansicht der Festungswerke Basels vor und nach dem 30-jährigen Kriege.

Der letzte Aufsatz, »die neuesten Forschungen über Hans Holbein des Jüngern Geburt, Leben und Tod«, von Ed. His-Heusler, berichtet nicht nur über die neuesten Forschungen Anderer, namentlich Alfred Woltmanns über das Geburtsjahr, und englischer Schriftsteller über den Tod Holbeins; der Vf. ist vielmehr im Falle, interessante neue Aufschlüsse aus dem Basler Staatsarchiv über den grossen Maler zu geben. Zunächst constatirt er aus dem Zunftbuch der Maler, dass Holbeins Vater darin nicht eingeschrieben ist, während die Zunftaufnahme der Söhne darin verzeichnet ist, so dass vermuthlich der ältere Holbein nicht in Basel angesessen war. Hans Holbein selbst kam um die Mitte des J. 1516 nach Basel, wurde aber erst im Juli 1520 als Bürger, und im September als Zunftbruder aufgenommen. Schon 1521 erhielt er vom Rath den Auftrag, den Rathssaal mit Gemälden auszuschnücken; das betreffende Document über den Vertrag wird mitgetheilt. Aber auch geringere Arbeiten verschmähte er nicht, und malte die Schilde am Thor des Städtleins Wallenburg, und später die Uhren am Rheinthur zu Basel. Im J. 1526 ging er nach England, und kehrte 1529 wieder zurück; im Gegensatz zur bisherigen Annahme wird bewiesen, dass er nun über zwei Jahre in Basel verweilte, und 1530 die hintere Wand des Rathssaals vollendete, worüber verschiedene Posten aus einem Rechnungsbuch des Staatsarchivs Aufschluss geben. Ebenso wird ein Brief mitgetheilt, welchen ihm der Rath am 2. Sept. 1532 nach England schrieb, um ihn zur Rückkehr nach Hause zu bewegen, unter Zusicherung eines Jahrgehalts von 30 Gulden; bei seinem Besuch i. J. 1538 wurden ihm 50 Gulden und andere Vortheile angeboten, um ihn zu halten, aber umsonst. — Ein Nachtrag gibt durch zwei dem Staatsarchiv entnommene Briefe Aufschluss über einen Sohn Holbeins, den Goldschmied Philipp Holbein, dessen sich der Rath in einem Streit mit seinem Meister in Paris annahm; es wird dadurch Hegners Behauptung einer männlichen Nachkommenschaft des Meisters vollkommen bestätigt.

Basel.

Dr. Karl Burckhardt.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

18. Stück.

2. Mai 1866.

Notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque impériale et autres bibliothèques. Publiés par l'institut impérial de France. Tome 1. Paris. Imprimerie impériale. 1865. 363 S. in Quart.

Vie et correspondance de Pierre de La Vigne, ministre de l'empereur Frédéric II, avec une étude sur le mouvement réformiste au XIIIe siècle, par A. Huillard-Bréholles, sous-chef de section aux archives de l'empire etc. Paris, Henri Honore. 1864. XX und 442 Seiten in Octav.

Hr. Huillard-Bréholles giebt in den beiden hier genannten Büchern Nachträge und Ergänzungen zu der *Historia diplomatica Friderici II.*

Das grosse Sammelwerk, in dem schon so manche wichtige Mittheilung aus den reichen Schätzen der Pariser Bibliothek gegeben ist, bringt eine Abhandlung: Examen des chartes de l'église Romaine contenue dans les rouleaux dits rouleaux de Cluny, die eine sehr interessante Bereicherung des Quellenmaterials zur Geschichte der Päpste, theils in der Zeit Friedrich II.

theils aber auch anderer vorangegangener Perioden gewährt.

Der Papst Innocenz IV. liess auf dem Concil zu Lyon eine grosse Zahl wichtiger Urkunden und anderer Aktenstücke des römischen Archivs in Abschriften vorlegen und diese von den anwesenden Prälaten fideinieren. Die Abschriften bildeten 17 Rollen, von denen, wie es scheint, wenigstens 3 Exemplare gemacht wurden. Eins derselben blieb in dem Archiv der Päpste, und theilte die Schicksale desselben, ein zweites war später im Kloster des heil. Franziscus zu Assisi deponiert, ein drittes ist wahrscheinlich schon von Innocenz dem Kloster Cluny übergeben. Keins derselben hat sich vollständig erhalten. Nach Zusammenstellungen die der Herausgeber macht (dabei ist das Verzeichnis der Urkunden in der *arx S. Angeli* von Platina, welches Ardin, Beiträge II, 1, S. 73 ff. 2, S. 49 ff., hat abdrucken lassen, nicht berücksichtigt) waren schon im 17ten Jahrhundert nur 12 dieser Rollen im Vatican vorhanden; ein späteres Verzeichnis des Archives erwähnt nur 6 oder 7. Von dem Exemplar in Assisi ist nichts bekannt. Das Original der Clunyer Rollen ist verloren oder verschollen. Aber eine Abschrift desselben im Jahre 1773 von einem Advocaten Barive veranstaltet hat sich erhalten und befindet sich auf der Pariser Bibliothek, jetzt unter der Nummer Fonds Latin Nr. 8990. Schon im Jahre 1834 ist die Aufmerksamkeit auf die Rollen in Cluny gelenkt worden; aber die damals bekannt gemachte Notiz Barives (*Bulletin de la société de l'histoire de France* T. I, S. 222 ff.) hat wenig Beachtung gefunden, und gab auch keinerlei Auskunft, wohin die Originale gekommen oder dass eine Abschrift vorhanden, ebenso

wenig liess sie erkennen, was eigentlich in den Rollen enthalten. So war es unmöglich bei der Herausgabe der *Monumenta Germaniae historica* hiervon Gebrauch zu machen; ich zweifle, dass zu der Zeit da ich in Paris für dieselben arbeitete und von den Vorstehern der Bibliothek, namentlich dem trefflichen Guérard, auf das freundlichste unterstützt ward, irgend jemand eine Ahnung von dem Vorhandensein oder doch der Bedeutung jener Abschrift hatte. Hr Huillard-Bréholles bezeugt auch, dass, als er die ersten Bände seines grossen Werkes vorbereitete, die Copien noch nicht vereinigt, geordnet und gebunden waren, und er deshalb nur einzelnes davon benutzt habe (S. 318 N.).

Um so wichtiger ist die jetzt gemachte Publication. Es sind im ganzen 91 Urkunden und Briefe hier erhalten, von denen 35 als ungedruckt mitgetheilt werden: einige andere sind abweichende Ausfertigungen von sonst bekannten Stücken. Die Mehrzahl von jenen, hat man Grund anzunehmen, namentlich nach dem in Paris vorhandenen Verzeichnis des Vaticanischen Archivs*), sind in diesem nicht mehr vorhanden, und uns also wahrscheinlich überhaupt nur auf diesem Wege erhalten.

Es sind theils Urkunden über den Besitz und die Rechte des päpstlichen Stuhls, Versprechungen und Verpflichtungen der Kaiser und anderer Könige, theils aber auch andere Aktenstücke, namentlich ziemlich vollständig, wie es scheint, die Correspondenz der Päpste mit Friedrich II. und seinem nächsten Vorgänger Heinrich VI. Gerade dies ist vielleicht der histo-

*) Was Pertz im Archiv VII, S. 12 veröffentlicht, ist, wie er S. 11 sagt, ein Auszug desselben, wonach sich die Note S. 274 berichtigt.

risch wichtigste Theil dieser Veröffentlichung, der für die Zeit Heinrich VI. demnächst von Hrn Dr. Toeche in seinen Jahrbüchern des Deutschen Reichs unter diesem König verwerthet werden wird, und auf den ich deshalb hier nicht näher eingehe. Nicht weniger als 10 Schreiben Heinrichs sind mitgetheilt, ausserdem 3 von Friedrich I., 11 von Friedrich II. und seinem Sohn Heinrich VII. Einige andere der hier zuerst gedruckten Stücke gehören dem König Tancred von Sicilien und den Königen von Ungarn an oder beziehen sich auf die Verhältnisse der Päpste zur Stadt Rom und zur Insel Sardinien. Andere Ausfertigungen finden sich von der Urkunde Otto IV., *Leges II*, S. 205, Friedrich II., ebend. S. 224 (im ganzen 3 verschiedene), und von dem gleichzeitigen Eid. Einige nicht unbedeutende Verbesserungen erfährt der Text der Urkunde Philipps, *Leges II*, S. 208.

Ausserdem bietet der Text der Urkunde Otto I. für Papst Johann XII., der ältesten die in dieser Sammlung Aufnahme gefunden hat, einige scheinbar wichtige Verschiedenheiten dar. Schon Barive in der angeführten Notice hat vorzugsweise hierbei verweilt. Hr. Huillard-Bréholles kommt darauf zurück und legt bedeutendes Gewicht auf die Sache. Da ich mich früher ausführlich mit der Urkunde, ihrer Geschichte und der Frage nach ihrer Echtheit beschäftigt habe (*Jahrbücher des D. Reichs unter dem Sächsischen Hause I*, 3, S. 207 ff.), und damals die Bemerkungen Barives nicht kannte, so mag es mir gestattet sein einen Augenblick hierbei zu verweilen. Die Sache ist, dass an drei Stellen des Textes (*Leges II*, 2, S. 164 ff.) »vester« in »noster« verändert ist: S. 164 Z. 5: »sicut a predecessoribus vestris (nostris) usque nunc in vestra (nostra) po-

testate atque dicione tenuistis et disposuistis«; S. 165 Z. 9: »roboramus, ut in vestro (nostro) permaneant jure pricipatu atque dicione«. Der Herausgeber meint, man müsse diese Stellen nach andern derselben Urkunde beurtheilen und sich so für die Lesart Barives erklären (S. 312 N.). Er führt an: »salva super eodem ducatus nostra in omnibus dominatione et illorum ad nostram partem et filii nostri subjectione«; und »salva in omnibus potestate nostra et filii nostri posterorumque nostrorum«. Aber offenbar ist in diesen Stellen von ganz andern Dingen die Rede. Das eine ist ein besonderer Vorbehalt für Tusciën und Spoleto, das andere wohl ein allgemeiner für alle Besitzungen, der aber seine nähere Bestimmung durch das folgende: »secundum quod in pacto continetur« erhält; in beiden ist die dominatio und potestas etwas ganz anderes als das jus, principatus und ditio. Diese sind es recht eigentlich welche dem Papst bestätigt werden; der letzten Stelle ganz entsprechend ist S. 164 Z. 48: »ut in suo detineant jure, principatu atque dicione«. Ein Blick auf diese Stelle, wo es keine Variante giebt und keine möglich ist, genügt, um jeden Gedanken an das »nostra« zurückzuweisen; auch Z. 23 steht ohne Variante: »ad potestatem et ditionem vestram pertinentia«, und so kann auch über die Lesart Z. 5 kein Zweifel sein; »a predecessoribus nostris . . tenuistis et disposuistis« wäre auch ein für diese Urkunde ganz unpassender Ausdruck; »in nostra potestate atque dicione tenuistis« konnte aber Otto unmöglich sagen, da er erst am Tage dieser Urkunde Kaiser wurde und vorher jedenfalls keine potestas in Rom und ausserhalb des alten Langobardischen Reiches auszuüben hatte. Die

Richtigkeit des von Marini und Theiner aus dem angeblichen Original im Vatican gegebenen Textes kann also nicht dem mindesten Zweifel unterliegen; ob Barive sich geirrt oder mit einer gewissen Absichtlichkeit anders gelesen, muss dahingestellt bleiben; auffallend ist, wie er in der kurzen Notice sich gerade weitläufig über diese Sache auslässt, dann auch die eine Stelle noch anders anführt, als nach Hrn. Huillard - Bréholles Mittheilung in seiner Abschrift gelesen wird (»tenuimus atque disposuimus« statt »tenuistis atque disposuistis«; ja sogar »ad nostram (statt »vestram«) partem roboramus«, was beides ganz sinnlos ist). — Was übrigens der Herausgeber bei dieser Gelegenheit zur Vertheidigung der Authenticität der Urkunde beibringt, scheint mir nicht geeignet, um die Zweifel zu beseitigen, die a. a. O. entwickelt worden sind: ich glaube namentlich nicht, dass der Ausdruck »spiritalis pater noster Leo« von Otto sehr gut habe von einem Papst gebraucht werden können »mort depuis longtems et qui était honoré comme saint«; oder dass die Mängel in der Form und Datierung der Urkunde eine Rechtfertigung zulassen; wogegen ich gern zugebe, dass ein grosser Theil des Inhalts wohl das Gepräge der Echtheit an sich trägt und dieser überhaupt zur Verdächtigung nicht ausreicht, auch die Zeugen auf ein echtes Document hinweisen. Da jene Bezeichnung des Papstes in der entsprechenden Urkunde Heinrich II. wiederkehrt, die Datierung hier ganz fehlt, während die Zeugen und anderes ebenfalls zutreffen, könnte man wohl auf den Gedanken kommen, dass eine ältere Urkunde, etwa Lothars, dessen Zeitgenosse Leo IV. solche Verpflichtungen übernahm, wie sie erwähnt werden (Jaffé, Reg. Nr. 2006), zu

Grunde liege, beiden Königen zur Bestätigung vorgelegt, diese aber ohne Datum geblieben, also wohl nicht vollzogen, die anstössige Notiz am Ende des Ottonischen Exemplars »anno — facta est hec pactio feliciter« später hinzugefügt sei.

Derselbe Band enthält ungedruckte Briefe von Honorius III. und Gregor IX., gesammelt aus Pariser Handschriften von Haureau, dem gelehrten Fortsetzer der Gallia christiana: sie beziehen sich auf Männer die durch ihre literarische Thätigkeit Anspruch auf eine gewisse Beachtung haben, und geben dem Herausgeber Anlass mehrere dunkle Punkte in der Gelehrten-geschichte des 13ten Jahrhunderts aufzuklären; ausserdem eine Notiz von Delisle über ein historisches Sammelwerk aus dem Kloster St. Denis, das dem Ende des 13ten, Anfang des 14ten Jahrhunderts angehört, von dem Fragmente in den Sammlungen von Duchesne und Bouquet erschienen sind, die aber den Charakter des Werkes nicht recht haben erkennen lassen: dasselbe wird einem Mönche des Klosters Ivo vindiciert.

Ich wende mich zu der zweiten wichtigen Publication des Hrn. Huillard-Bréholles.

Einen bedeutenden Theil des Bandes nehmen sogenannte Pièces justificatives ein, welche hauptsächlich Briefe von und an Petrus de Vinea oder andere auf ihn bezügliche Aktenstücke mittheilen. Die unter seinem Namen bekannte Sammlung enthält hauptsächlich Briefe Friedrichs und seiner Zeitgenossen, die in die Historia diplomatica Aufnahme gefunden haben; was an mehr privaten Briefen theils in den gewöhnlichen, auch schon durch den Druck bekannten Texten sich findet, theils aus andern Handschriften gewonnen werden konnte, ist hier veröffentlicht. Ich übersehe nicht mit Sicherheit, ob so nun der

ganze Inhalt der zahlreichen Codices, die hier in Betracht kommen, seine Erledigung gefunden hat. Eine vergleichende Uebersicht dessen was die älteren Drucke und Handschriften enthalten und der theils früher theils hier gegebenen Abdrücke wäre wohl erwünscht gewesen. Statt dessen ist nur eine Beschreibung der benutzten Handschriften gegeben, nach der Reihe der Bibliotheken oder andern Sammlungen, in denen sie sich finden, die sich ziemlich allgemein hält und nicht genügend die Beschaffenheit und den Inhalt der einzelnen erkennen lässt. Von den meisten ist aber seit lange eine genauere Nachricht im Archiv der Gesellschaft für ältere D. Geschichte gegeben, worauf der Herausgeber, ob schon er dasselbe kennt (s. z. B. S. 266), keine Rücksicht genommen hat. Neu und beachtungswerth sind besonders einige Handschriften im kaiserlichen Archiv zu Paris, wo aber von einer besonders wichtigen Sammlung von Briefen aus dieser Zeit, dem Registrum Johannis Caleti nur ein Inhaltsverzeichnis sich erhalten hat. Ausserdem finde ich hier zuerst Handschriften aus Aix, Le-Mans und Turin aufgeführt. Paris Nr. 6584, von dem es heisst der Band sei *«depuis longtemps égaré»*, habe ich noch in Händen gehabt*). Als besonders werthvoll für die Cor-

*) Da diese Zeilen schon niedergeschrieben waren, erhalte ich den interessanten Aufsatz von Delisle, *Observations sur l'origine de plusieurs manuscrits de la collection de M. Barrois* (abgedruckt aus der *Bibliothèque de l'école des chartes*), in dem nachgewiesen wird, wie diese Handschrift und eine Anzahl anderer, die in Paris in den letzten Jahren verschwunden (d. h. gestohlen) sind, mit der Sammlung Barrois in die Bibliothek des Lord Ashburnham gekommen; unter denselben ein *Codex der Lex Salica* (Nr. 4789), einer der *Capitularien* (Nr. 4761), die Pertz und Pardessus noch benutzten.

espondenz des Petrus zeigen sich Paris St. Germain Harlay Nr. 455 und Middlehill Nr. 8390, die unter sich nahe verwandt sind; ausserdem Paris Nr. 8567. Aus diesen und einigen andern Handschriften sind eine nicht geringe Zahl bisher gedruckter Briefe publiciert. — Unter den zum Abdruck gebrachten Stücken befinden sich aber auch »*rithmi magistri Petri de Vineis*«, welche früher Edélestand du Ménil veröffentlicht hatte, eine scharfe Satire auf die Kirche, deren Authentizität freilich durch ein Zeugnis vom J. 1384, das der Verf. nicht sehr entfernt von der Zeit des Petrus nennt (S. 148), nicht hinreichend erbürgt erscheint; ausserdem zwei italienische Liebeslieder, von denen nur das eine gedruckt war.

Dieser ganze Theil des Bandes dient aber nur als Beilage zu einer Biographie des Petrus de Vineis, dessen einflussreiche Stellung bei Kaiser Friedrich II. und späterer jäher Fall wohl geeignet sind, ihm eine auch noch andere Theilnahme zuzuwenden, als die welche seine Briefe und die für den Kaiser verfassten Staatsschriften erwecken. Der Verfasser sah sich zu dieser Arbeit, wie er sagt, aber um so mehr aufgefodert, da einiges was er über Petrus und seine Verhältnisse zu Friedrich in der Einleitung zur *Historia diplomatica* gesagt, Widerspruch gefunden, theils in einer besonderen Schrift des Neapolitaners De Blasiis (*Della vita delle opere di Pietro della Vigna*), theils in einer Anzeige dieser Blätter (1861. St. 24): er lässt die unter sich wesentlich übereinstimmenden Bemerkungen abdrucken (S. III N.) und lenkt sie durch eine neue Ausführung zu widerlegen; er hatte in dem gesammelten vorher erwähnten handschriftlichen Material die Hülfsmittel

mittel, um manches eingehender und genauer zu behandeln, als es bisher geschehen ist und geschehen konnte.

Ein erster Abschnitt handelt von dem Leben des Petrus. Manches was bisher angenommen war wird widerlegt oder bezweifelt: so dass derselbe in Bologna studiert, obschon es dafür das Zeugnis des Guido Bonatti aus der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts giebt; dass die *Constitutiones regni Siciliae* Friedrich II. wesentlich als das Werk des Petrus anzusehen. Mit besonderer Ausführlichkeit verweilt der Vf. aber bei dem was zu der Ungnade und der Verurtheilung desselben Anlass gegeben; im Gegensatz zu De Blasiis will Hr. Huillard-Bréholles jetzt wie früher den Petrus für unschuldig halten, indem er wohl die Erzählung des Mathaeus Paris von einer beabsichtigten Vergiftung Friedrichs als begründet nachweist, aber meint, Petrus sei auf falschen Verdacht hin in diese Angelegenheit verwickelt worden. So wird es ihm möglich auch andern Motiven eine gewisse Bedeutung beizulegen: Misbrauch des Richteramts zu eigennützigen Zwecken, Verlangen des Kaisers nach seinen Reichthümern, ja eine Begegnung Friedrichs mit der Frau und dadurch erregte Eifersucht, wie es verschiedene Schriftsteller zur Erklärung des plötzlichen Falls des vorher so einflussreichen und mächtigen Mannes erzählen, alles wird in gewissem Masse als mitwirkend zugelassen: ein Verfahren das wenigstens nicht als sonderlich kritisch wird gelten können. Das Meiste sind offenbar Geschichten, die in Umlauf kamen, weil man den wahren Grund nicht wusste, und die am wenigsten neben einander werden Glauben finden dürfen. Der Brief der gedruckten Sammlung V, 2, der

in einem Pariser Codex die Ueberschrift hat: *Ut procedatur ad vindictam Petri de Veneis*, und wo das »C. reum« (oder »Cretum« anderer Handschriften) als eine Verderbnis aus »Petrum« angenommen wird, dient als Hauptbeweis für die Beschuldigung, welche zur Verurtheilung führte. Zu vergleichen ist jetzt die Darstellung Schirmmacher's in seiner Geschichte Friedrich II. Bd. IV, S. 294 ff., der die Ausführung des Verfassers nicht mehr benutzen konnte, in einigem zu denselben Resultaten kommt, aber mehr an die Schuld Peters glaubt.

Ein zweiter Abschnitt handelt über das Privatleben, die Correspondenz und die sonstigen literarischen Arbeiten des Petrus. Das Erste, namentlich die genauen Nachrichten über die Familie, würde man eher in dem vorhergehenden Abschnitt erwarten, wenn nicht eben diese Notizen in nahem Zusammenhang ständen mit den Briefen, die zum Theil an und von diesen Verwandten geschrieben sind oder sich auf dieselben beziehen. Ausserdem sind die Beziehungen zu Freunden, Gönnern und Amtsgenossen dargelegt, und über einige derselben, z. B. den Nicolaus de Rocca (S. 138), bei der Gelegenheit nähere Nachweisungen gegeben. Durch handschriftliche Berichtigung der Adressen mancher Briefe, sorgfältige Berücksichtigung ihres Inhalts und Benutzung aller zu Gebote stehenden Nachrichten ist hier wesentliches für die Erklärung der Texte und die Aufklärung der Verhältnisse selbst geleistet. Vermissen kann man eine umfassende Untersuchung, welche der im Namen Friedrichs ausgegangenen Briefe und Manifeste dem Petrus zuzuschreiben seien; nur einzeln und mehr beiläufig wird darauf eingegangen (S. 177. 183), überzeugend aber dar-

gethan, dass eine ihm beigelegte Schrift »De potestate imperiali« nichts sei als die Encyclica Friedrichs: *Etsi causae nostrae justitiam* (S. 145 ff.).

Der dritte Abschnitt handelt von der Theilnahme des Petrus an den kirchlichen Plänen des Kaisers und vertheidigt, wie bemerkt, die früher ausgesprochenen Ansichten des Verfassers, nach denen Friedrich sich zum Haupt der Kirche in seinem Reich und den Petrus zu seinem Statthalter habe machen wollen.

Ich kann aber hier so wenig jetzt wie früher den Ausführungen des Verfassers beistimmen und in ihnen einen Beweis für das was er darthun will finden. Auch Nitzsch, *Staufische Studien* in Sybels hist. Zeitschrift, Bd. III, S. 401, und neuerdings Schirmacher haben widersprochen, und ich finde nicht, dass dem gegenüber irgend neue Beweise beigebracht sind, wenn der Verf. auch den Gegenstand etwas ausführlicher entwickelt hat als früher.

Es handelt sich in der Hauptsache um Ausdrücke einer den Kaiser vergötternden Schmeichelei, wie sie ähnlich bei den römischen Imperatoren vorgekommen, und auch in christlicher Zeit beibehalten waren und jetzt nachgeahmt wurden, ausserdem um eine Anwendung biblischer Redeweisen und Vergleiche, die für unser Gefühl etwas Verletzendes hat, die aber in der Zeit weit verbreitet war und uns in zahlreichen Beispielen entgegentritt. Der Verf. verkennt beides nicht und giebt selbst Beispiele: um so mehr nimmt mich Wunder, dass er auf einzelne Stellen ein solches Gewicht legen kann.

Er sagt (S. 207): *Lui-même (Friedrich) d'ailleurs, en véritable héritier des traditions de l'empire romain, se laissait volontiers adorer comme un dieu; (S. 220) Est-il donc étonnant*

que pour les courtisans Frédéric soit le représentant du Dieu vivant, le fondateur d'une nouvelle Église, dont le protonotaire Pierre de La Vigne va devenir le premier apôtre? Aber die Auffassung und Ausdrucksweise der Hofleute sind eben kein Beweis, dass die Dinge wirklich so waren. Der Verf. fährt fort: man könne zweifeln, ob man die Worte zu fassen habe als »le résultat d'une hypocrite servilité, ou doit-on y reconnaître la pensée sérieuse de réformateurs convaincus«, und indem er zugiebt, dass die Entscheidung schwierig, neigt er sich bestimmt der letzten Annahme zu. Aber nichts berechtigt dazu. Die Worte eines magister Salvus in einem Brief an die curiales vom Kaiser: *Adest etiam cohoperator ejus (Domini) et vicarius constitutus in terris . . . , cujus divina mens in manu Dei est* (S. 428), können doch unmöglich darthun, dass Friedrich sich habe zum Haupt der Kirche machen wollen.

Noch weniger trägt es aus, wenn Petrus in der sogenannten Lamentatio, die nach dem Herausgeber nicht, wie einige Handschriften wollen, an den Papst, sondern an den Kaiser gerichtet war (S. 58 ff., mitgetheilt S. 310 ff.: *Aperi labia mea*) den Ausdruck braucht: »*Intret in conspectu vicarii tui sancti*«, oder Wendungen wie: »*ab ejus sacris pedibus non divertam*«. Das ist nichts anderes, als wenn es in der Lobschrift auf Friedrich (Epist. III, 44; hier S. 425 ff.) heisst: *Vivat igitur, vivat sancti Friderici nomen in populo etc.* Dem Verfasser musste es nahe liegen an die Zeit Ludwig XIV. zu denken, wo auch Geistliche nicht viel anders vom Königthum und König redeten. An eine geistliche Gewalt des Kaisers, in dem Sinn dass er sich an die Stelle des Papstes habe setzen, die Kirche sei-

nes Reiches ganz und gar diesem entziehen und von sich allein abhängig machen wollen, ist dabei gar nicht zu denken.

Ebensowenig aber bedeuten einige Stellen, die zunächst auf den Petrus Bezug haben und nach der Auslegung des Verfassers diesem die Rolle eines Stellvertreters Friedrichs in der Kirche, ja fast einen Platz wie ihn der Papst Gott gegenüber einnimmt anweisen sollen.

Die eine, auf welche besonders Gewicht gelegt wird, ist der Brief eines Ungenannten, der S. 430 ff. mitgetheilt ist. Nach einer Einleitung, welche sein Stillschweigen entschuldigt, weil er ihn vergeblich erwartet, und erwähnt, dass jetzt eine noch längere Abwesenheit in Aussicht stehe, heisst es: Nam dum apud dominum de bonorum suorum dispositionibus congruis provisio haberetur, latere sibi non potuit sub absentiae modio fides Petri, quam inter suos in candelabro praesentiae rutilantem multipliciter commendavit. Ait ergo: Petre, amas me, rege oves meas; et sic amator justitiae dominus super petram volens fundare justiciam, moderamina jurum regendorum in plebem suam Petro commisit, statuens vos justitiarium. Ad quod evidentius ostendendum ideo vos constituit dominus in faciem nunc praelati, sed praevaricantis ecclesiam, ut, ubi dudum falsus Christi vicarius commissum sibi vicariatum depravans, nitens eisdem aliud quam cujus erant regimen clavibus aperire, multos fama, rebus et corpore deformavit, verus Petrus vicarius justicia regat, fide corroboret, instruat et informet*. Hier ist doch sicher nicht davon die Rede, dass Petrus die Rolle, wie es heisst, eines Apostels, oder sagen wir auch nur die des Papstes habe spielen sollen. Die Stelle bezieht sich deutlich genug auf

die Erhebung des Petrus zu einem höheren Richteramt; nur auf seine Gerechtigkeit (*justitia*) wird Bezug genommen, nachher, wo bemerkt wird, dass der Schreiber und andere die Last des Amtes von ihm abzuwenden gesucht, gesagt: *praevaluit non ei (dem Kaiser) incognita vestrae scientia probitatis, moderatio, fortitudo etc., quae virum perfectum perficiunt et proficiunt dignitati*: gewiss Eigenschaften und Ausdrücke, die nichts mit einer solchen Stellung zu thun haben, wie sie nach dem Verf. dem Petrus übertragen sein soll. Der etwas dunkle Zwischensatz aber »*in faciem etc.*« bezieht sich wahrscheinlich auch gar nicht, wie der Verf. auslegt, auf den Papst, sondern auf den frühern Inhaber des Amts, das eben nur um des Vergleichs des Petrus mit dem Apostel willen als *ecclesia* bezeichnet wird, während der Vorsteher desselben in Fortführung des Vergleichs *falsus Christi vicarius* heisst, nicht als würde der Kaiser wirklich Christus gleichgestellt, sondern nur weil in dem gebrauchten, sicher wenig würdigen, Bilde er dem Petrus gegenüber wie der Herr eingeführt ist. Auf diese Stellung des Petrus beziehen sich die Nachrichten welche der Vf. S. 54 ff. zusammenstellt, namentlich die Inschrift welche ihn als Stellvertreter Friedrichs in allen gerichtlichen Sachen für das Königreich Sicilien bezeichnet. Es ist wahrscheinlich das Amt der Logotheten gemeint, in dem Petrus seit dem J. 1247 erscheint: wer aber der Vorgänger des Petrus war, ist nicht bekannt.

Nicht wesentlich anderer Art ist ein zweiter Brief eines Ungenannten (Nr. 111, S. 432 ff.), dessen Inhalt der Herausgeber nicht richtig angiebt: *Un prélat sicilien écrit à Pierre de la Vigne qu'il lui paraît inconvenant de se faire élire*

pour être ensuite promu à une dignité ecclésiastique; il serait mieux que l'empereur, comme chef de la religion, le nommat directement; on ne pourrait ainsi l'accuser de brigue, et il en aurait à Pierre une vive reconnaissance. Vielmehr muss es heissen: Ein Ungenannter schreibt, er scheue sich als Bewerber um die Wahl zu einem Amt aufzutreten und hoffe es von der Gnade des Herrn zu empfangen. Das Amt wird als *ecclesiae conjugium*, *spirituale matrimonium* bezeichnet, und die Scheu des Bewerbers der jungfräulichen Scheu eines Mädchens das heirathen soll verglichen. Dass ein Geistlicher schreibt und es sich um ein geistliches Amt handelt, scheint nicht zweifelhaft (namentlich auch nach den Worten: *Qui si forte degens in saeculo verecundum ducerem etc.*). Von Bedeutung ist aber namentlich die Stelle: *Unde non immerito me movet haec externa* (die Handschrift: *eterna*) *relatio, quod Petrus, in cujus petra fundatur imperialis ecclesia, cum augustalis animus roboratur in coena cum discipulis, tale verbum potuit edicere, quia, dum me facerem eligi, faceretis subsequenter in vacante ecclesia promoveri.* Nach diesen Worten scheint es mir zweifelhaft, ob der Brief an Petrus selbst gerichtet ist: von ihm wird in dritter Person gesprochen. An den Kaiser zu denken, macht das Folgende unmöglich; wo von »*superioris gratia*« die Rede ist, die »*eo inspirante cujus manus vertit et dirigit corda regum et ex illustrium sibi assistentium industria personarum*« ihm das Amt geben möge. Aber keineswegs wird der Kaiser hier oder irgendwo als »Haupt der Religion« bezeichnet, oder wie es S. 231 erträglicher heisst: »Haupt der Kirche«; »*superior*« steht ganz allgemein, ohne bestimmte Beziehung auf diese.

Nur der Ausdruck »*imperialis ecclesia*« und dass sie auf der *petra* des Petrus begründet sei kommt in Betracht. Das Letzte ist aber gewiss nur ein Vergleich oder Wortspiel ähnlich wie im vorigen Brief; und so kann auch jene Bezeichnung offenbar keinen andern Sinn haben, als dass Petrus es ist auf dem die ganze kaiserliche Gewalt und Wirksamkeit ruhe, wie es der Jurist Bonatti ausdrückt: *ejus studio magnus cesar — circularis orbis regna gubernanda comisit* (S. 54): eben wieder nur um des Bildes vom Felsen willen wird der Ausdruck »*ecclesia*« gebraucht und durch den Zusatz »*imperialis*« nicht ausgedrückt, dass es eine kaiserliche Kirche gegeben, sondern dass die *ecclesia* von der hier die Rede die kaiserliche (oder richtiger: die des Kaisers, da es sich um Sicilien handelt), d. h. die Macht des Kaisers sei. In dieser war denn freilich das Recht begriffen auch geistliche Stellen zu vergeben. Daran hatte Petrus als Logothet Antheil; aber als Vicar speciell für die kirchlichen Angelegenheiten wird er keineswegs bezeichnet, auch dann nicht, wenn das »*faceretis*« auf ihn gehen sollte. Noch weniger kann man sagen, dass bei der »*coena cum discipulis*« speciell an den »*conseil pour les affaires ecclésiastiques*« zu denken sei (S. 231). Es ist eben nur eine jener unschönen Anwendungen biblischer Ausdrücke, wie sie vielfach vorkommen, wenn z. B. ein Geistlicher schreibt (S. 427): *in mare me proiciam, venturus ad dominum super aquis*.

Die *église impériale* verwandelt sich dem Verf. nachher in eine *église nationale* (S. 233): er vergleicht Friedrich II. mit Heinrich VIII. von England, Peter von Vinea mit dem Kanzler Cromwell (S. 241 ff.), wozu wir nun entschie-

den jede Berechtigung und Veranlassung in Abrede stellen müssen.

Auch wenn man in der Auslegung der angeführten Stellen zu anderen Resultaten gelangen sollte, nimmermehr können ein paar im höchsten Grade schwülstige Schriftstücke unbekannter Verfasser ganz privater Natur uns einen Aufschluss geben über Absichten oder gar Massregeln des Kaisers, welche, wenn sie stattgefunden hätten, das grösste Aufsehen hätten machen, von denen alle Schriften der Zeit voll sein müssten.

Was allein historisch nachzuweisen, ist, dass Friedrich auch über die Kirche seines Reichs eine Gewalt in Anspruch nahm, wie sie der Papst nicht zugestehen wollte, die aber nichts von dem Charakter an sich hat, der ihr hier beigelegt wird, über die auch keine neuen Aufschlüsse gegeben sind, so dass ich keinen Anlass habe dabei zu verweilen.

Wenn man aber auch hier von dem Verfasser abweichen muss, man bleibt ihm dankbar verbunden für die mannigfachen neuen und interessanten Mittheilungen, die er auch in dieser Schrift gemacht hat, für den Fleiss und die Sorgfalt, die er fortwährend der Aufklärung dieser wichtigen Periode deutscher und allgemein europäischer Geschichte zuwendet. G. Waitz.

Das sächsische Herzogthum unter Lothar und Heinrich dem Löwen. Beitrag zur deutschen Verfassungsgeschichte im Mittelalter von Ludwig Weiland, Dr. phil. Greifswald. Akademische Buchhandlung. 1866. VIII u. 187 S. in Octav.

Vor Kurzem erst habe ich in diesen Blättern (S. 601 ff.) ein neues Werk über Heinrich den Löwen zur Anzeige gebracht und dabei einer wenig angenehmen Pflicht genügt; denn es ist sicher kein Vergnügen, eine nicht unerhebliche Mühe auf den Nachweis zu verwenden, dass etwas Unbrauchbares eben unbrauchbar sei: um so lieber gehe ich heut daran, über eine Schrift verwandten Inhalts zu berichten, die sich von dem vorerwähnten Buche sehr vortheilhaft unterscheidet. Der Verf. derselben ging von einer Untersuchung über die staatsrechtliche Bedeutung der Theilung des Herzogthums Sachsen im J. 1180 aus: in der richtigen Erkenntniss aber, dass zu einer genügenden Würdigung jenes in die deutsche Geschichte so einschneidenden Ereignisses eine klare Einsicht in die Entwicklung des sächsischen Herzogthums nothwendig sei, ging er auf die frühern Zeiten zurück und suchte den Umfang und Charakter der herzoglichen Gewalt namentlich im 12. Jahrhundert festzustellen. Er hat sich dieser Aufgabe mit Geschick und vielem Fleiss unterzogen, sodass, wenn auch Manches zweifelhaft geblieben oder der Berichtigung bedarf, Anderes — wie der Verf. selbst bekennt — weitere Ausführung erfordert, doch im Ganzen eine sichere Grundlage gewonnen ist.

Anknüpfend an die gründliche Abhandlung von E. Steindorff (Berlin 1863) schildert Herr Weiland im 1. Abschnitt das Herzogthum der Billunger: wie dieser zeigt er, dass es kein Stammesherzogthum war und seine Bedeutung auf den reichen Erbgütern und kirchl. Lehn des Geschlechtes, der Mark gegen die Slaven und dem Besitz vieler Grafschaften beruhte. Sie hatten nicht, wie man wol gemeint, das Recht,

als Stellvertreter des Königs Grafen einzusetzen: was ja auch in den andern Herzogthümern nicht einmal der Fall war, in denen z. B. die Könige Grafschaften an Bischöfe verleihen ohne Rücksicht auf die Herzöge. Gegen Ficker, der Baiern und Schwaben hiervon ausnehmen zu müssen glaubte, zeigt der Verf. S. 7 Anm. 4, dass auch hier derartige vorkam. Er erörtert dann die Verwaltung der Grafschaften durch Stellvertreter, die er zum Theil nur für gräfliche Beamte hält, zum Theil für wirkliche Untergrafen aus edlem Geschlecht, aus denen dann, wie schon Schrader gezeigt, eine Anzahl späterer Grafenhäuser hervorging. Häufig wird für einen solchen Vicegrafen der Ausdruck »praeses« gebraucht; doch decken sich diese Begriffe keineswegs in allen Fällen und man wird sich daher hüten müssen, auf diese Bezeichnung allein hin an einen gräflichen »vicarius« zu denken. So glaube ich, irrt Herr Weiland wenn er (S. 11 Anm. 1) dies bei dem »Eggihardi praesidis filium« der hildesheimer Jahrb. zum J. 1018 thut; denn hier ist wol eher mit Hirsch (Jahrb. Heinrichs II. 1, 461) der Markgraf Ekkehard zu verstehn. — Die allmählig üblich gewordne Erblichkeit der Grafschaften war besonders den geistlichen Fürsten unbequem, weil es ihnen dadurch erschwert wurde, die ihren Stiftern benachbarten Grafschaften an sich zu bringen. Darauf legten sie aber um so grösseres Gewicht, weil die Herzoge von ihren gräflichen Gerichtsbefugnissen ausgehend, sich häufige Uebergriffe erlaubten und einen Einfluss zu erwerben trachteten, zu dem ihre herzoglichen Rechte keinen gegründeten Anspruch gaben. So gingen daraus vielfache Reibungen und besonders die Kämpfe hervor, welche die Billunger mit den Erzbischöfen von

Hamburg-Bremen führten. Der Verf. erörtert dieselben (S. 16 ff.) näher und widerlegt mit Recht die Meinung, dass die sächsischen Herzöge vermöge ihres Amtes über das Erzstift eine höhere Gewalt gehabt, als über die andern Fürsten des Landes. Dann werden die Einwirkungen der allgemeinen Verhältnisse unter Heinrich III. u. IV. auf diese Streitigkeiten dargelegt. »Auf diese Weise fließt der Kampf des Herzogs und des Erzbischofs um den Besitz hoheitlicher Rechte zusammen mit dem durch den letztern genährten Kampfe der fränkischen Könige gegen die sächsische Nation« (doch wol besser den sächs. Stamm; denn es gibt nur eine deutsche Nation). In Bezug auf Friesland hält der Verf. für wahrscheinlich, dass die Herzöge über einen Theil desselben eine Oberhoheit gehabt, und vermuthet, dass Heinrich III. dem Herzog Bernhard vielleicht die sogenannte friesische Mark, welche später Ekbert von Meissen und Heinrich von Northeim inne hatte, verliehen habe. Der Anspruch Heinrichs des Löwen dürfte auf den Northeimer, den Grossvater von Heinrichs Mutter zurückzuführen sein. — Als Streben des Erzbischofs Adalbert wird die Wiedergewinnung der vollen Immunität, die durch die Herzöge verletzt war, und die Erwerbung aller Grafschaften im Umfange seines Sprengels hingestellt: ein Ziel, welches er durch enge Verbindung mit den Königen gegen die Billunger zu erreichen suchte. Bei der Erörterung der darauf bezüglichen Kämpfe berührt der Vf. auch die Zusammenkunft Heinrichs IV. mit dem Könige Sven von Dänemark (1071), bei welcher diese sich gegen die Sachsen verbündeten: nach Lambert soll der deutsche König die dänische Hülfe »magna quadam parte Saxoniae, quae Utoni

marchioni pertinebat« erkaufte haben, Bruno nennt sogar »cunctas regiones suo regno contiguas«. Herr Weiland bemüht sich zu ermitteln, welches Land damit gemeint sei, und den Widerspruch zwischen Lambert und Bruno zu beseitigen. Mir scheint die ganze Sache äusserst zweifelhaft: Adam, trotzdem er jener Unterredung gedenkt, sagt nichts davon. Bruno ist als ein Lügenschmied bekannt, der Heinrich IV. verleumdete, wie er nur kann. Lambert trifft solcher Vorwurf nicht, aber er nimmt nur zu gläubig auf, was dem Könige nachtheilig ist, und daher kommt mir diese Abtretung ebenso unwahrscheinlich vor, als der Beweggrund, den ihm der gute Lambert auch so bestimmt nachzusagen weiss, obwol ihn Heinrich doch sorglich geheim gehalten habe: »videlicet ut omnes Saxones et Thuringos in servitutem redigeret et praedia eorum fisco publico adiceret« (vergl. Ranke in der phil. u. hist. Abhandl. d. berl. Acad. aus d. Jahre 1854. S. 440). Doch liegt dieser in jedem Falle grossartigen Uebertreibung vielleicht der richtige Gedanke zu Grunde, dass Heinrichs IV. Angriffe nicht blos den Billungern sondern den sächsischen Fürsten insgesamt galten. Daher scheint mir äusserst treffend, was der Verf. über diese am Schluss des ersten Abschnittes bemerkt: »Wäre in Sachsen ein wahres Herzogthum gewesen, so hätten sie jede Schwächung desselben durch den König als ihren Bestrebungen und Interessen nur günstig mit Freuden aufnehmen und fördern müssen«.

Im 2. Abschnitt wird das Herzogthum Lothars von Supplinburg behandelt (oder »Liuders« wie H. Weiland sagt. Offen gestanden sehe ich nicht ein, warum die hochdeutsche Form nicht beibehalten werden soll, unter der sein Name

einmal bekannt ist). Hier wird zuerst die Frage nach dem Verhältniss der Nordmark zum sächsischen Herzogthum erörtert. Es handelt sich da um die angebliche Abtrennung derselben vom Herzogthum im J. 1142, eine Ansicht die schon L. Giesebrecht, Jaffé und neuerdings v. Heinemann zurückgewiesen. Hr. Weiland schliesst sich ihnen an und bemerkt, wie ich glaube, mit Recht, dass auch die Nachricht der köln'schen Jahrbücher 1106, wonach Lothar das Herzogthum *simul cum marchia* übertragen worden sei, die Sache nicht ändert. Sehn wir davon ab, worauf beruhte die Macht Lothars und wie entwickelte sich das Herzogthum unter ihm? Der Verf. sucht wahrscheinlich zu machen, dass Lothar die Grafschaften, welche die Billunger besaßen, an sich gebracht, sei es dass er sie mit dem Herzogthum erhalten oder darauf gestützt sie in Anspruch genommen, und behauptet habe: die Untergrafen, welche als Stellvertreter der Billunger viele Grafschaften verwalteten, seien nun Lehnleute Lothars geworden, aus ihnen jene von Ficker als »neugräfliche« Häuser bezeichneten Geschlechter hervorgegangen, die von den reichsfürstlichen Grafen wol zu unterscheiden sind. Der Verf. bespricht einige dieser Geschlechter (S. 45 ff.). Im Ganzen ist seine Ausführung überzeugend, doch kann ich namentlich in Bezug auf einen Punkt ein Bedenken nicht unterdrücken. Wenn nämlich zuerst die Schwalenberger als solche Untergrafen bezeichnet werden, so scheint es mir noch zweifelhaft, ob dies mit Recht geschieht. Jedenfalls verdienen die Untersuchungen welche Carl Beck in Curtze's Beiträgen z. Gesch. d. Fürstenth. Waldeck und Pyrmont (Arolsen 1865) I, 242 ff. und 427 ff. veröffentlicht hat, einge-

hende Prüfung. Der Verfasser derselben sucht in scharfsinniger Weise darzuthun, dass die Schwalenberger unmittelbar von Hermann, dem Sohne des billungischen Herzogs Bernhards I., abstammen. Eigenthümlich und von Interesse ist dann die Art, wie er (S. 476) bei dieser Annahme die bekannte Stelle der *vita Meinweri* über die Verleihung des Herzogthums an Bernhard II. erklärt, wodurch allerdings die Bedenken, die öfter, zuletzt bei Hirsch (Jahrb. 2, 303), erhoben wurden, noch besser beseitigt wären, als durch das, was Steindorff (a. a. O. 31) anführt. Aber es stehen doch auf der andern Seite der Beck'schen Ansicht sehr erhebliche Schwierigkeiten entgegen. Auf die Stellung der Schwalenberger in urkundl. Zeugenreihen kann ich zwar kein so grosses Gewicht legen; denn man sieht aus dem reichen Stoff, welchen Ficker (Vom Reichsfürstenstande I, S. 64 ff.) in dieser Beziehung darbietet, dass sich keine unumstösslichen Resultate daraus ziehn lassen: aber es müsste nothwendig eine ungünstige Veränderung in den Verhältnissen des gedachten Geschlechtes stattgefunden haben, da sonst weder der nicht zu bezweifelnde Umstand, dass Widekind von Schwalenberg 1157 als Lehnsmanne Heinrichs des Löwen erscheint (Brief Wibalds bei Jaffé *Bibl. rer. germ.* 1, 595), noch überhaupt die keineswegs bedeutsame Stellung des ganzen Hauses, sowie dass es keine Ansprüche auf das Herzogthum erhob, ist schwer erklärlich.

Der Verf. entwickelt dann im Folgenden die persönlichen Grundlagen von Lothars Macht, wie er sich in den Kämpfen gegen Heinrich V. an die Spitze der sächsischen Fürsten gestellt, und indem er ihre Sache zu der seinigen machte, allmählig eine Wandelung anbahnte, durch welche

das Herzogthum sich einem wirklichen Stammesherzogthum näherte. Wenn übrigens dort (S. 57) von dem Markgrafen Heinrich von Meissen und der Lausitz die Rede ist, so ist dies ein Irrthum, da Heinrich von Groitzsch, der nur gemeint sein kann, nicht Markgraf von Meissen war. Die Verhältnisse dieser Mark werden hier (S. 58) falsch dargestellt (ebenso auch bei v. Heinemann Albr. d. Bär 322). Wiprecht von Groitzsch erhielt, wie sich aus seiner Lebensbeschreibung ergibt, die Niederlausitz im J. 1117 (und zwar ganz; v. Heinemann's Annahme, „er habe nur einen Theil davon erhalten, ist willkürlich); folglich irrt Herr Weiland, wenn er sie ihm erst 1123 zu Theil werden lässt. In diesem Jahre erhielt er Meissen, dies ergibt sich aus Cosmas und dem sächsischen Annalisten; den erstern hat H. Weiland nicht berücksichtigt, den letztern ohne Grund des Irrthums beschuldigt. Die Angabe der pegauer Jahrbücher zu 1123, die nur aus der Chronik von St. Peter zu Erfurt abgeschrieben ist, (wie ich in meiner Schrift über die ersteren dargethan) kann dagegen nicht in Betracht kommen: sie scheint mir nur die Vorgänge von 1123 und 1124 zusammenzufassen und zu bezeugen, dass Heinrich V. nach Heinrichs v. Eilenburg Tode zwei Markgrafen in Meissen eingesetzt habe, Wiprecht [1123] und (da dieser schon im folgenden Jahre stirbt) Hermann [1124]. v. Heinemann bezweifelt die Einsetzung des Winzenburgers, weil Konrad von Wettin sich 1129 Markgraf nennt: das beweist aber nur, dass er seine Ansprüche nicht aufgab. Derartiges kommt ja sehr oft vor. — Herr Weiland findet die spätere Vergabung der Mark Lausitz an Albrecht von Ballenstedt (1124) »im höchsten Grade verwundernd«, weil er gar

keine verwandtschaftlichen Beziehungen geltend machen konnte, doch hat v. Heinemann (S. 56) auf solche hingewiesen: es wirkte wahrscheinlich auch Albrechts Verhältniss zu Hermann v. Winzenburg mit (vgl. weiter unten S. 709). — Der Verf. zeigt dann nach verschiednen andern Richtungen hin, wie sich Lothar eine hervorragende Stellung zu schaffen wusste, wie er auch für die Aufrechthaltung des Landfriedens sorgte. Mit dem S. 65 genannten Valkenstein ist vielleicht der thüringische gemeint, dann könnte unter dem Grafen Hermann der Bruder des Landgrafen Ludwig zu verstehn sein, von dem die reinhardsbrunner Jahrbücher (S. 25) melden, dass er 1115 im Gefängnisse geendet. Hatte Lothar schon durch seine kräftige Persönlichkeit, von den Verhältnissen und reichem Besitz gefördert, das sächsische Herzogthum zu steigern gewusst, so kam ihm dann der Umstand, dass er den deutschen Thron bestieg, zu Nutze. »Einmal war es möglich, dass bei dem schwankenden Staatsrechte dieser Zeit, da der König herzogliche Befugnisse ausübte, dessen Nachfolger dieselbe als königliche in Anspruch nehme, andrerseits konnten dadurch, dass Lothar die ihm als König zustehenden Hoheitsrechte gegenüber den sächsischen Fürsten unangefochten verwaltete, manche derselben und zwar gerade diejenigen, deren Besitz Lothar schon als Herzog angestrebt hatte, als Ausfluss der herzogl. Würde erscheinen«. — Im 3. Abschnitt wird die Zeit des Kampfes um das Herzogthum Sachsen (1138 bis 1142) besprochen und gezeigt, wie kräftig Albr. d. Bär auf der von Lothar betretenen Bahn fortschritt, dagegen in den Verhältnissen zu den slavischen Gebieten die königliche Oberhoheit in dieser Zeit mehr zur Geltung kam, als vorher.

und nachher. S. 79 ist der Verf. geneigt die Briefe bei Sudendorf Registr. II, 125, die noch zuletzt v. Heinemann benutzt hat, für blosse Stilübungen zu halten. Ich theile diese Ansicht, welche übrigens zum Theil schon Wattenbach (Iter austr. 58) ausgesprochen, durchaus; wenn H. Weiland dagegen S. 87, die vormundschaftliche Regierung der Herzogin Gertrud in Abrede stellt, so weiss ich nicht, wie er das mit dem Zeugnisse Helmolds (I, 56) vereinigen will. Wie hätte sie Heinrich von Badewide mit Wagrien belehnen können, wenn sie nicht regiert? (vgl. auch Kraut Die Vormundschaft 3, 181).

Der 4. Abschnitt, welcher die grössere Hälfte des ganzen Buches einnimmt, stellt »das Herzogthum Heinrichs des Löwen« dar. Heinrich versuchte »von Anfang an in allen Theilen Sachsens durch Erwerb von Landbesitz und gräflicher und vogteilicher Rechte« dem Herzogthum eine feste Grundlage zu verschaffen, aber trotz seiner grossen Erfolge gelang es ihm nicht, was er erstrebte, das Stammesherzogthum neu in einem Lande zu gründen, welches dasselbe nie gekannt hatte. Was in gewissen nicht eingetroffenen Fällen hätte geschehn können, lässt sich natürlich nicht mit Sicherheit sagen: fasst man aber die geschichtliche Entwicklung ins Auge und bedenkt — wie schon O. Abel seiner Zeit hervorhob —, dass grade Heinrichs Walten es war, in welchem »das längst vorbereitete neue System des Territorialfürstenthums mit einem Male in seiner äussern Vollendung« erscheint, so wird man geneigt sein Hn. Weiland darin beizustimmen, dass auch ohne die gewaltsame Lösung von 1180 früher oder später »das fremdartige schon welke Reis auf den neue Schossen treibenden Stamm gepfropft« zu Grunde gegan-

gen sein würde. — Dieser vierte Abschnitt gliedert sich in fünf Unterabtheilungen. §. 1. behandelt »die Ländererwerbungen Heinrichs des Löwen«. Hier wird u. A. (S. 92) gegen Jaffé der »comitatus bremensis« des Albert v. Stade — wie mir scheint, mit Recht — als Grafschaft Stade aufgefasst: wenn aber etwas weiter hin (S. 95) für Heinrichs Zug gegen die Dithmarschen wegen der Worte »victoria de hostibus regni« ein königlicher Auftrag vorausgesetzt wird, so kommt mir eine solche Deutung etwas gesucht vor. Ganz ungerechtfertigt finde ich ferner das Endergebniss, welches aus den Ländererwerbungen Heinrichs gezogen wird. »Ich stehe nicht an — heisst es S. 100 — anzunehmen, dass Heinrich der Löwe, gleichwie er nach allen Seiten hin die Wirkungssphäre seiner herzoglichen Gewalt auszudehnen bestrebt war, auch hier von einer neuen Anschauung ausgehend, die Güter der im Mannsstamme erloschenen Geschlechter für dem Herzoge verfallen erklärte«. Das Haus Winzenburg war jedoch nicht im Mannsstamm erloschen, als Heinrich Erbansprüche erhob. Wenn der Verf. ferner diese Erbansprüche als »rechtlich nicht zu begründende« hinstellt und darauf seine Theorie erbaut, so hat er nicht bedacht, wie unvollkommen wir von den Geschlechtsverbindungen jenes Zeitalters unterrichtet sind. Ueber manche Punkte dürften weitere Forschungen noch einiges Licht verbreiten, bei anderen wird es vielleicht nie gelingen. Albrecht des Bären Ansprüche auf die plötzkauschen Güter können nicht sehr nahe gewesen sein, da der Kaiser nach Albrechts Tode diese zurückverlangte. Der Schwestersohn des letzten Grafen von Plötzkau war Heinrich von Stade, dessen Wittwe Adelheid

Albrechts Schwester war: davon abgesehn ist es auch sonst leicht möglich, dass die benachbarten Häuser Plötzkau und Anhalt sich durch eine Ehe verbunden haben, wenn es auch nicht überliefert ist. Albrechts Ansprüche auf das winzenburgische Erbe erklärt sich sehr einfach daraus, dass (wie ich an einem andern Orte darlegen werde) seine Gemahlin eine Schwester des ermordeten Grafen Hermann war. Die plötzkauschen Güter stammten zum Theil aus dem Erbe der Walbecks (v. Heinemann S. 173). Nun hat schon v. Wersebe wahrscheinlich gemacht, dass die Supplinburger und Sommerschenburger aus dem Hause Walbeck abstammen, jetzt ist durch die marienthaler Urkunde, welche Prutz (Heinrich der Löwe S. 487) herausgegeben und in der Friderich von Sommerschenburg von Heinrich »cognatus noster« genannt wird, auch ein unmittelbares Zeugniß für die Verwandtschaft des welfischen und pfalzgräflichen Hauses *) gegeben. Die Erbensprüche hörten erst auf wenn Jemand mehr als sieben Geschlechtsreihen von den gemeinsamen Stammeltern entfernt war (Siegel D. deutsche Erbrecht S. 23). Man kann übrigens zugeben, dass die erblichen Ansprüche welche Heinrich der Löwe erhob, nicht immer die besten waren, ohne doch Herrn Weilands Folgerung einzuräumen; denn zu allen Zeiten ist es geschehn, dass Fürsten, welche ihr Gebiet ausdehnen wollten, Erbrechte geltend machten, die anfechtbar und oft viel weiter hergeholt waren, als die vorgedachten des sächsischen Herzogs. — In §. 2 wird »die Stellung H. des L.

*) Bei Erörterung der sommerschenburger Erbschaft macht der Verf. (S. 99) gelegentlich auf die Verwandtschaft zwischen der magdeb. Schöffenchronik und dem Chronicon picturatum aufmerksam.

zu der aufgelösten Comitatsverfassung«, in §. 3 seine »Herzogsgewalt gegenüber den sächsischen Fürsten und Magnaten« erörtert. Der Verf. gibt auch hier dankenswerthe Beiträge, doch möchte man Manches weiter ausgeführt wünschen, namentlich die Stellung zu den Bisthümern*) bedarf noch weiterer Aufklärung: diese Untersuchungen werden allerdings durch die Dürftigkeit, zum Theil auch durch den Zustand der Quellen sehr erschwert. Wie sehr empfindet man da den Mangel von Urkundenbüchern für Magdeburg und Halberstadt z. B.! — Auf S. 131 wird mit Unrecht die Lesart »Volquini et majoris nostri fratris« in einer marienfelder Urkunde angezweifelt; denn nicht Volkwin war der ältere Bruder, sondern Widekind, der hier nicht mit Namen aufgeführt wird, aber derselbe ist, dessen S. 132 ff. gedacht wird. Zu S. 137 will ich an die merkwürdige Notiz erinnern, die Stüve (Gesch. des Hochstifts Osnabrück S. 19), jedoch ohne Quelle anführt, dass das Gogericht zu Osnabrück angeblich nach Herzog Heinrich »zum Löwen« hiess. — Nachdem der Verf. S. 139 ff. die Hofstage welche H. d. L. gehalten, erörtert, zieht er S. 142 die Summe: er findet, dass die herzogliche Gewalt »im westlichen Sachsen unverkennbar höherer Natur ist, sich mehr dem Charakter des ursprünglichen Stammesherzogthums nähert, während sie im Osten kaum über die gräflichen Befugnisse hinausgriff, aber doch, was die materiellen Vortheile betrifft, in ungleich bedeutenderem Maasse Ausbeute gewährte«. Dass deshalb noch keine förmliche Uebertragung bestimmter Rechte in Westfalen durch den Kai-

*) Hier wird (120) u. A. ein Irrthum Lappenbergs berichtet und gezeigt, dass der Erzbischof Balduin von Bremen nicht der Graf von Holland dieses Namens war.

ser anzunehmen ist, betont der Vf. mit Recht. Was die auf S. 146 erwähnte »terrae tutelam suae« anlangt, welche H. d. L. vor seiner Pilgerfahrt dem Erzbischof v. Magdeburg aufgetragen, so wird man darunter die Erhaltung des Landfriedens oder doch höchstens, wie der Verf. annimmt, die Verwaltung von Heinrichs Erblanden verstehn können. Worauf sich die Behauptung Fechners (Forsch. z. dtsch. Gesch. V, 479) stützt, »die herzogliche Würde durfte nach altem Herkommen an Niemand anders in Stellvertretung kommen, als an den magdeburger Erzbischof« ist mir unbekannt. — In §. 4 werden »die slavischen Verhältnisse« besprochen; hier wird sehr gut die Stellung Friderichs zu den (wenn man so sagen darf) souveränen Bestrebungen Heinrichs dargelegt. Denselben wurde »die Spitze dadurch abgebrochen, dass dieser König dem Herzoge einen wichtigen Theil seiner Ansprüche wirklich zugestand und so den Vorthail genoss, diesen hinwiederum indirect zur Anerkennung seines höheren Rechtes in Bezug auf die slavischen Lande gebracht zu haben«. In einer längern Anmerkung (S. 159) berührt der Verf. die berühmte Verleihungsurkunde von 1154 und meint den angeblichen Widerspruch mit den andern Geschichtsquellen nur dadurch lösen zu können, dass er mit L. Giesebrecht eine Erneuerung der Urkunde im J. 1159 voraussetzt und annimmt, dass die Chronisten nur dieser gedacht, jene aber nicht berücksichtigt. Man sieht das Missliche solcher Annahme sofort ein: sie ist aber auch ganz unnöthig. Dass man Helmolds Bericht (I, 87) ohne grossen Zwang auf d. J. 1154 beziehen kann, bemerkt Hr. Weiland selbst: mir scheint es unzweifelhaft; denn der ganze Schluss dieses

Kapitels ist zusammenfassend, nicht streng chronologisch zu verstehn, wie schon die Notiz, dass nach Emmehards Tode († 1155) Berno Bischof wurde, zeigt. Was aber die andern drei Quellen betrifft, die pöhlder und magdeburger Jahrbücher und die lauterberger Chronik, so beruhen sie alle auf einer einzigen. Die älteste Form derselben ist in den pöhlder Jahrbüchern enthalten. Dort wird zum Jahre 1160 Heinrichs Zug gegen die Slaven erzählt und fortgeführt »*Episcopus etiam in ipsa terra constituens investivit*« also ganz allgemein: »er hat auch Bischöfe eingesetzt«, dann werden einzelne genannt: »*Geroldum in Aldenburc, Evermodum in Razisburg, Bernonem in Magnopolim*«. Dass hierbei nicht an das Jahr 1160 zu denken ist, beweisen unzweideutig die Namen der Bischöfe, welche angeführt werden. Wann Berno eingesetzt wurde, steht nicht fest; von den beiden ersterwähnten dagegen ist bekannt, dass sie ihr Amt 1154 antraten. Somit erledigen sich die bisherigen Bedenken durchaus. — Der letzte Unterabschnitt behandelt »Die Absetzung Heinrichs des Löwen und die Theilung seines Herzogthums«. Die Gründe der Verurtheilung entnimmt der Vf. ebenso wie ich in diesen Blättern (1863 S. 469) gethan, der Urkunde vom 13. Apr. 1180, doch versteht er unter dem »*reatus majestatis*« dann das Nichtleisten der Reichshülfe im J. 1176 »zu der er (Heinrich) an und für sich verpflichtet war, und die er wahrscheinlich auch eidlich gelobt« (S. 167). Dass Heinrich einen Eid gebrochen, davon sagt die Urkunde Nichts und auch sonst ist nirgends ein Anhalt für eine so schwere Beschuldigung: auch die Verpflichtung zu dem italienischen Zuge ist, wie ich a. a. O. S. 462 hervorgehoben, zu bestreiten und der Vf. hat Nichts

Neues dagegen angeführt: es ist gar nicht daran zu denken, dass jeder Fürst (wenigstens gewiss nicht jeder weltliche) verpflichtet war, jedesmal mit nach Italien zu ziehn. Wenn aber noch gar auf die Bestrafung der »herisliz« in Waitz Verfassungsgesch. III, 266 (es konnte auch noch IV, 491 u. Thietmar VI, 4 angeführt werden) hingewiesen wird, so weiss ich nicht was damit gewonnen ist; denn dort handelt es sich nur um ein böswilliges Verlassen des Heeres: dieses Vergehns machte sich der jüngere Heinrich 1191 vor Neapel schuldig, aber Heinrich der Löwe gewiss nicht. — In der Untersuchung über den Sinn der Theilung von 1180 kommt der Verfasser, nachdem er gezeigt, wie schwankend die Bedeutung der Worte Westfalen, Engern u. s. w. war, zu dem Ergebniss: (S. 171) »es sollte die ganze Gewalt in dem Umfange, wie sie nach der Ansicht des Reichstags Heinrich dem Löwen rechtlich zugestanden hatte, an Philipp von Cöln und Bernhard von Anhalt verliehen werden; nur wurde eben anerkannt, dass sie sich niemals rechtlich über Ostfalen erstreckt habe«. Der Vf. schliesst sich mit Recht dann der Meinung derjenigen an, welche unter den Worten »episcopatum coloniensem« die kölnen Erzdioecese verstehn, und begründet, wie schon Ficker und zum Theil auch Seibertz es gethan, dies durch eine Reihe von Beispielen aus der Geschichte der kölnen Erzbischöfe bis in die Mitte des 13. Jhdts.; von da ab änderten sich allmählig die Verhältnisse und die drei andern westfälischen Bisthümer wurden von der herzoglichen Gewalt der Kölner ganz unabhängig. Nachdem Umfang und Wesen der dem Erzbischof Philipp verliehenen Würde erörtert ist (S. 171—83) fragt es sich nur noch, was für das Herzogthum Bernhards von Anhalt übrig blieb. Die Antwort lautet: es war »rein

territorialer Art« und beschränkte sich auf das Amt und Gebiet, auf welchen das sächsische Herzogthum ursprünglich begründet war, auf die Mark gegen die Slaven und die angrenzenden Gaue. Die Söhne Heinrichs des Löwen gaben aber keineswegs den herzoglichen Titel auf, und den ansehnlichen Besitzungen, die sie gerettet hatten, entsprach derselbe noch immer mehr, wie der geringen Macht Bernhards von Anhalt; erst 1235 durch die Schöpfung des neuen Herzogthums Braunschweig-Lüneburg ward diesem Streit für immer ein Ende gemacht. Damit schliesst denn die verdienstliche Abhandlung, mit welcher der Vf. ein rühmliches Zeugniß seiner Studien abgelegt und zugleich die Erkenntniß eines noch vielfach dunkeln Abschnittes der vaterländischen Geschichte erheblich gefördert hat.

Adolf Cohn.

Das Leben des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar-Eisenach. Von R. Starklof, Königl. württembergischen Rittmeister. Erster Band. Gotha, bei E. F. Thienemann, 1865. 373 S. in Oct.

Das Leben des Herzogs Bernhard von Weimar ist so reich an wechselnden Erscheinungen und Verhältnissen, die Persönlichkeit des Mannes, der sich vielfach an den grossen Ereignissen unseres Jahrhunderts betheiligte, ist eine so anziehende, die Kreise, in denen er sich bewegte, zeigen so viel geschichtlich bedeutende Namen, dass die Biographie desselben eine in allen Beziehungen lohnende sein musste. Der Vf. hat dieselbe mit Liebe aufgefasst und, abgesehen von früher veröffentlichten Hülfsmitteln, auf dem Grunde von Niederzeichnungen und Correspondenzen seines Helden und den Zuschriften von Freunden desselben ein frisches und sauber gehaltenes Lebensbild entworfen. Man wird der Darstellung vo-

litischer Zustände und des Lebens an kleineren und grösseren Fürstenhöfen so gern folgen wie der Zeichnung derer, die auf irgend eine Weise für die geistige Richtung Bernhards oder dessen Lebensstellung massgebend waren; selbst die mehrfach eingestreuten Bemerkungen über Tactik und die specielle Durchführung von rein militairischen Angelegenheiten werden, weil sie gemeinverständlich gehalten sind, den Leser nicht irren. Es verdient besonders hervorgehoben zu werden, dass die unglückliche Lage Sachsens seit dem Vordringen der Verbündeten einer von jeder Parteilichkeit frei gehaltenen Schilderung, das Auftreten Thielemanns seinem engeren Vaterlande gegenüber, nachdem Deutschland bereits von feindlichen Heeren gesäubert war, einer ernstesten, aber gewiss nicht unbilligen Beurtheilung unterzogen wird und das Verhalten der sächsischen Regimenter, welche sich durch den Treuschwur an ihren angestammten Landesherrn gebunden fühlten, mit grösserer Besonnenheit, als es von Müffling geschehen, der Erörterung unterbreitet ist. Die gedrängte Schilderung der Verschiedenartigkeit von Zuständen und Forderungen der südlichen und nördlichen Provinzen des eilfertig zusammenggelegten Reichs der Niederlande ist klar, übersichtlich und ohne die herkömmliche Parteinahme; nur dass stellenweise der Herzog zu entschieden, und zwar auf Kosten des würdigen Chassé und unter steter Widerlegung der trefflichen Mittheilungen Gagers, in den Vordergrund gestellt wird. Uebrigens ist der Vf. weit entfernt, dem ritterlichen Wesen Bernhards, seinem Thatendrange und Freude an wissenschaftlicher Beschäftigung zur Seite, dessen kleine Schwächen, die heissblütige, oft in Ungestüm durchbrechende Natur desselben zu verheimlichen.

Dass der Vf., wohl aus Liebe zu den literarischen

Kreisen Weimars, in denen er sich heimisch fühlt, einen guten Theil der Rede einschaltet, welche Herder bei der Taufe des Prinzen hielt, wird man ihm gern nachsehen. Bedenklicher ist es, dass derselbe mehr als erforderlich seine eigenen Gedanken in die Erzählung hineinträgt, da, wo keine Quellen ihm vorliegen, durch Annahme von Möglichkeiten oder Wahrscheinlichkeiten, seinen Bericht zu ergänzen, auch die unerheblichste Lücke durch Combinationen auszufüllen beflissen ist. Ein solches Hineindenken in die Gefühle und Ansichten eines Dritten bleibt immer gewagt und es bedurfte dessen hier um so weniger, als es für die entscheidenden Momente im Leben Bernhards keinesweges an Material mangelt.

Diesen vorangeschickten Bemerkungen möge ein kurzer Abriss des Inhalts des vorliegenden Bandes folgen.

Von den vier Abschnitten desselben gehört der erste der Knabenzeit, von 1792, dem Geburtsjahre Bernhards, bis 1806. An dem väterlichen Hofe von Karl August konnte es dem Knaben nicht schwer fallen, die Grundlage für eine Bildung zu gewinnen, wie sie wenigen Fürstensöhnen jener Zeit geboten wurde. Er sah sich nicht dem Herkommen seiner Standesgenossen gemäß, auf das beliebte Soldatenspiel beschränkt, nicht in straffer Gebundenheit auf eine Aneignung des Hoftons und Befreundung mit der Etiquette verwiesen. Die Freiheit der Bewegung, welche ihm verstattet war, erzeugte frühzeitig eine Selbstständigkeit, die damals häufig in Trotz und Eigenwille ausartete, dann aber jene Festigkeit des Charakters schuf, die ihn in guten und bösen Tagen vor Uebermuth und schwächlicher Resignation bewahrte. Mit dem vierzehnten Jahre, und vom Vater so eben zum Lieutenant befördert, übersiedelte er nach Dresden, weil sich hier reichere Mittel zur Fortsetzung seiner in Weimar begu-

nenen Studien boten. Fast zur nämlichen Zeit reifte in Berlin der Entschluss zum Kampfe gegen Napoleon; Sachsen schloss sich der Rüstung an und Bernhard liess nicht nach, mit Bitten in den Vater zu dringen, bis dieser ihm die Theilnahme am Feldzuge gewährte.

Hiermit beginnt der zweite Abschnitt mit der Ueberschrift »Von Jena bis Waterloo«. Bernhard, welcher dem Armeecorps des Fürsten Hohenlohe zugetheilt wurde, bewährte sich am verhängnissvollen 14. October 1806 durch Kaltblütigkeit u. Umsicht; noch in den letzten entscheidenden Stunden sah man ihn bemüht, Flüchtlinge zu sammeln und gegen den Feind zu führen. Es bedurfte des ausdrücklichen Befehls von Hohenlohe, dass er sich auf einem Rückzuge, dessen Beschwerden die jugendlichen Kräfte nicht gewachsen schienen, vom Heere trennte und den Weg nach Meklenburg einschlug, wo er mit dem Vater zusammentraf und mit diesem, der indessen seiner dienstlichen Stellung in Preussen entsagt hatte, nach Weimar zurückkehrte. Bald darauf trat er in der Begleitung Rühles von Lilienstern, welchen ihm der Vater als Gouverneur beigegeben hatte, als Hauptmann in das Heer von König Friedrich August, zog mit dem sächsischen, dem Marschall Bernadotte unterstellten Corps gegen Oestreich in's Feld und erhielt wegen seines ausgezeichneten Benehmens in der Schlacht bei Wagram das Ritterkreuz der Ehrenlegion aus der Hand Napoleons. Karl August hatte sich dem Drange der Verhältnisse fügen müssen, da er Bernhard gegen Deutsche kämpfen liess. Als aber der Krieg gegen Russland in naher Aussicht stand, entschloss er sich, damit der Sohn nicht abermals für die Sache des Imperators eintrete, den zum Obristlieutenant Beförderten auf Reisen zu senden. Erst der Ausgang des russischen

Feldzuges führte den jungen Herzog nach verlängertem Aufenthalte in Italien und Frankreich nach Weimar zurück, wo er zu einer Zeit, als der Druck französischer Heerestheile auf dem Grossherzogthum den höchsten Grad erreicht hatte, mit Geschick und Energie die schwere Aufgabe eines Etappencommandanten durchführte. Beim ersten Nahen russischer Regimenter trat er in die Reihen der Befreier ein, erhielt den Oberbefehl über die sächsische Grenadiergarde, stritt unter dem Vater im niederländischen Feldzuge und sah sich schliesslich zum zweiten Male, freilich unter wie andern Bedingungen als früher, in der französischen Hauptstadt. Der überaus peinlichen Lage, in welcher sich das sächsische Contingent vor und nach den letzten, von dem Congress zu Wien über den ferneren Bestand des Königreichs gefällten Entscheidungen befand, entzog sich Bernhard, der an ihn ergangenen Aufforderung gemäss, durch die erbetene Entlassung aus seiner bisherigen amtlichen Stellung, worauf (Januar 1815) sein Eintritt als Oberster eines nassauischen Regiments in den niederländischen Dienst erfolgte. Die ruhmvolle Bethheiligung des Herzogs an den Kämpfen des 15. und 16. Junius und vornehmlich an dem zwei Tage später erfolgten entscheidenden Schlacht-tage bei Waterloo findet eine mit Genauigkeit durchgeführte, von jeder künstlichen Steigerung des Eindrucks entfernte Schilderung.

Im dritten, die vierzehn Friedensjahre von 1816 bis 1829 umfassenden Abschnitt sehen wir Bernhards Thätigkeit zunächst auf die Organisation des niederländischen Heeres gerichtet. Vom Vater zur Verheirathung aufgefordert, lenkte sich seine Wahl auf die seit der Kriegszeit von 1813 ihm unvergesslich gebliebene Prinzessin Ida von Meiningen. Damit wurde ihm der Segen häuslichen Glückes

beschieden, das ein Kreis aller durch Geist und Bildung ausgezeichneten Männer Gents steigerte, während die geringe dienstliche Beschäftigung den rastlos Strebsamen dem Studium der englischen Sprache und mathematischen Wissenschaften entgegenführte, dann das nicht erfüllte Verlangen, auf Java Verwendung zu finden, aufsteigen liess. Ihm war der Gesichtskreis in den Niederlanden zu eng, das Leben zu arm für seinen Drang nach einer den Kräften entsprechenden Thätigkeit. Daher der Wunsch einer Reise nach Amerika mit dem Hintergedanken eines bleibenden Aufenthalts in der neuen Welt. Es widerstrebt ihm, »mit einer mässigen Apanage an Höfen oder in schalen Gesellschaften sein Leben hinfristen zu sollen, um sich und Andern mit seinen Präensionen zur Last zu fallen«. Zum Ankaufe eines schönen Gutes, heisst es in einem Schreiben desselben aus dem Jahre 1821, fehlen mir die Mittel*; da ich nun Lust habe, ein Mal etwas Anderes zu thun, als die andern Prinzen, so habe ich den Gedanken gefasst, im Innern von Amerika Land urbar zu machen und mir und meinem Sohne späterhin eine völlig freie Existenz zu begründen. »Noch standen der Ausführung dieses Plans gewichtige Hindernisse entgegen und er musste sich damit begnügen, zwei Jahre später in Begleitung der Gemahlin eine Reise nach England anzutreten; als aber 1824 eine niederländische Corvette behufs einer Instructionsfahrt, die namentlich auch nach Nordamerika gerichtet war, ausgerüstet wurde, warb und erhielt er die Erlaubniss, sich der Expedition anschliessen zu dürfen. So erfolgte der Besuch der Staaten der Union, über welche sich das bekannte Werk desselben verbreitet.

Einen auf der Zustimmung Russlands und der Aufforderung Englands beruhenden, von dem weimarschen Minister von Gersdorf 1829 ihm gestellten Antrag zur Uebernahme der griechischen Krone lehnte Bernhard sofort und mit Ent-

schiedenheit ab. »Gott wolle mich in Gnaden vor Hochmuth schützen und mir das nicht sehr erbauliche Beispiel eines Königs Friedrich von Böhmen, eines ephemeren Königs von Norwegen, sogar des Königs Theodor vor Augen halten«, hatte er schon früher dem Vater auf eine denselben Gegenstand berührende Anfrage geantwortet. Er fühle sich, so lautet seine schliessliche Erklärung, einer Aufgabe nicht gewachsen, die selbst der staatskluge und talentreiche Graf Capo d'Istrias nicht zu lösen vermocht habe; überdies widerstreite ein Uebertritt zur griechischen Kirche seiner innersten Ueberzeugung.

Der vierte Abschnitt enthält die belgische Revolution, den Zeitraum 1830–1831. Als die nächste Ursache des ersten für die Aufgestandenen glücklichen Verlaufs des belgischen Aufstandes hebt der Vf. die mangelnde Einheit im Oberbefehl auf Seiten Hollands hervor, wie sich solche in den abweichendsten, einander bekämpfenden Ansichten und in den wiederholten Versuchen, durch versöhnende Schritte den Conflict zu lösen, ausspricht. Auf ein rasches, entscheidendes Handeln, das allein Erfolg verheissen konnte, war unter diesen Umständen begreiflich nicht zu rechnen. Dazu kam, weil Bernhards frühere Mahnungen zu einer schärferen Organisation des Heerwesens unbeachtet geblieben waren, eine bedenkliche Gährung in den Regimentern. Sonach fühlte sich der Herzog fast überall gebunden, in seiner Thätigkeit gehemmt, während, wo ihn Freiheit der Bewegung gestattet war, der Gegner alsbald die Nähe des entschlossenen Mannes verspürte, der — ihm stand Friedrich von Gagern als Adjutant zur Seite — auch verwundet im Kampfe ausharrte. Aber um den Aufstand Antwerpens zu bewältigen, fehlten ihm die genügenden Streitkräfte und in dem Augenblicke, als ihm diese gewährt wurden und seinem Verlangen, sich auf den Feind zu stürzen, die Gelegenheit geboten schien, lief die Nachricht vom Abschlusse eines Waffenstillstandes ein.

Den Schluss dieses ersten Bandes bildet die Ernennung Bernhards zum Generalgouverneur über Luxemburg. Doch ertrug er diese an Verdriesslichkeiten reiche und kein energisches Handeln gestattende Stellung nur für die kürzeste Zeit. Nach den Niederlanden zurückgekehrt, übernahm er die Führung einer der vier Divisionen des vom Prinzen von Oranien befehligten Heeres; nur dass der zehntägige Feldzug gegen Belgien nicht geeignet war, dem Herzoge die gewünschte Gelegenheit zu bieten, seine kriegerischen Talente noch ein Mal zur vollen Geltung zu bringen.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

19. Stück.

9. Mai 1866.

Augustinus' Lehre vom Wunder, ausführlich dargestellt von Lic. Friedrich Nitzsch, Privatdocent an der Universität Berlin. Berlin 1865. IV und 97 Seiten.

Von den neuerdings gehäuften Verhandlungen über die Glaubwürdigkeit der Erzählungen von den Wundern Jesu hat der Verf. Anlass genommen, die Theorie Augustin's über das Wunder in ihrem vollen Umfange zu ermitteln. Denn Augustin ist der Urheber derjenigen Gedankenreihen, welche bis in die Gegenwart dazu verwendet zu werden pflegen, das wissenschaftliche Recht des Begriffs vom Wunder und die geschichtliche Richtigkeit der biblischen Erzählungen von Wundern aufrecht zu erhalten. Man fängt nun freilich theilweise an, sich davon zu überzeugen, dass unter veränderten Bedingungen der allgemeinen Welterkenntniss auch die Art der Vertheidigung und Anwendung des Wunderbegriffs neue Bahnen einschlagen müsse. In Rücksicht hierauf ist die höchst sorgfältige und dialektisch geordnete Zusammenstellung der Aeus-

serungen Augustin's über die Wunder nicht unerwünscht. A. ist der erste Kirchenlehrer, der durch die schon in seiner Zeit hervorstechenden Bildungsgegensätze zur Aufstellung einer apologetischen Theorie vom Wunder veranlasst war, die er freilich nirgends absichtlich und im Zusammenhange vorgetragen, die er jedoch in der Art kundgegeben hat, dass es möglich ist, sie aus den verschiedenen Stellen seiner Schriften ohne Widerspruch zusammenzutragen. Ferner umfasst A.'s Ansicht theils ausdrücklich theils andeutend alle apologetischen Argumente, welche bis in die neuste Zeit hin zur Geltung gekommen sind. Wie nun aber eine gewisse Schicht heidnischer Bildung unter seinen Zeitgenossen durch die Erhebung des allgemeinen Zweifels an der Glaublichkeit und Möglichkeit von Wundern den Anlass zu seinen allgemeinen apologetischen Erwiderungen giebt, so ist er zugleich noch Zeuge für die vorherrschende Wundergläubigkeit und Wundersucht des Heidenthums, welche entweder die Bereitschaft in sich schloss, sich durch Wunder von dem Werthe der christlichen Offenbarung überzeugen zu lassen, oder die Indifferenz gegen dieselbe verstärken mochte. Es ist verständlich, dass diese Stimmung unter seinen Zeitgenossen dem A. einerseits den Beweis für die Wahrheit des Christenthums erleichtern, andererseits die Beurtheilung der Wunder erschweren musste. Rechnete man nämlich vorherrschend auf Wundererfahrungen als auf Beweise göttlicher Kräfte, so erschienen die in die Geschichte der Stiftung der christlichen Religion eingeschlossenen Wunder leicht als überwiegende Zeugnisse von deren Werth. Wurden aber auf dem Boden des Heidenthums Wunder von genügend geachteter Beglaubigung

nerkannt, so musste zwischen göttlichen und dämonischen Wundern, zwischen der Bestimmung der Wunder zur Ehre Gottes und zur Befriedigung der menschlichen Selbstsucht unterschieden werden. Jedoch die Schwierigkeit der effectiven Erkenntniss des Zweckes der einzelnen Wunder musste die Sicherheit des Beweises aus den Wundern schmälern. Aber diese Seite der Sache tritt selbst in Augustin's Erörterungen nicht entscheidend hervor, obgleich er bei der Erwägung der Möglichkeit von Wundern ausdrücklich auch die Möglichkeit der dämonischen zu begründen unternimmt. Das Hauptgewicht liegt für ihn nicht darin, aus den Wundern den Werth des Christenthums zu beweisen, sondern darin, die Möglichkeit und den Werth der in der Bibel bezeugten Wunder in einer robusten Weltanschauung zu begründen.

Sollen wir nun andeuten, welchen Ertrag zur Orientirung über das vorliegende Problem die Schrift von N. darbietet, so widerlegt er zuerst die hergebrachte Ansicht, dass Augustin unter einem Wunder eine scheinbare Ausnahme von einem Naturgesetz oder ein Ereigniss versteht, welches unserer Bekanntschaft mit den Naturgesetzen zuwiderläuft. Vielmehr wird nachgelesen, dass die durch die mittelalttrige Scholastik verbreitete Ansicht von dem objectiven Widerspruch des Wunders gegen den vorausgesetzten geschlossenen Zusammenhang der Ordnungen in der Natur in Augustins Gedankenkreise wurzelt. Er will hiemit nicht ausschliessen, dass manche Wundererfahrungen dennoch ihre zureichende Erklärung finden aus besonderen Keimen oder Anlagen (*rationes seminariae*), die in den Geschöpfen von Natur enthalten, unter gewissen Bedingungen solche Ausgestaltung er-

fahren, die aus dem regelmässigen Verlaufe der Dinge hinaustritt, ohne doch sich der Geltung der Naturgesetze zu entziehen. Die absoluten Wunder nun erklärt Augustin allerdings aus der Allmacht Gottes, aber nicht in dem Sinne schrankenloser Willkür, sondern nach Maassgabe der besonderen den Menschen geltenden Heilszwecke, nach der Ordnung der Welt, welche der einfachen naturgesetzlichen Ordnung überlegen ist. Aber auch indem diese im bestimmten Falle durch jene ausser Wirksamkeit gesetzt ist, so achtet dennoch Aug. das Naturgesetz insoweit, als nach seiner Meinung die göttliche Allmacht nichts an den Dingen geschehen lassen kann, wovon nicht wenigstens die passive Möglichkeit in ihnen gesetzt wäre.

Diesen Begriff vom Wunder meinen übereinstimmend die beiden extremen Parteien, welche gegenwärtig über das Wunder streiten, indem die eine nur da die richtige Erkenntniss von Gott und die Möglichkeit der Frömmigkeit zugesteht, wo der Begriff bejaht wird, die andere in demselben Falle die Möglichkeit wissenschaftlicher Erkenntniss Gottes und der Welt abspricht. Diese herzliche Uebereinstimmung der äussersten Gegner wäre wohl geeignet, den Werth und die Richtigkeit jenes Begriffes verächtlich zu machen. Er ist jedenfalls nicht aus einer vollständigen und unbefangenen Beobachtung der religiösen Wundererfahrung geschöpft. In diesem Gebiete des religiösen Gefühls aber ist der ursprüngliche Ort des Gedankens vom Wunder und ist sein unverlierbarer Werth begründet. Freilich wer die höchste Höhe der philosophischen Erkenntniss Gottes und der Welt erstiegen zu haben und in dem Grundsatz des rein ethischen Handelns, das Gute bloss

wegen der Pflicht zu thun, zu stehen wähnt, und von dieser Höhe aus in der religiösen Erkenntniss die trübe Abspiegelung eines Privatverhältnisses des Menschen zu Gott, und in der religiösen Praxis das egoistische Motiv des Verdienstes und der Belohnung wirksam findet, wird gegen die Betonung des religiösen Werthes des Wunders nur achselzuckend den Einwand der Einbildung und Selbsttäuschung erheben. Wenn nur nicht die vorlaute und zuiringliche Argumentation gegen die Geltung der Wunder von solchen Selbsttäuschungen über den Charakter der religiösen Erkenntniss und Praxis begleitet wäre! Gelingt es nun aber, den Begriff des Wunders, in welcher Form auch immer, als metaphysisch möglich zu erweisen, so wird doch vorzubehalten sein, dass der Glaube an Wunder, und zwar nicht blos an solche, die von Anderen erfahren sind, niemals in der Anerkennung eines solchen Begriffes wird aufgehen, und dass derselbe auch niemals die Räthsel der einzelnen Wundererfahrung vollständig wird auflösen können.

A. Ritschl.

The election of representatives, parliamentary and municipal. A Treatise. By Thomas Hare, Esq., Barrister-at-law. Third edition, with a preface, appendix, and other additions. London: Longman, Green, Longman, Roberts, and Green. 1865. XLVII u. 350 Seiten.

De la réforme électorale. Examen des moyens à employer dans les gouvernements représentatifs pour assurer la liberté des élections et la sincérité des votes, par C. Rolin-Jacquemyns, Avocat. Bruxelles, C. Muquardt, librairie euro-

péenne. Même maison à Gand et à Leipzig. 1865. 122 Seiten.

Das Streben nach Verbesserung der Wahlgesetze hat sich seit einer Anzahl von Jahren in den Staaten mit Repräsentativverfassung geltend gemacht, und zwar nach zwei Richtungen: einmal um die Freiheit des Einzelnen vor unzulässigen Einflüssen zu wahren, und dann um eine wahre Repräsentation herzustellen. In letzterer Beziehung soll die Volksvertretung das treue Bild im Kleinen der verschiedenen Interessen, Ansichten und Ueberzeugungen im Volk sein; nicht nur die Mehrheit, auch die Minderheit, soll ihre Vertreter haben; der einzelne Wähler soll nicht in die Zwangslage gesetzt sein, nur für eine von zwei ihm vielleicht gleich verhassten Listen zu stimmen, oder sich zu enthalten. Der Zweck der Reform ist somit Freiheit des Einzelnen und Vertretung der Minderheiten. Die Anhänger des bisherigen Wahlmodus behaupten zwar, dass durch Eintheilung des Landes in kleinere Wahlkreise für Vertretung der Minderheit gesorgt sei, indem sie aller Wahrscheinlichkeit nach wenigstens in einzelnen Kreisen die Mehrheit erlangen werde. Aber dies ist einmal sehr problematisch, und gerade in Zeiten grosser Aufregung, wo das Volk sich von einer herrschenden Strömung fortreissen lässt, ist zu fürchten, dass die Opposition unvertreten bleibt. Sodann ist die Ungerechtigkeit darum nicht kleiner, dass in einem Kreise die eine Partei, im andern die andere ihre Gegner unterdrückt.

Der erste Versuch zu einer Neuerung wurde in England durch Lord John Russel in seiner Reformbill von 1854 gemacht, blieb aber ohne Erfolg: danach sollte in Wahlflecken, die 3

Parlamentsglieder zu wählen haben, jeder Wähler nur für 2 stimmen können, so dass Minderheiten von mehr als $\frac{1}{3}$ der Wähler einen Vertreter erhielten. Aber dieser Vorschlag trifft nur zu, wo 3 Mitgliedern, oder eine durch 3 theilbare Zahl von Mitgliedern zu wählen sind; kleinere Minderheiten kommen gar nicht zur Geltung, und selbst eine solche von mehr als $\frac{1}{3}$ kann durch geschickte Organisation der Gegner erdrückt werden (Hare p. 15). — Im J. 1857 schlug der Engländer James Garth Marshall das sog. cumulative Votum vor: alle Wahlbezirke sollten so eingerichtet werden, dass sie wenigstens 3 Mitglieder zu wählen hätten, und jeder Wähler hätte so viel Stimmen, als Mitglieder sind; aber es stünde jedem Wähler frei, alle seine Stimmen einem einzigen Candidaten zu geben. Hiernach würde eine Minorität von über $\frac{1}{3}$ zur Vertretung kommen; kleinere Bruchtheile bleiben auch hier unberücksichtigt. — Für Genf hat Herr Morin in seiner Schrift de la représentation des minorités 1862 folgenden Plan empfohlen. Es können bei der Wahl nur die von den Wahlcomites der Parteien eingegebenen Candidatenlisten berücksichtigt werden. Die Zahl der für eine Wahl nöthigen Stimmen muss wenigstens so gross sein, als die Zahl der in jedem Wahlkreis gültig abgegebenen Stimmen, dividirt durch die diesem Kreis zukommende Anzahl Vertreter, beträgt. Die Bedeutung der einzelnen Listen bestimmt sich nach der Zahl der Stimmen, die alle auf der Liste befindlichen Candidaten vereinigt haben, und die Reihenfolge ihrer Namen nach der Zahl der erhaltenen Stimmen. Jede Liste hat das Recht auf so viel Deputierte, als die Zahl ihrer Anhänger dividirt durch die Zahl der für eine Wahl nö-

thigen Stimmen beträgt. Die Namen, welche auf mehreren Listen stehen, sind zuerst gewählt; die übrigen werden ihnen zugetheilt im Verhältniss zu ihrer Stärke. Sollten nach dieser Zutheilung noch mehr Vertreter zu wählen sein, so entscheidet die relative Mehrheit, die jedoch nie kleiner sein darf als das für eine Wahl nöthige Minimum. — Einen andern Weg schlagen die Frankfurter Burnitz und Varrentrapp ein, in der Schrift: »Methode bei jeder Art von Wahlen sowohl der Mehrheit als der Minderheit die ihrer Stärke entsprechende Zahl von Vertretern zu sichern«, 1863. Sie gehen davon aus, dass bei jeder Wahl von mehreren Vertretern, auch innerhalb derselben Partei, eine verschiedene Werthschätzung der einzelnen Candidaten stattfindet, welche erstens durch die Zahl der den einzelnen zufallenden Stimmen, und zweitens durch die Rangordnung, in der er gewählt wird, zu Tage tritt. Um nun die Stärke der verschiedenen Parteien und die ihren Candidaten von ihnen beigelegte Werthung richtig zu bestimmen, dividirt man die Stimmenzahl, die der Einzelne erhält, durch die Rangzahl, in welcher er auf den Stimmzetteln steht, und erhält so die für die Wahl entscheidende »Wahlziffer«. Auf diese Weise kommen auch grössere Minderheiten zur Geltung. — Diese Werthung der Stimmen nach ihrer Rangfolge war schon früher von dem Engländer Hare (the machinery of representation 1857) vorgeschlagen worden. In seinem grössern Werke ist er aber wieder davon zurückgekommen, weil er glaubt, dass selbst bei diesem System eine wohlorganisierte Mehrheit ungebührlich viel Candidaten durchsetzen könnte.

Das ausgearbeitetste und bedeutendste Werk

über Verbesserung des Wahlsystems ist das von Hare, zuerst 1859, in 2ter Auflage 1860, und in 3ter vielfach veränderter und vermehrter 1865 erschienen. Sein Plan hat vielfache Anhänger und ebenso viele Gegner gefunden: während Stuart Mill (*Considerations on representative government* 3 ed. p. 142) ihn zu den grössten bisher gemachten Fortschritten in der Theorie und Praxis der Staatslehre rechnet, verwerfen ihn Andere als zu künstlich und unpraktisch. Hare stellt als Grundsatz auf, dass der einzelne Wähler, wenn auch Minderheiten zur Vertretung kommen sollen, nicht an den Ort, wo er zufällig wohne, dürfe gebunden sein, sondern dass es ihm freistehen müsse, über diesen hinaus sich mit Gleichgesinnten zu verbinden, und mit diesen ein Wahlcollegium zu bilden. Die örtlichen Wahlcollegien zwar, und die Candidaturen vor diesen, sollen bleiben; aber jeder Wähler kann für einen Candidaten eines andern Wahlbezirks stimmen. So kann Jeder mit Aussicht auf Erfolg den ihm genehmsten Candidaten auslesen, im Land zerstreute Minderheiten können sich vereinigen und zur Geltung kommen, ausgezeichnete Männer, welche aber keinen lokalen Einfluss besitzen, sind vom Parlament nicht mehr ausgeschlossen. Die nicht vertretenen Minderheiten würden danach auf diejenigen Ansichten beschränkt, die es im ganzen Lande auch nicht zu einer mässigen Stimmenzahl bringen könnten.

Hare knüpft seine Erörterungen, nach beliebter englischer Art, an einen von ihm ausgearbeiteten, in 33 Sätzen (clauses) enthaltenen Gesetzesentwurf an; derselbe ist auf England berechnet und enthält manche Bestimmungen, die bei Anwendung auf andere Länder zu än-

dern wären. Zuerst wird als oberster Wahlbeamter jedes der 3 Königreiche ein Registrar (registrar) aufgestellt: dieser hat bei jeder allgemeinen Parlamentswahl die Berichte der Wahlbeamten aus den einzelnen Wahlcollegien über die Zahl der abgegebenen Stimmen zu erhalten, und die Gesamtzahl aller Stimmen des Königreichs zusammenzurechnen. Diese Gesamtzahl wird mit 654, als Zahl der Unterhausmitglieder, dividirt, und der Quotient, mit Weglassung von Brüchen, bildet die Quota, d. h. die Zahl Stimmen, welche ein Candidat wenigstens haben muss um gewählt zu sein. — Die bisherigen Wahlkörper bleiben, doch können, um veränderten Verhältnissen gerecht zu werden, durch Petition der Betreffenden und Beschluss der Königin neue gebildet und alte aufgehoben werden. — Jeder, der als Candidat bei einer Wahl auftreten will, meldet dies dem Registrar seines Königreichs, unter Einsendung von 50 Pf. St.; diese sollen dazu dienen, dass nur ernsthafte Candidaturen aufgestellt werden, dagegen sollen die bisherigen ungeheuren Wahlkosten wegfallen, damit nicht nur reiche Leute können gewählt werden. Die Liste aller Candidaten wird publicirt, um sie zur Kenntniss aller Wähler zu bringen. Von der Wählbarkeit ist Niemand ausgeschlossen, auch nicht Geistliche.

Die Stimmgebung geschieht durch persönliche Abgabe eines schriftlichen Stimmzettels; und zwar sind die Stimmzettel so eingerichtet, dass der Wähler, ausser dem Candidaten, für den er in erster Linie stimmt, eventuell, d. h. für den Fall, dass dieser sonst schon genug Stimmen erhält, für einen 2ten, ebenso einen 3ten, 4ten etc. stimmen kann (contingent votes). Dabei spricht sich der Verf., wie das auch Stuart

Mill thut, gegen das Ballot, d. h. die geheime Abstimmung aus, und setzt die Vorzüge seines Systems in Bezug auf Freiheit der Wahl, und auf Unabhängigkeit und gesteigertes Verantwortlichkeitsgefühl des Wählers, auseinander. — Das 8te Capitel behandelt die Pflichten der Wahlbeamten (returning officers) und den Geschäftsgang bei den Wahlen. Nach Schluss der Wahlen und Bekanntmachung der Quota soll der Candidat, dessen Name der erste auf den Wahlzetteln des Wahlbezirks, für den er sich bewirbt, derjenige sein, für welchen die Stimmen dieser Zettel gelten. Wenn er mit diesen die Quota nicht erreicht, sollen die Zettel, wie er als 2ter, 3ter u. s. f. genannt ist, sofern die darüber stehenden Namen annulliert sind, für ihn zählen. Alle Stimmen auf Zetteln, welche nur einen Candidaten enthalten, werden diesem zugezählt; und wenn diese die Quota nicht erreichen, die, auf denen er als erster steht, oder als erster nach annullierten Namen. Wenn diese die Quota übersteigen, so wird dieselbe gebildet 1) aus den Stimmzetteln, die den nicht annullierten Namen keines andern Candidaten enthalten, und 2) aus denen, die nur 1, 2, 3 u. s. f. nicht annullierte Namen haben, indem man immer die Zettel mit weniger Candidaten vor denen mit mehr nimmt. Sobald ein Candidat die Quota hat, wird sein Name auf allen übrigen, ihm nicht zugeheilten Wahlzetteln annulliert. Die Niemand zugeheilten Zettel übersendet der Wahlbeamte dem Registrator. Eine besondere Bestimmung setzt fest, welchem Wahlbezirke ein Candidat, dessen Quota aus mehrern Bezirken gebildet worden ist, soll als Vertreter zugetheilt werden.

Das 9te Capitel enthält die Obliegenheiten der Registratoren, und stellt die Regel auf,

nach welcher in den Fällen, in welchen Candidaten nicht von Einem Wahlkörper sind gewählt worden, die auf sie gefallenen Stimmen verschiedener Wahlkörper ihnen zuzutheilen sind. Wenn nun die Stimmen aller Candidaten, welche die Quota erreicht haben, ihnen zugetheilt sind, so werden die noch übrigen Stimmzettel den Candidaten, welche die ersten nicht annullierten sind, zugerechnet, und von diesen sind die, welche die meisten Stimmen haben, als gewählt anzusehen, bis die Zahl von 654 Parlamentsmitgliedern erreicht ist. Für diesen Rest entscheidet also die relative Mehrheit (comparative majority). Diesen Modus zieht der Verf. dem früher von ihm beantragten (S. 183—189) künstlichern vor. — Wenn die Zahl (654) der Candidaten, welche die Quota oder eine relative Mehrheit haben, voll ist, so wird jeder der noch übrigen Stimmzettel dem Mitgliede zugetheilt, dessen Name (annulliert oder nicht) zuerst darauf steht, und der Wähler, der den betreffenden Zettel abgegeben hat, gehört zur Wählerschaft dieses Mitgliedes. — Zur Verhütung von Unterschleif sollen die Wahlzettel nach der Wahl zur Einsicht aufgelegt werden. Das Verzeichniss der jedem Parlamentsmitglied zugetheilten Wähler wird gedruckt. Diese Wähler haben, wenn ihr Mitglied sich einer Neuwahl unterziehen muss, oder sein Sitz vakant wird, die neue Wahl vorzunehmen.

Im 10ten Capitel wird das Verhältniss der Parlamentsmitglieder und der Wählerschaften besprochen, und die Vertretung mehrerer Wählerschaften durch Ein Mitglied ermöglicht. Jede Wählerschaft hat Anspruch auf so viele Vertreter, als der Quotient aus der Zahl ihrer Wähler, dividirt durch die Zahl der Quota beträgt.—

Der Verf. erwartet von seinem System (Cap. 11) eine Umwandlung in dem Verhältniss zwischen dem Unterhaus und der Regierung, und spricht sich entschieden gegen das jetzige englische Parteiwesen und die Allmacht der Majorität aus.

Die Art, wie das Stimmrecht nach seinem Umfang aufgefasst wird, ist für das Hare'sche System ohne Einfluss. Doch bespricht er (Cap. 12) auch diesen Punkt. Dabei vertheidigt er den von der Reformbill aufgestellten Census der 10 Pfund Miethe, und empfiehlt die Wiedereinführung einer kleinen Bezahlung (1 Schilling), die von jedem Wähler bei Ausübung seines Wahlrechts zu entrichten, und zur Deckung der Wahlkosten zu verwenden wäre. Energisch spricht er sich gegen indirecte Wahlen aus; ebenso gegen den Ausschluss der öffentlichen Beamten vom Wahlrecht; sogar selbständig gestellte Frauen will er (wie auch Stuart Mill) zulassen, freilich nicht auch zum Recht, als Parlamentsglied gewählt zu werden, was doch nur folgerichtig wäre. — Das 13te Capitel endlich behandelt die Frage in Bezug auf Municipalwahlen.

Im Anhang werden die Wahlsysteme von Morin, von Burnitz und Varrentrapp, die früher von Hare vorgeschlagene Werthung der Stimmen nach ihrer Reihenfolge, die gegen das dänische Wahlgesetz zum Reichsrath erhobenen Bedenken, und die Methode von Droop besprochen. Dann folgen Auszüge aus den Verhandlungen der Parlamente von Neu Süd Wales und Victoria über Einführung des Hare'schen Systems; die Debatten über Wahlreform in Frankfurt; ein Artikel von Louis Blanc; Auszüge aus der Schrift von Rolin-Jaequemyns, und Zeitungsartikel aus Nordamerika.

Die Schrift des belgischen Advokaten Rolin-Jaequemyns, welcher auf dem internationalen Congress für Socialwissenschaften zu Amsterdam im J. 1864 über die Wahlreformfrage Bericht-erstatte war, knüpft mehr an belgische Verhältnisse an. Nach einer kurzen Einleitung behandelt das 1ste Capitel die Elemente einer Gesetzgebung zu Unterdrückung von Betrug, Bestechung und Gewaltthätigkeit bei Wahlen im Anschluss an den belgischen Gesetzesentwurf vom 15. November 1864; dieser ist seither zum Gesetz erhoben worden. Dabei werden die verschiedenen Wahledicte besprochen, und auseinandergesetzt, welche Schuldige das Gesetz treffen solle, welche Strafen anzuwenden und von welchen Gerichten sie auszusprechen seien. Den Inhalt des 2ten Capitels bilden die Präventivmittel, welche zur Wahrung der Freiheit und Reinheit der Wahlen dienen sollen, d. h. die Fragen des Stimmrechts und der Wahlorganisation. Der Verf. spricht sich, im Hinblick besonders auf Frankreich, gegen das allgemeine Stimmrecht aus, und gibt eine Uebersicht der andern Systeme, des sog. Capacitätensystems, des Census, und der Verbindung beider. In Bezug auf die Organisation der Wahlen werden der Ort der Abstimmung, die Abtheilung der Wahlcollegien, die Stimmabgabe (wobei sich der Verf., im Gegensatz zu Hare, für geheime Abstimmung erklärt), und die Mittel zur Geheimhaltung der Stimmabgabe, besprochen. Zum Schluss werden einige Andeutungen über Belehrung der Wählers, besonders durch Aufnahme der Elemente des constitutionellen Staatsrechts in den Lehrplan der Schulen, gegeben. Im Anhang ist der oben genannte belgische Gesetzesentwurf abgedruckt. — Das 3te Capitel gibt

Nasse, Beiträge z. Physiologie d. Darmbew. 735

eine kurze und klare Uebersicht des Hareschen Systems, nach der 2ten Auflage seines Buches. Dieser Auszug ist Allen denen zu empfehlen, welche dieses System nach seinen Grundzügen wollen kennen lernen, denen aber das Werk von Hare zu ausführlich ist.

Basel.

Dr. Karl Burckhardt.

Beiträge zur Physiologie der Darmbewegung von Dr. Otto Nasse. Mit 6 Figuren in Holzschnitt. Leipzig Verlag von Wilhelm Engelmann. 1866. 70 S. in Octav.

Während die Lehre von der Herzbewegung ausserordentlich zahlreiche Untersuchungen in den letzten Jahren aufzuweisen hat, erscheint ein anderes musculöses Organ, welches ebenfalls dem Willen entzogen und mit eigenen nervösen Apparaten ausgestattet ist — der Darm — ganz vernachlässigt. Allerdings sind die zu überwindenden Schwierigkeiten grössere, insofern schon die Eröffnung der Bauchhöhle ein wichtiger Eingriff ist. Ohne solche hat man aber kein Mittel über die Bewegungen des zu untersuchenden Organs auch nur Schätzungen anzustellen, während es für die Physiologie der Herzbewegungen meistens genügt, die Pulsschläge zu zählen und den Blutdruck in grösseren Arterien zu messen.

Der äussere Eingriff wirkt auf die Darmbewegung störend durch die Abkühlung, das Austrocknen der oberflächlichen Darmschlingen und die eintretende Hyperämie derselben. Diese Einflüsse lassen sich kaum theilweise durch Palliativmittel beseitigen.

Die Untersuchungen hatten ursprünglich den Zweck, Beiträge zur Physiologie der Darmganglien zu liefern. Später wurden sie nach mehreren Richtungen hin ausgedehnt, und im physiologischen Laboratorium zu Marburg während eines 1½ jährigen Zeitraums durchgeführt. Als Versuchsobjecte wurden namentlich Kaninchen verwendet, weil bei Herbivoren die Bewegungen des Darmcanals überhaupt stärker sind.

Der erste Abschnitt (S. 6—29) handelt über die Abhängigkeit der Darmbewegung vom Nervensystem.

Im Anschluss an frühere Beobachter fand Verf., dass der N. vagus, am Halse sowie in der Brusthöhle tetanisirt, stets starke Contractionen des Oesophagus, Magens, des Dünndarms, Cöcum, Colon adscendens und transversum zur Folge hat. Am Colon descendens und Rectum ist nie eine Bewegung zu beobachten. Diese Bewegungen sind keine reflectorischen, obgleich der Vagus centripetale Fasern, die in der Magenschleimhaut endigen, zu führen scheint (Bulatowicz, Gianuzzi).

Das grosse und kleine Gehirn übt keinen Einfluss auf die Darmbewegung, wenn man Stromschleifen auf die Ursprünge des N. vagus vermeidet. Letztere bedingen Bewegungen, wie Ed. Weber und Chauveau nachgewiesen haben, im Magen und Dünndarm.

Was das Rückenmark anlangt, so wird Pflüger's Angabe bestätigt, dass Reizung desselben vom fünften bis elften Brustwirbel die Bewegung des Darmcanals hemmt. Reizung des Rückenmarks am vierten Lendenwirbel bringt dagegen Bewegungen des Colon descendens, des Rectum und der Blase hervor.

Jener Erfolg ist auf Fasern der Nn. splan-

nici zurückzuführen, welche den Grenzstrang des N. sympathicus durchsetzen. Erregung des N. splanchnicus bewirkt nämlich, wie Pflüger zeigte, Hemmung der Darmbewegung. Diese hemmende Wirkung ist unabhängig von der Circulation. Sie zeigt sich, wie Verf. fand, was Westphal nicht gelungen war, ebenso wohl bei Hunden, wie bei Kaninchen. Die Contractionen des Magens, Colon und Rectum werden vom N. splanchnicus gar nicht beeinflusst.

Den Umstand, dass bei getödteten Thieren durch Erregung der N. splanchnici Bewegungen des Darms erzeugt werden, erklärt Verf. im Gegensatz zu Pflüger's Annahme von Fehlerquellen in den Versuchen, Stromesschleifen auf den N. vagus etc. durch Anwesenheit direct motorischer Fasern in den genannten Nerven.

Durch Opium und Curare werden die hemmenden Splanchnicusfasern nicht gelähmt; Ludwig hatte gefunden, dass einige Zeit nach der Durchschneidung der Nn. splanchnici die Darmbewegungen auffallend vermehrt sind.

Dass der N. splanchnicus sensible Fasern führt, ist bekanntlich von Ludwig entdeckt, u. A. auch vom Ref. bei der Katze bestätigt. Verf. fand die Empfindlichkeit auch bei Kaninchen sehr auffallend.

Im Grenzstrang des N. sympathicus der Brusthöhle sind keine motorischen Fasern für den Darm enthalten. Ebenso sind Erregungen des N. sympathicus am Halse, sowie des Ganglion thoracicum primum ohne allen Einfluss. Bernard hat zwar beim Hunde Bewegungen des Darms und Magens nach Regung des letztgenannten Ganglions gefunden; indess ist die Gefahr der Stromesschleifen auf den benachbarten N. vagus hier sehr gross.

Die grösste Menge der Fasern des Plexus mesentericus inferior verlässt erst in der Gegend seiner Lage das Rückenmark; Erregung des bezeichneten Plexus hat Contraction des Colon descendens und des Rectum zur Folge.

Nach Reizung der Mesenterialnerven treten ebenso oft Bewegungen des Darms auf, als sie ausbleiben. Letzteres Resultat hatte früher Wild erhalten; Martin dagegen das Erstere. Verf. sucht den Widerspruch durch die nach dem Vorhergehenden naheliegende Annahme aufzuklären, dass in den Mesenterialnerven sowohl hemmende, als bewegende Fasern neben einander enthalten sein werden. Im Plexus mesentericus inferior sind ebenfalls sensible Fasern enthalten.

Von den grossen Ganglien der Bauchhöhle sind keine Einflüsse auf die Bewegungen mit den bisherigen Untersuchungsmitteln nachzuweisen.

Die selbstständigen, geordneten Bewegungen, welche der isolirte Darm noch zeigt, hätten die Annahme, dass derselbe einen nervösen Apparat in sich selbst trage, nahe legen müssen. Seit Meissner kennt man reichhaltige Ganglienplexus in der Schleimhaut, die später von Billroth, Manz, dem Ref., Frey, Kölliker u. A. bestätigt worden sind. Die Nervenstämmchen, welche in die Meissner'schen Plexus eintreten, zeigen schon innerhalb der Muskelschichten des Darms eingelagerte Ganglien. Dieselben sind es ohne Zweifel, welche Schaffner (Zeitschr. f. rat. Medic. 1851. Bd. X. siehe W. Krause Anatom. Unters. 1861. S. 63 u. 161) bei der Maus und Remak 1852 in der Magenwand beschrieben hat. Später ist von Auerbach (1862) auf dieselben aufmerksam gemacht, und Kölliker hat dieselben bestätigt. Ref. zweifelt nicht, dass sämtliche Ganglien des Dünndarms mit den motori-

schen resp. hemmenden Fasern desselben im Zusammenhange stehen. Verf. glaubt auch, dass sie die Reflexe vom Darmcanal auf den Darmcanal vermitteln.

Worin hier eine anatomische Lücke (S. 28) zu finden sei, sieht Ref. nicht recht ein. Die Existenz und Lage der beschriebenen Ganglien ist trotz gegentheiliger Angaben vollkommen sicher gestellt, und man braucht darüber nur Kölliker's Gewebelehre zu vergleichen.

Der dritte Abschnitt (S. 29—49.) beschäftigt sich mit dem Einfluss der Circulation auf die Darmbewegung. Man hat dabei Anämie, arterielle und venöse Hyperämie zu unterscheiden.

Die Anämie bedingt beim Verblutungstode vermehrte Peristaltik (Betz), ferner ist sie durch Compression der Aorta (Schiff, Spiegelberg u. A.) zu erzeugen, was Verf. bestätigt. Vermehrte Bewegungen treten erst ca. 2 Minuten nach der Compression ein; längeres Ausgesetztsein der Luft verhindert bei den betreffenden Darmschlingen den Erfolg, weil hierbei an und für sich schon Anämie auftritt. Aus diesen Gründen erklärt der Verf. einige negative Resultate anderer Forscher. Die Anämie, sowie das Austrocknen der entblösten Darmschlingen entzieht offenbar der Darmwand Wasser, insofern sich die Blutgefäße mit eintretendem Gewebssaft füllen müssen — und diese Wasserabgabe geschieht wahrscheinlich gleichzeitig von den Ganglienzellen des Darms und wirkt als Erregungsursache von Bewegungen. Dabei ist zu erwähnen, dass das Auftreten epileptischer Zuckungen bei Anämie gewisser Gehirnthteile, wie es Kussmaul und Tenner nachweisen, auf denselben Gründen beruhen möchte.

Hyperämie des Gehirns in Folge von Com-

pression der Aorta bedingt gleichfalls krampfartige Bewegungen des Kopfes, der Kaumuskeln, einmal auch Zittern der Hinterbeine.

Um aber eine wirklich bedeutende Hyperämie herbeizuführen, leitete Vf. durch die Gefäße der Bauchhöhle einen Strom hellrothen, defibrinirten Kalbs- oder Hammelbluts, welches auf 40° erwärmt war. Dabei wurde der Druck in der Aorta gleich demjenigen einer Quecksilbersäule von ungefähr 110 Mm. gemacht. Wenn nun durch Hebung des Blutreservoirs der Druck auf z. B. 130 Mm. Hg. gesteigert wurde, so verstärkten sich die peristaltischen Bewegungen und kehrten auf ihr früheres Mass zurück, sobald das Reservoir wieder auf seinen vorherigen Stand gesenkt wurde. Reizung des N. splanchnicus vermochte diese Bewegungen nicht zu hemmen.

Compression der V. portarum vermag Contractionen des Darmes zu veranlassen (Donders), dieselben sind aber stets nur schwach. Letzteres hat seinen Grund in der gleichzeitigen Einwirkung der Kohlensäure des stagnirenden Blutes.

Einströmen von 0,6 $\frac{1}{10}$ tigen Kochsalz-Lösungen in die Blutgefäße des Darms wirkt hemmend auf bestehende Bewegungen. Sistirung des Einströmens lässt dieselben wieder hervortreten. Hieraus folgt, dass die erregende Wirkung der Anämie nicht in Sauerstoffmangel ihren Grund haben könne. Denn die Kochsalzlösung vermag ebenfalls keinen solchen den Darm zuzuführen.

Die Aufnahme von Wasser Seitens der Ganglienzellen bei der Hyperämie wird vom Verf. als Erregungsursache angesehen. Diese wird vermehrt werden, wenn Filtration aus den

Gefässen unter erhöhtem Druck stattfindet. Kaltes Wasser, sowie blutwarmes destillirtes Wasser, wenn es unter hohem Drucke injicirt wird, bedingt ebenfalls Vermehrung der Contractionen. Da die Muskelfasern selbst nach Boruttau durch destillirtes Wasser gereizt werden, so ist auch eine Einwirkung auf dieselben nicht auszuschliessen.

Der vierte Abschnitt (S. 49 — 70) erörtert die Wirkung einiger in das Blut eingeführter Substanzen.

1) Injection kleiner Mengen von Nicotin in die V. jugularis bewirkte die heftigsten peristaltischen Bewegungen des Darms und auch des Uterus. Bei grössern Dosen tritt Tetanus ein. Man kann den Versuch öfters wiederholen, wobei sich keine cumulative Wirkung zeigt. Diese Contractionen sind unabhängig vom N. vagus, sowie vom (Gehirn und) Rückenmark, denn sie fehlten in Darmschlingen, deren Arterien comprimirt waren, was aber wegen der bedeutenden Anastomosen nur bei Compression stärkerer Darmarterien der Fall ist. Uebrigens wird dieselbe Erregung durch directe Injection von Nicotin in Darmarterien erzeugt.

Da nach Rosenthal die Hauptwirkung des Nicotins in einer Erregung des Rückenmarks beruht, so ist auch hierbei wohl an die Ganglienzellen des Darmes zu denken. Neugeborene Ratten, Katzen, Hunde, ferner Amphibien sind vollständig unempfindlich gegen Nicotin. Uebrigens scheinen auch die Hemmungsfasern des N. splanchnicus durch dasselbe gelähmt zu werden.

2) Analog wie Nicotin wirkt Rhodankalium.

3) Das Opium hat nur geringe, direct erregende Eigenschaften, dagegen erhöht dasselbe aber die Reflexthätigkeit des Darmcanals, wahr-

scheinlich durch Einwirkung auf die Ganglienzellen, da eine Einwirkung des N. splanchnicus ausser Frage ist. Diese Wirkungen sind ebenso nach Morphinum-Injectionen zu beobachten.

4) Curare wirkt erhöhend auf die Reflexthätigkeit der Darmganglien, sowie es lebhaft peristaltische Bewegungen erzeugt, die bei künstlicher Respiration lange anhalten.

5) Auch tödtliche Dosen von Digitalin bewirken Contractionen des ganzen Darmcanals.

6) Senna-Infus in das Blut injicirt, setzte vorzugsweise den Dickdarm in Bewegung.

7) Upas Antiar vermehrt etwas die Contractionen, woran indessen die aufgehobene Circulation mit Schuld haben mag; wogegen die Reizbarkeit des Darmcanals herabgesetzt wird. Letzteres gilt auch für Uterus und Blase.

8) Das Theein ist vollkommen wirkungslos, dagegen bewirkte Injection eines Infusum von stark gerösteten Kaffeebohnen beim Kaninchen kurzdauernde tetanische Contractionen des ganzen Darmcanals.

9) Strychnin dagegen hat keine Einwirkung.

10) Kohlensäure bewirkt keine Vermehrung der Contractionen des Darmcanals, worin Verf. mit Schiff, Betz, Kehler u. A. übereinstimmt. Wenn ausnahmsweise beim Erstickungstode peristaltische Bewegungen auftreten, so ist hiervon der Grund in Anämie in Folge der aufgehobenen Circulation zu suchen.

Die mitgetheilten Resultate würden auch für die Physiologie der Ganglienzellen von Wichtigkeit sein, wenn es sichergestellt wäre, dass die beobachteten Wirkungen in der That auf letztere sich zurückführen liessen. Dass hierfür sich keine strengere Beweisführung geben liess, liegt sicher mit an dem Umstande, dass bisher we-

der die Physiologie der glatten Muskelfaserzellen, noch die Nervenendigung an letzteren, noch das Ende der aus den Darmplexus austretenden Nervenfasern in genügender Weise constatirt wurde. Hiervon abgesehen, haben aber die vom Verf. ermittelten Resultate noch Interesse für allgemeine Therapie, und es wird sich aus diesem Grunde empfehlen, sie nochmals kurz zusammenfassen. Denn der ärztlichen Praxis ist es vorläufig noch gleichgültig, ob irgend ein Mittel, welches z. B. die Darmbewegungen vermehrt, die Ganglienzellen oder die glatten Muskelfaserzellen direct zu erregen vermag.

Die Darmbewegungen werden durch folgende Einflüsse vermehrt:

1) Erregung des N. vagus und seiner Ursprünge.

2) Durchschneidung der Nn. splanchnici.

3) Anämie der Darmcapillaren.

4) Arterielle Hyperämie derselben.

5) Abkühlung.

6) Einleiten von destillirtem Wasser in die Blutgefäße.

7) Nicotin, Rhodankalium, Curare, Digitalin, Kaffee, Senna-Infus (letzteres in Betreff des Dickdarms).

Vermindert werden die Darmbewegungen durch Erregung der Nn. splanchnici, sowie Einleiten von 0,6 %igen Chlornatriumlösungen in die Blutgefäße. Upas Antiar setzt die Reflexthätigkeit des Darms herab, Opium erhöht dieselbe.

Die Ausstattung des Werkes ist die rühmlichst bekannte der Engelmann'schen Verlags-handlung.

W. Krause.

Untersuchungen über die Sprache der homerischen Gedichte von Albert Fulda. I. Der pleonastische Gebrauch von ΘΥΜΟΣ, ΦΡΗΝ und ähnlichen Wörtern. Duisburg, Verlag von W. Falk und Volmer. 1865. 331 S. in Octav.

Als Vorläufer der obigen Schrift ist schon im Jahre 1864 die Bonner Doctordissertation Quaestionum de sermone Homérico specimen (de usu vocabulorum θυμός, φρήν, similium apud Homerum, qui putatur, pleonastico) ans Licht getreten, deren Verfasser nun seine Untersuchungen über den pleonastischen Gebrauch von θυμός und den ähnlichen Wörtern bei Homer in ihrem ganzen Umfange darlegt, zu denen er die erste Anregung meinen Vorlesungen über das erste Buch der Ilias zu verdanken bekennt. So darf ich mich ihrer noch ganz besonders erfreuen. Daneben mag nun aber gleich noch hervorgehoben sein, dass Seite 182 vom Verfasser folgende Bemerkung Köppens beigebracht ist »ἡνδανε (ἐν) θυμῷ. Die Zusätze ἐν φρεσὶ und ähnliche bei den Verbis des Denkens, Empfindens, Wollens f. sind in den alten Dichtern, die von Präcision noch keine Begriffe hatten, nicht selten. Es sind Ueberreste der älteren Sprache, in welcher diese Zusätze nothwendig waren, weil diese Verba zuerst eigentliche, und noch lange am häufigsten, Zeichen der sinnlichen und nicht der abstrakten Ideen waren. Auch der alte Deutsche musste anfangs sagen: ich begreife, fasse es in meinem Sinn«—die schon im Wesentlichen auf dasselbe Ziel wie meine Auffassung hinausgeht. Nur ist darin nicht recht zu verstehen, wie zugleich von einer Nothwendigkeit der fraglichen Zusätze und doch

auch grade in Bezug auf sie davon die Rede sein soll, dass die alten Dichter von Präcision noch keine Begriffe hatten. Vielmehr ist ganz gewiss die Präcision aller alten Dichter und namentlich eines so hervorragenden wie des homerischen immer viel grösser gewesen, als die aller ihrer späteren Ausleger, und muss bei ihnen ebensowohl von einer wirklichen Nothwendigkeit alles ihres Ausdrucks die Rede sein, als eine solche überhaupt aller Sprache und aller Sprachentwicklung innewohnt. Wenn in der Ilias 1, 24 gesagt ist *Ῥάϊδαυε* (*Ῥήϊδαυε* bei Bekker ist eine durchaus unrichtig gebildete Form und das ältere *Ῥήϊδαυε* unhomerisch) *θυμῶ*, so kann das *θυμῶ* kein werthloser rein willkürlicher Zusatz sein, sondern es muss, wenigstens in der Zeit wo jene Redensart entstand, eine gewisse Nothwendigkeit darin gelegen haben. Diese Nothwendigkeit aber beruht darauf, dass durch Zusätze wie *θυμῶ* und die ähnlichen die alte homerische und auch schon vorhomerische Sprache rein sinnliche Ausdrücke in das Gebiet des Geistes, des Gedachten, des Abstracten hinüberführte. Die Bedeutung des *Ῥάϊδαυειν* ist in der alten Zeit entschieden sinnlicher, als man sichs mit der gewöhnlichen Uebersetzung durch unser gefallen vor die Seele bringt, so zeigt schon sein naher Zusammenhang mit *Ῥηδύς*, *Ῥδύς*, altindisch *svádús*, süß, und mit dem altindischen *svádātai*, es schmeckt, es schmeckt süß. Ganz ebenso verhält sichs aber unzweifelhaft auch mit allen übrigen Ausdrücken, die bei Homer die fraglichen Zusätze zeigen. Freilich giebt's in ihrem Gebrauch nun auch wieder manche Verschiedenheit, manche Wörter zeigen jene Zusätze überall, andre nur sehr oft, wieder andre auch nur selten, wie vom

Verfasser der obigen Schrift im Einzelnen genauer nachgewiesen wird.

In den allgemeinen Vorbemerkungen wird zunächst hervorgehoben, dass die homerischen Gedichte älter sind als alle sonst erhaltenen griechischen Sprachdenkmäler und man also auch von vorn herein in ihnen ältere Gestaltungen der Sprache in Laut, Form, Bedeutung und Verbindung der Wörter zu erwarten habe, dass die in Ilias und Odyssee vereinigten Gedichte sehr verschiedenen Zeiten angehören und deshalb auch eine gewisse Sprachentwicklung in ihnen nachzuweisen sein müsse, und dann, dass in die homerischen Gedichte auch sehr viel feste, formelhafte Elemente aus älteren Dichtungen übergegangen seien, welches letztere noch etwas eingehender besprochen wird. Die Einleitung handelt von dem, was früher über die in Frage stehenden Zusätze hie und da in ungenügendster Weise geurtheilt worden ist, und betont im Gegensatz dazu nachdrücklich ihre ursprünglich unumgängliche Nothwendigkeit, wenn sie der Mehrzahl nach auch für die homerische Sprache selbst gewiss schon rein pleonastisch zu nennen seien.

Die ganze Masse der Ausdrücke, die in der homerischen Sprache mit jenen vergeistigenden Zusätzen vorkommen, wird alsdann in vier Abtheilungen ausgebreitet. Die erste umfasst die Wörter, die unmittelbar noch in ihrer sinnlichen Grundbedeutung in den Denkmälern der griechischen Sprache nachzuweisen sind, die zweite solche Wörter, deren sinnliche Bedeutung noch mittels verwandter griechischer Bildungen sich feststellen lässt, die dritte solche, für die aus verwandten aussergriechischen Bildungen die sinnliche Grundbedeutung sich noch deutlich

ergiebt, die vierte endlich diejenigen Wörter, deren sinnliche Grundbedeutung noch nicht ermittelt zu sein scheine. Gerade diese letzte Abtheilung mit ihrer unsichern Begrenzung, die ja jeder etymologische Fortschritt wieder umgestalten müsste, macht besonders fühlbar, wie für das Ganze doch wohl eine festere minder subjective Eintheilung zu wünschen gewesen wäre. Für die homerische Sprache selbst ist es doch im Grunde auch ganz gleichgültig, wo wir die sinnliche Grundlage des und jenes Wortes noch finden können oder ob wir es überhaupt können. Ich sollte meinen, dass die Bedeutung der behandelten Wörter selbst noch einen empfehlenswertheren Eintheilungsgrund würde geboten haben. Noch ein neuer Eintheilungsgrund scheidet dann zunächst in der ersten Abtheilung wieder vier Gruppen: die erste mit Wörtern, die bei geistiger Bedeutung überall auch *θυμός*, *φρένες* ff. zur Seite haben, die zweite mit Wörtern, die in jüngeren Abschnitten auch ohne jene Zusätze sich finden, die dritte mit Wörtern die schon in den älteren Theilen der homerischen Gedichte mit oder ohne Zusätze vorkommen, und endlich die vierte mit Wörtern, die jene Zusätze in jüngeren Theilen der Gedichte zeigen, in älteren nicht. Ohne Zweifel fällt die Betrachtung des Gebrauchs von *θυμός* ff. bei bestimmten Ausdrücken auch für die Kritik der homerischen Dichtung schwer ins Gewicht, aber diese Kritik ist eine noch so wenig abgeschlossene, dass eine jede Specialforschung über homerische Sprache jedesfalls viel sicherer vorrücken wird, wenn sie sich vorläufig ganz auf selbstständigem Boden bewegt und dann erst ihre Ergebnisse auf das Gebiet der Kritik überträgt, als wenn sie, wie hier vielfach

geschehen ist, die Ansichten der verschiedensten Gelehrten über Echt oder Unecht heranzieht, ohne immer auf die — unzweifelhaft auch häufig ungenügende — Motivirung derselben irgendwie näher einzugehen.

Die erste Gruppe der ersten Abtheilung ist gebildet durch die Wörter ἐνίθῃμι, ἐμποιέω, ἐμφύω, ἐμπίπτω, mit dem unser einfallen für in den Sinn fallen, in den Sinn kommen, sich etwa vergleichen liesse, ἐντρέπομαι, κατακλάω, ἐπίσχω, τιτύσκομαι, δαίζω, δαίνω, ἔδω nebst κατ-έδω, ὀρμάω, ἐρέχθω, zu dessen etymologischer Bestimmung vor allen Dingen nothwendig sein würde Klarheit zu schaffen über die Lautverbindung χθ, die sich nicht so leicht abthun lässt, πορφυύρω, das ohne Zweifel ursprünglich unruhige Bewegung bezeichnet und sich anschliesst an *furere*, toben, und altindisches *bhuranyāti*, er ist eifrig, er ist unruhig, πτήσσω, ἰνδαλλομαι, ἀπο-σχεδάννυμι und ἀραρίσκω, das in der Verbindung ἦραρε θυμόν erklärt wird »er war in behagliche Stimmung versetzt«. Fast alle aufgeführten Wörter sind in sehr belehrender Weise auch aus der nachhomerischen Sprache in Wendungen beigebracht, in denen sie auch ohne die Zusätze der homerischen Sprache auf Geistiges übertragen erscheinen.

Als Wörter, die in jüngeren Theilen der homerischen Gedichte auch ohne Zusätze vorkommen, werden zusammengestellt ἐμβάλλω, ὀρίνω, τρέπω, ὄσσομαι nebst προτι-όσσομαι, über dessen eigenthümliche Bedeutungsentwicklung ich in Kuhns Zeitschrift 14, 83 und 84 handelte, λαίνω, das gewiss richtig von Benfey aus einem alten *idh-van-jāmi*, ich entzünde, ich erwärme, erklärt ist und nichts zu thun hat mit ἰᾶσθαι,

das durch das altindische *ishāyati*, er erfrischt, er stärkt, er belebt, verständlich wird; ferner *ἐκ-πλήσσω* und *κατα-πλήσσω*, *ἄχθομαι* »ich fühle mich bedrückt, ich fühle mich belästigt«, *ἀνέχομαι*, *ἐφορμάομαι* und *φαίνομαι*.

Als Wörter, die schon in den älteren Theilen der Gedichte bald mit den Zusätzen bald ohne sie vorkommen, sind von Seite 68 an zusammengestellt: *συνάθεμαι*, *ἐπι-γνάμπτω*, *σεύω* und *ἐπισεύω*, *ἵεμαι*, *βλάβω* und *βλάπτω*, dessen genau entsprechende altindische Form *mlāpāyāmi*, ich schwäche, ich mache schlaff, von Kuhn in seiner Zeitschrift 14, 158 beigebracht ist, *τέρω* »ich sättige«, das ziemlich ausführlich besprochen ist, bei dem aber schwerlich so viel Gewicht auf den Unterschied der α- und ε-Formen zu legen ist, *κορέννυμι*, *πιμπλημι* nebst *ἐμ-πίπλημι*, *δύνημι*, *δεῖδω*, dessen Erklärung »fliehen im Geiste« doch etwas unwahrscheinlich klingt; seine Zusammenstellung aber mit dem altbaktrischen *thwī* »fürchten« und *thwāśsha* »Furcht« ist nicht ohne lautliche Bedenken, da die letztgenannte Form zum altindischen *toaiśhā* »heftig, furchterregend«, *tvāishati* »er ist erregt, er ist bestürzt«, gehört. Ferner werden ange-reiht *κεύθω*, *νοέω*, das zuerst »ich sehe« sein soll und unter anderem auch mit dem Zusatz *κατὰ φρένα καὶ κατὰ θυμόν* auftritt, der nur bei Verben des Ueberlegens vorkommt, *γίγνώσκω*, *στένω*, das zuerst »ich mache gedrängt voll«, dann »ich mache eng« bedeuten soll, und *ὀρμαίνω*.

Eine vierte Gruppe will Wörter zusammenstellen, die nur in jüngeren Theilen der Gedichte mit Zusätzen auftreten, in älteren nicht, also im Grunde einige Missgriffe im Gebrauch jener Wörter hervorheben. Dabei muss natürlich manches bedenklich bleiben im Einzelnen,

da einmal bei jener Kritik über Alt oder Jung überhaupt noch manche Unsicherheit besteht und dann auch das Verständniss aller einzelnen Wörter noch lange nicht sicher genug für uns ermittelt ist, um von vorn herein zu entscheiden, ob die homerische Sprache sie mit oder ohne Zusätze gebrauchen könne oder müsse. Wie manches Wort wird bei Homer noch viel sinnlicher aufgefasst sein, als wir mit unserer Uebersetzung uns vorstellen! Angeführt unter dem obigen Gesichtspunct werden εἶδομαι und οἶδα, ἐπίσταμαι, πινύτη, ἐκ-λανθάνομαι, das als ursprünglich »verlassen werden« sehr wohl einen vergeistigenden Zusatz gebrauchen konnte, φράζομαι, βαρέω, ὑφαίνω, ἄθυρμα »Spielzeug«, τρομέω, ξιγέω, τήκω und κατα-τήκω, θαμβέω nebst den sich anschliessenden τέθηπα, ἔταφον, θηέομαι und θαυμάζω, ὀδύνη und περι-έρχομαι.

Ohne weitere Unterabtheilung trägt der zweite Hauptabschnitt die Wörter zusammen, die selbst zwar in ihrer sinnlichen Grundbedeutung nicht mehr nachweisbar seien, dieselbe aber aus zugehörigen griechischen Formen noch ermitteln lassen, und zwar sind als solche genannt: ἀμηχανίη »Mittellosigkeit«, ἐκ-πατάσσειν, das ohne Zweifel zum lateinischen *quater* »schütteln, schlagen«, mit dem weiterhin schwerlich richtig vielmehr κοτέω zusammengestellt ist, gehört, ἡλός und ἡλεός, die zu ἀλάομαι (ἀλέομαι ist verdrückt) gestellt werden, γηθήω nebst γηθήσωνος und γάνυμαι, κήδω und κήδος »verwunden«, αἰώ, das wahrscheinlich »schädigen« sei, μῆδομαι »ersinnen«, eigentlich »messen«, βυσσοδομεύω, πείθω, eigentlich »binden«, ἄπιστος und πιστόω, νεμεσσάω und νεμεσίζω, das auf den Begriff »zutheilen, zurechnen« zurückgeführt wird, μάκαρ, μεγαλίζομαι »sich gross machen«,

ἄχος, das ausführlicher besprochen wird, *ἀχέων* und *ἀχέων*, *ἄχυνται*, *ἀχαλίζω*, *ἀνδάνω* nebst *ἡδύς*, *μερμηρίζω*, das zu *μέρος* »Theil« gehören soll, wobei doch zu bedenken ist, dass der Begriff des blossen »Ueberlegens« sonst nie auf »Theilen« zurückweist, und zuletzt *τείρω*, bei dem hervorgehoben wird, dass es im Griechischen nirgends in sinnlicher Grundbedeutung nachzuweisen sei.

Von den in einer dritten Abtheilung zusammengetragenen Wörtern, deren sinnliche Grundbedeutung nur noch ausserhalb des Griechischen zu ermitteln sei, werden zunächst als solche, »bei denen im Allgemeinen eine regelmässige Entwicklung der Zusätze vorliege«, die folgenden aufgeführt: *μελέθημα* »Zerreibung«, *τλάω* und *ἐπι-τλάω* nebst den zugehörigen *τολμάω*, *ἐπιτολμάω* und *τολμήεις*, *χαίρω* »glänzen«, *χαρίζομαι*, das »sich glänzend machen« sei, *τίω* und *τιμάω*, die zum altindischen *ci* »sammeln« gehören, *ἔλπομαι*, *ἔλδομαι*, *βουλεύω*, *ἀνιάζω*, das zunächst »lechzen, nach Luft schnappen« sein soll, *χόλος* nebst *χολόω*, die mit Recht nicht aus *χολή* »Galle« abgeleitet, sondern zum altindischen *hṛni* »Gluth, Zorn« gestellt werden, neben dem auch noch das ungeschlechtige *háras* »Flamme, Gluth, Zorn« hätte genannt werden können, *χώομαι*, *κοτέω*, das schwerlich zum zugestellten lateinischen *qvatern* gehört, sondern wohl zum altindischen *catru* »Feind« von einem muthmasslichen *cat* »hassen«, *ταρβέω*, das unseres Erachtens aber durchaus nicht auf den Begriff »sich umwenden« zurückweist, vielmehr auf »starren, stutzen«, *ἄλγος*, *μαίνομαι*, dessen Zurückführung auf den Begriff »greifen« schwerlich irgend jemandes Zustimmung finden kann, *μαιμάω*, *μέμαα*, *μέμονα*, *μενοινάω*, *ἐθέλω*, bei

dem Döderleins Einfall, dass es an *ἐθεῖν* (*Fέθειν*) »pflegen« sich anschliesse, ganz und gar unberücksichtigt hätte bleiben können, *μέλει*, *πένθος*, das aus einer Wurzel *spat* oder *spant* »spannen, strecken, dehnen« hergeleitet wird, *ἐλεέω* nebst *ἐλεαίρω*, und zuletzt *ὀλοφύρομαι*, dessen bedenkliche Erklärungsversuche durch Benfeys Zusammenstellung mit dem altindischen *lap* »klagen« längst überflüssig gemacht sind. Nur wenige Wörter werden in einer zweiten Gruppe noch angereiht, die vereinzelt die Zusätze zeigen, ohne dass in ihrer hinlänglich übersehbaren Bedeutungsentwicklung sich ein Uebergang nachweisen lasse, der dieselben hätte erfordern können, nämlich *βούλομαι*, *δοκέω* und *μνῶμαι*.

Die letzte Hauptabtheilung führt die Wörter auf, deren sinnliche Grundbedeutung noch nicht ermittelt zu sein scheine; es sind *τετιηώς* nebst *τετήμαι* »missmuthig sein«, *φίλος* und *φιλέω*, in Bezug auf deren angeblich noch nicht ermittelte ursprüngliche sinnliche Bedeutung doch zu bemerken ist, dass das »Lieben« selbst ursprünglich ganz sinnlich gedacht sein kann, *σέβας* und *σεβάζομαι*, *δοῖμαι*, *ἡπεροπεύειν*, dessen Herleitung von *ἔειπ* »sprechen« mit Recht abgewiesen wird, *φθίω* und *φθινύθω*, deren alte Bedeutung »zerstören, vernichten« man doch nicht mehr zu den unsichern Dingen zu rechnen braucht, *καταλωφάω*, *φρονέω*, *ἀλύσσω* und *λύσσα*, *αἰδομαι* und *αἰδώς*, *στυγερός*, das ursprünglich etwa »starr werden vor Entsetzen« bedeute, *θέλω* und *κατηφέω*.

Von Seite 296 bis 310 werden noch einige Wörter zur ersten und zweiten Abtheilung nachgetragen, nämlich *ἔχω*, *νωμάω* »hin und her zuwenden, zutheilen«, *βεβόλημαι* und *δύω* nebst *δύνω*, und dann noch *μήδεα* »Maass«, *ἀσχάλλω*,

das zu *ἔχω* gehören und »nicht aushalten können, übel aushalten« bedeuten soll, und zuletzt noch *ἀάω* nebst *ἄτη*, für die Sonne's ganz unwahrscheinliche Erklärung aus dem Begriff »umnebeln, verblenden« gebilligt wird. So hat die Gesamtzahl der in der homerischen Sprache mit den fraglichen Zusätzen gebrauchten Wörter die Höhe von hundert und vier und zwanzig erreicht. Einige »Grenzfälle«, bei denen fraglich sei, ob sie in die Untersuchung mit hineingehören, werden noch angeschlossen, die Verbindungen *ἴδε θυμῷ, ἐγκατέτετο θυμῷ, ἐπὶ συμπράσσων θυμῷ* und einzelnes *Andre*. Von Seite 316 bis 321 folgen Berichtigungen und Ergänzungen, dann von Seite 321 »Statistische Anhänge«. Darin erhalten wir eine sehr nützliche tabellarische Uebersicht über die Vertheilung der besprochenen Wörter mit und ohne Zusatz in Ilias und Odyssee. In der Ilias findet sich eine grössere Gleichmässigkeit des Gebrauchs, in der Odyssee sind die Zusätze verhältnissmässig häufiger. Im Einzelnen zeigt die Tabelle noch, auf wie viel Verse in den einzelnen Büchern durchschnittlich einer der fraglichen Zusätze kömmt, wie oft die gleiche Bedeutung der Wörter ohne Zusatz entgegentritt, das Verhältniss beider Gebrauchsweisen zu einander, und die Summe der behandelten Wörter in ihrer Uebertragung auf das geistige Gebiet. Diejenigen behandelten Stellen, die für die Kritik von Interesse seien, werden noch sämmtlich zusammengestellt, und den Schluss macht ein Verzeichniss aller behandelten Wörter. So ist zur Genüge klar, wie ausführlich und wirklich fast ganz erschöpfend Herr Doctor Fulda seinen Gegenstand behandelt und damit in bester Weise eine sehr empfindliche Lücke in der

Lehre von der Begriffsentwicklung des Griechischen und der homerischen Sprache insbesondere auszufüllen gewusst hat.

Dorpat.

Leo Meyer.

Anna Churfürstin zu Sachsen, geboren aus Königlichem Stamm zu Dänemark. Ein Lebens- und Sittenbild aus dem sechzehnten Jahrhundert. Nach archivalischen Quellen von Dr. Karl von Weber. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1866. 500 Seiten in Octav.

Der Meinung des Verfassers, dass ausführliche Correspondenzen fürstlicher Frauen vor drei Jahrhunderten zur Seltenheit gehört hätten, kann Ref. nicht unbedingt beistimmen. Belege des Gegentheils bieten unter andern die welfischen Archive und der meist auf Gegenstände der Kirche und der Politik gerichtete Briefwechsel der zweiten Gemahlin Herzog Erichs des Aelteren von Calenberg-Göttingen darf in Bezug auf seinen Umfang und auf die Zahl der durch ihn berührten Persönlichkeiten als ein höchst umfassender bezeichnet werden. Aber dass ein solcher Grad von Schreibseligkeit, wie er der Kurfürstin Anna, Mutter von 15 Kindern, inne wohnte, einer Schreibseligkeit, von welcher 22 Folio-bände mit etwa 30,000 Concepten von Briefen und 67 Folio-bände mit Antworten auf dem Königlichen Archive zu Dresden Zeugniß ablegen, für jede Zeit als etwas Ungewöhnliches gelten wird, muss unbedenklich eingeräumt werden.

Aus diesem Material hat der Verf. sein Werk, das für die Culturgeschichte des 16. Jahrhunderts

eine ergiebige Quelle abgiebt, mit einem Fleisse im Zusammensuchen von Einzelheiten angefertigt, den man gern von einer geschmackvolleren und weniger ermüdenden Darstellung begleitet gesehen hätte. So gewinnt der Leser nur ein nacktes Conglomerat von zahllosen kleinen That-sachen, Bräuchen, Gewohnheiten und Richtungen, die, ungeachtet des Versuchs, durch Sonderung in Abschnitte die Gegenstände gruppenweise unterzubringen, den eigentlich geistigen Zusammenhang vermissen lassen. Aber man weiss, dass der Vf. einem Sammelfleisse ergeben ist, dessen Resultate, wie in den »Mittheilungen aus vier Jahrhunderten«, eine Menge absonderlicher Bilder und Bildchen abwerfen. Es hätte derselbe mit den ihm zu Gebote stehenden Hilfsmitteln, anstatt durch massenhafte Häufung von Einzelheiten den Leser zu erdrücken, eine fesselnde Zeichnung componiren, ein wahrhaftes Lebensbild der Fürstin entwerfen können, das in der historischen Gallerie des kurfürstlichen Hauses als Zierde gedient hätte. Die Aufgabe, den Gegenstand der Biographie nicht bloss in seiner geschäftigen Thätigkeit, in seinen handgreiflichen Berührungen mit der Aussenwelt, sondern in seinem geistigen Leben, seinen tieferen Beziehungen zu Gott und Menschen zu verfolgen, würde freilich schwieriger, aber im gleichen Grade auch lohnender gewesen sein.

Anna, Tochter von König Christian III. von Dänemark und im sechzehnten Lebensjahre (1648) mit August vermählt, zeigt sich, nach dem beigegebenen und mit grosser Sauberkeit ausgeführten Bildnisse, als eine Frau von nicht gewöhnlicher Schönheit. Thatkräftig, gottesfürchtig, vor keiner Dienstleistung christlicher Liebe zurückschreckend, hing sie in Treue und Demuth an

dem in Leidenschaft aufbrausenden Gemahl, fügte sich mit Verleugnung ihrer selbst dem oft herrischen Willen desselben und achtete keine Beschwerde, wenn sie auf Reisen, Jagden, Reichstagen »ihren gnädigen Herrn« begleiten durfte. In zwölf Abschnitten wird die Richtung und Lebensthätigkeit der Frau als Gattin und Mutter, als Krankenpflegerin und Wirthschafterin, im Putzzimmer und im geselligen Kreise, beim Waidwerk und in ihren Verhältnissen zur Kirche und deren Dienern, ihrer Theilnahme an der Regierung, ihrer Hinneigung zu Künsten und Wissenschaften untergebracht. Ein Gemisch des Verschiedenartigsten, wie es nicht bunter zusammengewürfelt werden konnte. Diese an einander sich reihenden Bruchtheile und die sprunghaften Uebergänge von einem Gegenstande zum andern fördern eine Ermüdung, die durch eingestreute humoristische Bemerkungen und wohlfeile Glossen des Verfassers nicht gehoben wird.

Ein Abschnitt von fast 30 Seiten behandelt ausschliesslich die Vorliebe, mit welcher sich die fürstliche Frau, ohnedurch bittere Erfahrungen abgeschreckt zu werden, den Ehestiftungen hingiebt und solchergestalt, wie der Vf. meint, etwa die heutigen Heirathsbureaus ersetzt. Sie findet es unangemessen, wenn eine Frau nicht gesonnen ist, »ihren Wittwenstuhl zu verrücken«, und mit rastlosem Eifer trägt sie Sorge, dass nicht nur ihre Hoffräulein, auch Bürgerkinder der Residenz, besonders Töchter von Fürstenhäusern, zu denen sie in irgend einer Beziehung steht, unter die Haube gebracht werden.

Die Vorgänge in der Kinderstube glaubt der Vf. übergehen zu dürfen, weil sie dieselben ge-

wesen seien wie heut zu Tage. Dagegen ergeht er sich in weitläufige Mittheilungen über Toilette, Bettzeug und Wäsche. In die Hofküche zu Dresden wird der Leser wie in ein Sanctuarium und an sachverständiger Hand geleitet. Selbst adliche Aspiranten, so wird versichert, wurden von ihrer Herrschaft dahin gesandt, um die Kochkunst nach der ganzen Höhe ihrer Durchbildung practisch zu erlernen. Als Beleg dafür finden wir die Angabe, dass Herzog Wilhelm von Lüneburg 1565 einen Adlichen Balthasar von Weinhausen, den Sohn seines Mundkochs, dahin geschickt habe. Nun sind freilich adliche »kokenmester« in der Ordnung und man kennt die Bedeutung des Küchenmeisteramtes als eines schon früh erblich gewordenen Hoflehens; aber die Erscheinung eines adlichen Mundkochs war doch für Ref. überraschend. Deshalb möge hier die schlichte Notiz Raum finden, dass der genannte Balthasar seinen scheinbar adlichen Namen nur nach seinem Geburtsorte Wienhausen führte.

In ihrer Beaufsichtigung von Küche und Keller zeigt sich die Kurfürstin als eine exacte Hausfrau, die es nicht verschmäht, auch die geringfügigsten Ausgaben ihrer Controle zu unterwerfen, kleine Unfertigkeiten in der Küche persönlich zu rügen, störrische Mägde allenfalls mit der Ruthe zu bedrohen. Ueberall greift sie mit practischem Verständniss ein; es gab kein Stück des Bettgeräths, das sich ihrer Kenntniss entzogen hätte. Dabei fand sie immer noch Musse, um den Hoffräulein in der Beschäftigung mit der Spindel voran zu gehen, sogar die Leibwäsche ihres gnädigen Herrn Gemahls eigenhändig zu waschen und die Köchinnen persönlich anzulernen. Von nah und fern verschreibt sie sich Kochbücher und theilt

dagegen ihre bewährten Recepte mit; galt sie doch auf dem culinarischen Gebiete als Meisterin und Sachverständige werden mit lüsterne Wohlgefallen die Aufzählung der von ihr bereiteten Delicatessen verfolgen.

Ein ähnliches Eingehen auf den Inhalt der übrigen Abschnitte wird man dem Ref. gern erlassen.

Geschichte des Volkes Israel, von Heinrich Ewald. Zweiter, dritter und vierter Band. Dritte Ausgabe. Göttingen in der Dietrich'schen Buchhandlung. 1864 — 1866; 618, 860 und 656 Seiten in Octav.

Die Dichter des Alten Bundes erklärt von Heinrich Ewald. Ersten Theiles erste Hälfte: Allgemeines über die Hebräische Dichtung und über das Psalmenbuch. Zweite Ausgabe. — Zweite Hälfte: Die Psalmen und die Klaglieder. Dritte Ausgabe. Göttingen. Vandenhoeck und Ruprecht's Verlag, 1865 u. 1866; 311 und 544 Seiten in Octav.

Nachdem das Erscheinen des ersten Bandes der Geschichte nach dieser neuen Bearbeitung in den Gel. Anz. 1864 S. 561—67 angezeigt und die Art dieser letzten Ausgabe etwas näher bezeichnet ist, könnte es ganz überflüssig sein hier von den in gleicher Weise neu bearbeiteten drei folgenden Bänden zu reden; man wird leicht sehen dass sie eine grosse Menge neuer Zusätze und eine nicht geringe Zahl von Verbesserungen geben. Ebenso könnte es auch unnöthig sein hier auf die neuen Ausgaben der beiden ersten Bände des Werkes über die Dich-

ter hinzuweisen, welche umso stärker umgearbeitet und vermehrt sind je länger der Zwischenraum ist welcher sie von den vorigen letzten Ausgaben trennt. Allein die Werke dieser Wissenschaft greifen, je näher sie ihren Gegenstand zu erschöpfen suchen, sie mögen es wollen oder nicht, immer so unausweichlich und so tief in das ganze Getriebe der heutigen kirchlichen und politischen Parteien in und ausserhalb Deutschlands ein, und die Verwirrung der öffentlichen Dinge in Kirche und Staat in welche diese unstürzen ist jetzt fortwährend so drohend, dass der Unterz. vorzüglich nur deshalb auch diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen möchte Einiges der Beachtung vielleicht nicht Unwerthe darüber zu sagen.

Wenn in allem Bösen welches unter Menschen mächtig wird auch wieder ein Gutes verborgen liegen kann, welches nur richtig erkannt und hervorgesucht werden will, so mag es sein Gutes haben dass die zerstörenden einseitigen Bestrebungen in allen Dingen von Kirche und Staat unter den Deutschen jetzt stark und deutlich genug hervorgetreten sind: auch das will uns treiben alles Schädliche darin desto strenger zu meiden und desto reiner zum Ganzen zu wirken. Und ebenso mag die Vermischung des Kirchlichen und Staatlichen jetzt wieder bis zu einem Aeussersten getrieben und jenes von allen Arten der buntfarbigen Heuchler zur Erreichung weltlicher Zwecke grell genug missbraucht, dieses von den nicht minder buntfarbigen Schaaren der Freunde der falschen Freiheit schädlich genug als allein berechtigt hingestellt ja schon als allein wirklich daseiend anerkannt und gehandhabt werden: endlich muss man in Deutschland lernen weder das

Eine noch das Andre zu verkennen und zu misstrauen. beide aber in das richtige Verhältniss zu einander zu setzen. Wie ist dies aber möglich so lange die einseitigsten Bestrebungen sich an die Erklärung der Bibel selbst und der hinter dieser stehenden grossen Geschichte knüpfen? Wozu nützt diese ganze Wissenschaft und wozu werden unendliche Bücher über sie geschrieben und Vorlesungen über sie gehalten wenn der sichere Grund weichen man hier haben kann und der zum Ausgangspunkte für unser besseres Leben dienen sollte, selbst immer wieder unsicher gemacht wird?

Man wird daher besonders in dem längeren Vorworte zu dem zweiten Bande des zweiten der oben genannten Werke einige Worte finden welche in diesem Sinne über den nächsten Gegenstand etwas weiter hinausgehen, und die dennoch gar nichts Fremdartiges hereinziehen weil sie nur auf einer allgemeineren Betrachtung des Inhaltes der grösseren Fachwerke beruhen. Es ist unglaublich was die Parteimänner in diesem Felde heute in Deutschland wagen zu können meinet: das menschliche Wort wird in ihrem Munde schon zum gefügigen Mittel alles beliebig zu verdrehen, die welche selbst fromm sein wollen scheuen das nicht mehr, und die welche dem Wolkengebilde ihrer falschen Freiheit nachjagen meinen in diesem ihrem Jagden alle Wahrheit schon unter ihren Füßen zu haben und sie wo sie sich noch regen will bequem zertrümmern zu können. Und lässel ist es seltsam und doch auch wieder erklärlich dass sich im Kirchlichen ebenso wie im Politischen die Parteien in ihren schillernden Farben plötzlich auch wieder völlig vermischen und verwickeln, die Liebhaber der falschen Freiheit die Unfreiesten und die frommen Bekämpfer aller Umwälzung die ärgsten Umwälzer werden und beide sich gegen die bessere Wissenschaft verbünden. Allein diese darf sich durch alles das heute um so weniger schrecken lassen je grössere Gefahren sichtbar genug alle unsere heutige Bildung und unsere besten Hoffnungen für die Zukunft bedrohen.

H. E.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

20. Stück.

16. Mai 1866.

Die Geheimnisse des Sächsischen Cabinets. Ende 1745 bis Ende 1756. Archivarische Vorstudien für die Geschichte des siebenjährigen Krieges. Erster Band. Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung. 1866. XXXII u. 453 S. in Octav.

Das vorliegende, vom Verleger ungewöhnlich glänzend ausgestattete Werk stützt sich ein Mal auf bisher nicht in die Oeffentlichkeit getretenen Acten und Urkunden des Königlich sächsischen Hauptstaatsarchivs in Dresden, die einzeln nach dem Rubrum und nach der Registranden-Nummer namhaft gemacht sind, sodann auf Familienpapieren des Vitzthumschen Archivs. Der Verf., welcher, wie das Vorwort besagt, aus höheren Rücksichten sich zur Anonymität verpflichtet fühlt, unterzieht sächsische Zustände und Persönlichkeiten einer unbefangenen, durch keine Abneigung oder Vorliebe getrübbten Beurtheilung; das träge und frivole Ministerium eines Brühl findet weder Bemäntelung noch Entschuldigung und die Zeichnung des persönlich-rechtlichen, allen Intriguen abgeneigten, aber *nur mit Widerstreben* den Regierungsgeschäften

sich unterziehenden August III. kränkt an keiner über das Mass der Billigkeit hinausgehenden Berücksichtigung des königlichen Hauses. Andererseits ist die einschlägige Literatur einer sorgsam und verständigen Benutzung unterzogen und die verdienstliche Arbeit Herrmanns über die Geschichte des russischen Staats findet bei mehr als einer Gelegenheit die gebührende Anerkennung, so fern auch dessen Auseinandersetzung über die Veranlassung des siebenjährigen Krieges dem hier eingeschlagenen Wege der Untersuchung und Beweisführung steht. Dagegen kennzeichnen wiederkehrende Anspielungen auf die neueste Zeitgeschichte und die grellen Streiflichter, welche häufig mit mehr Animosität und Schärfe als mit Geschick auf die Richtungen und Erfolge der preussischen Politik geworfen werden, zur Genüge, dass der Verf. Hand in Hand mit den Enthüllungen der auf dem Titel bemerkten Epoche, politischen Tendenzen folgt, falls nicht etwa diesen die Ersteren der Hauptsache nach als Substrat dienen. Von dieser Ansicht wird sich der Leser schwerlich auch dann losssagen können, wenn er den Versicherungen des Vfs begegnet, dass er nicht im Interesse einer der jetzt um die Herrschaft ringenden Parteien, nicht in der Hoffnung, die öffentliche Meinung irgendwie zu beeinflussen, zur Feder gegriffen habe.

Dieser erste Theil zerfällt in vier Abschnitte, oder wie der Vf. sie bezeichnet »Studien« von denen die erste sich zunächst der Begrenzung der Aufgabe zuwendet und diese auf den Zeitraum vom Abschluss des Friedens von Dresden bis zur Capitulation der sächsischen Armee, also von den letzten Tagen des Jahres 1745 bis zur Mitte des October 1756 beschränkt. Nebenbei aber werden im voraus die aus den Unter-

chungen gewonnenen Resultate vorgelegt; deren Grundlagen erst in den nachfolgenden Abschnitten den Gegenstand specieller Erörterungen bilden. Es sollen die Entstehungsursachen des siebenjährigen Krieges vom europäischen, keinesweges bloss vom sächsischen Standpuncte aus verfolgt werden und wenn bis dahin jene Kampfperiode fast nur Berichterstatter aus dem preussischen Lager fand und mit wenigen Ausnahmen nur auf preussischen Quellen beruht, so sehen wir jetzt ein breites, inhaltschweres Material unterbreitet, dessen Verwendung früher nicht vergönnt war. »Die Hauptursache, aus welcher es eine Geschichte des siebenjährigen Krieges noch nicht geben kann, so lautet der scharf aber verständlich gehaltene Ausspruch des Vfs., finden wir in der Thatsache, dass das damals begangene Verbrechen noch immer nicht gesühnt ist.« Nach ihm kann erst dann dieser Zeitraum einer unparteiischen Revision unterliegen, wenn über das Compromiss von Hubertsburg in letzter Instanz des völkerrechtlichen Processes die Entscheidung gefällt und das politische Testament Friedrichs II. dem Verschlusse des Archivs entzogen ist. Es handelt sich, kurz zusammengefasst, vornehmlich um die Frage, ob Friedrich II. auf Grund eines factisch bestehenden oder doch von ihm geglaubten Offensivbündnisses zwischen Russland und Oestreich und Sachsen zum Kriege getrieben sei. Beides stellt der Verf. aufs Entschiedenste in Abrede; er constatirt nur den Eroberungskrieg.

Es hat anfangs einige Schwierigkeiten, den Kern der Untersuchung herauszuschälen, sich durch alle Verhüllungen und Verpuppungen, durch die eingeflochtenen Zwischenfälle diplomatischer Verhandlungen und die oft in die Breite gezogene Darstellung hindurchzuarbeiten, bis man

endlich auf Fleisch und Bein stösst; und auch dann noch muss man sich zuweilen, statt handgreiflicher Thatsachen mit lockern Andeutungen begnügen, die durch gesuchte Ausdrucksweise — so wenn von der »tellurischen Ubiquität« der Macht Englands die Rede ist — nicht eben gewinnen. Der mehr als ein Mal abgegebenen Erklärung zum Trotz, dass er sich nun der Praeclarisirung seiner Aufgabe zuwende, ergeht sich der Verf. in anhaltenden Abschweifungen; man hofft, den verheissenen Enthüllungen entgegen zu sehen und befindet sich noch inmitten des »Programms der Vorstudien«. Die wiederholte Verheissung, durch Entschleierung von Geheimnissen die Geschichte jener Zeit in die richtige Beleuchtung stellen, archivalische Forschungen »mit dem Sonnenmikroskope« verfolgen zu wollen, bewirken eine Spannung, die durch die eben so oft wiederholte Erklärung, dass eine vollständige Ergründung der Wahrheit auch hier nicht versprochen werden könne, erheblich wieder abgeschwächt wird. Es sollen diese Studien nur als »Vorstudien« für den Geschichtsschreiber der Zukunft gelten.

Der Verf. fühlt sich berufen, die *faibles convenues* auszumerzen und der Geschichtschreibung die bisher überschätzten Memoiren Friedrichs II. als Grundlage zu entziehen, während er wiederum auf Angaben fusst, die nicht minder der Erhärtung bedürfen. Dahin gehört z. B. die Erzählung von der Lebensrettung des preussischen Kronprinzen durch das Fürwort Seckendorfs und die vernichtende Charakteristik, welche Friedrich Wilhelm I. über seinen Thronerben gegeben haben soll. Man wird leider einräumen müssen, dass Friedrich II. für deutsches Wesen weder Herz noch Sinn besessen habe; aber der Ausspruch, dass derselbe »von Hass

is ungebildet« gewesen sei, kann keiner Widerlegung bedürfen.

Diesen Ausstellungen zur Seite fügt Referent hinzu, dass der hier ausgebreitete Reichthum an bisher nicht bekannten diplomatischen Correspondenzen und Instructionen ein so erheblicher und für die geschichtliche Gestaltung der Parteien ein so bedeutender ist, dass man dem Verf., der im späteren Verlauf seiner Darstellung Combinationen und Folgerungen präcis und übersichtlich aneinander reiht, zum wärmsten Danke verpflichtet sein muss. Der herkömmlichen Auffassung der in Rede stehenden Ereignisse werden schwer wiegende, dem Wortlaut an Urkunden entnommene Thatfachen gegenübergestellt, welche dem wahrheitsliebenden Historiker eine Revision der den Ausbruch des ebenjährigen Krieges herbeiführenden Gründe überlegen.

Nach dem dresdener Frieden, so erörtert der Verf., hielt Friedrich II. für unmöglich, dass Oestreich den Verlust Schlesiens werde verheerzen können; weil er selbst die Heiligkeit der Verträge nie geachtet hatte, setzte er dasselbe auch bei Maria Theresia voraus. Er wollte seinen sichern Einblick in die Pläne seiner Gegner gewinnen und so geschah der bekannte, am erkaufte Menzel vollzogene Diebstahl. Gleichzeitig aber verfolgte der König, wie sich aus dessen 1848 zum ersten Male veröffentlichten Exposé (Oeuvres, T. IX) ergibt, den Gedanken, Böhmen und Mähren zu erobern, seinen Staat durch Einverleibung Kursachsens zu vergrößern und den Kurfürsten durch die der Kaiserin entrissenen Lande zu entschädigen. Der Widerlegung der bekannten Annahme aber, dass ein zwischen Oestreich und Russland abgeschlossenes Offensivbündniss, dem auch Sach-

sen beigetreten sei, die Zerstückelung des preussischen Staats zum Gegenstande gehabt habe und sonach der zuvorkommende Angriff Friedrichs II. nur als ein Act der Nothwehr angesehen werden dürfe, hält der Verf. für erforderlich, auf die politischen Richtungen und diplomatischen Verhandlungen Sachsens von der Zeit des Friedens von Dresden bis zum Jahre 1755 zurückzugehen und eine Schilderung der einflussreichsten Persönlichkeiten am kurfürstlichen Hofe voranzuschicken.

In der zweiten, mit der Ueberschrift »Petersburg und Aachen« versehenen Studie lässt der Verf. meist die Actenstücke reden, deren Inhalt, wo es erforderlich scheint, wörtlich eingerückt wird. Ein im April 1746 zwischen Sachsen und Frankreich heimlich abgeschlossener Vertrag, vermöge dessen Ersteres sich zur Neutralität verpflichtete, so lange es nicht in seiner Eigenschaft als Reichsstand zur Theilnahme am Kriege gezwungen werde, hatte bei den durch den Petersburger Tractat verbündeten Kaiserhöfen von Oestreich und Russland den Verdacht erregt, dass der Kurfürst der Politik des französischen Widersachers beigetreten sei. Dieses Misstrauen musste indessen schwinden, sobald der Wortlaut jenes Vertrages nicht mehr Geheimniss blieb. Auf Frankreichs Wunsch unterzog sich Sachsen mit Erfolg der Vermittelung des nachmals zu Aachen abgeschlossenen Friedens und wurde nun zum Beitritt des Petersburger Tractats aufgefordert, dessen geheimer Separatartikel dahin lautete, dass, wenn Preussen, dem Frieden von Dresden zuwider, die kaiserlichen Lande überziehe, beide Mächte zur Abwehr vereint stehen wollten und Oestreich zur Wiedereroberung seiner verlorenen Provinzen berechtigt sein solle. Ein vom kurfürstlichen gehei-

men Rath eingeholtes Gutachten erklärte sich, vornehmlich auf Grund jenes Separatartikels, welcher Preussen den Vorwand zu einem Friedensbruche mit Sachsen an die Hand geben könne, gegen den Beitritt. Diesem Dafürhalten stimmte schliesslich auch der allmächtige Graf Brühl bei und der gewünschte Anschluss Sachsens erfolgte nicht. Diese Thatsache räumt auch Hertzberg in seinem *Mémoire raisonné* ein; aber fügt er gleich darauf hinzu, an allen gefährlichen Anschlägen, welche man in Wien auf die Petersburger Allianz baute, nahm Sachsen gleichen Antheil.

In der dritten, »Westminster und Versailles; Januar 1755 bis August 1756« überschriebenen Studie handelt es sich erstens um die 1755 durch preussische Diplomatie vereitelten Bemühungen Frankreichs, Sachsen durch eine enge Allianz völlig an das französische Interesse zu knüpfen, sodann um den zwischen Preussen und England zu Westminster eingegangenen Vertrag, welcher, nach der jedenfalls einer genaueren Beweisführung bedürftigen Ansicht des Verfs, zunächst aus dem Wunsche Friedrichs II. entsprang, durch die Vermittelung Englands seine Aussöhnung mit Russland zu erwirken. Dass eben damals der Subsidienvvertrag, demzufolge die Seemächte zur Erhaltung des sächsischen Heeres einen jährlichen Beitrag von 48000 Pfund Sterling geleistet hatten, ablief, giebt dem Vf. Gelegenheit, eine kurze aber belehrende Uebersicht über den damaligen Zustand der sächsischen Finanzen und somit über die unselige Verwaltung des Grafen Brühl einzuflechten. Nur ist dieses Capitel wiederum nicht arm an Abschweifungen der verschiedensten Art, die bald ins sechszehnte Jahrhundert, bald in die Jetztzeit hineingreifen und unter andern die schwer-

lich auch nur theilweise begründete Mittheilung enthalten, dass Kaiser Karl V. 1553 ernstlich daran gedacht habe, durch Abtretung des linken Rheinufers Frankreich zu gewinnen und durch dessen Unterstützung die Kaiserkrone in seinem Hause erblich zu machen.

Nun erst tritt der Verf. seiner eigentlichen Aufgabe näher, indem er auf das am 1. Mai 1756 zwischen Oestreich und Frankreich abgeschlossene Bündniss auf gegenseitige Vertheidigung eingeht und bei dieser Gelegenheit aus archivalischen Vorlagen das so oft citirte Schreiben Maria Theresias an die Pompadour als eine böswillige Erfindung erhärtet. Erst vier Wochen später gewann man in Dresden von diesem Bündnisse Kenntniss und im Julius 1756 meldete Brühl dem sächsischen Gesandten am französischen Hofe, Grafen von Vitzthum, dass Preussen vermöge seiner mit Hast betriebenen Rüstungen die Besorgniss erzeuge, dass es die Offensive zu ergreifen gedenke und wahrscheinlich, wie früher, den Durchmarsch durch das Kurfürstenthum nehmen werde. In Versailles glaubte man nun freilich nicht, diese Befürchtungen theilen zu dürfen, befürwortete jedoch die Ergänzung des Heeres und einen engen Anschluss an Oestreich. Wenn aber Vitzthum sich dringend für die möglichste Annäherung an Frankreich aussprach, um jeder von Preussen in Aussicht gestellten Gefahr zeitig zu begegnen, so beharrte Brühl dagegen bei der Ansicht, aus dem harmlosen Defensivbunde mit den beiden kaiserlichen Höfen nicht heraustreten zu dürfen.

Die vierte Studie umfasst die Verhandlungen und meist bekannten Ereignisse vom vorletzten Tage des August bis zum 6. September 1756. Die Sorglosigkeit des Grafen Brühl wurde auch dann nicht gestört, als die Meldungen von dem

zusammenziehen eines preussischen Heeres und dessen Annäherung an die sächsische Grenze sich häuften. Um so herber war die Täuschung, als am 29. August der preussische Gesandte in Dresden die Erklärung abgab, dass der König sich wegen der Rüstungen Oestreichs gedrungen fühle, in Böhmen einzurücken und zu dem Behufe dem Heere einen »unschädlichen Durchmarsch« durch Sachsen zu gewähren bot. An einen abschlägigen Bescheid konnte der Kurfürst nicht so weniger denken, als er völlig ungerüstet stand, das Heer, seitdem die Subsidien aufgehört hatten, von 40,000 auf 19,000 Mann reducirt war. Man begnügte sich also mit den erforderlichen Vorkehrungen, damit der Durchmarsch der preussischen Regimenter die kurfürstlichen Unterthanen möglichst wenig belästige. Schon am 30. August wurde Leipzig von den Preussen besetzt und deren Führer, Herzog Ferdinand von Braunschweig — der Verf. verwechselt ihn mit dem Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand — debütierte mit der gegen eine Deputation des Handelsstandes der Stadt abgegebenen Erklärung, dass die Kaufmannschaft fortan dem Könige von Polen keinerlei Abgaben zu entrichten habe. Unter diesen Umständen konnte natürlich der Kurfürst nicht länger zweifeln, dass es sich nicht sowohl um den angekündigten Durchmarsch als um die Occupation seines Landes handle und dass, wenn er sich in einem Eilmarch eingelaufenen Schreiben Friedrichs II. mit den Versicherungen freundschaftlichen Wohlwollens überhäuft sah, während zugleich die »noirs complots« des Grafen Brühl als die Ursachen des augenblicklichen Verfahrens angegeben wurden, der König mit der Entfernung des Ministers einen Wechsel des Systems, den *Anschluss an Preussen*, zu erzwingen gedenke.

Dieser erste Theil schliesst mit der von Dresden aus erfolgten Notification des Geschehenen an die im Defensivbunde mit Sachsen stehenden kaiserlichen Höfe und mit der Uebersiedelung des Kurfürsten in das feste Lager bei Pirna. Man wird sonach der eigentlichen Enthüllung hinsichtlich jenes oft besprochenen, auf den Offensivbund Sachsens mit den genannten Mächten bezüglichen archivalischen Documents erst mit dem folgenden Theile entgegensehen.

Die himjarische Kasideh. Herausgegeben und übersetzt von Alfred von Kremer. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1865. — VII und 32 Seiten in Octav.

Ueber die südarabische Sage. Von Alfred von Kremer. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1866. — XIX und 151 Seiten in Octav.

Unsere Kenntniss von der alten Geschichte Südarabiens ist noch ausserordentlich dürftig. Ein jeder Beitrag zur Vermehrung derselben ist daher mit Anerkennung aufzunehmen; denn dass die Geschichte eines Landes näher bekannt zu werden verdient, welches schon im Alten Testament und noch weit mehr bei den Griechen und Römern als ein geheimnissvoll herrliches Wunderland erscheint, von dem die spätern Araber die grossartigsten Vorstellungen haben und welches durch seine allmählich zu Tage tretenden Denkmäler sich wirklich als der Sitz einer alten, grossen Cultur erweist, das bedarf keines weitem Beweises. Wir müssen daher Herrn v. Kremer unsern besten Dank dafür sagen, dass er es auf sich genommen hat, durch Aufschluss neuer arabischer Quellen die Kunde der südarabischen Sage und Geschichte zu erweitern. Der genannte Gelehrte fand in der k.

Hofbibliothek in Wien eine Art Lobgedicht über die Geschichte Jemen's von Naschwân b. Saïd; gest. im Jahre 573 d. H., welcher seine Abkunft selbst aus edlem himjarischen Geschlecht herleitete, nebst einem ausführlichen Commentar. Das Gedicht ist der Form nach eine Klage über die Vergänglichkeit aller irdischen Herrlichkeit. Es wird immer gefragt: wo ist nun der grosse N. N., der das und das gethan hat? und auf diese Weise erhalten wir eine lange Reihe von Namen zum Theil mit einigen näheren Angaben über die Träger derselben. Der Herausgeber meint nicht mit Unrecht, dass das nächste Muster des Dichters wohl ein, allerdings ganz oder theilweise unechtes, Lied des berühmten Kuss b. Sâida*) sei, welches er S. 73 ff. übersetzt. Zu bemerken ist jedoch, dass ähnliche Klagen, über vergangene Helden, Herrscher und Reiche schon in der vorislamischen Zeit gar nicht selten sind, nur dass sie natürlich bei Weitem nie den Umfang und die Trockenheit des vorliegenden Liedes haben. Das Lied bietet nämlich im Ganzen nur eine sehr dürre Aufzählung von Namen, welche erst durch den Commentar verständlich und geniessbar wird. Leider ist der Text des Letzteren in der Wiener Handschrift so verdorben, dass Herr v. Kremer darauf verzichten musste, denselben ganz herauszugeben, während er uns dies Gedicht selbst vollständig in dem an erster Stelle angezeigten Hefte vorlegt. Er theilt uns aber den wesentlichen Inhalt des Commentars in deutscher Uebersetzung mit und verbindet damit eine eingehende und umsichtige Besprechung der darin enthaltenen Sagengeschichte Jemen's.

Nach den Auseinandersetzungen des Verf.'s

*) Der übrigens sicher nie Bischof gewesen ist, wie auch hier wieder behauptet wird.

beruhen die Angaben des Commentars hauptsächlich auf dem Werke Alhamdânî's über die Geschichte Südarabiens, welches bis jetzt als verloren gelten muss. Er weist aber auch die Bedeutung andrer Männer für die Gestaltung dieser Sagen nach; namentlich macht er mit Recht auf den Erzähler der ersten islâmischen Zeit Abîd (so, nicht Ubaid, nach Ibn Chalikhân) b. Scharja aufmerksam, der als einer der wesentlichsten Schöpfer dieser ganzen Sagen anzusehn ist. Leider ist nämlich das Ergebniss der Untersuchung, dass in dieser angeblichen Geschichtserzählung nur verhältnissmässig sehr wenig wirklich Geschichtliches ist. Auch der Verf. kommt im Ganzen zu diesem Schluss, nur scheint er mir in dieser Hinsicht noch nicht weit genug zu gehn, indem er nicht genug Nachdruck auf die absichtlichen, rein tendenziösen Erdichtungen legt.

Die grosse Zeit des sabäischen und himjarischen Reichs war beim Auftreten des Islâm's längst dahin. Wenn uns einst die Denkmäler, namentlich die Inschriften, welche dieser Zeit entstammen, vollständiger bekannt und deutlich sein werden, so ist zu hoffen, dass wir wenigstens manche Seiten jener Geschichte weit genauer werden kennen lernen, als es bis jetzt nach den vortrefflichen Arbeiten des so früh der Wissenschaft entrissenen Osiander möglich war. Aber zu den spätern Arabern war aus jener Zeit Nichts als ein paar Namen gedrungen. Bei den landläufigen Ansichten von der Sicherheit orientalischer mündlicher Ueberlieferung müsste eine solche Thatsache wunder nehmen; aber bei einer nähern Einsicht in die Irrigkeit jener ist sie ganz natürlich. Der Verf. führt selbst das auch von mir (Ueber die Amalekiter S. 26 ff.) hervorgehobene Beispiel der Geschichte des Vol-

kes Thamûd für die Kürze des geschichtlichen Gedächtnisses der Araber an, nur schwächt er es dadurch nicht wenig ab, dass er die letzte Erwähnung der Thamûd in der *Notitia dignitatum utriusque imperii* ins dritte Jahrh. statt ums Jahr 400 setzt. Merkwürdig ist aber, dass er dennoch im Ganzen an jener Vorstellung festhält, und sie damit erhärtet, dass ihm selbst ein Beduine Episoden aus der Basûs-Fehde, also aus einer vor ungefähr 1300 Jahren geschehenen Begebenheit, erzählt habe. Aber Herr v. Kremer hat uns ja selbst Nachricht von dem modernen Roman über diese Fehde gegeben, und dass die Kenntniss jenes Beduinen, mittelbar oder unmittelbar, aus dieser oder einer ähnlichen Quelle, und nicht aus uralter rein mündlicher Ueberlieferung stammt, scheint uns unzweifelhaft. Doch mag man davon denken, was man will, die Kenntniss der alten Geschichte Jemen's bis ins 6. Jahrh. n. Chr. war bei den Muslimen von Anfang an sehr gering. Wir weisen nur darauf hin, wie sie durchaus nichts Näheres über die ältern Berührungen mit dem Reiche, das mit Jemen doch nothwendig von alter Zeit her oft kriegerisch und friedlich zusammenstossen musste, mit Aethiopien, wissen *); ferner auf die Seltenheit eines Zusammenstimmens mit den allerdings spärlichen, unzweifelhaft richtigen Daten der classischen Schriftsteller und der Inschriften.

Dieser Mangel hinderte aber die Geschichtserzähler nicht, einen ausführlichen Bericht über ihren Gegenstand zu geben. Was man nicht wusste, das erfand man, und da man einmal nicht durch positive Ueberlieferung gebunden war, so fühlte man sich um so freier von den

*) Vergl. die Inschriften von Axûm, sowohl die in griechischer, wie die in äthiopischer Sprache, auf denen Könige von Aethiopien als Beherrscher Jemen's auftreten.

Rücksichten auf Richtigkeit und Möglichkeit. Herr v. Kremer scheint mir in diesen Dichtungen viel zu viel Gewicht auf Volkssagen zu legen. Ich sehe fast überall nichts, als bewusste Erdichtung, und diese kennzeichnet sich durch die Entschiedenheit ihrer Tendenz, Jemen gegenüber den Nordarabern in ein glänzendes Licht zu stellen. Man weiss, wie vielfach sich in den beiden ersten Jahrhunderten die s. g. jemenischen Stämme mit den maaddischen (is-maelitischen d. i. Mudar und Rabîa) rieben. Diese waren durch Muhammed und den Stamm Kuraisch an die Spitze gekommen. Jene, die sich bis dahin nie als eine Einheit gefühlt hatten, wie sie denn offenbar keine weitere Gemeinschaft hatten, als dass sie alle (oder meistens) in verschiedenen Zeiten einmal vom Süden hergekommen waren, wurden vielfach durch den Gegensatz geeinigt, und die kindlichen Anfänge der Geschichtswissenschaft thaten ihnen den Gefallen mit Hülfe einiger dunkler Stammessagen ein stattliches genealogisches Gebäude zu errichten, welches sie, die zum Theil vielleicht nie etwas mit dem himjarischen Culturvolk zuthun gehabt hatten, die jedenfalls sämmtlich je den maaddischen Stämmen, neben denen sie gerade lebten, vollständig assimiliert waren, an die alten hehren Namen Himjar und Saba anzuknüpfen und sie dadurch als die älteren und im Grunde allein wahren Araber darzustellen vermochte. Aber noch mehr suchten die eigentlichen Nachkommen der Himjaren sich den Kuraisch gegenüber in ein richtiges Licht zu stellen. Mit der Geschichte des letzten Jahrhunderts, die man noch kannte, war kein Staat zu machen: war man doch abwechselnd von grausamen Judenkönigen, von verachteten Abyssiniern und verhassten Persern beherrscht. Die blosse, schattenhafte Erinnerung

rung an die einmalige Herrlichkeit konnte auch nicht allein imponiren, aber sie reizte doch besonders zur Erdichtung. So nahm man denn die Namen von Stämmen und Königen, die man wohl in der Erinnerung vorfand, und statete sie mit gewaltigen Thaten aus. Hatten die Kuraisch ihre Eroberungen bis nach Transoxanien und Mauretanien ausgedehnt, so waren ihre Herrscher ebensoweit, ja noch weiter, bis Tibet und China, gedrunken, hatten die persischen Sagenkönige (Minôtschihr und Kai Kâûs) gefangen nach Jemen geführt, ferne Städte gegründet und die Welt mit ihrem Ruhm erfüllt*). Rücksichten auf Chronologie und thatsächliche Verhältnisse brauchte man nicht zu nehmen, und dass nach vielen Jahrhunderten europäische Gelehrte sofort erkennen, dass ihr grosser afrikanischer Eroberer Ifrîkîs, der Gründer der Stadt Ifrîkîja, sogar wer weiss durch welche Vermittlung? — aus europäischer Quelle stammen müsse, konnte die Herren nicht kümmern. Zu dieser, auch in nebensächlichen Zügen ausgeprägten, Tendenz kommt noch, wie durchgehends bei den Geschichtserzählern dieser Zeit, selbst manchen solideren, ein rein belletristisches Interesse. Man flocht eine Reihe von romantischen Abenteuern in die Erzählung, schmückte sie mit Gedichten aus, die man den handelnden Personen in den Mund legte und schuf dadurch eine, zum Theil wirklich vortreffliche, aber freilich weder geschichtliche noch volksthümliche Darstellung.

Als Muslime mussten diese Erzähler in irgend einer Weise an die biblische und koranische Ueberlieferung anknüpfen. Sie thaten das, indem sie den echt einheimischen Stam-

*) Vgl. A. v. Gutschmid in der Zeitschr. d. D.M.G. **XXV. S. 71.**

mesnamen Kahtân *) mit dem biblischen Joktan identificirten und dadurch die erwünschte Fortführung ihrer Geschichte bis auf Adam gewannen, und indem sie ferner Geschichten wie die von Salomo und der Königin von Saba (Bilkis) an irgend einem passenden oder unpassenden Ort einschoben. Den wenig rühmlichen Schluss ihrer Geschichte konnten sie freilich nicht verschweigen. Aber zu beachten ist, dass die Erzählung aus dem letzten Zeitraum zwar weit authentischer, aber auch weit dürrer wird. Hierdurch tritt gerade das oben Gesagte noch deutlicher hervor.

Nun wäre es aber doch ganz falsch, wollte man das Kind mit dem Bade ausschütten und aus dem eben Gesagten den Schluss ziehen, die ganze arabische Ueberlieferung über die Geschichte Jemen's habe gar keinen Werth. Mit besonnenem Urtheil kann man allerdings einige nicht unwichtige Daten aus ihr schöpfen, wie das der Verf. wiederum zeigt. Dass die überlieferten Namen bis auf jenen Ifrikis und vielleicht noch einzelne andere wirklich einheimische waren, ist nicht zu bezweifeln: die Inschriften und, worauf schon Dillmann aufmerksam gemacht hat **), die äthiopischen Königslisten bestätigen sie d. h. nicht in dem Sinne, dass sie dieselben Individuen sondern nur dass sie andre Träger desselben oder ähnlicher Namen bezeichnen. Freilich ist es nur theilweise möglich, diese jemenischen Königsverzeichnisse in ihre richtige

*) Ptolemäus 6, 7 hat die *Katavîtai* ungefähr in derselben Gegend, in welcher noch jetzt der alte Name lebendig ist (Sprenger in der Zeitschr. d. D. M. G. XVII. 216). Wie fern der von קהק abgeleitete Name dem biblischen, von קק gebildeten, steht, leuchtet ein.

**) Der Verf. scheint uns diesen Umstand etwas zu weit auszudehnen.

Ordnung zu bringen und eine auch nur annähernde Chronologie zu versuchen, da die Erzähler mit den wenigen sicher überlieferten Punkten sehr willkürlich gewirthschaftet haben. Es wird schon sehr schwer, mit Hülfe anderweitiger Quellen auch nur die ungefähren Epochen der verschiedenen Reiche zu bestimmen, welche in Jemen bestanden haben. Gewisse ethnologische und geographische Thatsachen lassen sich aus der Ueberlieferung gleichfalls noch mit mehr oder weniger Deutlichkeit erkennen und spätere Entdeckungen können hier vielleicht noch manches bisjetzt Unsichere oder Unverständliche in ein klares Licht setzen. Vor Allem dienen aber die arabischen Berichte dazu, uns über die letzte vorislamische Periode Jemen's aufzuklären und von den so erworbenen Kenntnissen Rückschlüsse auf die früheren Zeiten zu machen. In dieser Hinsicht sind selbst scheinbar trockne Namenlisten von grossem Werth: sie geben uns eine Aufzählung grosser Reichsbarone. Wir erkennen deutlich, dass Jemen zahlreiche vom Oberkönig nicht allzuabhängige, Feudalherren hatte, und die Art wie sie ihren Namen nach ihren Wohnsitzen tragen, macht es uns sicher jetzt möglich, die Eintheilung des Reiches etwas näher zu erkennen. Dieselbe, in der Bodenbeschaffenheit des fruchtbaren Berglandes tief begründete, Einrichtung finden wir aber auf den Inschriften; von späteren Untersuchungen an Ort und Stelle ist auf diesem Gebiete gewiss noch manches Ergebniss zu hoffen. Die Wichtigkeit der festen Sitze tritt aber nicht bloss bei den Adelsgeschlechtern, sondern bei der ganzen Bevölkerung hervor. Während bei den Wüstenarabern der Stamm durchaus nicht an feste geographische Gränzen gebunden ist, sind in diesem Ackerbaulande die Namen der Orte und

Gegenden vielfach, wenn nicht ursprünglich immer, auch die der sie bewohnenden Stämme. d. h. wohl: der Begriff des Stammes im echten Beduinensinn existiert hier nicht.

Wir könnten noch auf einige andere Dinge in den Berichten der Araber und namentlich der hier neu aufgeschlossenen Quelle eingehn, die einen geschichtlichen Werth haben, doch würde uns dies leicht zu weit führen, und wir müssen auf die Ausführungen des Verf.'s verweisen, denen wir uns in sehr vielen der wichtigsten Punkte nur anschliessen können. Namentlich müssen wir das auch in Bezug auf seine Polemik gegen Caussin's Chronologie und ganze s. g. geschichtliche Kritik thun.

Uebrigens enthält der Commentar des Gedichtes ausser dem geschichtlich Merkwürdigen noch mancherlei anderes Wichtige. Auf den sprachlichen und literarischen Werth der in ihm enthaltenen romantischen Erzählungen und Gedichte, trotzdem dass diese meistens untergeschoben sind, macht Herr v. Kremer mit Recht aufmerksam. Ein besonderes Interesse gewährt uns die himjarische Inschrift, welche er uns S. 96 nach dem Commentar in arabischer Transcription und Uebersetzung mittheilt. Leider ist nicht bloß erstere, sondern auch letztere so entstellt, dass wir nicht viel damit machen können. Wenn wir auch nicht daran zweifeln können, dass der Araber die himjarische Inschrift nicht mehr richtig verstehn konnte, so scheint er doch noch einige Wörter (besonders 𐩦𐩣𐩪 »Jahr«) noch herausbuchstabiert zu haben. Leider fehlte es auch den wissenschaftlich eifrigen Arabern jener Jahrhunderte ganz an dem Sinn für derartige sprachliche und Alterthumsstudien, so dass die Kenntniss der alten Schrift und Spr-

che, obgleich noch nicht völlig erloschen, doch durchaus nicht wissenschaftlich verwerthet ward.

Aus dem Gesagten geht hervor, wie sehr eine vollständige Herausgabe des Commentars zu wünschen ist, die freilich nur dann uns wirklich wird fördern können, wenn man sie nicht bloss aus der verderbten Handschrift des Verf.'s wird veranstalten können. Wir müssen ihm aber darum doch bestens danken, dass er uns wenigstens so Viel als möglich mitgetheilt und mit Fleiss und Geschick bearbeitet hat.

Unsere Anerkennung der Leistung Herrn v. Kremers wird steigen, wenn wir bedenken, dass er diese Arbeit in Galatz (in der Moldau), nur mit den Mitteln seiner Privatbibliothek ausgerüstet, fertig gemacht hat. Wenn sich vielleicht hie und da noch aus gedruckten Quellen Einiges ergänzen oder berichtigen lässt, wenn die, welchen handschriftliche Schätze zur Verfügung stehn, dies noch in höherm Grade werden thun können, so fällt daraus kein Tadel auf den Vf. Ebenso wenig wollen wir ihm einige kleine geschichtliche Versehn vorwerfen. Wir erkennen vielmehr an, dass er mehr geleistet hat, als man nach seinem eignen Eingeständniss erwarten sollte.

Die schwache Seite des ganzen Werks ist, wie der Verf. selbst zu fühlen scheint, die rein sprachliche. Fast überall, wo er sich auf sprachliche Detailuntersuchungen einlässt, geht er fehl (ich verweise z. B. auf das Missverständniss hinsichtlich des Wortes צלמור, welches, so viel mir bekannt, noch Niemand für einen *Pluralis* gehalten hat); auf die Auffassung des aus dem Persischen stammenden Wortes *mahraq* als eines sehr alterthümlichen, an die Ableitung von *Barahût* aus *Bîr Hûd* u. A. m. Aber glücklicherweise nehmen solche Untersuchungen keine

hervorragende Stelle in dem Buche ein. Wir wollen auch nicht hervorheben, dass sich an der Uebersetzung der Verse hie und da Einiges aussetzen lässt: dergleichen Missverständnisse begehn auch die philologisch Geschultesten wohl einmal. Allein besonders stark tritt die sprachliche Schwäche in dem ersten Hefte hervor, welches ja nur den Text und die Uebersetzung des Gedichtes enthält. Der Text des letzteren in der Handschrift bedarf zwar einiger Nachbesserungen, ist aber nicht schlecht *). Der Herausgeber hat nun zwar an einigen Stellen den Text richtig verbessert, aber an mehreren Stellen ist die Lesart der Handschrift seiner Verbesserung vorzuziehn, einige Stellen, die der Verbesserung bedürfen, sind unverändert gelassen und die ihm ganz allein angehörige Vocalisation enthält viele grobe Fehler gegen Metrum und Grammatik. Wir wollen diese Behauptungen ausführlich belegen. Vers 31 war die Lesart der Handschr. zu behalten bis auf die eine Aenderung الجبة; dass Arrâisch die Stadt رانة in Indien gebaut habe, finden wir ja auch im zweiten Heft S. 63. Unnöthig ist die Aenderung

V. 34. wo يعرض auf فياً geht. In V. 35 kann für die etwas gewaltsame Aenderung vielleicht

die Lesart يمت (bietet dar) stehen bleiben. V. 37 ist der Schluss, wenn nicht etwa der Commentar entschiedene Fingerzeige auf die gegebenen Conjecturen enthalten sollte, im engen Anschluss an die Handschrift zu lesen

يَدْعُوا (تَ حِينَ بَرَا حَ) (indem er rief: »es ist keine

*) Wir sehen hier überall von den Eigennamen ab. Ferner betrachten wir die nachträglichen Verbesserungen als bereits geschehen

Zeit zum Aufhören* vgl. meine Gesch. d. Qorân's S. 248). V. 75 lies mit der Hdschr. *بمنارة*. V. 80 ist die bedenkliche Aenderung aus metrischen Gründen nicht nöthig; während in *أخوه* das *قمة القطع* in ein *قمة الوصل* verwandelt wird, geschieht das Umgekehrte in *المردى*. V. 87 ist das *غلقت* der Hdschr. ebenso gut, wie die Verbesserung. Unnöthige orthographische Verbesserungen finden wir V. 4 und 126.

Fehler aus metrischen Gründen sind, obwohl der Vf. das Metrum wohl ins Auge gefasst hat, nicht selten. Besonders häufig ist der Fall, dass er ein Nomen, welches eigentlich schwach (als Diptoton) decliniert wird aber des Versmasses wegen starke Declination (als Triptoton) erhalten muss, doch schwach lässt; gleich der 2. Vers enthält einen solchen Fall (*طبائع* für *طبائع*), und andre finden wir noch v. 22, 24, 26, 33, 41, 45, 66, 98, 105, 109, 110, 118 (2 mal). Im V. 22 (wo das Hamza von *او* erweicht wird), 58 und 61 sind sogar regelrecht starke Nomina gegen das Metrum schwach gemacht. Der Reim ist nicht beachtet in V. 16, wo *صاح* Adjectiv zu *سير* ist; in V. 20,

wo zu lesen *دزهبير ملك زاهر وضاح* nach der Verbindung *زيد الخيل* und 103, wo *ذباح* Apposition

zu *كأس* ist. Starke grammatische Fehler enthalten die Verse 28, 41, 54, 62 und 65, in denen ein Genitiv mit Artikel oder im St. constr. a erhält.

Ferner bemerken wir noch folgende Verbes-

serungen: V. 5 ist besser **يُجْرَى** (passiv), V. 20 lies **الهميسع**, wie der Herausgeber auch im andern Heft spricht, V. 37 besser **ينقطع**. V. 43

ist wohl **المنصاح** »des weiten« zu lesen. V. 52 ist die Lesart des Herausgebers sicher falsch, schon wegen der »geizigen Schwerter« eine sichere Emendation habe ich allerdings nicht, doch möchte ich im strengen Anschluss an die Hdschr.

بالاعنف الاسباح lesen. V. 58 lies **كَلَّكِل** »Brust«.

V. 59 lies **صاحب** (Zustands-Acc.). V. 78 lies im nähern Anschluss an die Hdschr. **مستعدياً** (Zustands-Acc. zum vorhergehenden Suffix). V. 114 erfordern Versmaas und Sinn die Aenderung

الرَدَى »das Verderben«. Rathlos stehe ich aber dem metrischen Ungethüm 26 *a* gegenüber und muss die Verbesserung des unrichtigen Schlusses von V. 126 dem überlassen, welcher die wahre Form des Eigennamens am Ende erfahren kann.

Man wird vielleicht diese unsre Anmerkungen als Beweis einer kleinlichen Auffassung ansehen. Allerdings kennen wir schon eine solche Anschauung, nach welcher die grammatische Genauigkeit etwas sehr Nebensächliches ist und nur dazu dient, den Blick von der Betrachtung der grossen Dinge abzulenken, statt dass sie von Jedem als nothwendige Grundlage sicherer Forschung angesehen werden sollte. Wie würde man wohl über einen Forscher auf dem Gebiete griechischer Geschichte urtheilen, welcher die einfachsten Accentregeln verletzte oder mitunter einem Masc. auf *ος* den Genitiv *ης* gäbe? Freilich wird es durch die ganze Art der arabischen

Sprache und Schrift ausserordentlich erschwert, volle grammatische Sicherheit zu erlangen und einzelne Fehler kommen fast in jeder Ausgabe vor, aber die Forderung sprachlicher Richtigkeit muss dennoch aufrecht erhalten werden.

Wenn ich als unparteiischer Zeuge die Fehler der beiden Bücher nicht verschweigen konnte, so erkläre ich dennoch zum Schluss noch einmal, dass sich Herr von Kremer durch dieselben ein entschiedenes Verdienst erworben hat.

Kiel.

Th. Nöldeke.

Edmond) de Coussemaker: l'Art harmonique des XII et XIII. siècles. Paris, Durand et Didron 1865. XII u. 292 Seiten Text, nebst Monuments CV S., Traductions 123 S. in Quart.

Der unermüdliche Fleiss des Verf. der sich seit länger als zwei Jahrzehnten — sein *Mémoire sur Hucbald* erschien 1841 — auf dem Gebiete der mittelalterlichen Musik bewegt, hat uns wiederum mit einer umfangreichen Arbeit beschenkt, welcher nächstens noch zwei verwandte folgen sollen: über die harmonische Kunst des 14. Jahrh., und über die mittelalterlichen Musik-Instrumente. Ihm stehen Collectaneen, literarische Verbindungen und andre Hülfsmittel zu Gebote die in gleichem Maasse selten beisammen sind; er weiss sie fruchtbar auszubeuten und hat manches Dankenswerthe zu Tage gefördert, wobei wir jedoch nicht verhehlen dürfen, dass mit allen jenen Gaben erst der Anfang gemacht ist zu dem was die Kunstgeschichte bedarf um auf sicherem Grunde zu stehen. Die Erforschung der Anfänge unsrer harmonischen oder mehrstimmigen Musik ist zunächst auf liturgischem Gebiete begonnen mit ehrenwerthem Wetteifer beider abendländischen Kirchen, im kirchlichen Zeitalter durch *evangelische*, im Revolutionszeitalter durch rö-

mische Katholiken. Wir erwähnen das, weil kürzlich auch in diesem Punkte um Prioritäten gestritten und der Anhub tieferer Forschung beiderseits partiisch in Anspruch genommen ist. Denn dass im 16. Jahrhundert die Evangelischen es waren welche die unverfälschte Tradition hegten und schirmten, bezeugen auch die Päbstlichen, indem Guidetti Directorium Chori, das 1589 nach tridentinischen Grundsätzen ausgeführte Lehrbuch des gregorianischen Gesanges, sich eingeständlich stützt auf Lossii Psalmodia 1553. Später haben die Protestanten Staphorst (Hamburg. Kirchengeschichte 1723 I, 3, 327) und Joh. Lud. Walther (Lex. diplomaticum Göttingen 1745) sich bemühet die Choralnoten bis zur Neumenschrift zu verfolgen, ehe noch moderne Geschichtsforschung im Schwange war. Musikhistorie ist danach begonnen durch G. B. Martini 1757, der es in 3 Quartanten nur bis zum Griechenthum gebracht hat; ihm nachfolgend die Protestanten Burney, Hawkins und Forkel, insgesamt weniger der heiligen Tonkunst nachspürend, als der gelehrten oder volksthümlichen. Erst der Revolution gegenüber warf die römische Kirche Panier auf, und begann die Restauration der Liturgie, darin dem übrigen Abendlande musterhaft und anregend — und so sind es auch römische Katholiken, die im 19. Jahrhundert zuerst der Musikhistorie nachforschen. Kiesewetter 1820, Fétis 1821 — dann noch Winterfeld 1834, Coussemaker 1841, P. Lambillote S. J. 1851, Schubiger 1858. -- Dies nur zur Beschwichtigung ungestümer Ansprüche, welche seit dem neuesten Fortschrittsstadium in München und Wien aufgetaucht sind, um den protestantischen Geschichtsforschern Unwissenheit*) oder Unredlichkeit vorzuwerfen, wogegen

*) Minder kränkend erscheint der Vorwurf der Abg.

die redlichen Arbeiter Proske, Commer und Mettenleiter wohl wissen was sie Lossius, Praetorius und Winterfeld verdanken, und wie gleichermaßen beide Theile zur Forschung der Wahrheit berechtigt und verpflichtet sind. — Unser Vf. wird von dieser Controverse nicht direct berührt, obwohl auch Er gleich seinem Freunde Lambillote gar schön ins Licht zu stellen wissen, was Alles sie zuerst gefunden und wie sicher und unwandelbar die römische Gelehrsamkeit den Faden der Tradition allzeit behauptet habe — unangesehen der Klage über Ungleichheit des Ritus, die von den Päbsten allzeit bekämpft ist. Lästig ist in C. Schriften, neben der überall durchgehenden Polemik gegen Fétis der allerdings Bürste und Striegel verdient — weit mehr noch die selbstgefällige Weise, mit der er was ihm gelungen in erhabenen Worten anpreist; herausfordernd zur Heiterkeit oder Eifersucht die immer wiederkehrenden Phrasen wie S. 122 *La révélation de ce fait* (nämlich von der alleinigen *mensura ternaria* = Tripelrhythmus, bei den ältesten *Mensuralisten*) *et de quelques autres que nous signalons dans le cours de cet ouvrage, doit faire voir qu'il n'est pas toujours sans intérêt d'exhumer de noms restés inconnus . . . Sans nous donner pour les Christophe-Colombs d'un nouveau monde musical, il nous est permis de croire que ces révélations ne sont pas tout à fait indignes . . .* Aehnliches vom *fait inconnu jusqu'ici, révélé premièrement par nous* — begegnet uns im Context doch gar zu oft, von andrem Füllwerk nicht zu reden; über die Breite und Selbstgefälligkeit der Rede.

Lit. Zeitung, die Protestanten verständen kein Mittel-Latein, wenn selbst Lambillotes Freund die Worte: *Diaphonia vocum disjunctio sonat* falsch übersetzt: *La diaphonie fait entendre la disjonction des voix*, statt *signifie* = „bedeutet, heisst“ Hist. 23 aus Guido Gb. 2, 21.

die mit neidenswerther Papierverschwendung gekrönt ist — wie bei Lambillote — klagen wir jedoch nicht weiter, da dies mehr den Verleger als die Wissenschaft angeht. Wissenschaftlicher Inhalt aber ist unläugbar vorhanden, wenn auch die Methode nicht zwingend, die Resultate nicht überall unzweifelhaft sind. Zu C's Hauptwerk *Histoire de l'harmonie* verhalten sich die später erschienenen theils als schwächere Begleiter, theils als ausführliche Anhänge, daher man manche Materien wiederholt findet.

Die Disposition des vorliegenden Werkes ist folgende. Die *Prolegomènes* enthalten 1. Beschreibung eines musicalischen Manuscripts von Montpellier; 2. [Allgemeines] über die ältesten harmonischen Tonsätze; 3. über die ältesten Urkunden derselben. — I. Theil: Harmonische Musik; Anfänge, Arten — duplum triplum quadruplum — Kunstformen, Melodie, Tonalität, Rhythmus, Mensuralschrift etc. II. Theil: Harmonisten — Theoretiker, Erfinder. *Appendices*: 1. Texte des 3. Theils, besonders abgedruckt; 2. 3. Register über das im Mscr. MP. Enthaltene; 4. Erläuterungen zu den Tonsätzen. III. Theil: Tonsätze, erstlich im Original, Monuments — dann in moderner Tonschrift, Traductions.

Die neulich herausgegebenen *Scriptores* — S. d. Bl. 1865 N. 50 — mit dem Mscr. von Montpellier verbunden gewähren neue Blicke in die älteste Mensuralmusik. Das Mscr. MP., Eigenthum der medicinischen Facultät, seit 1771 bekannt, ist neuerdings im Journal des Savants 1842 unter Notice des manuscrits näher beschrieben als eine werthvolle Schrift des 14. Jahrhunderts, welche ausser 17 4stimmigen, 75 2stimmigen übrigens lauter 3stimmige Tonsätze, Tripla oder Tricinia, enthält, Compositionen die nach unseres Vfs. Ermittlung insgesamt älter

und als das Ende des 13. Jahrh.; was aus dem Umstande zu schliessen sei, dass sie insgesamt nur drei Notengeltungen zeigen: Longa, Brevis, semibrevis, während sie der Minima, die erst am Ende des 13. Jahrh. aufgekommen, entbehren (S. 127). Neben diesem Kriterium des Alters endet der Vf. zur Feststellung der Componistennamen folgendes combinatorische Verfahren an: Wenn in den Script. eine Melodie mit Namen ohne Noten vorkommt, und es findet sich im scr. MP. dieselbe Melodie mit Noten ohne Namen, da wird der obige Name unbedenklich der den Componisten der letzteren Melodie angenommen — obwohl auch damals schon gleiche Texte verschiedentlich componirt wurden. Doch scheint diess mehr bei liturgischen Texten geschehen zu sein, daher wir uns hier bis auf Weiteres unserm Führer getrost anschliessen wollen.

Von dem theoretischen Theile, der sich wie gesagt zu der früheren Darstellung in C. Hist. fast nur ergänzend verhält, heben wir das Wichtigste heraus theils zur Kenntnissnahme theils zur weiteren Besprechung. — Ueber den *Discantus* d. h. den harmonisch mensurirten Tonsatz wird — gegen die sonst gangbare Meinung — behauptet dass er nicht immer secundär zum Tenor der Cantus firmus stehe, sondern zuweilen (nach moderner Weise) den Tenor selbst umwandle (S. 45); die beigebrachten Zeugnisse von Garland, Franco und Muris stimmen so wenig überein, dass wir die Sache in Suspense lassen, zumal die von C. dafür verglichenen Beisp. N. 7 und 28 nicht treffend sind, weil deren ursprünglicher Tenor unbekannt ist. — Ueber *Organum* proprium s. proprium, und ordinarium s. commune gleichen die Erklärungen der Alten nicht aus eine Definition zu begründen, doch scheint es nach W. Odington Scr. 1, 145 dass O. p. das

liturgisch unmensurirte war, O. ord. aber nach Franco Scr. 118 das mensurirte, auch vielstimmige. — *Tonalité*, ein kürzlich von den Franzosen aufgebrachter Terminus, scheint uns bisjetzt noch zu schwebend, um wissenschaftlich verworthen zu werden: bald bedeutet es Tonsystem überhaupt wie hier bei C. S. 96, wo die gregorianische und die moderne Tonalität unterschieden wird; bald — wie bei Fétis und Anderen, die diatonische Scala insonderheit der Kirchentöne. Von besonderem Interesse sind die *Modi rhythmici*, die hier sorgfältig behandelt und zu wesentlicher Ergänzung der Hist. ausgeführt sind; es sind damit gemeint die Bestimmungen und Arten der rhythmischen Bewegung nach mensura ternaria und binaria, die der verwickelten Notationslehre theils hülffreich theils beschränkend zur Seite gehen. Ein dorniges Capitel, dessen Schwierigkeit sich jedoch allgemach löst bei Ansicht der Facsimiles und Uebertragungen, die den Hauptwerth des Buches ausmachen; es duldet keinen Auszug, vielleicht jedoch wird dem der den schwierigen Weg selbst einschlagen will, zur Erleichterung dienen, dass die Mensural-schrift sich in 4 Perioden entwickelt hat: I. saec. 13 Franco und Aristoteles: Tripelrhythmen und einfache Ligaturen; — II s. 14 Muris: Einführung der Minima, kunstreiche Ligaturen, Eintritt der Dupelrhythmen; — III. s. 15 Tinctoris und Gafurius verwickelte Proportionenlehre; — IV. s. 16 Glarean und Sebald Heyden: historische Zusammenfassung, Säuberung, allmälige Einführung der modernen Notation. Da Bellermaun (Mensuralnoten) und Dommer (Lexicon) nur das 15. u. 16. Jahrh. ins Auge fassen, so ist C. Mittheilung ein Zuwachs zur Lehre, der vieles Wunderliche aufhebt.

Bei den Skizzen von Leben und Werken der *déchanteurs*, *didacticiens*, *trouvères*, haben wir

elegenheit die Combinationsgabe des Verfs. bewundern, welche oft sehr gewagt, zuweilen aber auch zu glücklichen haltbaren Resultaten durchgedrungen ist, u. A. über Franco Colon. ebenszeit, wobei wir das Finale »Roma locuta Res nita« S. 32 getrost in Kauf nehmen. Hervor heben wir noch dass die Benennung *déchanteur* = Cantor hier als allgemeinere erwiesen ist für solche Künstler die Gesang und Erfindung übten, überhaupt der gesammten Kunst mächtig waren (S. 142), ferner dass nicht nur die didacticiens sondern auch die Trouvères sich zuweilen mit Composition, letztere jedoch nur einfacher Medien, befassten. In späterer Zeit — um 1500 — war bekanntlich Cantor das geringere Wort, welches nur den Erfinder der Melodie bezeichnete, was der Deutsche als angeborene Naturgabe an der achtete, während compositor = Setzer, den Künstler benennt, der des Contrapunctes mächtig ist und das Natürliche zu vergeistigen versteht. — Dass aber déchant, die künstlerische Composition, in Frankreich s. XI. erfinden (C. Hist. XII. Art. 132.) welches schon damals im Progrès vorangegangen (A. 39) ist eine wichtige Entdeckung des in Bailleul, dép. du Nord, geborenen Autors, die wir als wahrscheinlich acceptiren für jenes Zeitalter fränkisch deutscher Obgewalt, während die späteren Jahrhunderte dem specifischen Franzosenthum gar wenig begabte Tonkünstler geschenkt haben.

Hier scheint es an der Stelle ein wichtiges Theorem das mit anderen Fragen in engem Zusammenhange steht, besonders durchzunehmen: es betrifft die Lieblingsthese des Vfs. vom doppelten Contrapunct, wo wir unsre abweichende Ansicht d. Bl. 1865, 1971 festhalten und um so mehr zu begründen suchen als C. auf sie besonderes Gewicht legt. Dass überhaupt die

doppelte Contrapunctirung d. h. Darstellung mehrstimmiger Melodien deren Ober- und Unterstimmen mit einander vertauscht werden können, schon frühe versucht ist, darüber ist kein Zweifel, und C. hätte um sie zu beweisen die weit sicherern Zeugnisse in s. Scr. 1, 312^b. 313. 314 aus dem Anonymus II. wo sie sogar in der heut üblichen Weise dreilinig notirt sind, herbeiziehen mögen; aber das sind nur gleichsam zufällige Versuche des Gebrauchs der Intervalle, nicht ausgeführte Melodien, wie sie C. Hist. 53 annehmen will. Wenn nun Fétis Biogr. Ed. II. 2, 381 diese letztere nicht als *dp Cp* anerkennt, weil sie keine Umkehrung in die Octave zulasse, so weist ihn darüber C. sehr herbe zurecht aus drei Gründen:

1) Joh. de Gerlandia gebe in Scr. 1, 113–117 jenes Beispiel als Probe zu der *Repetitio diversae vocis*, i. e. *idem sonus diverso tempore a diversis vocibus repetitus*. — C. Art p. 78

2) Anonymus IV. (Musei Britannici) Scr. 1, 357 lehre von mehrstimmigen Tonsätzen, dass sie dreierlei seien: *Primus modus est propinquus proportionibus, hoc est infra diatessaron vel diapente. Alius m. est ex remotioribus, quae continentur sub diapason et praedictis. Tertius m. est ex remotissimis, infra diapente cum diapason, vel duplex diapason, vel ultra*. — C. A. 76

3) Die Schlüssel-Zeichnung bedeute nicht absolute Tonhöhe oder Stimmregister z. B. des Basses oder Soprans, sondern nur allgemein den Umfang der einzelnen Melodie, dessen Tonhöhe nach Umständen verschieden bestimmt worden sei. — C. A. 77.

Der erste dieser Gründe ist nicht stichhaltig weil jene Worte eben so wohl *Imitation* bedeuten können, und *diversae vocis* nur individuell verschiedene Stimmen, nicht aber die

Tonhöhe bezeichnet. — Der zweite Grund beweiset nicht die Tonstelle der Einzelstimmen, sondern den Ambitus oder Gesamtumfang des Tonsatzes, der also innerhalb kleinerer und grösserer Gränzen sich bewegen konnte: mindestens innerhalb einer Quinte, höchstens innerhalb zwei Octaven und drüber z. B. c—g . . . G—g¹. . . d—d². . . G—d². — Am wenigsten überzeugend ist der dritte Grund, da vielmehr die fixirte Tonhöhe schon frühe durch die noch heute gangbaren Sangschlüssel ausdrücklich bezeichnet und theoretisch beschrieben ist. Marchettus von Padua beschreibt um 1274 die absoluten Tonhöhen als *gravis*, *acuta*, *superacuta* Gb. 3, 120; und Adam v. Fulda Gb. 3, 344 gibt bei seiner Erklärung der Claves eine Tabelle, welche sämmtliche damals übliche Ton-Namen — die guidonischen und älteren — mitsammt den zugehörigen Schlüsseln verzeichnet, wo dann der Bass- oder Fschlüssel — wie bei uns — das kleine f, der Cschlüssel wie bei uns das eingestrichene c¹ trifft, was zum Ueberfluss noch die beigesetzten Namen *Gravis Acuta* u. s. w. besagen.

Wollen wir jedoch der scharfsinnigen Combination unseres Vfs. selbst dieses zugestehen, dass das besprochene Beispiel aus Garland vermöge seiner äusserlichen Schriftgestalt *) verführerisch sei als dp Cp angesehen zu werden, so müsste zuvor nachgewiesen sein, nach welchen Regeln damals Dissonanzen in die Mehrstimmigkeit eintreten durften. Denn den damals bekannten Consonanzregeln (vgl. auch C. A. 82 unten u. 83 oben) widerspricht jenes Beispiel durchaus, wie es auch gedeutet werde: es ist nämlich 4mal die (disso-

*) wobei jedoch nicht ausser Acht zu lassen, dass C. die überlieferte Handschrift Hist. 53 n. 5 an zwei Stellen *emendirt*, um eben — einen (scheinbar) richtigen Cp *duplex* heraus zu bringen!

nirende) Secunde im Zusammenklang gebraucht, während alle Regulae Discantus zum Zusammenklange Consonanzen fordern; mit Ausnahme freilich des Durchganges, welchen der von C. mit Vorliebe behandelte Garland — vielleicht zum erstenmale — beschreibt C. Scr. 1, 107^a: Aliquando unus [duorum punctorum] ponitur in discordantiam propter colorem musicae. Et hic primus sive secundus. Et hoc bene permittitur et licenciatur ab auctoribus primis. Hoc autem invenitur in organo . . . et praecipue in motetis = »Es wird zuweilen eine von zwei Noten in Dissonanz gestellt, zur Verschönerung. Das kann an der ersten oder zweiten Stimme (vgl. ebd. 106^b Primus = Tenor; Secundus = Discantus) geschehen, das erlauben die besten Meister; es findet sich vor im Organum (dem liturgischen Tonsatz) und besonders in Motetten« (den freien mehrstimmigen Sätzen, oft mit verschiedenen Texten). — Hätte C. diese Stelle zu Hülfe gerufen, er würde vielleicht seine Thesis durch die Möglichkeit von Durchgängen gestützt und damit sogar dem übelklingenden Organum Hucbalds eine lindere Auffassung gewonnen haben, freilich noch immer keine Sicherheit dieser dunklen Lehre — wobei dann vor allem nicht zu vergessen, dass nach der ältesten bis spät ins 17. Jahrh. gültigen Regel jede Dissonanz, also auch der Durchgang, alsbald zur nächstliegenden Consonanz übergehen soll, worüber schon Franco C. Scr. I, 130^a eine leise erste Andeutung gibt in den Worten Omnis imperfecta discordantia immediate ante concordantiam bene concordat — aber auch diese Regel ist in C. Beispiel des dp. Cp. nicht erfüllt.

Ein zusammenhängendes System dieser Lehren wie es sich etwa aus den neu eröffneten Quellen nach der Zeitfolge construiren liesse, steht noch zu erwarten. C. selbst hat Ansätze dazu in beiden

theoretischen Werken, doch sind sie zu breit gehalten und zerstreut um sauber zu crystallisiren. Unter den Beispielen sind N. 21. 22. 23. von C. als dp. Cp. ausdrücklich bezeichnet. Allerdings legen nun jene dreie die Stimmen um, indem z. B. Nr. 21 vom 7. Tacte an die II. Stimme singt was vorher die erste, und umgekehrt; aber beide stehen in gleicher Tonhöhe, also ist's keine Umkehrung des Klanges sondern der Sänger. Wollten wir nun C.'s Hypothese über die (Nicht-) Tonhöhe der Claves gelten lassen, so würde das erste Beispiel 21 eine Transposition der Oberstimme allenfalls ertragen, vielleicht auch das S. 81. 82 gegen Fétis angeführte, welches dadurch freilich nicht schöner wird. Bei den übrigen Beispielen wäre aber jene Transposition unmöglich; und dass die Schlüssel wirklich Tonhöhe fixiren, ist wie wir nachträglich bemerken bewiesen in C.'s eigem Buche, und zwar durch die Contralt- und hohen Sopranschlüssel z. B. N. 22. 41. 43. Wollte man diese ziemlich häufigen Schlüssel in die Octave transponiren, so kämen überspannte Tonhöhen heraus: $a^2 - h^2 - c^3$ (Ex. p. 103, 1.) die nur für Instrumente ausführbar sind, während hier der Text auf Singstimmen deutet.

Andre Fragen berühren wir nur, in der Hoffnung, es möge unserm Vf. gefallen bei weiterer Bemühung in diesem Felde auch darauf ein Auge zu richten. Ueber das Quintsingen Hucbalds das unserem Ohre so widerspenstig klingt hat O. Paul sein in der Allg. MZ. 1863, 217 gegebenes Versprechen einer gründlichen Aufklärung noch nicht gelöst; C. Hist. 14. 15. 19 beharrt dabei jene Quinten für authentisch bezeugt zu nehmen, und auch wir müssen dabei beharren, da Guido v. Arezzo Gb. 2, 21^a die parallele Bewegung der Quarten Quinten und Octaven nicht scheut sondern lobt als *aptae vocum copula-*

tiones*); das wäre eine Aufgabe für die Art harmonique, hier Entscheid zu geben. — Das Wort *Litera* bei Franco und Anderen ist seit Kiesewetter fraglich geblieben, ob es Text bedeute oder Vorzeichnung (Clavis), oder Vocal zum Gegensatz von Instrumental. Nach C. Scr. 341^b 343^a und Gb. 3, 14^b. 15^b muss es Gesangstext bedeuten, insbesondere den ersten Eintritt desselben, wie zu schliessen aus der letzt genannten Stelle: Quoties in organo puro plures figurae similiter evenerint, sola prima debet percuti, reliquae vero in floratura teneantur = »Wenn im mehrstimmigen Gesange mehrere Noten zusammen zum Vorschein kommen, so muss nur die erste angeschlagen d.h. nur der ersten Note eine Textsyllbe gegeben werden, während die übrigen Noten floriren oder coloriren«, — vielleicht mit Rücksicht auf den Missbrauch gesagt, wonach zuweilen ein gedehntes und florirtes Ma — — — ria zersungen ward in Ma Ma Ma . . . , ria, dessen gleichen in einigen Fällen sogar geschrieben ist, während in anderen Fällen nur das erste Wort eines bekannten Tenor-Textes geschrieben ward, die übrigen Worte aber, und überhaupt die Sylbenunterlage, dem Sänger überlassen blieb. Da dergleichen noch bis ins 16. Jahrhundert vorkommt, so ist die Zuversicht derer zu bewundern

*) Ob unsre Ohren so gar fein geworden wie Riehl behauptet? — Im J. 1848 fuhr auf dem Weserdampfschiff ein Blechmusikcorps mit, und stimmte auf Verlangen die Marseillaise an. Da sie keine Noten dazu hatten so bliesen sie lustig los mit extemporirter Begleitung — contrappunto alla mente! würde P. Giambattista Martini sagen. — Da begab sich dass zur 7. Zeile »ils viennent jusque dans vos bras« die tiefe Posaune zur oberen in reinen Quinten securdirte. Von den vielen idle travellers ward kaum Einer in seiner Gemüthlichkeit gestört; wenige Idioten merkten es, und wunderten sich dass die Andern es nicht merkten. Wohl zu merken!

die aufs Genauests zu wissen vorgeben, wie den alten Tonsätzen der Text unterzulegen sei — was höchstens am Ende desselben Jahrh. mit Sicherheit aus alten Drucken zu erlesen ist. — Dieses als Ergänzung zu C. Hist. 55. n. 1. —

Ueber die rhythmische Construction ist gelegentlich des *Numerus Ternarius* zu bemerken, dass nach den Urkunden übereinstimmend mit den Lehrsätzen, die Dreitheiligkeit der Tonrhythmen bis zum Ausgang des 13. Jahrh. allgemein anzunehmen ist, wobei es auffällt, bei zweisilbigem Metrum überwiegend die Form $\dot{v} -$ angewandt zu finden, statt der bei uns üblicheren Form $- v$, nämlich so, dass in unserem Dreivierteltact die zwei ersten zusammengezogen den Accent an sich ziehen, trochaisch — während jene ältere jamboidische Form uns als die seltnere, gleichsam syncoptische erscheint; etwas Lahmes und Wunderliches stösst uns aber auf, wenn jene jambische Form im Grossen und Kleinen d. h. in Ganzen, Halben und Viertel-Gliederungen durchgesetzt wird. Doch kommen auch trochaische Melodien vor $\dot{v} v v | - v ||$ z. B. N. 6. 19: die andre stossige Manier $\dot{v} \dot{v} v' \dot{v} - | \dot{v} - ||$ ist der heutzutage bei den Ungarn und Slaven beliebten Weise ähnlich. Uebrigens ist, wie aus der Natur des Rhythmus hervorgeht, die mensura binaria, das Gleichmaass des Pendelschwungs, dennoch das Aeltere, Ursprüngliche, wie ausdrücklich bezeugt W. Odington (1226) in C. Scr. 1, 235. Vgl. 378 »Longa apud priores organistas duo tantum habebat tempora = Die lange Note hatte bei den älteren Componisten nur zwei Zeiten« = breves, also zweigliedriges Maass.

Bezüglich des *Tritonus* ist die Behauptung S. 97, 9 Proscrit et réprouvé dans le plain chant, cet emploi (du triton) est la base et le fondement de la musique moderne wie jeder Kenner sieht beiderseits übertrieben, denn es kommen auch in der alten Tonalität Tritoni im Durchgang oder in Gegenbewegung vor, und dass die neuere Musik auf dem Gebrauch des Tritonus Basis und Fundament habe ist nicht wahr. Wenn aber C. die Bezeichnung der musica ficta, also hier des fehlenden b, um den Tritonus zu meiden, in Hist. Trad. p. XXXIV Tact 8. 11 und sonst richtig eintreten lässt, so muss das in ähnlichem Falle überall geschehen z. B. auf derselben Seite Tact 20 wo der ohnehin rauhe Quartengang durch den Tritonus auf der Sylbe (sa) *crum* — ganz unleidlich wird.

Die Beispiele, fast ein Sechstel des Mscr. MP. — 51: 345 — sind wie begreiflich nicht des Genusses oder der Schönheit willen beigegeben, vielmehr als lehrhaftes Bild der Kunstentwicklung anzusehen. Von dauerndem

Werthe und auch modernem Kunstsinne fasslich und anmuthend sind unter den Beispielen sieben: N. 17. 18 (von Franco). 34. 46. 47. 48. 49. Hinzugefügt ist einer der schönsten mittelalterlichen Tonsätze, der altenglische Canon: Sumer is icumen in, 1226 aufgezeichnet durch einen Mönch John Fornsete von der Abtei Reading in Norfolk N. 20 vgl. Text S. 72, — welcher schon länger aus Burney und Forkel bekannt, bei C. jedoch emendirt ist in den Pausenzeichen. — Interessante Melodien ohne glückliche Ausführung sind in N. 25. 26. 36. 37, in denen unser Autor S. 90 künstlerische Tendenz — *pensée artistique* — wahrnimmt, insofern sie sich über die eigentlichen Volksweisen, *mélodies populaires, spontanées, franches et naturelles* (S. 86) zu erheben scheinen. Von den Marienliedern heisst es S. 89, dass ein Theil in Volksweisen gesungen und diese unter den damals gangbaren die ältesten scheinen, nämlich N. 14. 17. 18.

An welchen inneren oder äusseren Merkmalen nun hier das höhere Alter oder im Zweifelsfalle die Urgestalt der Melodie kennbar sei, unterlässt der Vf. zu sagen, wo man es erwarten müsste S. 90, 17 *Les thèmes pris dans les airs populaires y [in den mehrstimmigen Gesängen] conservent leur mélodie sinon complètement intacte, du moins assez entière pour permettre d'en distinguer le caractère.* Da nun ein grosser Theil der Volksweisen nicht anders, als in mehrstimmiger Aufzeichnung bekannt geworden, so fragt sich woher nun die ältere Gestalt der nackten Urmelodie zu entnehmen sei. Fast fürchten wir es könne hier gehen wie anderswo, wenn wir Spätgeborene aus tausendjährigen Denkmälern nach inneren Gründen herauslesen wollen was alt und was uralt sei oder uns vermessen in den ältesten Geschichten das Liedhafte vom Chronikalischen rein abzuschälen nach keinem andern Maasstabe als der prosaischen Wahrscheinlichkeit modernen Vorstellung. Vor wenigen Jahren hat so Dr. F. W. Arnold in Elberfeld mit grösster Zuversicht aufgestellt, welches die Urgestalt des Liedes *Het daghet* in den Oosten sein müsse, und wie selbige in die Zeit des *Nibelungenliedes*, jenseit 1150, zurück reiche, und hat dafür (ds. Bl. 1862 S. 1581) bei den Niederländern Lob und Preis empfangen; er selbst wünscht am Schluss seiner Abhandlung, es möge ihm später gelingen, die aus inneren Gründen gewagten Behauptungen durch Beweise zu bestätigen! — Einmal hat nun C. allerdings einen treffenden Vergleich zwischen Ursprünglichem und Abgeleiteten vorgestellt an dem Liede von *Adam de la Halle*

Robin m'aime, Robin m'a S. 86. 88 vgl. Beisp. N. 28. Dort soll sich die von C. älter genannte als die einfachere wahrscheinlich dadurch bezeugen, dass sie rein diatonisch ist, während die abgeleitete zweimal chromatisch modulirt. Dass aber das Chroma nicht volksthümlich sei, ist noch zu beweisen; sicherlich ward es schon sehr frühe in den Hauptcadenzen gebraucht z.B. HAG Fis G statt HAGFG; und das schliessen wir aus dem ebenfalls sehr alten Gebrauch, auch im Kunstgesange das nicht geschriebene Chroma doch zu singen: diese sogenannte falsa s. ficta musica finden wir von den ältesten Mensuralisten bis in Palestrinas Zeit. — C. selbst gesteht das zu z. B. Hist. 22, 3 u. a., und unzähligemal wird es von den Theoretikern ausdrücklich versichert. Wegen der beiden Redactionen von A. d. Hales Melodie aber wissen wir noch immer nicht welches die älteste wirklich ist. — Wir läugnen nicht die Berechtigung der Frage, nicht die Möglichkeit annähernder Lösung, wünschen aber dass bei solchem Nachspüren alle Gerechtigkeit erfüllt werde, damit nicht durch persönliches Meinen und geistreiche Combinationen eher der Zweifel als die Gewissheit Zuwachs erhalte. In C. Histoire sind eine ansehnliche Zahl einstimmiger Melodien mitgetheilt unter den Monuments; von Volksweisen solcher Art wie hier gemeint ist dort keine enthalten, ausser der einzigen welche mit gesuchten Scharfsinn combinirt wird aus dem Mon. planche VIII, 1 Modus Ottine (S. Text 105. 107 und Ebert Ueberlieferungen zur Geschichte 1, 77). C.'s Combination ergibt nur dass dies lateinische Lied, weil nicht antik rhythmisch gemessen, offenbar dem Sangton der nordischen Völker nachgebildet sein müsse — die Traduction aber aus jenem Facsimile herauszulesen ist selbst mit Hülfe der Neumen-Tafeln pl. XXXVII. XXXVIII. unmöglich, weil diese nur Neumen durch Neumen erklären und über das Rhythmische nichts sagen; also Melodie ohne Sicherheit der Intervalle und Rhythmen — ein Messer ohne Griff und Klinge. Denn die von Lambillote Clef des mél. grégor. (1851) versuchte Induction welche er rühmt bis zu philosophischen Evidenz geführt zu haben (p. 13), geschieht auf keinem anderen Wege als es bereits durch Lossius und seine Nachfolger versucht ist, und bringt keine sichere sondern concessiv annehmbare Resultate, wie man an dem treffendsten aller Beispiele, der Lamentation de Rachel, C. Hist. Trad. N. 18 aus Facsimile Pl. 12. 38, 3 ansehen kann.

Uebrigens finden sich bei C. überall sowohl in der Hist.

als in dem neuesten Werke sehr interessante Stücke, deren einige freilich mehr dem Philologen belehrend sein werden z. B. die köstlichen altfranzösischen Chansons C. A. N. 37. 38. 39. 40. 41, ferner in der Hist. das drame liturgique des vierges sages et vierges folles, deren cantillirende Recitation eintönig aber naiv, für die musicalische Erkenntniss jedoch nicht eben ausgiebig ist.

Die einzelnen Nummern der Reihe nach aufzuführen würde nichts helfen ohne lebendige Tonanschauung; betrachten wir nur die merkwürdigeren mit Hülfe der Erläuterungen des Vfs. Die zwei ersten Stücke, vielleicht früheste Versuche der freien d. h. nicht liturgischen Mehrstimmigkeit, sind ohne alle Schönheit.

N. 3 ist das Triplum dessen Facsimile als Titelkupfer beigegeben ist; ein Beispiel der damals seltenen Partiturschrift, sehr sauber und deutlich geschrieben, die obere Melodie innig und anmuthend, die Harmonie rau und eckig.

N. 4 ist ein erstes Beispiel zweisprachiger Texte: *L'estat du monde* — — — *Beata Viscera*. Solche finden sich jener Zeit viele; der Vf. fragt, ob man dergleichen auch im Kirchendienst zugelassen habe und antwortet S. 133 Ja, nach Ausweis einer von ihm herausgegebenen Messe des 13. Jahrh., damit bestätigend was Winterfeld Gabrieli 1, 109 erzählt. Diese mittelalterliche Doppelzüngigkeit ist aber anderes Sinnes, als die bis ins 17. Jahrh. hinein in evangelischen Kirchen übliche Antiphonia der alten und neuen Sprache. wie in »*Quem pastores laudavere* = Den die Hirten lobten sehr — — — *In dulci jubilo* = Nun singet und seid froh — womit man ein Lied in höherem Chor, gleichsam einen Wechselgesang von dem Volk aus aller Welt Zungen darstellen wollte, während jene scherzhafte Mischung des Geist- und Weltlichen von Päbsten und Concilien oft getadelt doch nicht ausgerottet ist, wie C. selbst a. a. O. klagt.

N. 6. 7. 8 nebst einigen späteren — 14. 15 u. s. w. — enthalten Emendationen des Vfs., die ebensowohl von seiner Umsicht zeugen als von der Unzuverlässigkeit der Originale, indem trotz aller Regeln der Mensuralisten die Ligaturschrift doch ein hartes Kreuz bleibt. Zuweilen möchte man noch mehr haben von solchen kühnen Griffen, selbst wenn Gefahr dabei wäre — so unleidlich sind manche Zusammenklänge z. B. der Schluss mit der nackten Quarte in N. 2, da nach dem Original richtig übertragen ist, falls nicht etwa wie sonst gewöhnlich die letzte Longa — hier des Basses — in unbestimmter Dauer ausklingen soll, damit der Schlussdreiklang G d¹ g¹ herauskomme. Einen nackten Quartschluss halten wir sonst nach jedem Tonssystem — ausser

dem noch nicht gründlich aufgehellten Huchbalds Organon — für unmöglich; vielleicht zielen die dunklen Worte Guid. Aret. bei Gb. 2, 22a eben dahin, dass kein diatessaron occursus in ultima distinctione eveniat. Mit den Quintenschlüssen ist es ein Anderes: sie sind weil aus dem Urphänomen des Saitenschwungs gerechtfertigt, aller Zeiten möglich und erlaubt gewesen und bis zum Ende des Mittelalters vorzugsweise beliebt. Dass auch Quinten-Progressionen damals beliebt waren ist nunmehr dem oft gehegten Zweifel gegenüber für gewiss anzusehen, indem die klarsten der Urschrift gemässen Uebertragungen aus dem Mscr. MP. dergleichen zahlreich darbieten.

N. 11 ist wunderbarlich übertragen: Mon. und Traduction stimmen nicht überein, die erste Zeile des Mon. scheint mehrere Fehler in der Notirung zu haben.

N. 17. 18 von Franco haben gute Melodien und sind unter den älteren die klangvollsten, wenn sie auch unserem Ohr Manches Widerwärtige enthalten.

Die Reihfolge welche in den Beispielen gewählt ist, geschieht nicht nach der Reihe des Mscr. MP, sondern wie wir annehmen müssen nach didactischen Rücksichten, indem von den einfachsten Formen zur Imitation, dann zum doppelten Contrapunct, zur Vierstimmigkeit etc. fortgegangen wird. Nach der Beschreibung des Mscr. MP S. 5 – 12 sollte man, zumal bei der Hypothese es sei aus 8 Fascikeln zusammengesetzt, auf eine historische Reihenfolge rechnen; C. hat eine scheinbar instructive gewählt, an welcher kein Tadel wäre, wenn ein innerer Fortschritt von den dunklen Anfängen zu den edlen Kunstwerken wirklich stattfände, oder auch nur nach Anlage der theoretischen Capitel wahrnehmbar wäre. — Heben wir daher aus den übrigen nur heraus was auffallend ist im Guten und Bösen.

Sehr viele Melodien, öfter des Discantus als des Tenor, sind an sich lieblich und anmuthend, während der harmonische Verlauf sich in Knäuel verstrickt, als sollte darin das mühevollen Ringen zur vollendeten Kunst abgebildet werden — z. B. N. 23. 25. 29. 36. 37. 43. Die harmonische Anlage ist in vielen, ja in den meisten ermüdend gleichartig. Empfindlich aber werden wir getroffen durch manche Intervallenfortschritte die aller Zeiten unerhört gewesen sind, und hier weder durch die theoretischen Capitel erläutert, noch durch Vergleichung der Originale etwa gemildert oder geheilt werden, z. B. N. 24 S. 66 Z. 3 Tact 8. 9 die Folge dreier ungelöster Quintsexten c g a. H fg. a e f. — N. 29 S. 74 der unmögliche Schluss f b f' ein Quart-Accord! — N. 32 in dem sonst ziemlich wohlklingenden Bicinium die ungelöste

Septime Z. 5 Tact 5. — N. 36 S. 88, 1, 2 die ungelösten drei Septimen G f. F e. E d; ebd. S. 89 im vorletzten Tact drei ungelöste Secunden; — N. 37 Z. 4 T. 1 ist zwar S. 287 corrigirt in der Oberstimme, aber es bleibt auch dann noch ein scheusslicher Zusammenklang, e f c'. Manche von diesen Wunderlichkeiten, wie gleich der Anfang des ersten Beispiels, können etwa als Vorhaltsdissonanzen gedeutet werden, aber auch dann widerspricht die Ein- und Ausführung derselben jedem gesunden Gefühl, und so auch allen bisher bekannten Theorien von Alters her. — N. 44 wird in der Erläuterung S. 288 sehr gelobt; der Anfang ist schön mit einer geistreich neuen Stimmführung, bald nachher aber verdunkeln sich die Stimmen, und die vier verschiedenen Gesangstexte des Quadruplum können kaum verständlich auseinander gehalten werden. — N. 48 mit fehlerhaftem Discant des Originals ist in der Erläuterung S. 290 sehr gut emendirt, wonach man die Trad. gern sogleich gebessert sähe, wie an andern Stellen, vor Allem in N. 50, wo acht ungelöste Dissonanz-Accorde vollkommen unbegreiflich und schlimmer als unschön sind (Bsp.) S. 121, 1, 3 dgc' — 121, 1, 8 dec'd' — 121, 2, 1 Hce' — 121, 2, 2 dae' — 121, 2, 7 dfga — 122, 1, 1 ga — 122, 1, 3 efg — 122, 1, 5' cdga.

Es scheint dass die Schwierigkeit der älteren Perioden sich der völligen Aufklärung wohl für immer entzieht. Aufgefallen ist uns, dass die Traductions zur *Histoire* mehr schöne singbare Beispiele als die zur *Art* darbieten obwohl sie theilweis derselben archaistischen Periode zugehören; beim Vergleich der Originale aus denen sie übersetzt sind, entsteht oft der Verdacht dass C. sie mehr mundrecht gemacht hat. denn wer ein so wohlklingendes, ja elegantes Bicinium wie Hist. Trad. N. 22 p. XXI aus der dunklen Neumen-Schrift Mon. pl. XXIII, 2 (Mira lege) heraus liest — eris mihi magnus Apollo! Mehr Wahrscheinlichkeit hat ebenda Trad. 23 aus Mon. pl. 24 weil letzteres Notenlinien hat, doch ist die Rhythmik, wie immer in den Neumen, unentschieden. und C. hier mehr Componist als Forscher.

Indem wir schliesslich für die mancherlei Mittheilung und Belehrung aus C. Werken unsre Anerkennung aussprechen, fügen wir nur den Wunsch hinzu, dass die versprochenen Fortsetzungen in concisire und mehr thatsächlicher Form gehalten seien. Bald dürfen wir auch wohl ausser dem vorhin genannten auch den zweiten Theil der *Scriptores* erwarten, wo wir begierig sind auf den von Ambros gerühmten Henr. de Zeelandia, und auf Joh. de Muris, dessen Hauptwerk Speculum Musicae Gerbert seines Umfanges wegen nicht abgedruckt hat, C. aber wiederholt als wichtige Quelle nennt.

E. Krüger.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

21. Stück.

23. Mai 1866.

Decem | Sendavestae | excerpta | latine vertit | sententiarum explicationem et criticos commentarios | adjecit | textum archetypi ad Westergaardii, Spiegelii | aliorumque lucubrationes recensuit | Dr. Cajetanus Kossowicz | Sanscritarum literarum | in Caesarea literaria universitate Petropolitana professor | Charkowiensis universitatis et Societatum archaeologicae Petropolitanae | Asiaticaeque Parisiensis sodalis | Parisiis | excusum | in typographeo Imperiali | magni cancellarii permissu | MDCCCLXV. (XIII und 280 Seiten in Octav.)

Schon vor 4—5 Jahren hatte der Verf. vier Stücke des Avesta (yaçna 9, 1—16. vend. 19, 1—10. 27—34. yaçna 30, 1—11) im Urtext, in russischer Umschrift und Uebersetzung, mit lateinischer Uebersetzung und Anmerkungen, nebst Neriosenghs Sanskritübersetzung der Yaçnastücke, einem Abriss der Grammatik und einem bactrisch-russisch-lateinischen Glossar herausgegeben; dem Ganzen hatte er eine lichtvolle russisch geschriebne Einleitung über das Studium der Zendschriften

seit Anquetil, über die Bedeutung der Wörter Zend, Zendavesta, und über die zarathustrische Religion vorausgeschickt. Das Buch (ЧЕТЫРЕ СТАТЬИ | ИЗЪ | ЗЕНДАВЕСТЫ, | съ присовокуплениемъ транскрипции, | русскаго и латинскаго переводовъ, | объясненій, критическихъ примѣчаній, | санскритскаго перевода и сравнительнаго глоссарія. | санкт-петербургъ, | въ типографіи императорской академіи наукъ | (Vier Stücke aus dem Zendavesta, mit beigefügter Transcription, russischer und lateinischer Uebersetzung, Erklärung, kritischen Bemerkungen, Sanskritübersetzung und vergleichendem Wörterbuche. St. Petersburg, in der Druckerei der kaiserl. Akademie, Nauck), 1861. (XLIVu. 159 S. 8^o)), zunächst für akademische Vorlesungen bestimmt, hatte auch für die Gelehrten von Fach so viel neues und vortreffliches gebracht, dass es sich von Seiten der Kritik einer sehr anerkennenden Aufnahme zu erfreuen hatte. Dieser Umstand sowie die inzwischen neu hinzugekommenen Hilfsmittel zur Erklärung der Parsenschriften bewogen Herrn Kossowicz während eines längern Aufenthaltes in Paris, der Geburtsstätte der Zendphilologie, das Buch gänzlich umzuarbeiten und durch sechs weitere Textstücke zu vermehren. Ausser den angeführten finden wir jetzt noch den 22. Yasht, eine wichtige Urkunde über das Schicksal der Abgeschiedenen im Jenseits, zwei längere Stellen aus dem Zamyâd-Yasht über die Ameshaçpeñta, die Auferstehung der Todten und den Heiland Sosiosh, ferner das erste Capitel der ersten Gâtha, den Yasht des Mithra und der Sonne und den zweiten Fargard des Vendidad, der über Yima und seinen Garten, in welchem

die Menschen vor der Fluth geschützt wurden, handelt. Jedoch fiel u. a. das Glossar weg, da inzwischen ein Wörterbuch über das ganze Avesta erschienen ist, und auch die Uebersetzungen sind nur in lateinischer Sprache abgefasst, so dass das Buch jetzt auch für die des Russischen nicht kundigen Leser durchweg zu benutzen steht.

Ueber den Standpunct des Verfassers konnte schon nach der Vorrede des russischen Buches kein Zweifel obwalten; nachdem er Burnouf's, Spiegel's und anderer Forschungen auf dem Gebiete des Altbactrischen und der Sprache der Keilinschriften besprochen hat, lässt er sich auf p. XIV folgendermassen aus: »der Weg, welchen Burnouf gebahnt hat, ist für jetzt auch für alle weiteren Aufhellungen dieser Denkmäler unumgänglich; traurige Beispiele einer davon abstrahirenden Uebersetzung haben wir noch jüngst in den Arbeiten von Pietraczewski (1857) und Haug (1858) gesehn; der eine von ihnen hält für die alleinige Quelle der Erklärung des Zend die slawische Sprache, und folglich ist ihm der Vendidad der alte Codex eines polnischen Gesetzbuches; der andere von ihnen trägt mittelst Gleichstellungen und Analogien (Vergleichung und Parallelstellen) der gelehrten Welt Deutschlands von den Hymnen des Rigveda vor, indem er mit gutem Gewissen vorgibt, dass er ihr Lieder des Zarathustra vorführe«.

Herr Kossowicz hat nun mit grossem Geschick in die wörtliche Uebersetzung paraphrastische Zusätze eingestreut, welche theils da, wo er der lateinischen Sprache Zwang hatte anthun müssen, durch bessres Latein den Sinn eines Satzes darlegen, theils aber auch kurze Hinweise auf den Zusammenhang und die Gedankenfolge geben, welche an den vielen Stellen der

Texte, die sich in einer orakelhaften Kürze gefallen, dem Verständnisse zu Hülfe kommen. Das beste in dieser Hinsicht, überhaupt das grösste Verdienst des Werkes ist die auf diese Weise eingerichtete erklärende Uebersetzung des 28. Capitels des Yaçna, dessen schwierigen Gedankengang der Verf. mit philosophischem Scharfsinn dargelegt hat. Die Uebersetzung trägt die Ueberschrift *Precatio Mazdayaçnici sacerdotis pro Zarathustra, Vistâçpa nec non pro se ipso et pro omnibus probis*. Der Gedankengang des Stückes ist folgender: der Betende erfleht sich den Geist des Mazda, die Reinheit, welche von den Werken des Heiligen untrennbar ist, die Weisheit, welche sich in frommer Gesinnung kund gibt, um zugleich das Urbild der schaffenden Natur mit einer Menschheit, welche, durch Sünde befleckt, diesem himmlischen Wesen fort und fort Schmerzen bereitet, auszusöhnen. So bittet er die Himmlischen, ihm den Lohn hier und dort zu gewähren, welcher für die Unsträflichkeit in Gesinnung und Wandel verheissen ist und im Genuss der Seligkeit im Lichte der göttlichen Welt besteht; er glaubt einer solchen Seligkeit nicht unwürdig zu sein, da er den Lobpreis der Himmlischen nicht unterlassen hat, da er auch den Sterblichen die Lehre unablässig verkündigt, welche ihren Seelen ein Streben zum Guten und einen Abscheu vor der Sünde einpflanzt. »Wann wird mir zu Theil werden, sagt er, dass ich euch mit meinen Augen erblicke dort, wo, anders als in dieser Welt, welche voll ist von Menschen, bei denen keine Ermahnung zum Guten fruchtet, bei denen auch die Religion, welche die höchste Reinheit heischt, der Entweihung ausgesetzt ist, nur in die höchste Güte und Reinheit sich versenken zu können

gewährt ist? Doch mögen diejenigen, welche noch jetzt der Lehre kein Gehör schenken, nicht immer in ihrer Taubheit bleiben; die Kraft des heiligen Wortes, welches Zarathustra offenbart ist, möge die Finsterniss aus ihren Herzen vertreiben, und uns, den Bekennern der wahren Religion, möge vergönnt sein, die feindlichen Bestrebungen der Gottlosen zu vereiteln. Dies zu erreichen sei die Belohnung für unsre fromme Gesinnung, die Erfüllung unsrer Wünsche, welche auch vorzutragen die Gebetsopfer unsres Hymnus bestimmt sind; die Seligkeit und der Triumph über das Böse möge uns niemals entzogen werden. Wenn ihr uns, die wir eifrig unser Priesteramt in eurem Dienste verwalteten, mit solchen Gaben beglückt, so wird durch dieses Geben eurer Fülle kein Abbruch gethan, la ihr gütig seid und den Willen und die Macht habt, alles heilsame auszuführen. Ich weiss, lass ihr nicht karg seid, unter eure Verehrer geistige und irdische Güter auszustreuen. Mir, keinem des Ahuramazda Priester, der die Worte aus deinem Munde empfangen hat und der von der Reinheit und guten Gesinnung niemals sein Herz entfernen wird, lehre auch das Verständniss dieses geoffenbarten Wortes, durch welches die Welt im Anfang geschaffen wurde ».

Das Wort, welches in diesem Stücke sprachliche Schwierigkeit hat, ist *sedonihâ*. Wir erwähnen dies deshalb, nicht weil Herr Kossowicz dasselbe missverstanden hätte, sondern weil neuerdings auf die auch von ihm anerkannte Erklärung Angriffe erfolgt sind, welche wir bei dieser Gelegenheit zurückweisen möchten. Das Wort *é* ist im »Handbuch der Zendsprache« durch den »Mund« erklärt worden, weil sich diese Bedeutung einstimmig in allen Uebersetzungen der

Parsengelehrten findet. Auffallend ist das Wort jedesfalls, aber es gibt auch in andern Sprachen, z. B. im Sanskrit, solche kurze Wörter: hier bedeutet u. A. *du* »Erde«, »Laut« und einen Beinamen des Çesha; das Wort ist zwar, wie das Petersburger Wörterbuch zeigt, nicht in Literaturdenkmälern belegt, sondern wird nur in verschiedenen Lexicis, im Medinikosha und Çabdakalpadruma mit diesen Bedeutungen aufgeführt. Mag sein Ursprung nur auf die symbolische Deutung des Lautes *du* zurückgehn, wie ja die indischen Grammatiker allen Lauten eine solche haben angedeihen lassen, das Wort zeigt wenigstens soviel, dass es dem Genius der Sprache nicht zuwider ist, einen einzigen Laut zum Träger einer nominalen Bedeutung zu machen; wie viel weniger darf man sich verwundern, wenn, wie dies bei *é* wahrscheinlich ist, irgend welche phonetische Processe ein früher volleres Wort auf einen einzigen Laut reducirt haben. Der Verfasser des »Handbuches« hat, wie aus dem betreffenden Artikel hervorgeht, selbst die Bedeutung, welche dem *é* von der Tradition beigelegt wird, beanstandet; da er aber von dem gewiss nicht zu verwerfenden Grundsatz ausgeht, dass man sich bei unbekannten Wörtern solange an das einhellige Zeugniß aller ältern einheimischen d. h. parsischen Uebersetzungen halten muss, bis auf philologischem Wege etwas besseres an die Stelle gesetzt wird, so blieb er bei der Bedeutung »Mund« (pehlvi *دومين*, d. i. syrisch *ܡܘܬܐ*, bei Neriosengh *mukha* oder (y. 32. 16) *ânana*) stehn und kann sich für dieselbe ausser auf Spiegels Zustimmung auch auf die des Hrn. Kossowicz berufen. Dass *é* mit dem gleichbedeutenden *dōn̄h* (sanskrit. *ûs*, lat. *os*) zusammen-

gesetzt ist, scheint allerdings sehr auffallend, dessen fehlt es auch hier nicht an analogen Beispielen solcher Synonymcomposita, z. B. *ξιφο-άχαιρα*, im Altbactr. selbst *xrúdyu*; schon mehr erartige Zusammensetzungen kommen vor, wenn ein Wort veraltet oder entlehnt ist und durch ein synonyme hinzutretende Wort eine Art Erklärung erhält, wie im Deutschen *Hardtgebirge*, wo doch Hardt schon Gebirge bedeutet, oder im Griech. *κισσόμηλον* Citronenapfel. Nehmen wir also an, *ééâonh* bedeute etwa »Mundöffnung«, so würde eine solche Erklärung nicht gerade als unsinnig oder unmöglich zu verwerfen sein. Wie es sagt, würden wir uns gern bereit erklären, eine bessere einleuchtende Erklärung anzunehmen; aber was bietet man uns als angeblich einzig richtige Deutung des schwierigen Wortes? Es soll das Relativum, also aus *yé* contrahirt sein. *é* ist bekanntlich die Länge von *e*, wie dies von Lepsius, Fr. Müller u. aa. nachgewiesen ist; die Verwandlung der Sylbe *yé* in *é* findet sich auf dem ganzen Gebiet der altbactrischen Lautgeschichte durchaus niemals, und es ist uns unbegreiflich, wie man eine solche Erklärung festhalten kann an Stellen, wo in demselben Verse *yé* wirklich steht (wie y. 29, 7: *é i dáyât ééâ vâ maretaéibyô*). Es kommt hinzu, dass der Verf. jenes Angriffs in der Zeitschrift der Deutschen morgenländ. Gesellsch. (XIX, 581) die Pehlviübersetzung auf eine Weise verleumdet, welche der wissenschaftlichen Forschung unwürdig ist. Um den Schleichweg, auf welchem man die Autorität der alten Pehlviübersetzung zu erschüttern versucht, aufzudecken, möge zuerst hier stehen, was dieselbe wirklich sagt; y. 29, 7. bedeutet *kaç-té vohâ mananhâ yé i dáyât ééâ vâ maretaéibyô* nach Spiegel: »wer

(ist) dir mit guter Gesinnung, welcher beides († ist der accus. dual. des Pronominalstammes *i*, welcher einigen Casus von *aém* zu Grund liegt) geben könnte mit dem Munde den Sterblichen; »mit dem Munde geben« ist ein poetischer Ausdruck für »verkündigen«. Die Pehlviübersetzung

(und Neriosengh mit ihr) hat: من رک هنا وهو من

من پین زکی کنا ۲ (folgt eine Glosse)

پوممن یهتیت هو شمورتاران

d. h. quis tibi (est) ille bona mente (praeditus), qui pro hac utraque (re) os praebeat comme-

morantibus: من ist das erste Mal *kaç*, quis, das zweite Mal *yé*, qui; رک ist *té*, tibi, هنا ist von der Uebersetzung hinzugefügt, es fehlt im altbactr. Text; das altbactr. *i* ist vollkommen richtig durch زکی کنا ۲ wiedergegeben, da die Uebersetzer in *i* einen Dualis erkannten, den sie wegen des Mangels dieses Numerus im Pehlvi nicht kürzer wiedergeben konnten; *ééâ* ist durch پوممن übersetzt, was wir, wie es auch Neriosengh that, der in seinem Sanskrit einen Instrumentalis bilden konnte, mit »durch, mit dem Mund« (*ma-khena*) wiedergeben müssen; *va* ist ausgelassen, wohl weil es nur als Partikel des Fragens steht; *maretaéibyô* ist nicht durch »Sterbliche«, wie bei Herrn Spiegel, sondern durch »den Erinnern«, die das heilige Wort auswendig lernen, was nach der Glosse die Herbeds (هیزیتان) bezeichnen soll, wiedergegeben. Zu زکی کنا ۲ (altbactr. *i*) fügt die Uebersetzung als Glosse hinzu: زند Avesta und Zend. Wie hat nun der Verfasser jenes Aufsatzes diesen einfachen Sach-

verhält verdreht, um den Huzvâreshübersetzern den Vorwurf der Unwissenheit und etymologischer Willkür zu machen? Er sagt, *éêâvâ* (wie gesagt, in der Pehlviübersetzung durch پوممن wiedergegeben) sei paraphrasirt: »*mûn pavan saki kena 2 apistak zand pumaman yehabunêt*, d. i. wer den Mund diesen beiden, nemlich dem Avesta und Zend, geben sollte (sie zu lernen im Sinne hat)«. Hier ist erstens zu bemerken, dass das entferntere Object nicht Avesta und Zend (was ja blosser Glosse), sondern »den Erinnerern« ist, dass jenes vielmehr das nähere Object, *pumaman* aber das Instrument des Gebens ist. Der Verf. fährt fort: »diese abenteuerliche Erklärung brachten die Desturs auf folgende Weise zu Stande: der erste Buchstabe *é* wurde als Relativum *ya*, und *e* als Demonstrativum = *im*, *imad* u. s. w. gefasst, *d* hielten sie für eine Abkürzung von *âonha* Mund, und dem *vâ* gaben sie die Bedeutung »beide«, welche *va* in der Sprache zuweilen hat«. Da wir nicht voraussetzen können, dass die Kenntnisse des Vfs. so gering seien, um den einfachen Sachverhalt, wie er oben angedeutet ist und der um so weniger zu verkennen war, als Neriosengh auch die Glossen aus dem Satz entfernt und erst am Schluss desselben zusammengestellt hat, zu verkennen, so bleibt uns nichts übrig als eine absichtliche Verlehnung desselben von Seiten des Verfassers anzunehmen.

Um auf unser Buch zurückzukommen, so sei es erlaubt, einige Bemerkungen vorzuführen, die sich dem Referenten beim Lesen desselben aufgedrängt haben und die weit entfernt, an der Gediegenheit des Werkes mäkeln zu wollen, nur zeigen sollen, dass die Erklärung auch verhält-

...lässig leichter Stücke — die vom Verf. erhalten sind mit Ausnahme von dreien be-
... Gegenstand hermeneutischer Arbeiten ge-
... — noch lange nicht unumstösslich sicher
... stellt ist.

Vor allem möge hier eine Verbesserung Platz finden, welche der Herr Verf. selbst dem Ref. unterbreiten die Güte hatte. Sie betrifft die Uebersetzung von yt. 10, 2: *mithrem mâ janyáo pitama, mâ yim dreatat pereçáonhé, mâ yim pidaénât ashaonat*. Herr Kossowicz hatte das wiederholte *mâ* auf *pereçáonhé* bezogen, während der Begriff *janyáo* dabei zu wiederholen ist. An der betreffenden Stelle der Uebersetzung (p. 71 unten) möchte der Herr Verf. jetzt gelesen wissen: *Mithram ne laesis, sanctissime* (i. e. *ne siveris laedendum*), *ne quem ex-improbo sciscitando-invenisses* (*neque hunc Mithram, quem. post verissimum examen, apud improbos invenisses, quem, videlicet, tanquam audisses, post probationem institutam, ex ore ipsius improbi, i. e. ne laesis jus ac fas si illa vel apud improbum vere inveneris*), *ne quem* (*sciscitando invenisses*) *ex-genuinam-fidem-professo, integritate-non-casso* (i. e. *neque hunc Mithram laede, quem inveneris apud tuam profitentes fidem homines. Sensus in universum: ne laesis jus ac fas, sive illa a parte improborum. non ahuricam religionem profitentium hominum persuasus eris stare, sive a parte cultui ahurico addictorum, i. e. in colenda justitia et foederum jure servando aequus sis cum erga tuos, tum erga alios homines, erga bonos pariter ac erga improbos.*

Y. 9, 2 (8) *ari mām çtaomainê çtāidhi, yadā mâ aparacit çaashyamtō çtarān* ist übersetzt: *me celebrando celebra, sicuti me alii-quilibet*

salutis-hominum-studiosi celebraverunt. In der Note sagt der Verf., dass der Conjunctiv, der hier im Sinne eines Perfects stehn müsste, durch Gedankenübergänge wie celebrarent i. e. potuerunt ut celebrarent, pares celebrando mihi esse praestiterunt sich erklären lasse. Hiegegen ist jedoch zu bemerken, dass der Conjunctiv bei weitem häufiger für das Futurum gebraucht wird; ferner aber kann *aparacit* nicht »die andern oder frühern« heissen, dies würde vielmehr durch *anyaêci* oder *paurva* gegeben sein; *aparacit* wird von den Pehlviinterpreten und Neriosengh durch »nachher« (اخ, *paçcât*) übersetzt und in der Glosse wird das »nachher« noch mit dem »du« in Beziehung gesetzt. Es sind also jedesfalls zukünftige Wesen gemeint, und so allein darf auch nur *çaoshyañtô* aufgefasst werden, das hier nicht von den im Laufe des Capitels genannten Helden gesagt sein kann, da es schon unwahrscheinlich ist, dass Zarathustra's Gebet sich nach dem dieser Männer richten sollte, die vor dem Verkündigen der wahren Religion gelebt hatten. *Çaoshyañt* ist bekanntlich der stehende Ausdruck für den zukünftigen Heiland und seine Genossen, und unsre Stelle, in welcher dem Zarathustra natürlich nicht befohlen sein kann, sich nach etwas zu richten, was noch nicht existirt, scheint zu besagen: rufe mich an; denn wie die zukünftigen Retter mich, den Haoma, bei der Bereitung der Unsterblichkeit aus meinen Bestandtheilen, anrufen sollen, so soll dies auch von dir, ihrem Vorgänger geschehn.

S. 6 Not. macht Herr Kossowicz auf die Erscheinung aufmerksam, wie der Dualismus der Parsenreligion selbst in die Sprache gedrungen sei, da man die Verrichtungen und Eigenschaften bei

bösen Wesen mit andern Wörtern bezeichne als bei guten. Der Verf. selbst führt a. a. O. *frakaret* von Ahriman, *thwareç* von Ormazd in der Bedeutung von »schaffen« an, p. 40. 43. 44. 142 noch *kameredha* und *vaghdhana* (Kopf), *mar* und *irith* (sterben), *acamereiti* und *parairiçti* (Tod), wie im Russ. *окозѣтъ* (vom Vieh und verworfnen Menschen, verrecken) und *умерѣтъ* (sterben) gebraucht wird; selbst das Verbum »sein« ist yt. 12, 34 und 16 verschieden, dort *abarat* (von *bû* und Praefix *a=â*) und hier *ai-hat*; das Wort »sprechen« scheint sogar eine dreifache Abstufung zu haben: von frommen Menschen wird *cac*, *vash* gebraucht, von den Teufeln *du*, von Ormazd *mrâ*. Wir fügen einige Beispiele hinzu, indem wir das Wort mit dem bösen oder verächtlichen Nebensinne vorausstellen. Es ist noch zu bemerken, dass Wörter, welche gewöhnlich von guten Wesen gelten, auch wohl von bösen gebraucht werden, dass aber nie ein Ausdruck der bösen Reihe in die gute erhoben werden kann. Wir dürfen z. B. das Verbum *gam* (gehn) auch bei bösen, nie aber das Verbum *dcar* bei guten Wesen gebrauchen. Von Gliedern des Leibes findet sich *karena* und *gaosha* (Ohr), *grica* und *parsti* (Rücken), *gâs* und *saçta* (Hand), *dcarethra*, *zbaretha*, *zanga* und *pâidha*, *paitistîna* (Fuss), *ashi* und *dôithra* (Auge), *saçra* und *é*, *âomh* (Mund), *pâçta* (?) und *careman* (?) (Haut), *zadhanh* und *frashumaka* (Älter): von Bewegungen und Thätigkeiten: *draoman* und *taka*, *tacanh* (Lauf), *heñdcarena* und *hanjaghmana* (Versammlung), *ghnij*, *gar* (in *naregara*, *açpôgara*) und *gar* (essen), *knâih* und *yaz* (anbeten). *kaç*, *dir*, und *zan*, *dî*, *vaçn*, *derç* (sehen). *paç*, *dru*, *dcar*, *doâç*, und *i*, *ar*, *gam*,

ar, tac (gehen, laufen) *vip* und *var* (coire), *u* und *man* (denken), *ibish* und *zar* (peinigen, elästigen), *uruth* und *rud, jarez* (weinen), *kush, areñc,* und *jan* (tödten), *hu* und *zan* (gebären); von Eigenschaften: *khrûra* und *çûra, darshi* (stark, archtbar), *kaurva* und *çyâva* (schwarz), *nakhturu* und *khshafnya* (nächtlich), *zura* und *zâvare, ama,* (kraft); endlich von einzelnen Wesen oder Complexen derselben: *hunu* und *puthra* (Sohn), *jahika* und *nâirika* (Weib, wenigstens in yt. 22, 36 und 18), *ûra, kharedha, haëna, und vâthwa* (Schaar, Heer).

Wenn wir hier noch einmal auf das schon viel besprochene *gaêçu* zurückkommen, welches Herr Kossowicz (p. 6) nur umschreibt, weil er es wahrscheinlich für einen Titel hält, so geschieht es, weil in dem erwähnten Aufsätze in der Zeitschrift der Morgenl. Gesellschaft die wie uns scheint bis jetzt wahrscheinlichste Erklärung dieses Wortes von Herrn Haug vorgetragen ist. Nach dieser bedeutet es »Locken tragend« und würde ein Beiwort des Helden Kereçâçpa sein, ähnlich wie im Sanskrit *kapardin* (in Form einer Muschel gewundnes Haar tragend) von einigen göttlichen Wesen und den Vasishthiden gebraucht wird. Man hätte nur gewünscht, dass diese Erklärung auch auf die dunkle Stelle vend. I, 59 (150) angewendet und damit gleichsam eine Probe der Stichhaltigkeit gegeben worden wäre.

Die Erklärung von *zavishi* (vend. 19, 6 (22)) als einer 2. Pers. sing. des passiven Aorists ist uns unmöglich anzunehmen. Wir besitzen vom Aoristus pass. gerade wie im Sanskrit nur die dritte Pers. sing., die übrigen Formen werden dem Medium entlehnt; die einzige mediale Aoristform 2. Pers., welche im Altbactr. vorkommt,

bösen ... die Formen auf *i* aber im Medium bei ... der ersten Sing., vgl. *ménhi*, *aeji*, *kar* ... *avishi* liegt die dritte Bildung vor, Bei ... Sanskrit *dhavishi* lauten würde. *Ba*-*no* ... auch von *barethri* (Mutter) abge-*ir* ... , wie *haraihyat* von *haraiti*; aber ... scheint wirklich für ein Wort *ba*- ... in der Abstractbedeutung »die Ahnen- ... wie ähnlich *háirishis* vend. 15, 59 die ... (Mütter) zu sprechen, die Gram- ... ist nicht dagegen, da wir mehrere Bei- ... von Abstractbildungen durch secundäres ... *ya* haben, und wir glauben nicht, dass ... ein ernstliches Bedenken dagegen äussern ... , dass Ahriman durch die Lüge, er sei von ... *athustra's* Vorfahren angebetet worden, die- ... zur Verfluchung der Religion verführen will.

Eine Schwierigkeit des Verständnisses ent- steht durch zwei Berichte über das Schicksal der Seele nach dem Tode, welche beide nicht unwesentlich von einander abweichen. In dem einen heisst es (bei Kossowicz p. 23) »der Dew *Vizaresha* führe die Seele (*urvānem*) der bösen Menschen hinweg; der Böse wie der Reine wandle zur Entscheidungsbrücke, wo Bewusst- sein (*baodhō*) und Seele (*urvā*) um den Wandel in der Welt befragt werden; es erscheine dann die Jungfrau mit dem Hunde, welche die bösen Seelen in die Finsternisse, die frommen ins Pa- radis bringe«. Hienach scheint es, dass man bei den Seelen der Bösen gar nicht das Gericht abwarte, da der Dew sie schon vor demselben abführt; doch geht aus dem folgenden Satze hervor, dass die böse Seele in der That eben- falls erst die Prüfung an der Brücke zu bestehn hat, und Herr Kossowicz erklärt den Dew bild- lich als das Bewusstsein der Sünde, welches die

Seele gleichsam in beengenden Banden den Weg zur Brücke zurücklegen lässt. Die Jungfrau soll dann nach Herrn Kossowicz's Ansicht den Bösen wie den Guten an ihre endlichen Bestimmungsorte abführen; die Jungfrau, so folgert derselbe, ist nur Eine, die Verkörperung der Religion (*daëna*), welche dem Guten als schön, dem Bösen, der die Religion im Leben durch Verachtung oder Sünde entweiht hat, als hässlich erscheint; und deshalb ist die Bedeutung »das Selbst«, welche dem *daëna* für den 22. Yasht im »Handbuch« beigelegt wird, unstatthaft. Indessen scheint es doch wenig angemessen, dass bei den dualistischen Anschauungen ein solches auf beiden Seiten handelndes Wesen auftreten sollte, es ist viel angemessener, wenn das unvergängliche Selbst des Menschen hier als schöne Hora den Himmel öffnet und dort als abschreckende Furie in die Hölle hinabzerrt; dazu kommt, dass die Stelle, welche erzählt, das schöne Mädchen — denn ein hässliches wird nicht erwähnt — ziehe die böse Seele in die Hölle (*hâu drvatām aghem urvânem temôhva nizareshaiti*), aller Wahrscheinlichkeit nach ein unechtes Einschiebsel ist, da sie in der Pehlviübersetzung gänzlich fehlt. Dagegen sagt eine Glosse derselben Uebersetzung zu Vers 94: »jeder Mensch geräth in Fesseln, wenn er gestorben ist; ist er rein, so fallen sie von ihm, ist er böse, so schleppt man ihn an den Fesseln in die Hölle«. Wenn daher in der andern Stelle über das Schicksal der Seele nach dem Tode (yt. 22) nur erzählt wird, dass die Seele nach drei Tagen ihrem eignen Selbst, ihrem Spiegelbilde, dessen auf einmal zu überblickende Gestalten vor sie hintreten, im Körper eines schönen oder hässlichen Mädchens be-

ist *enhi-cū*.
gehören alle
zu *rūhi*; in
welche im S
et *gāt* kar
letet werde
Die Traditi
et *gāt* in
schaft *gāt*
Mattersche
nach ist
spiele von
Adix *gāt*
man ein
und, da
Parathus
sen zur

Eine
seht, d
der See
urwesen
einer
Vitaras
Mensch
wandle
sein, *but*
in der V
die Jung
Seelen in
radis bri
bei den
abwarte
abführ
her

nicht wider
erwähnt:
-nidad aber
der hässli
er Verfasser
innen die des
nagt und über
das Schick
Der Dew
bei der Fes
wo doch
in die
zur Seligkeit
erlauben
dass das
der Nach
nehme, weil
zurvöllig in
Ursache
Der Mi
er sagt.
der Seele
durch
durch Vi
der ge
spricht, wo
der Jung
anzu ge

in im
Stelle sind
d. h.
welche
die früher
eine wei
arman

(Himmel) ein *e* eingefügt haben, worauf *ç* zu *s* (*sh*) geworden wäre.

In den Parsenschriften ist mehrmals die Rede von Opfern der Götter; so opfert selbst Ahura Mazda dem Mithra, was Herr Kossowicz (p. 122) so deutet, als ob damit nur der höchste Grad von Verehrung, welcher dem Mithra in seiner Eigenschaft als Gott zukommen soll, bezeichnet würde. Hätten wir diese einzige Stelle, so dürften wir diese Erklärung annehmen. Nun aber kommt folgende Stelle aus dem Bundehesh (76, 11) hinzu: »Ormazd kommt in die Schöpfung, er selbst als Opferpriester (Zaotar), Craosha als Raçpi hält das Aipyâonh (das heilige Band der Barsomzweige) in der Hand«. Wenn man sagen wollte, der höchste Gott opfere hier dem Schicksal, so existirt eine solche Vorstellung nicht in dieser Religion und kann nicht existiren; wer sich auf die Lehre, wonach die schrankenlose Zeit über Gott steht, berufen wollte, dem würden wir nicht nur entgegenhalten können, dass diese Erhebung der Zeit zu einer Macht über Ormazd erst spätern, bereits von fremden Ideen inficirten Phasen der zoroastrischen Religion angehöre, und dass nach der merkwürdigen Urkunde bei dem armenischen Geschichtschreiber Eliseus (*Historia belli Armeniorum contra Persas*, Venet. 1828. II, 41. J. H. Petermann, *brevis linguae Armen. Grammatica etc.* p. 18) diese Zeit selbst wieder opfert. Windischmann findet die Idee, dass die Unsterblichkeit durch ein Opfer von Seiten Gottes selbst vollendet werde, tiefsinnig, offenbar weil ihm diese Anschauungen mit christlichen verwandt erscheinen. Das Opfer des Ormazd aber scheint sich weniger auf die Vollendung der Unsterblichkeit, welche schon durch den Heiland und

seine Helfer mittelst des Haomaopfers bewirkt worden ist, als auf die noch übrige endliche Vernichtung des Bösen und Herstellung einer neuen Welt reiner Geschöpfe zu beziehen. Die Urkunde bei Eliseus, ein Manifest des Feldherrn Mihr Nerseh, welcher die christlichen Armenier zur zarathustrischen Religion bekehren will, sagt, nachdem die Zeit den Ormazd geboren, habe sie die Herrschaft dem Ahriman, welcher durch eine Lüge sich dieselbe erschlichen hatte, entzogen, dem Ormazd gegeben und gesagt: „bis jetzt brachte ich dir Opfer, jetzt bringe ich sie dir nicht mehr.“ *guyds be ghy j-ze = paf. muf ghy fah muf.* und hier scheint uns ein Wink für das Verhältniß der Opfer Gottes gegeben zu sein. Wie keine wichtige Handlung zu Ende ohne religiöse Vorbereitung unternommen wurde, so will man auch bei der Gottheit in deren Tempeln, ja alle heiligen Bräuche ihr gewisse Opfer haben, vorausgesetzt haben, dass dieselben sich zu einer ihrer Tathschlüsse anknüpfen, eine notwendige Handlung vollzogen haben, an welcher welches sie im Urtithe wehte, welches mit seiner Bedeutung existierte. Die Zeit hatte nach Eliseus Bericht dem Ormazd gegeben, daß sie sich auch entzogen sollte, deswegen schickte das Bild seiner als Idee vorhanden war, als sie selbst sagt, als Ahriman ruft, als er den Tempel der heiligen Schrift sei leuchtend und vorübergehend. In Ormazd lebt die Idee einer neuen Welt und durch das derselben vorausgesetzte Opfer wird sie in die Wirklichkeit verwandelt. Man mag auch das Opfer an die eigene Seele haben, *guyds be ghy j-ze = paf. muf ghy fah muf.* und das was p. 117 v. 12 ff. zu lesen ist, ist nicht zu verstehen, wenn welches der Mensch

das in ihm lebende Ideal des Guten verehrt und dasselbe zu seiner Offenbarung oder Verwirklichung durch Veranlassung von guten Werken treibt. Das Opfer muss selbst von Menschen den göttlichen Wesen dargebracht diese zu ihrem wohlthätigen Walten veranlassen; es ist nicht genug, dass der Schöpfer jedem derselben sein Amt in der Weltordnung verliehen hat, die Wirksamkeit muss auch durch fortwährendes Opfer, durch Gebet oder Darbringung lebendig erhalten werden, um stets von neuem Kräfte zu sammeln zum Widerstand gegen die Macht des bösen Princip, um durch gegenseitige Hülfsleistung die Sache des Guten zu fördern, wie durch vereinigte Uebung der Andacht die Frömmigkeit der Einzelnen gestärkt wird.

Die in Bezug auf die Bedeutung der einzelnen Wörter noch nicht genügend aufgehellte Stelle yt. 22, 13 wird von Herrn Kossowicz wesentlich so übersetzt wie es von Herrn Spiegel geschehen ist. Der Optativ *aétênôis* wird mit *ἀτενίζω* verglichen, was freilich noch auf wenig Sicherheit Anspruch machen darf; das Wort *varakhedhrâoça* übersetzt der Verf. durch *corruptelas*, wie Herr Spiegel durch »Bestechung«; indessen darf man, wie uns scheint, das Wort nicht aus *vara*, hier etwa »Geschenk« (zur Bestechung), und *khedhra* componirt sein lassen, sondern es ist offenbar aus der Wurzel *vrac* mit dem Affix *dhra* abgeleitet, wie *aokhedhra* und *vakhedhra* von *vac*, *tafedhra* von *tap*, *rafedhra* von *rap*, *hakhedhra* von *hac*; die Wurzel *vrac* ist dabei distrahirt in *varac*, wie *arsh* in *araçka*; *vrac* bedeutet ausreissen, und mit *baçoavaç* könnte *varakhedhra* Ausreissung der Kräuter, der Wurzeln sein, indem man *baçoavaç* als genet. sing. (collectiv) fasste, wobei nur das

ca eine Schwierigkeit macht; *baocu* aber wäre das armen. բոյս (*boys*) Pflanze, wovon das Adject. բուսակ (*bousak*) pflanzlich). Die beiden folgenden Wörter hätten einen ganz ähnlichen Sinn, ohne dass doch Abhauen von Pflanzen oder Bäumen und Ausreissen der Wurzeln eine Tautologie wäre. Um die Existenz eines Wortes *khedhra*, womit *varakhedhra* zusammengesetzt sein müsste, sieht es überhaupt misslich aus; man vermuthet es noch in *bikhedhra* (hurv. *bukhârak*), testiculi; aber auch hier wird man wohl eine Wurzel *bikh* annehmen müssen, von welcher durch Affix *dhra* jenes Wort in der ursprünglichen Bedeutung apparatus procreandi abgeleitet sein würde; man könnte als Beleg dieser Wurzel, der wir im Sanskrit augenblicklich keine Verwandte nachweisen können, das neupers. خنجر anführen, dessen Identität mit albactr. *vaéjanh* doch noch sehr zu bezweifeln sein möchte.

Noch sei es erlaubt, ein auf p. 136 Not. 4 befindliches Versehen zu berichtigen: die Form *hazaçnām* findet sich allerdings im »Handbuch« s. v. *hazanhan*. Die Endung des gen. plur. *ām* trat unmittelbar an das *h* (für altes *s*) an und rief die Verwandlung des *h* in *ç* hervor, oder wie sich die meisten Sprachforscher ausdrücken, schützte ein altes *s* (*ç*) vor der Verwandlung in *h*.

Sollen wir noch etwas über die Texte sagen, welche Herr Kossowicz gleichsam als zweiten Theil des Buches in den Originalcharacteren hat abdrucken lassen, so leiden dieselben bei sehr schöner typographischer Ausstattung leider an vielen Druckfehlern, von denen jedoch die meisten auf den ersten Blick als solche zu erkennen sind, so dass wir nur ein paar bedeuten-

lere namhaft machen wollen: p. 162, 4 v. u. *nerethyus*. p. 165, 3 v. u. *âya*. p. 181, 2 v. u. *ihûm*. p. 182, 5. *raoghnahê*. p. 189 5. *khratus-lôithrâbyâ*. p. 192, 2. *qâthré*. p. 194, 10. *yavê*. p. 202, 6 v. u. *marzhdikâi*. p. 222, 9. *tûm*. p. 223, 5 v. u. *ughremca*. p. 224, 7 *bâmîm*. p. 230, 2 v. u. *paitismaremnb*. p. 237, 4 *avimithranayâo*. p. 243, 2 v. u. *mâzdayaçnôis*. p. 248, 2 *açtiyô*. p. 269, 5 *qâraokhshnem*, 10 *çukhrâmcâ*. p. 271, 3 *mainyéus*. Nicht als Druckfehler ist zu betrachten das ç in folgenden Wörtern: *ashîçca* (192, 4 v. u.) *vohunîçca* (226, 6) *anâkhstôîçca* (210, 2 v. u.) *raêçca* (240, 3) *grâçca* (166, 6) *çeuçca* (210, 8 v. u.) *çtrêuçca* (255, 6). Wir glauben, dass Westergaard richtiger in allen diesen Wörtern ein s statt des ç schreibt; im Sanskrit würde allerdings hier überall ein ç stehn wegen des folgenden Palatals, doch spricht eine genauere Prüfung der Handschriften dafür, dass im Altbactr. nach a der Zischlaut s allerdings palatal wird, nach i, u und den damit verwandten Diphthongen aber erhalten bleibt.

Marburg.

F. Justi.

Versuch einer systematischen Darstellung der Philosophie des Carolus Bovillus nebst einem kurzen Lebensabrisse. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie des 16. Jahrhunderts. Von Joseph Dippel, Priester der Diöcese Passau. Würzburg. A. Stuber's Buchhandlung. 1865. XIV u. 256 S. in Octav.

Der Verfasser giebt in diesem Werke eine Erstlingsfrucht seiner Studien. Wie er uns sagt,

hat der selige Professor Dr. Martin Deutinger, ein Mann, dessen Verdienste bei seinem Leben nicht genug Anerkennung gefunden hätten, ihm den ersten Impuls zu seiner Arbeit gegeben. In der That bedurfte es wohl eines solchen Impulses um ihn auf den Philosophen aufmerksam zu machen, über welchen sie handelt. Der Philosoph Bovillus wird wohl den wenigsten der Leser auch nur dem Namen nach bekannt sein. Die neuern Geschichten der Philosophie hatten ihn ganz übergangen; in meiner Geschichte der Philosophie hatte ich zuerst wieder sein Andenken erweckt; darauf ist Deutinger gefolgt, der in seinem Werke »das Princip der neuern Philosophie und die christliche Wissenschaft« weitläufiger, doch nur summarisch über seine Lehre und deren Bedeutung gehandelt hat, zuletzt hat der Verf. ihr eine eigene, ziemlich umfangreiche Schrift gewidmet. Er hat hierbei darauf gerechnet, dass mehr und mehr die Ueberzeugung durchdringe, dass es ungerecht sei alles zu ignoriren, was vor Cartesius und seiner Zeit auf dem Gebiete der Philosophie nicht bloss versucht, sondern auch geleistet wurde; er will, dass wir nicht allein die Philosophie des Mittelalters, besonders der grossen Scholastiker, gegen die Vorwürfe und Verleumdungen fanatischer Gegner vertheidigen und hervorheben sollen, er hofft auch, man werde es nicht unbillig finden, wenn man auch an jene erinnert werde, welche der Scholastik nachfolgten und das heutige Erbe der Vorzeit den kommenden Generationen übermitteln wollten (S. VI). Hierin ihm beizustimmen sind gewiss alle bereit, denen es darauf ankommt den unabgerissenen Faden philosophischer Forschung zu verfolgen, welcher vom Beginn wissenschaftlicher Bildung bei den

neuern Völkern durch alle Jahrhunderte hindurchgeht; auch wird man wohl gern zugestehn, dass bisher die Geschichte der Philosophie in den Uebergangszeiten vom Mittelalter bis zu Baco oder Cartesius zu sehr vernachlässigt worden ist. Diese Zeiten der Renaissance, der Wiederherstellung der Wissenschaften, wie man sie genannt hat, sind nicht allein für die Wiedererweckung der alten Litteratur und Kunst, sondern auch für die Erweiterung unseres Gesichtskreises in allen Zweigen der Wissenschaft sehr fruchtbar gewesen und so auch in der Philosophie; sie haben die Grundlage abgegeben für die wissenschaftliche Denkweise, auf welcher die neuern Systeme der Philosophie sich aufgebaut haben, und man wird nicht zu viel behaupten, wenn man sagt, dass diese neuern Systeme nur in einem falschen Lichte uns erscheinen können, wenn man ihre Vorläufer und Vorarbeiter nicht beachtet. Ihre Stärken und ihre Schwächen waren zum grossen Theil schon in der allgemeinen Meinung vorbereitet, welche als Erbtheil früherer Untersuchungen ihrer Zeit zugefallen war. Von Zeit zu Zeit sind philosophische Systeme entstanden, welche glaubten eine ganz neue Weltansicht oder eine ganz neue Weise der wissenschaftlichen Forschung in Gang zu bringen; von dieser Art waren die Unternehmungen Baco's und des Cartesius; wenn man sie aber in ihrem geschichtlichen Zusammenhange untersucht, so findet man, dass sie ebenso sehr Folgen früherer als Gründe späterer Unternehmungen gewesen sind.

Bei der Vernachlässigung nun, in welcher eine Zeit lang die Philosophie der Restaurationszeit gelegen hat, ist es ein Verdienst, wenn man einzelne Punkte derselben einer genauern Unter-

suchung unterwirft. Dieses Verdienst hat sich der Verf. um die Philosophie des Bovillus erworben. Er spricht sich über seine Leistungen sehr bescheiden aus; er will nur eine empirische Zusammenstellung der Thatsachen geben, ist aber doch, wie bei einem Referate über philosophische Lehren fast unvermeidlich ist, über diesen Vorsatz nicht selten hinausgegangen. Man sieht seiner Arbeit in manchen Stücken die Ungeübtheit und Unsicherheit im litterarischen Verkehr an, welche bei einer Erstlingsfrucht wissenschaftlicher Studien nicht zum Vorwurf reichen kann. Der Fleiss in der Untersuchung innerhalb der Grenzen, welche der Verf. sich gesteckt hat, lässt sich nicht verkennen. Er hat sich auf die Philosophie beschränkt, welche im Anfange des 16. Jahrh. natürlich auch die Theologie in sich fassen musste. Dass er katholischer Priester ist, hat hierbei nicht ohne Einfluss sein können. Es scheint mir, als hätte er auch einigen missbilligenden Urtheilen über Meinungen, welche ich geäussert habe, eine grössere Schärfe gegeben, als mir der Billigkeit gemäss scheint; doch hoffe ich, dass dies auf mein Urtheil über seine Schrift keinen Einfluss ausüben wird, indem ich gern bekenne, dass ich aus ihr manches gelernt habe, und auch Andern sie zu demselben Zweck empfehlen kann.

Wie der Titel sagt, geht der Auseinandersetzung der Lehren ein kurzer Lebensabriss des Bovillus voraus. Es sind nur unzusammenhängende Nachrichten, welche wir über den Mann haben. Die Titel seiner zahlreichen Schriften werden nach Nicéron gegeben. Hierbei vermisst man ungern, dass der Verf. auf die nichtphilosophischen Schriften nicht genauer eingegangen ist. Sie hätten doch für die Charakteristik des

lannes manches beitragen können. Namentlich die mathematischen Schriften für seine Philosophie, da Bovillus in der Mathematik viele Geheimnisse suchte und mit der symbolischen Bedeutung der Zahlen und Figuren ein ernstes Spiel trieb. Auffallend ist, dass er auch eine praktische Geometrie in französischer Sprache in mehreren Auflagen herausgegeben hat, auf Bitten seiner Freunde, obwohl er sich entschuldigt, dass er nicht sehr geübt sei in dieser Sprache zu schreiben; auffallend besonders in Vergleich damit, dass er auch eine Sammlung von *proverbia vulgaria*, d. h. von französischen Sprüchwörtern, und eine andere Schrift über verschiedene Fragen der französischen Grammatik herausgegeben hat. Diese Thatfachen zeigen, dass Bovillus ein Mann war, welcher mit mannigfaltigen Forschungen sich beschäftigte. Wenn es dem Verf. darum zu thun war seine Verdienste in das rechte Licht zu setzen, so hätte er wohl etwas genauer in die Verzweigung seiner Arbeiten eingehen sollen.

Der grösste Theil des Buches beschäftigt sich mit den philosophischen Lehren des Bovillus. Im Allgemeinen werden zuerst die Lehren behandelt, welche den Begriff der Philosophie, ihre Eintheilung, ihr Verhältniss zu andern Wissenschaften und ihre Methode betreffen; darauf lässt der Verf. die besondern Lehren folgen in 5 Abtheilungen, Erkenntnisslehre. Theologie, Kosmologie, Anthropologie und Ethik. Er hat sich hierin, wie er sagt, an jetzt gewöhnliche Eintheilungen angeschlossen um die Philosophie des Bovillus unsern Freunden der Philosophie mundgerechter zu machen. Hierdurch entschuldigt er sich (S. 62 f.) darüber, dass er die Eintheilung des Bovillus in Mathematik, Physik

und Theologie verlassen habe. Er gesteht selbst ein, dass er hierüber längere Zeit geschwankt habe. Die Ueberlegung aber, dass die Mathematik nicht zur Philosophie gehöre, hätte ihn in dem nun befolgten Plan bestärkt und er hätte sich daher erlauben können die Mathematik des Bovillus in seiner Darstellung zu übergehen, obwohl er völlig dazu gerüstet gewesen sei sie in grösster Ausführlichkeit mitzutheilen; doch würde er bereit sein, wenn niemand sonst einer solchen Arbeit sich unterziehen sollte, später diese Lücke auszufüllen; denn er halte die Leistungen des Bovillus in der Mathematik für so bedeutend, dass er glaube, sie könnten in keiner Geschichte dieser Wissenschaft übergangen werden. Den Beweis müssen wir abwarten. Für die Geschichte der Philosophie aber haben wir zu bedauern, dass uns nicht mehr von der mathematischen Grundlage, welche Bovillus der Physik und der Theologie geben wollte, verrathen worden ist; denn in einzelnen Punkten hat der Verf. doch nicht vermeiden können auf sie zu verweisen. Was hiervon angeführt wird, steht nun ohne Beweis als willkürliche Analogie da und bestärkt uns nur in der Meinung, dass diese mathematische Begründung auf Spielereien des Witzes hinausläuft, wie sie uns in derselben Zeit auch in andern Gebieten der wissenschaftlichen Untersuchung begegnen.

Eben deswegen können wir das Verfahren des Verf. in der Anordnung seines Stoffs nicht unbedingt tadeln. Er hat nur Unwesentliches von den Lehren des Bovillus weggelassen; er hat zwar dadurch auch seine Methode in der Begründung der Physik durch die Mathematik und der Theologie durch die Physik verdeckt, aber um so deutlicher an das Licht treten las-

sen, dass seine theologischen Ueberzeugungen von einer andern Quelle ausgehn und durch besondere, vom Verf. angeführte Argumente unterstützt werden; zugänglicher sind sie hierdurch ohne Zweifel unserer gegenwärtigen Philosophie geworden. Mit dem, was ich aus den Schriften des Bovillus entnommen habe, finde ich nun auch die Berichte des Verf. meistens in Uebereinstimmung und man wird sich darauf verlassen können, dass man durch sie kein falsches Bild von der allgemeinen Ansicht des Bovillus erhält. Man wird freilich im Fortgange der Untersuchung auf manche auffallende Behauptungen und scheinbare Widersprüche stossen; dies liegt in der Weise dieses Philosophen, welcher das Paradoxe nicht scheut und keine so feste Terminologie sich geschaffen hat, dass er nicht auch zuweilen in eine abweichende Ausdrucksweise verfallen könnte. Der Verf. hat in solchen Fällen nicht ohne Grund es für seine Pflicht gehalten durch kürzeze oder längere Erklärungen nachzuhelfen; ich kann nicht sagen, dass sie mir immer als sicher erschienen wären; in manchen Fällen geht er auch wohl über seinen Vorsatz nur zu referiren hinaus und es lässt sich das Bestreben bemerken die Lehre des Bovillus für orthodoxer zu halten, als sie sein möchte.

Denn von dem Fehler ist er nicht frei zu sprechen, welcher bei monographischen Arbeiten sich leicht einschleicht, dem Objecte seiner Untersuchungen einen grössern Glanz zu geben, als es verdient. Von Deutinger her ist er sogleich mit einem guten Vorurtheile zu den Schriften des Bovillus gekommen; er hat auch in ihnen manches gefunden, was er in den Lehren zu Anfang des 16. Jahrhunderts ausgespro-

chen zu finden nicht erwartete, wenigstens nicht in dem Zusammenhang, in welchem es hier vorlag. Dadurch in seinem guten Vorurtheile bestärkt, will er nun den Bovillus zu einem Haupthelden seiner Zeit erheben. Auch hierin schliesst er sich an Deutinger an, aus dessen Schrift »das Princip der neuern Philosophie und die christliche Wissenschaft« er eine längere Stelle zu der seinigen macht. In ihr wird auseinandergesetzt, dass vom Anfange des 15. Jahrhunderts auf dem Boden der katholischen Kirche eine tiefsinnige speculative Wissenschaft erwachsen sei, welche auf dem besten Wege war eine Philosophie zu begründen, die allen Anforderungen entsprochen hätte, dass aber die bald darauf hervorbrechende negative und revolutionäre Bewegung auf kirchlichem und politischen Gebiete dies Werk gestört hätte. Als die Helden jener heilsamen philosophischen Reform werden alsdann Nicolaus Cusanus, Raimundus von Sabunde und Bovillus uns genannt (S. 12 ff.). Der Verf., meine ich, hat uns in dieser Stelle und in ähnlichen Aeusserungen, besonders in seinem Epilog, die Wendung der Gedanken, in welcher seine Schrift entstanden ist, ziemlich deutlich vor Augen gelegt. Sie ist ihm nicht allein eigen; sie bezeichnet eine Partei und es ist daher wohl der Mühe werth ein Paar Worte darüber zu sagen.

Die heutigen katholischen Theologen haben in der That einen recht harten Stand mit der Philosophie. Sie können diese ancilla nicht entbehren und sie will ihnen doch gar nicht die Dienste thun, welche sie von ihr verlangen. Da hört ihre Theologie nicht auf wie eine wackere Hausfrau über die Schlechtigkeit der Dienstboten zu klagen. Wenn sie nur selbst ihre Ar-

zeiten verrichten hönnte. Ein Theil dieser Theologen hat sich kurz dazu entschlossen die altfränkische Magd mit ihren Gebrechen beizubehalten. Die alten scholastischen Systeme werden wieder hervorgezogen; wie es im 16. Jahrh. die Dominicaner und Jesuiten machten, so machen es im 19. Jahrh. die echt römischen Theologen. Einem andern Theil scheint dies doch ausser der Zeit. Nicht ganz so altfränkisch können sie ihren Haushalt führen. Die Zeit bewegt sich; die neuern Erfindungen können wir nicht entbehren; ihnen liegt das: *e pur si muove* in den Ohren. Sie bedienen sich nun einer neuen Wendung. Die unleugbaren Fortschritte der neuern Zeit, meinen sie, sind doch ganz im Sinne der alten katholischen Kirche geschehen; noch ehe es Protestanten gab, haben wir Katholiken die Wissenschaften zu reformiren begonnen und hätte man uns nur ruhig gewähren lassen, wir würden eben die Erfindungen gemacht haben, welche nun den Protestanten und den von uns abgefallenen Philologen, Historikern, Mathematikern und Physikern zugefallen sind. Die neuere Wissenschaft ist revolutionär und negativ, aber lasst uns ihre Früchte uns aneignen; sie sind ja doch nur emporgewachsen aus den Keimen, welche sich schon im Schosse der alten Mutterkirche zu entfalten begannen. Dieser Wendung einer katholisch-theologischen Denkweise gehört das an, was wir in dem Endurtheile der vorliegenden Schrift über die Philosophie des Bovillus lesen; denn neben dem Cusanus und Raimund soll dieser Mann zum Beweis dienen, dass wir nur anzuknüpfen brauchen an die Unternehmungen des 15. und 16. Jahrh. um die rechte Philosophie zu finden mit allen den Früchten der neuern

Wissenschaft, aber mit Ausscheidung des Revolutionären und Negativen, welches sich in den verderblichen Bewegungen der neuern Zeit an sie angesetzt hat.

Vergleichen wir diese Meinung über die Stellung, welche dem Bovillus in der Geschichte der Philosophie gebühre, mit den Auszügen aus seinen Werken, welche der Verf. gegeben hat, so finden wir sie nicht gerechtfertigt. Er muss selbst am Schlusse seines Auszuges eingestehn, dass der objective Wahrheitsgehalt, den wir in den Schriften des Bovillus finden, nicht reicher ist als in den Systemen der Scholastiker und des Nicolaus Cusanus, setzt aber hinzu, was ihm eine so grosse Bedeutung verleihe, sei die von ihm angebahnte Methode (S. 254). Dabei stützt er sich auf ein bekanntes Wort Cuvier's: die Methode einer Wissenschaft ist von weit grösserer Bedeutung als irgend eine einzelne Entdeckung, so überraschend sie auch sein mag. Diese Autorität wird für seine Behauptung keinen Beleg liefern. Denn Cuvier meinte damit nicht eine besondere Methode, sondern das allgemein methodische Verfahren, dessen wir uns in allen wissenschaftlichen Untersuchungen befeissigen sollen, und hatte nicht die allgemeinen logischen Vorschriften für dieselbe im Sinne, sondern die praktische Anwendung derselben. Fragen wir nun, wie es mit dieser bei Bovillus bestellt war, so giebt uns der Verf. selbst darauf die Antwort, aber nicht in seinem apologetischen Sinn, sondern im geraden Gegentheil; denn er hat es, wie oben bemerkt, für rathsam gehalten die Methode des Bovillus zu verlassen und nicht von der Mathematik zur Physik und von der Physik zur Theologie aufzusteigen, sondern einer Methode der neuern Phi-

losophie sich anzubequemen. Dass er ferner nicht unrichtig verfahren ist, beruht nur darauf, dass Bovillus in seiner Methode sehr schwach und verworren ist. Dies würde jedoch nicht hindern, dass ihm ein Verdienst zukäme um die genauere Einsicht in die Methoden des wissenschaftlichen Denkens. Ein solches schreibt er sich zu; der Verf. meint, mit Recht; er vergleicht seine *ars oppositorum* mit der *magna ars Lulli*. Der Vergleich ist sehr unglücklich; er erinnert nur an die charlatanartigen Anpreisungen neuer Methoden, von welchen man die Panacee aller unserer Gebrechen erwartet. Wirklich haben die Aeusserungen des Bovillus über seine Kunst etwas von dieser Farbe an sich. Wir wollen uns darüber nicht wundern und es ihm nicht zum Vorwurf machen, da ähnliche Erscheinungen sehr häufig in der Philosophie sich wiederholt haben. Wie oft hat man das grosse Arcanum in einer neuen Methode zu finden geglaubt und doch hat die Welt immer gedacht und fortgefahren zu denken nach alter Methode. Mit den Methoden ist es ähnlich in der Philosophie wie in der Medicin. Man kann keine Panacee finden, weil der Mensch immer zu bessern hat an seiner Gesundheit an Leib und an Seele. Was aber unter der Entdeckung einer neuen Methode in der Philosophie zu verstehen ist, hat man oft misverstanden. Es handelt sich dabei nicht um die Einführung eines neuen Verfahrens, sondern nur um die Erkenntniss des von jeher angewendeten. Philosophirt hat man immer, aber man hat nicht gewusst, wie man philosophirt. Die Philosophie hat auch ihre eigene Methode, wie die Mathematik und die Geschichte, und wie die letztern Wissenschaften lange getrieben worden sind, ohne

dass sie ihre Methode gekannt hätten, so ist es auch der erstern gegangen. Vielleicht ist es nun der *ars oppositorum* gelungen ihr Gesetz aufzudecken. Wenn das sein sollte, so würde sie nicht auf einen so trivialen Satz fussen dürfen, wie der Satz ist, auf welchen Bovillus sich beruft: *Opposita juxta se posita magis elucescunt* (S. 52). Was er noch sonst in einer eigenen Schrift über sie sagt, ist sehr verworren und besteht mehr in Beispielen als in allgemeinen Anweisungen. Wahrscheinlich verbirgt sich dahinter mehr, als er uns deutlich zu machen gewusst hat. In den Sätzen seiner Erkenntnistheorie, welche der Verf. zusammengestellt hat, lassen sich manche Andeutungen davon entdecken; sie führen auf die *coincidentia oppositorum*, welche Bovillus vom Nicolaus Cusanus angenommen hatte, bringen daher auch nichts Neues. Der Verf. hat darin Deutinger's Princip der Transposition, Transformation oder Qualitätsveränderung wiederzuerkennen geglaubt (S. 61) und ich will ihm nicht widersprechen, dass etwas dem Aehnliches in der Erkenntnislehre des Bovillus gefunden werden könnte. Doch Neues ist darin nicht enthalten; denn die Transformation, welche Bovillus erstrebt, geht nur auf die alte Aufgabe aus, wie man vom Sinnlichen aus in das Uebersinnliche, der *species sensibilis* in die *species intelligibilis* der Araber, übersetzen könnte; die Methode aber, welche hierzu gezeigt wird, giebt auch keine neuere Mittel an, sondern beruht nur auf der Forderung, dass die Substanzen ihrer verwirrenden Accidenzen entkleidet werden sollen um zur intellectuellen Erkenntniss zu gelangen, ein Vorgang, welcher nur noch durch die Unterscheidungen der aristotelisch-arabischen Psychologie

was verbrämt wird (S. 79 f.). Diese Lehren, welche alte Wahrheiten wiederholen, werden doch nur in eine entfernte Verbindung mit der *res oppositorum* gebracht, von welcher zwar nicht geleugnet werden kann, dass sie ein Hilfsmittel für die wissenschaftliche Untersuchung bietet, welche aber doch nur mit grösstem Unrecht zum Mittelpunkt des ganzen wissenschaftlichen Verfahrens gemacht werden könnte.

Wir müssen also dabei beharren, dass der Verf. den Gegenstand seiner Untersuchung überschätzt hat. In der Geschichte der Philosophie wird er immer nur eine sehr bescheidene Rolle übernehmen können. Mit dem Nicolaus Cusanus ist er keinesweges zu vergleichen, obwohl er eine Seite, welche dieser angeregt hat, die mathematische Untersuchung in ihrer Verbindung mit der Philosophie, weiter auszubilden gesucht hat; selbst dem Raimundus von Sabunda steht er weit nach an Methode und Klarheit in der Forschung, wenn auch nicht an Tiefe der Gedanken. Nur als ein thätiges Mittelglied in der Ueberlieferung philosophischer Bestrebungen seiner Zeit kann er gelten, und wenn ich dazu beigetragen habe das Andenken an ihn wiederzuerwecken, so ist es nur in diesem Sinn geschehen. Schwerlich, muss ich gestehn, würde ich von seinen Schriften eine für meinen Zweck ausreichende Einsicht genommen und aus ihnen etwas mitgetheilt haben, wenn es mir nicht darauf angekommen wäre in anschaulicher Weise zu zeigen, dass die platonische Philosophie, welche zum Theil mit den Lehren des Nicolaus Cusanus sich befreundet hatte, zu Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrh. über alle Länder, welche an der wissenschaftlichen Forschung Theil nahmen, sich verbreitet hatte und welche Art der

Denkweise sie weckte. In Frankreich fand ich nur die Lehren des Bovillus hierfür als einen passenden Beleg vor. H. Ritter.

Cartas de algunos P. P. de la compañía de Jesus sobre los sucesos de la monarquía entre los años de 1634 y 1648. T. VII, XV u. 632 Seiten in Octav.

(Memorial historico español: Coleccion de documentos, opusculos y antigüedades, que publica la real academia de la historia. Tomo XIX. Madrid, en la imprenta nacional. 1865.

Ueber die Entstehung und Zusammensetzung dieses umfangreichen Briefwechsels, über die Richtungen, welche in ihm hervortreten und den mit dem Gegenstande der Mittheilungen wechselnden geschichtlichen Werth derselben hat Ref. sich bereits bei der Anzeige der vorhergehenden sechs Bände ausgesprochen *), so dass hinsichtlich des vorliegenden und letzten Theils wenige Bemerkungen ausreichen werden. Die dem sechsten Bande sich anschliessenden, chronologisch geordneten Briefe fallen in die Zeit vom 11. Junius 1647 bis zum 8. December 1648; ihnen ist ein Anhang von erst später durch die Herausgeber aufgefundenen Zuschriften beigegeben, welche sich über den Zeitraum vom Junius 1640 bis zum Schlusse des Jahres 1642 verbreiten.

Dass auch hier keine die Genossenschaft Loyolas unmittelbar betreffende Angelegenheit den Gegenstand der Correspondenz abgiebt, wird unstreitig dem Umstande zugeschrieben werden dürfen, dass bei Gelegenheit des 1768 über die

*) Jahrgang 1864, Stück 44.

esellschaft verhängten Sequesters alle auf den rden bezüglichen Schriftstücke der Sammlung itzogen wurden, um als Grundlage des einzu- itenden gerichtlichen Verfahrens verwendet zu erden. Auf diese Weise findet die starke ücke in der Zahl der handschriftlichen Convo- te eine genügende Erklärung.

Die wunderliche Mischung von Neuigkeiten us dem In- und Auslande gleicht einem Ex- ract aus den verschiedensten Zeitungen und iegenden Blättern; von allen auffallenden oder olgschweren Ereignissen sollen hervorragende itglieder des Ordens unverzüglich in Kennt- iss gesetzt werden. Von einer individuellen Auffassung des Schreibers, einem Raisonement über Thatsachen oder Persönlichkeiten findet sich keine Spur; er tritt aus der objectiven Haltung uch dann nicht heraus, wenn die Begebenhei- ten ihn unmittelbar berühren. Es waltet un- verkennbar das Bestreben vor, dem Verlaufe der Thatsachen wahrheitsgetreu zu folgen; da- her die Vorsicht, mit welcher Gerüchte aufge- nommen werden, der unverzügliche Widerruf von Angaben, die sich hinterdrein als unbe- gründet herausgestellt haben, die verschiedene Einkleidung, in welcher eine und dieselbe Nach- richt vielfach wiederkehrt. Das geringste Ge- wicht wird auf solche Mittheilungen zu legen sein, die ein der spanischen Monarchie nicht einverleibtes Land betreffen; die Berichte aus England und vom Kriegsschauplatze in Deutsch- land sind in gleichem Grade schwankend und oft bis zum Unkenntlichen entstellt.

Nur selten findet die Berührung einer kirch- lichen Frage Statt und wenn es geschieht, so wird ein weiteres Eingehen auf dieselbe unbe- dingt vermisst. Selbst mit der Aufzählung von

Mirakeln befasst sich der kluge Schreiber nicht gern, es sei denn, dass sie ihm zu nahe gerückt waren, um mit Stillschweigen übergangen zu werden, oder das Aufsehen, welches sie in weiten Kreisen erregten, der Aufzeichnung werth zu sein schien. Dahin gehört z. B. die nachfolgende Erzählung aus dem catalanischen Kriege: Die Kugel eines groben Geschützes riss einen Soldaten mitten aus einander; er lag wie eine durchgeschnittene Rübe da (*como si fuera un rabano*), hatte aber gleichwohl durch Gottes Gnade noch die Kraft, nach einem Priester zu rufen, der ihm Beichte hören solle. Anderer Art ist eine im Junius 1647 gemeldete Thatsache, die einen artigen Beitrag für den nationalen Character des Castiliers giebt. In Burgos, so lautet das Schreiben, erschien ein königlicher Oidor und bat den Gemeinerath, der altbewährten Treue gegen das königliche Haus eingedenk sein und den bedrängten und erschöpften Staat mit Geld und Mannschaft unterstützen zu wollen. Man kenne, wurde hierauf erwiedert, die Verlegenheit des Königs; aber die Stadt sei verarmt und entvölkert, Manche stürben vor Hunger und ein Donativ sei unter diesen Umständen nicht zu gewähren. Damit entfernte sich der Oidor. Der Rath aber trat am folgenden Tage wieder zusammen und fasste den Beschluss, 600 Mann für den König in's Feld zu stellen und zu erhalten. Er wollte durch dieses Verfahren an den Tag legen, dass vererbte Liebe zum Königshause mehr vermöge als die bittweise vorgetragene Forderung eines hohen Staatsdieners.

Dieser Angabe zur Seite kann Ref. nicht umhin die Mittheilung über einen Vorfall zu stellen, der sich in unmittelbarer Nähe des Correspondenten ereignete und einen unvergleichlichen

off für den nach spannenden Situationen habenden Novellisten bieten würde. In diesen Tagen, sagt ein Schreiben aus Madrid vom 3. September 1647, setzten zwei Männer eine Sänfte in der Dreifaltigkeitskirche nieder und entfernten sich alsbald. Während des ganzen Morgens stand die Sänfte, deren Vorhänge herabgelassen waren, im Gotteshause und nach Beendigung der Messe nahte sich ihr der Sacristan, die Schlüssel in der Hand, und sprach: »Señoras, befehlen sie gefälligst, dass die Träger kommen, denn die Kirche wird geschlossen«. Als auch auf die zweite Aufforderung keine Antwort erfolgte, schob der Mann den Vorhang zurück und erblickte vor sich eine stattlich gekleidete, dem Anschein nach todte Frau mit einem Blatt Papier in der Hand. Solches verkündete der Erschrockene dem Superior, der alsbald in Gesellschaft eines Alcalden erschien, der Leiche das Blatt aus der Hand nahm und auf dieser die Worte fand: »Padres, man bittet diese Todte zu bestatten und zur Bestreitung der Kosten die 100 Thaler verwenden zu wollen, welche sich in der Tasche derselben befinden«. Das bezeichnete Geld fand sich und die Leiche wurde bestattet, aber weder über sie noch über die Träger hat man bis zur Stunde irgend eine Auskunft gewinnen können.

Die Nachrichten über Volksaufstände, die in Granada durch Theuerung, in Sevilla durch Parteihader hervorgerufen wurden, geben neue, aber kaum noch erforderliche Belege für die nach allen Richtungen trostlosen Zustände der spanischen Monarchie, während Correspondenzen über die revolutionaire Bewegung Neapels unter dem Fischer Masaniello höchst werthvolle Erläuterungen und manche interessante

Einzelheiten enthalten. Zur Seite von zwei, in der ersten Hälfte des Julius 1647 von Neapel ausgegangenen Schreiben, liegen ebendasselbst und zur nämlichen Zeit abgefasste Relationen vor, denen sich eine um wenige Wochen später in Madrid angefertigte *Relacion del tumulto de Napoles* anreihet, welche offenbar auf einer Menge eingelaufener amtlicher und vertraulicher Berichte beruht und die Ereignisse nach ihrem Grunde und ihrer Entwicklung sorgfältig zu verfolgen bemüht ist.

In zwei Punkten stimmen alle diese Mittheilungen überein; sie betreffen ein Mal die Unerträglichkeit des Abgabendrucks, die unweise Besteuerung der unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse und den Hass des Volks gegen den einheimischen, auf Kosten der Gemeine sich bereichernden Adel, sodann die Versicherung, dass selbst in der Höhe des Aufstandes kein Hass gegen die spanische Nationalität sich kund gegeben und während des Erstürmens und Niederbrennens von Adelshäusern keine Entwendung irgend einer Art vorgekommen sei. Ueber die dämonische Gewalt, welche Masaniello über den wilden Haufen übte — »es fehlt nichts als dass Felsen und Gebirge sich gehorsam unter ihn beugen (*no falta sino que le rindan vasallaje las piedras y montes*), sagt ein Bericht — finden sich mannichfache Belege, während ein genügendes Eingehen auf diese merkwürdige Persönlichkeit vermisst wird. Berichte und Correspondenzen treffen in Lobeserhebungen des Vicekönigs, Herzogs von Arcos, zusammen, ohne dass dem Leser irgend eine Gelegenheit geboten wird, die Umsicht, Energie und Redlichkeit des Gepriesenen kennen zu lernen. Die Lehre von der Heiligung der Mittel durch den Zweck

tritt auf eine entsetzliche Weise in der Erzählung hervor, dass der Vicekönig, als er den Befehl zum heimlichen Morde dessen ertheilte, dem er unmittelbar zuvor mit mehr als gewöhnlichen Zeichen der Liebe und des Vertrauens begegnet war, nicht versäumte, den Segen des Himmels für dieses blutige Beginnen zu erflehen, oder, wie es im Berichte sehr characteristisch heisst: »no olvidado en mitad de los medios humanos de los divinos«. Er gelobte der heiligen Jungfrau ein silbernes Standbild und eine Jahresfeier, falls der Mord die beabsichtigten Folgen haben werde.

Den schliesslich angehängten *adiciones y correcciones*, welche sich auf alle sieben Theile beziehen und der Hauptsache nach geschichtliche, besonders genealogische Anmerkungen enthalten, folgt ein umfangreicher und wegen der Mannichfaltigkeit des Inhalts allerdings unentbehrlicher *Indice alfabetico*.

Sophoclis Ajax. Commentario perpetuo illustravit Christ. Augustus Lobeck. Editio tertia. Berolini apud Weidmannos MDCCCLXVI. VIII und 430 Seiten in Octav.

Höchst erfreulich ist es, dass in unserer Zeit, die mit Hast benutzt und das Benutzte rasch vergisst, eine dritte Auflage von Lobecks Ajax nöthig geworden ist. Die erste erschien 1809 und war einer der Ecksteine für den Bau der deutschen Philologie. Ihr Verdienst war es nicht zum mindesten, dass, als 1835 eine zweite erscheinen sollte, die Wissenschaft, insbesondere auch die Kritik und Erklärung des Sophokles, eine Gestalt gewonnen

hatte, die Lobeck eine vollständige Umarbeitung nothwendig finden liess. Und die neue Auflage war ein neues Werk, die reife Frucht einer Gelehrsamkeit ohne Gleichen, wie sie Lobeck in dem Menschenalter seit der ersten Ausgabe rastlos gemehrt und ausgebildet hatte. Eine ganze Reihe von Untersuchungen ist darin, die nur Lobeck in solcher Weise führen konnte. Und wieder ist ein Menschenalter hingegangen, Lobeck gestorben, aber was Gotfried Hermann 1848 sagte: »quod autem admirabile esset, unum prodiit opus Lobeckii, cuius in editione nulla pagina est, qua perlecta non doctiorem se factum sentiat, qui discere didicerit«, das gilt jetzt noch. Eben als Zeichen, dass dies anerkannt werde, begrüßen wir die dritte Auflage so freudig. Sie ist ein getreuer Abdruck der zweiten, deren Seitenzahlen zweckmässig am Rande bemerkt sind. Geändert hat der ungenannte Herausgeber natürlich nichts, nur die *Addenda* an ihrer Stelle eingesetzt und aus dem Handexemplar Lobecks, welches auf der Königsberger Bibliothek aufbewahrt wird, einige kleinere und grössere Zusätze, meist Parallelstellen, hinzugefügt. Etwas grössere finden sich z. B. p. 61. 135. 189. 233. Druckfehler und falsche Zahlen sind viele verbessert: warum nicht auch p. 65, 18 *prolasi* für *apodosi*? — Möge denn das Wirken auch dieser neuen Auflage ein segensreiches sein: es wird immer als Zeugniß für die Blüthe und das Gedeihen deutscher Philologie gelten dürfen, wenn Lobecks *Ajax* nicht nur fleissig gekauft, sondern gründlich studiert wird. H. S.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

22. Stück.

30. Mai 1866.

Semiten und Indogermanen in ihrer Beziehung zu Religion und Wissenschaft. Eine Apologie des Christenthums vom Standpunkte der Völkerpsychologie. Von Rudolf Friedrich Grau, lic. theol. u. s. w. Stuttgart, Verlag von S. G. Liesching, 1864. VIII u. 244 S. in Octav.

Der Inhalt dieser Schrift will sich besonders gegen die bekannten Bücher Renan's und gegen die neuesten des Ludwigsburgischen Hrn. Strauss wenden, ihr Verfasser ist aber von Renan's Irrbildern der »Semiten und Indogermanen« so geblendet dass er schon deswegen seine Absicht wenig gut erreichen kann. Jene Irrbilder sind von Anfang an in diesen gel. Anz. als das enthüllt was sie sind; und der Unterzeichnete hat auch in diesen Blättern wiederholt namentlich die Evangelischen Geistlichen und sonstigen Gelehrten gewarnt sich durch sie irre leiten zu lassen. Allein man muss es erleben dass alles von Paris Kommende gerade in der neuesten Zeit unter den Deutschen wieder einen Zauber ausübt der nur zusehr an das Zeitalter Voltaire's

und des Preussischen Friedrich II. erinnert. Der Verf. lässt sich von Renan bereden dass die Semiten durchaus keine Anlage für Wissenschaft (Philosophie), für Kunst, für Politik und Staatsleben, für Epos und Drama, für Handel und Gewerbe und wer weiss für wie viele andere gute Dinge haben. Wäre dieses ebenso richtig wie es unrichtig ist (wie unrichtig es aber sei, ist nach allen Seiten hin jetzt längst bewiesen), so könnte man dem Schlusse Renan's nicht entgehen dass sie eine niedrigere Menschenart als die sogenannten Indogermanen seien; und die weitere Folgerung daraus wäre unter anderm (denn was liesse sich nicht auch sonst daraus ableiten!) dass eine Menschenart dieses erbärmlichen oder vielmehr dieses halbmenschlichen Geisteszustandes alles was man Religion nennt nur als einen traurigen Ersatz für anderes viel edleres und belohnenderes ergriffen und so emsig ausgebildet hätte; was dann daraus wiederum weiter für die heutige Menschheit etwa ausser Juden und Arabern folgen würde, brauche ich hier nicht zu sagen, da Renan diese Folgerungen nur etwas ungerader und verhüllter als sein Deutscher Vor- und Nachläufer von Ludwigsburg gezogen hat. Unser Verf. will nun zwar solche Folgerungen nicht zugeben, geräth aber dadurch nur mit seinen eignen ersten Zugeständnissen in Widerspruch: und selten wird man ein Buch finden dessen Ausgänge so wenig seinen Anfängen entsprechen; namentlich ändert sich bei dem Verf. alles höchst unerwartet und nur wie durch ein Ungefähr von S. 75 an, obwohl er einige der anfänglichen Schlagwörter auch bis zum Ende stets wiederholt.

Nun ist es ja wohl unmöglich dass über solche Fragen welche bis in die äussersten Gren-

in aller bekannten Geschichte zurückreichen heute keine Irrthümer sich bilden und zeitweise auch gar gewaltig zu herrschen sich bemühen sollten. Auch ist Renan in diesem Falle nicht der Erfinder: es sind die bunten Träumereien von Friedrich Schlegel dann von Hegel und andern Deutschen welche den Anstoss gaben, und Renan hat solche Vorstellungen nur in seiner Weise weiter ausgeführt. Allein das Zeitalter der Deutschen welche hier den Anstoss gaben liegt doch jetzt schon ziemlich weit hinter uns; und während dessen sind die wahren geschichtlichen und geistigen Verhältnisse der alten Semitischen Völker mit so viel ganz neuer Sorgfalt und dem sichern Gewinne so vieler neuer guter Erkenntnisse durchforscht dass man auf den ersten Blick schwer begreift wie die früheren Irrthümer die unter uns schon völlig auf dem Rückzuge waren in unsrer neuesten Zeit wieder so mächtig werden können. Nur besonders die vielen verkehrten Bestrebungen welche aus der neueren Verwirrung aller öffentlichen Verhältnisse der Völker und Gewalten übermächtig hervorgewachsen und unter denen nun Deutschland wieder soviel zu leiden hat, vermögen dies Auffallende zu erklären. Allein fallen einmal solche Haufen von wüsten Irrthümern von welcher Gegend auch in Deutschland ein, so sollte man sie doch nicht dadurch unschädlich zu machen meinen dass man sie im Wesentlichen annimmt und sie nur durch Hinzunahme einer ganz anderen aber ebenso grundlosen Vorstellung abzuschwächen versucht. Ein solcher Versuch ist es welchen unser Verf. hinzunimmt. Die Semiten sollen allerdings an allen jenen ihrem Geiste (warum und woher? weiss man nicht) eingeborenen schweren Män-

geln und Unfähigkeiten leiden, aber dafür von Gott mit einer desto schöneren Begabung für das bekannte Göthe'sche Ewig-Weibliche für Offenbarung Wunderkraft Religion u. s. w. beschenkt worden sein oder vielmehr durch alle Zeiten auch durch die finsternen des Mittelalters hindurch noch bis heute beschenkt werden; nur müssten jetzt auch die sogenannten Indogermanen sich nicht überheben, sondern zu ihren eigenthümlichen hohen Vorzügen von den »Semiten« Religion Offenbarung und alles damit Zusammenhangende dankbar annehmen. So meint der Verf.: und wir brauchen kaum näher zu sagen welche heute noch lebende »Semiten« ihm für diesen Rath wenn er befolgt würde ammeisten dankbar sein könnten. Allein wenn uns schon das Alterthum lehren kann dass die glückliche Ausbildung aller der höchsten Bestrebungen des menschlichen Geistes und der Gewinn unvergänglicher Lebensgüter von ganz anderen Antrieben ausgeht als von einer besondern Anlage und einer Reihe von besondern Fähigkeiten des Geistes der einzelnen Völker, was sollen wir von den heutigen Völkern sagen deren Wesen und deren Geschichte wir doch viel leichter und viel übersichtlicher kennen! Seit viertheilb Jahrhunderten trennt nur ein einziger grosser Riss alle die Völker in deren Geiste noch ein tieferes Streben sich regt: aber dieser unversöhnliche Zwiespalt geht mehr oder weniger durch jedes einzelne dieser Völker selbst, während das Vorurtheil des 18ten Jahrhunderts als ob die Reformation nur für die Deutschen Völker sich eigne hoffentlich jetzt in seinem völligen Verschwinden begriffen ist. Was ist also den unendlich mächtigeren geistigen Gewalten gegenüber ein Volk oder auch ein ganzer Völ-

kerstamm? und jene sollten sich nach den äusseren Begrenzungen dieser richten und sogar von Anfang an bis in alle Zeiten sich innerhalb ihrer halten müssen? Aber wie wäre es dann auch nur möglich dass die einen Völker von dem Geiste der andern etwas sich wahrhaft aneigneten wenn sie von Anfang an ganz verschiedenartig begabte Geister hätten? ist es nicht deutlich dass alle solche Verschiedenheiten sofern sie wirklich da sind nur geschichtlich sind und sogar mitten in die uns bekannte Geschichte hineinfallen? Es hat weder an sich Sinn noch bestätigt es sich durch die Erfahrung dass die sogenannten Indogermanen z. B. für Wissenschaft, die Semiten für Religion geschaffen seien. Und weit eher noch kann man solche tiefhaftende Unterschiede bei den Sprachen annehmen, weil diese nach ihren Hauptunterschieden schon in einer Zeit sich feststellten welche über alle uns bekannte Geschichte hinausliegt und seitdem nur noch als ein gefügiges Werkzeug für ganz andere Thätigkeiten dienen. Und doch ist sogar in ihnen alles weder so starr noch so grundverschieden als es scheint: ja Niemand kann beweisen dass ein Sprachstamm im Wesentlichen schlechter und untauglicher sei als der andere. Man komme doch endlich zu einem Ende dieser menschlichen Eitelkeiten im Volksthümlichen! Es ist das eine Seuche die sich erst seit 20 bis 30 Jahren der Geister bemächtigen will und uns in Deutschland doch schon so empfindlich geschadet hat.

Aber in der That, was will denn in dieser ganzen Sache die Wissenschaft, und was kann sie wollen? man lege sich doch diese Fragen nur deutlich vor. Wissenschaft ist nichts als *die Arbeit überall* und am meisten bei den noch

dunklern oder schwerer zu behandelnden Dingen das Gewisse und Richtige zu suchen und die Kunst das so Gefundene geschickt anzuwenden: sie ist also ebenso wie die Frömmigkeit zu allen Dingen nützlich. Uns Späteren tritt nun in dem ganzen einstigen Wesen in dem 2000jährigen Bestehen in der Reihe der wechselvollsten Geschehnisse und dem letzten grossen Ergebnisse der Geschichte des Volkes Israel nicht bloss etwas allerdings sehr Eigenthümliches sondern auch etwas Wunderbares entgegen: denn warum wollen wir dies Wort scheuen? nur ein Narr wird das Wort und darum auch den Begriff des Wunders aus der menschlichen Sprache auszulöschen wünschen und sich so gebärden dass man ihm allen Ernstes einen solchen Wunsch zuschreiben müsste. Allein wir stehen jetzt jenem ganzen göttlichen Spiele in der Menschengeschichte viel zu ferne und sind nach wieder 2000 Jahren in sehr verschiedene nächste gar ernstlichste Lebensspiele verflochten als dass von uns jenes Wunderbare welches als ein unvertilgbar ewiges aber für viele nur zu leblos gewordenes Schaustück in unsere Zeiten hineinragt nicht leicht missverstanden werden könnte; und das Wunderbare wird in den Augen so vieler zum bloss wunderlich Seltsamen, zum Räthsel und zum Unverständlichen, also auch leicht zum Spotte und zum Aerger; was ursprünglich das höchste und ewigste Leben in sich schloss wird zum starren kalten todtten, und was uns zur unerschöpflichen Lehre und zum Heile dienen kann wird zum tausendfach Irreleitenden und zum Werkzeuge für die schlimmsten Bestrebungen. Es sind einige zerstreute alte Vorstellungen und Redensarten ererbt welche das Räthsel zu lösen scheinen: man

sagt z. B. Gott habe jenes Volk zu seinem eignen erwählt und sich so ihm wie keinem andern geoffenbart: das ist richtig verstanden wahr, aber wie viele verstehen es jetzt? und wieder fragen wir auch da, woher diese Erwählung eines besonderen Volkes kam. So fliehen wir zur Wissenschaft: und unnütz wäre diese wenn sie auch dies Räthsel zu lösen gar keine redlichen Versuche machte. Was ist es nun aber wenn diese das ganze gewaltige Räthsel damit lösen zu können meint dass sie uns lehren will dies Volk sei geistig sogar von Anfang an nur ein halbmenschliches also auch halbaffenartiges gewesen? kann man solche Vorstellungen denn auch nur ernstlich denken? Gewiss, diese neueste Ansicht ist um nichts besser als die vor 40 Jahren herrschende, jenes Volk habe nur eine höchst geringe Bildung gehabt: während die genauere Untersuchung jetzt das gerade Gegentheil davon ergeben hat. Mag es sein dass nachdem dieses Volk endlich durch die strenge Erfahrung und Zucht vieler Jahrhunderte im Gegensatze zu allen übrigen alten Völkern all seine Ehre und sein Heil nur in der Behauptung der ihm einmal schon ganz nahe gekommenen wahren Religion zu finden gelernt hatte, da ihm manche andere geistige Bestrebungen und Fertigkeiten, auch solche in denen es sich bereits früher hoch ausgezeichnet hatte, hinter dieser einzigen und allein schon schwersten mehr und mehr zurücktraten: das ist denkbar, und ist wirklich geschehen. Allein das ist etwas ganz anderes als was die Pariser Weisheit will. Aber überhaupt ist es verkehrt ein solches Wunder alter Geschichte aus einer einzelnen menschlichen Ursache abzuleiten. Sieht man näher zu, so wird man finden dass in einem solchen Falle

immer ein Zusammenstoss und Zusammenwirken der mannigfaltigsten Antriebe Kräfte und zeitlichen Lagen eintraf. Ein so gewaltiger Knoten und fester Halt geistiger Bewegung schürzt sich und verdichtet sich im Laufe der Geschichte nicht so zufällig: spüre man doch also, wenn man das Ganze noch nicht versteht, lieber zuvor dem Einzelnen nach, und bilde sich aus einer Fülle einzelner wohlverstandener Thatsachen endlich eine richtigere Vorstellung von dem Ganzen. Das wahre Wunder verschwindet nicht auch wenn man es zergliedert, sofern man nur nicht bei dem blossen Zergliedern stehen bleiben will.

Gedanken dieser Art müssen auch entstehen wenn man das neueste Pariser Werk aus der Werkstätte der jetzt in so gewaltigen Fluss gebrachten Arbeiten dieses Gebietes von Wissenschaft

Jésus-Christ, son temps, sa vie, son oeuvre. Par E. de Pressensé. Paris, Charles Meyrueis (1866). XV und 654 Seiten in Octav.

näher betrachtet. Sein Verf. behauptet zwar in der Vorrede dass ihn nicht erst das Erscheinen des Buches von Renan und der andern neuesten dieser Art zur Ausarbeitung des seinigigen angetrieben habe: allein man sieht es diesem dennoch leicht an dass es vorzüglich nur zur Widerlegung der bekannten neuesten »Jesuleben« von Renan Schenkel und Strauss veröffentlicht ist. Um so seltsamer muss es uns sogleich an der Schwelle erscheinen dass es dennoch ebenso wie das zuvor beurtheilte Buch schon halb in Renan's Netze gefangen ist, als wäre es so gleichgültig sich wenn auch arglos fangen zu lassen. Man sehe nur wie der Verf.

60 redet, oder höre wie er S. 22 meint der bekannte Psalmist welcher »Meine Seele dürstet! Gott!« ausruft, sei »ein inspirirter Semite« er so für seinen ganzen Völkerstamm (pour la race entière) gesprochen habe. Meint er wirklich alle »Semiten« seien diesem Psalmisten gleich, oder auch nur einst gleich gewesen? Wahrlich, dann hätte Christus nicht zu leiden gehabt! — Das neue Werk ist nun zwar in seiner Art leicht eins der besseren. Wer muss es nicht loben wie der Verf. S. 25 mitten in Paris gegen das »neueste Zeitalter der Cäsaren« redet, während er überall sich von den zu schroffen Meinungen und Bestrebungen unserer Tage entfernt zu halten sucht. Allein abgesehen davon dass man neue tiefere Ansichten hier nicht findet, auch der gegenwärtige Zustand der Deutschen Wissenschaft obgleich der Verf. Deutsche Bücher liest ihm nicht genug bekannt ist, so erweist das Werk durchgängig an einem wissenschaftlichen Mangel der hier sogar zu einem Vorzuge gemacht werden soll. Es ist wirklich etwas neues und (man möchte sagen) das einzige wahrhaft Neue welches hier dem Leser geboten wird, dass der Verf. sein geschichtliches Werk mit einer besondern Abhandlung »über das Uebernatürliche« S. 1—38 beginnt, weil er behauptet wer das »Uebernatürliche« nicht so wie er anerkenne könne überhaupt wenigstens eine Geschichte wie diese nicht fassen und schreiben. Gerade dies soll ihn von jenen drei und von unabsehbar vielen andern Schriftstellern unserer Tage am schärfsten unterscheiden: so eröffnet er denn sein Werk mit rein »philosophischen« Erörterungen, nimmt in dem Streite der neuesten Philosophen-Theologen seine Stellung, und beurtheilt nachher alles Einzelne in

der Evangelischen Geschichte nur von dieser seiner einmal angenommenen Stellung aus, mag man diese eine philosophische oder eine dogmatische nennen.

Wir fürchten alle solche Namen nicht, und meinen dass sowohl Dogmatiker als Philosophen etwas richtiges sagen können. Allein was der Verf. hier sagt, scheint uns unrichtig zu sein. Er fordert jeder Christ solle zugeben dass es »Uebernaturliches« gebe und solle daran glauben. Was ist aber das »Uebernaturliche«? diese Frage hat sich der Verf. offenbar nicht klar aufgeworfen und beantwortet. Nun ist soviel unläugbar dass der Verf. seine Forderung zunächst nur in Bezug auf den Inhalt der Evangelischen Erzählungen stellt: folgerichtig muss er sie aber auch in Bezug auf alle Biblische Erzählungen stellen, weil die Evangelischen in der Bibel selbst keine höhere Glaubwürdigkeit beanspruchen als die übrigen. Die Frage kommt also hier auf die andere zurück, ob die Bibel selbst vom Uebernaturlichen rede und was sie darunter verstehe. Allein die Bibel redet nirgends vom Uebernaturlichen. Der Verfasser hat diese Erscheinung gar nicht beachtet; sie muss uns aber sogleich an der Schwelle aller weiteren Fragen zu einem etwas tieferen Nachdenken über den Begriff antreiben welchen man etwa mit dem Worte verbinden könnte wenn man es nicht sogar gegen den Sinn der Bibel anwenden und missbrauchen will. Das Wort selbst hat sich mit seinem jetzt landläufigen Begriffe erst im Mittelalter ausgebildet: und wer ausser den bekannten Päpstlichen Gelehrten nimmt heute Scholastische Begriffe so unbesehen und unversucht an? Frägt man aber was das Uebernaturliche sei wenn man überhaupt

diesen Ausdruck nicht gegen den Sinn der Bibel gebrauchen will, so muss man sagen dass damit nichts als eben das Göttliche gemeint sei: und sofern gefordert wird man müsse wenn man die Geschichte vor allen Christus' selbst näher verstehen und beurtheilen wolle zuvor an Gott und alles wahrhaft Göttliche glauben, so haben wir nichts gegen das einzuwenden was unser Verf. fordert. Auch ist das nicht etwa so wenig und unbedeutendes: vielmehr wird damit (um von dem zerstreuten Haufen der Gottesläugner im Leben hier zu schweigen) schon die ganze sogen. Tübingsche Schule zurückgewiesen, da diese sich wol um des Anstandes wegen von den Feuerbach'schen Ansichten aber nie von denen des Ludwigsburgischen Strauss gründlich losgesagt hat.

Allein ganz anders verhält es sich mit dem Scholastischen Begriffe welchen der Vf. dem Worte unterlegt indem er, um möglichst auch nach der Farbe und dem Geschmacke unsrer neueren Zeit zu reden, wie zum Schmucke einen anderen mit ihm zusammenflucht. Danach soll man glauben Gott könne beständig die Gesetze seiner eignen Schöpfung (denn das ist ja doch nach unserm Verf. und nach der Wahrheit die Natur) willkürlich unterbrechen weil er — frei sei; welche Ansicht man dann dadurch etwas zu verbrämen sucht dass man hinzufügt Gott müsse freilich dabei nothwendig gute Zwecke haben. Es ist uns nun zwar erlaubt und die Bibel reizt uns selbst dazu, von Gott auch menschlich zu reden: nicht dies ist es was wir der Ansicht des Vfs vorwerfen. Allein dies Menschlichreden von Gott muss nothwendig seine Grenze haben, und wird augenblicklich verkehrt und irreführend sobald man in Gott etwas einseitig

Menschliches hineinlegt; das ist der ewige Fehler gegen die zwei ersten der Zehngebote in welche man immer so leicht verfällt und die doch weder Christus aufgehoben hat noch irgendwer ungestraft aufheben darf. Alles Menschliche scheint die Bibel von Gott auszusagen, je wie es am rechten Orte sich ziemt: nirgends aber schreibt sie ihm einfach Freiheit zu, ein so hohes göttliches Gut diese auch dem Menschen scheint und wirklich ihm dazu werden kann. Denn Freiheit des Geistes ist nicht ohne Willkür denkbar: diese aber ist ebenso wie die Freiheit nur für den Menschen, und hat weder in Gott einen haltbaren Sinn noch wird sie in der Bibel von Gott ausgesagt; weder die *ἐκλογή* Röm. 9, 11. 11, 5—28 noch die *ἐξουσία* 9, 21 entspricht dem was wir Freiheit und Willkür nennen. Es giebt eben Dinge wo sich Gott und Mensch in keiner Weise vergleichen lassen ausser um das Unvergleichliche zwischen ihnen klar einzusehen: wer diese Wahrheit mit Vorbedacht verletzt, hebt sicher alle wahre Religion auf. Und so schmeichelt es wol einen Augenblick den heutigen soviel nach Freiheit aller Art rufenden Menschen wenn man ihnen vorsagt Gott müsse doch wenigstens frei sein: allein für alles was ihr Freiheit nennet steht er vielmehr unvergleichlich zu hoch. Dass er aber als Schöpfer so schwach sei um an seiner eignen Schöpfung nachträglich flicken und ihre Gesetze zeit- und stückweise aufheben zu müssen, ist ebenso ein weder an sich seiner würdiger noch aus der Bibel zu beweisender Gedanke; und so fällt der Grundgedanke jenes Uebernatürlichen zugleich mit dem Schmucke womit man ihn heute umkränzen will von selbst in den Staub. Ist das Ueber-

atürliche das Göttliche, so kann es nicht das Willkürliche sein.

Demnach lässt sich alles was die Bibel als das Wunderbare in der Geschichte betrachtet und beschreibt, auf diesem neuerdings so beliebt gewordenen Wege gar nicht erklären: die welche diesen Weg einschlagen und ihn gar heute als den einzig richtigen allen anpreisen ja alle auf ihn zwingen wollen, tragen immer etwas in die Bibel hinein wovon sie aus guten Gründen nichts weiss und was ihrem eignen Sinne widerstrebt. Wie grundverkehrt ist es also wenn man die ganze Wahrheit des Christenthums und allen ächten Glauben auf eine bloss gelehrte Ansicht bauen will welche in der Bibel keinen Grund hat, und wenn man die Leute zwingen will dass sie sich aus einem eigenwillig und wie in blosser Verlegenheit ausgedachten Grunde über das Wunderbare wundern sollen! Ist es denn nicht genug dass sie bewundern was wirklich zu bewundern ist? oder meint man das was uns gross und herrlich genug zu bewundern vor die Augen tritt müsse doch wohl nicht so gross und herrlich sein wenn man ihm nicht mit vielen grundlosen Erklärungen und willkürlichen Annahmen nachhelfe? Wollen sich aber viele mit dem blossen Bewundern nicht begnügen sondern etwas näher in die wunderbaren Einzelheiten einzugehen versuchen welche erst das ganze Grosse uns wie mit einem Schlage vor die Augen tretende Wunderbare geben, so lasse man sie immerhin versuchen was sich mit guten Mitteln versuchen lässt und wehre nur jeglichen Irrthum ab welcher sich da so leicht und doch so zähe sich festsetzend einschleicht. Das wirkliche Wunder, sowohl das geschichtliche als das von Anfang an in aller Schöpfung sich ewig

gleichmässig wiederholende, verschwindet durch keine einzige nähere Untersuchung welche wirklich in es eingeht. Etwas anderes ist es aber in welche besondere Vorstellungen und Ausdrücke sich das mit Recht als das Wunderbare bemerkte einkleidete: da steht die ganze grosse wirkliche Geschichte immer über den einzelnen Auffassungen und Erzählungen von ihm; und nicht Christus selbst schrieb die Evangelien, noch fordert er von seiner Verklärung herab dass wir an den Buchstaben gebunden seien. — Möchte man auf Seiten der heute so weiten Partei in deren Mitte unser Verf. sich stellt, endlich zur rechten Zeit begreifen, dass man auf dem Wege welchen sie eingeschlagen hat nie die Lügner des Göttlichen und des ächt Christlichen widerlegen kann, wol aber ihrer Anmassung und ihrer Zerstörungslust immer neue und sehr willkommene Nahrung reicht.

H. E.

Versuch einer physiologischen Pathologie des Herzens und der Blutgefässe. Von G. Valentin. Leipzig und Heidelberg. C. F. Winter'sche Verlagshandlung. 1866. X u. 480 Seiten in Octav.

Dem früheren »Versuch einer physiologischen Pathologie der Nerven« desselben Verfassers schliesst sich das vorliegende Werk, was den Plan der Darstellung betrifft, im Allgemeinen an.

Nach einer kurzen Einleitung werden als allgemeiner Theil einige hydraulische Hilfslehren (S. 5—161) abgehandelt. Es wird zunächst der Umstand klar dargelegt, dass die Hydrodynamik bis jetzt in mathematischer Beziehung

och sehr wenig ausgebildet ist. Bekanntlich ist die Theorie nicht im Stande selbst unter relativ sehr einfachen Verhältnissen die Erscheinungen vorauszusagen, weil die Einflüsse der äusseren und inneren Reibung auf die Bewegung der Flüssigkeitstheilchen nicht scharf dargestellt werden können. Es müssen die Bedingungen hypothetisch naturwidrig vereinfacht werden, um nur die Differentialgleichungen aufstellen zu können und die Integration der letzteren überschreitet dann regelmässig die Grenzen der Hilfsmittel, welche der Calcul heutzutage darbietet. Die hydrodynamischen Bewegungsgleichungen erlauben eine Uebersicht höchstens in dem Fall einer linearen Bewegung; bei zu Grundelegung der sogenannten ebenen Bewegung führt die Untersuchung des einfachen Falles, dass ein Strom sich in zwei gleich breite Arme theilt, bereits zu unauflösbaren Ausdrücken, und die in Wirklichkeit vorhandene körperliche Bewegung (in Röhren etc.) ist vollends gar nicht darzustellen.

Aus diesem Grunde befriedigt bekanntlich die jetzige Hydrodynamik den mathematischen Physiker nur sehr wenig. Denn die Theorie beherrscht noch nirgends die Erfahrung, sondern es muss umgekehrt die Beobachtung Zahlenwerthe für Coëfficienten liefern, welche unveränderlich sein sollten; es in der That aber auch nicht einmal sind. Diese Coëfficienten entsprechen den Resultanten der Einflüsse einer gewissen Summe von Bedingungen, welche die Theorie gar nicht oder nur unvollständig berücksichtigt hat und deren Werthe z. B. veränderlich sind, wenn einzelne Bedingungsglieder als besondere Functionen der Zeit auftreten. Auf die einfachen in der Technik angewendeten

Formeln ist aus diesen Gründen wenig wissenschaftliches Gewicht zu legen.

Unter den hydraulischen Hilfslehren werden zunächst die Grundsätze der Hydrostatik nach Art der physikalischen Lehrbücher erörtert. Dann folgt eine ausführliche Darstellung der Capillaritäts-Erscheinungen, der Endosmose, sowie der Diffusion von Gasen. Das Toricellische Theorem (die Ausflussgeschwindigkeit gleicht der Quadratwurzel der Druckhöhe) und die verschiedenartigen Ableitungen, die dasselbe im Lauf der Zeit erfahren hat, werden historisch erörtert.

Ein sorgfältiges Studium der älteren mathematischen Literatur Seitens des Verfs. ist dabei besonders in die Augen fallend. Am meisten Gewicht ist auf Euler's Thätigkeit gelegt, der die Ausgangsgleichungen der Hydrodynamik aufstellte. Obgleich ihre allgemeine Integrabilität wie gesagt die der Analyse zu Gebote stehenden Hilfsmittel überschreitet, werden sie in den Lehrbüchern noch immer nach dem ursprünglichen Verfahren von Euler gegeben. Poisson, Navier etc. haben dann die hydrodynamischen Grundgleichungen dadurch erweitert, dass sie noch die Bedingungen der Klebrigkeit oder des gegenseitigen Anhaftens der Flüssigkeitstheilchen aufnahmen. Helmholtz entwickelte später die Theorie der inneren Reibung, indem er die Poisenille'sche Annahme einer durch die Benutzung erzeugten unbeweglichen Wandschicht verwarf. Man darf den Gleitungscoefficienten mit Rücksicht auf experimentelle Thatsachen nicht unhedingt gleich Null setzen; derselbe scheint jedoch bei innen glatten Glasflächen und Wasser unmerklich zu sein.

In ein neues Stadium ist die Lehre von der Reibung nach dem Verf. durch die bahnbrechen-

den Arbeiten von Oscar Emil Meyer getreten. Derselbe war bekanntlich während mehrerer Jahre Docent der Göttinger Hochschule und seine in Poggendorff's Annalen Bd. 113 u. f. veröffentlichte Arbeit bildet eine mit allen gegenwärtigen Mitteln der Mathematik und Physik durchgeführte Verfolgung des Coulomb'schen Versuchs, in welchem man die Zähigkeit einer Flüssigkeit aus den Schwingungen einer in ihr befindlichen wagerechten Scheibe um einen senkrechten fadenförmigen Körper zu bestimmen sucht. Coulomb bemerkte schon, dass das gegenseitige Verhältniss zweier auf einander folgenden Schwingungsweiten unverändert bleibt. Die successiven Weiten bilden also die Glieder einer geometrischen Reihe, deren logarithmisches Decrement constant ist. E. Meyer fand die Coulomb'sche Theorie der Erscheinungen für tropfbare und gasförmige Flüssigkeiten durch seine Versuche bestätigt. Hieraus folgt dann, dass die äussere Reibung flüssiger Körper dem Geschwindigkeitsunterschiede der beiden Flüssigkeiten, die innere dagegen dem Differentialquotienten der Geschwindigkeit proportional ist. Die letztere nimmt mit der Erhöhung der Wärme ab. Wasser und wässrige Lösungen haben eine weit geringere Reibung als Rüböl. Die Reibung von Salzlösungen ist bald grösser und bald kleiner als die des Wassers. Die Reibung der Luft ist viel bedeutender, als man nach der geringen Dichtigkeit erwarten sollte. Der Reibungscoefficient von Atmosphäre von 18° C. gleicht 0,000360 und der für destillirtes Wasser von $15,5^{\circ}$ C. 0,0131 oder nur ungefähr 37 Mal mehr als der der Luft. Das Rüböl hat einen nahezu 500 Mal so grossen Reibungscoefficienten als das Wasser (E.

Meyer a. a. O. S. 410). Die innere Reibung einer wässrigen Salzlösung besteht aus der gegenseitigen auf die Einheitsdichtigkeit bezogenen Reibung $\eta\omega$ der Wassertheilchen an einander, der Reibung $\eta\omega\sigma$ des Wassers gegen das flüssige Salz und der inneren Reibung $\eta\omega$ des Salzes. Nennt man den Reibungscoefficienten einer Salzlösung η und $\varrho\omega$ die Dichtigkeit des Wassers in der Lösung, ϱs die des gelösten Salzes, so erhält man als wahrscheinlichste Formel des Reibungscoefficienten einer Lösung:

$$\eta = \eta\omega\varrho\omega^2 + 2\eta\omega, \sigma\varrho\omega\varrho s + \eta s\varrho s^2.$$

Ist σ das Verhältniss des in der Lösung enthaltenen Salzes zum Wasser und ϱ die Dichtigkeit der Lösung, so geht diese Gleichung über in:

$$\eta = (\eta\omega + 2\eta\omega\sigma + \eta s\sigma^2) \left(\frac{\varrho}{1+\sigma} \right)^2.$$

Da die bei der Lösung auftretende Volums-
abnahme gering zu sein pflegt, so kann man
auch näherungsweise $\varrho = 1 + \sigma$ nehmen.

Aus den Mittheilungen von E. Meyer, welche zum ersten Male das so wenig erforschte Gebiet der Reibungs-Erscheinungen gründlich beleuchteten, folgt noch weiter das allgemeine interessante Resultat, dass die Reibung in der Luft mit der Dichtigkeit der letzteren verhältnissmässig nur wenig abnimmt. Auf dieser Grundlage erklärt sich jetzt beispielsweise sehr einfach das in der Theorie der Sternschnuppen bisher räthselhafte Factum, dass die lebendige Kraft dieser mit planetarischer Geschwindigkeit in der Erd-Atmosphäre ankommenden Körper vergleichsweise so rasch und in grossen Höhen über der Erdoberfläche durch Umsetzung in Wärme (Erglügen, Erglänzen, Explosion etc.) vernichtet werden kann (Ref.).

Eine von Ludwig und Stefan kürzlich genauer untersuchte Art von Störungen eines Stroms wird ebenfalls ausführlicher erörtert. Setzt man eine den Seitendruck messende senkrechte Nadel so ein, dass sie nicht in das Lumen des cylindrischen Rohres hineinragt, so wird sie nur sofern die Theilchen von ihrer der Axe parallelen Bahn ablenken, wenn die Flüssigkeit in das Manometer einströmt oder sich das Niveau des Inhaltes des letzteren mit dem Wanddrucke ändert. Der Umstand, dass der der Einfügungszelle gegenüberliegende Röhrenwandtheil die Bedingungen des Rückstosses bei freiem Ausflusse darbieten würde, kann hier keine merkliche Störung erzeugen. Ragt dagegen das Manometer in das Innere des Rohres hervor, so entstehen natürlich Wirbel oder Strudel. Führt Ludwig und Stefan dünne Manometerrohre in der Richtung des Halbmessers eines cylindrischen Durchlassrohres ein, so wechselte desshalb die mittlere Ausflussgeschwindigkeit. Der Druck nahm nicht bloss an der gegenüberliegenden Wand, sondern auch an einer um 90° entfernten Stelle des Umkreises ab. Verbanden sie das freie Ende des eingesetzten Druckmessers mit einem gegenübergestellten durch ein gebogenes Rohr, so erzeugte sich ein Strom, der von dem zweiten zu dem ersten Manometerrohre dahin ging. Schaltet man einen durchbrochenen Schirm in die Röhre ein, so sinkt die Geschwindigkeitshöhe des Ausflusses im Verhältniss des Querschnitts der Durchflussöffnung zu der Summe der Querschnitte beider Mündungen, wenn man die Wirbelbildung und die Strahlenzusammenziehung nicht berücksichtigt.

In dem speciellen Fall des Verlaufs von Pulswellen in elastischen Röhren ist noch zu

bemerken, dass die fortschreitende Bewegung der Flüssigkeit und die ablaufende Gestaltänderung, die man den Wellenzug nennt, gleichzeitig eintreten. Nur die letztere ist bei der gespannten Saite thätig. Im arteriellen System verlaufen die Bewegungen analog den Wellen eines Stromes oder Tonwellen in bewegter Luft. Die grösste Ausweichung oder die Amplitude und die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Welle hängen daher von der Stärke des Anstosses, der die Saite getroffen hat, unter sonst gleichen Verhältnissen ab. Sie ändern sich dagegen nicht bloss mit dem Wechsel der Spannungsunterschiede je zweier benachbarter Querschnitte des elastischen Rohres, sondern auch mit der selbstständigen Einwirkung der strömenden Flüssigkeit auf die angrenzenden Wandbezirke.

Der nächste Abschnitt (S. 163—243) handelt von den allgemeinen Eigenschaften des Blutes.

Was die mechanische Zusammensetzung betrifft, so sind unter den Formbestandtheilen ein-, zwei- und dreiachsige Blutkörperchen zu unterscheiden. Die ersteren sind die weissen, zu den folgenden gehören die kreisrunden concav-concaven rothen Blutkörperchen des Menschen, der meisten Säugethiere und der Cyclostomen. Die länglich-runden rothen Blutkörperchen des Kameels und einiger anderer Wiederkäuer, der Vögel, Amphibien, Knochenfische und eines Theiles der Knorpelfische entsprechen keinen Umdrehungskörpern. Sie haben vielmehr drei auf einander senkrechte Hauptaxen von verhältnissmässig grösster Länge.

Die Blutkörperchen-Menge kann nur sehr annähernd bestimmt werden, da ein Cubikmillimeter gesunden Kaninchen-Blutes nach Vierordt's Zählungen 2,7—6 Mill. Blutkörperchen enthalten

an. Die Oberfläche der letzteren beträgt in mm bei der Annahme von 5 Mill. im Mittel im Menschen 640 Quadratmillimeter. Die gesammte Oberfläche aller Blutkörperchen würde der äusseren Haut des Menschen um das 100—1800fache übertreffen. Die Ursachen der Sauerstoff-Gewinnung sind noch unbekannt.

Das spezifische Gewicht des Blutes muss je nach Umständen mit Rücksicht auf die Temperatur bestimmt werden, was bisher nicht geschehen ist. Die Dichtigkeit der Blutkörperchen beträgt wahrscheinlich ca. 1,1.

Die bekannte Erscheinung, dass mässiger Wassersatz das Blut bei auffallendem Licht trübler, Salzlösungen dagegen dasselbe heller erscheinen lassen, erklärt Verf. nicht aus der Formänderung der Blutkörperchen (Henle), sondern aus einer Aenderung ihres Brechungsindex, wonach allerdings im ersteren Fall weniger, im zweiten Fall mehr Lichtstrahlen zurückgeworfen werden müssen (Ref.).

Charakteristisch sind für das Blut-Spectrum zwei Absorptionsstreifen oder Blutbänder, welche zwischen D und E liegen.

Die chemische Untersuchung des Blutes stösst auf solche Schwierigkeiten, dass die bisherigen Analysen beinahe ganz resultatlos blieben. Wenn man bedenkt, dass in die Vene gespritztes Eiweiss in den Harn übergeht, Serumeiweiss aber nicht (Bernard) — ein Unterschied über den die Analyse beider Eiweisskörper bisher gar keinen Aufschluss zu geben vermochte —, so leuchtet es ein, dass vor Nichts mehr zu warnen ist, als vor einer kritiklosen Verwerthung der Blutanalysen, wie man sie in so vielen medicinischen Schriften findet.

Die Behauptung, dass alle Bestandtheile des

Blutes mit Ausnahme des Wassers durch das Hungern ab- und zur Verdauungszeit zunehmen, hat keine allgemeine Gültigkeit. Man darf nur dann auf eine krankhafte Vermehrung oder Verminderung des Wassergehaltes des Blutes schliessen, wenn die Unterschiede so gross ausfallen, dass sie jenseits der weiten Grenzen der Beobachtungsfehler liegen. Dasselbe gilt von der angeblichen Vermehrung des Faserstoffes in Entzündungen, der immer zweifelhaften Vermehrung der rothen Blutkörperchen bei Vollblütigkeit, Herzleiden und dem Anfange der Cholera, und der Verminderung bei der nicht existirenden angeblichen Anämie, der Bleichsucht, dem Wechselfieber, dem Typhus und erschöpfenden Durchfällen, der Abnahme des Eiweisses bei Entzündungen, bösartigen Fiebern, Wassersuchten und bei Eiweiss-harn, der Vermehrung der verseifbaren Fette und des Cholestearins in Entzündungskrankheiten, Leberkrankheiten, Tuberkelbildung, Eiweiss-harn und Cholera und der Verminderung der Salze bei dieser und in Entzündungskrankheiten. Die sogenannte Hyperalbuminose oder der zu reichliche Eiweissgehalt des Blutes und die Angabe, dass das schwer gerinnbare Blut bei Hämophilie, Scorbut etc. nicht weniger, sondern mehr Faserstoff als gewöhnlich liefert und grössere Wassermengen enthält, bedürfen noch einer zuverlässigeren Bestätigung. Eine sichere Ermittlung des Harnstoffgehaltes des Blutes ist dadurch unmöglich gemacht, dass der Eiweissniederschlag wechselnde Mengen von Harnstoff mit sich niederreisst. Die Angabe, dass er bei Fiebern, Eiweiss-harn, Harnruhr und Cholera vermehrt sei, ruht daher auf keiner sicheren Grundlage. Die Zuckermenge des Blutes lässt sich ebenfalls nicht ganz sicher bestimmen. An den

ystallen des Cholestearins und anderer Fette, die n aus dem Blute erhält, haften öfters, wie das kroskop lehrt, schwer zu entfernende fremde assen. Die gefundenen Zahlen schliessen dar bald positive, bald negative Unrichtigkeiten 1. Bemerkt man in einer Blutart Ammoniak, arnsäure, Hippursäure, Gallensäuren, grössere engen von gelben Farbstoffen, Leucin, Tyro- a, Kreatin, Kreatinin, Glycin, oder Sarcosin, muss man immer erst fragen, wie viel von esen Körpern die vorangegangene chemische ehandlung erzeugt oder zerstört hat. Die ge- endenen Werthe werden daher immer mit gros- en möglichen Fehlern behaftet sein.

Eine specielle Rücksichtnahme ist der ge- ichtlichen Blut-Untersuchung gewidmet. Dass erwechslungen mit anderen rothen Farbstoffen öglich sind, lehrt unter Anderem die Ge- chichte der Blutwunder: die durch Monas pro- igiosa oder durch rothe Schimmelbildungen auf artoffeln und anderen stärke-mehlhaltigen Sub- tanzen, unter anderen auch auf Hostien er- eugten rothen Flecke haben bekanntlich Tau- enden von Juden das Leben gekostet.

Von den drei forensischen Fragen: ob ein estimmter Flecken Blut enthält, ob solches on einem Säugethier oder einer niedrigeren hierclassen sei, endlich ob es vom Menschen der von einem Säugethier herstamme, vermögen is jetzt bekanntlich nur die ersten beiden mit icherheit beantwortet zu werden. Die rein hemischen Proben haben nur noch historische edeutung. Anwenden kann man das Mikro- kop, um entweder Blutkörperchen nachzuwei- en, nachdem sie mit Zuckerwasser (besser Na- onlauge oder Glycerin Ref.) aufgeweicht wa- en, oder um die Häminkrystalle darzustellen,

oder das Spectroskop, welches die sogenannten Blutbänder zeigt. Rothe Infusorien, Anilinfarben, Carmin liefern andere Absorptionsstreifen, der aus den Muskeln zu gewinnende Farbstoff dagegen dieselben wie das Blut. Indessen büsst getrocknetes Blut sehr häufig die Eigenschaft ein, Blutbänder zu liefern. Was die Häminkrystalle anlangt, so sind sie in Wasser, Salzsäure, Essigsäure, Alkohol, Aether und Chloroform unlöslich, werden aber durch Alkalien grün, braun, purpur- bis rosenroth. Aus Indigo, rother Dinte, Körnerlack, Drachenblut, Krapp, Sandelholz, Murexid entstehen zwar ähnliche Krystalle, die jedoch durch die genannten Löslichkeitsverhältnisse sich unterscheiden lassen.

Den Dichroismus, sowie die Eigenschaft der Blutflecke durch Aetznatron olivengrün, nach Essigsäure-Zusatz roth zu werden, endlich die Ozon-Reaction lassen sich nur als Unterstützungsbeweise verwenden. Mit Terpenthinöl und Guajaktinctur erhält man durch Blutbeimischungen noch blaue Färbung, wenn das Blut nur 0,0002 bis 3 beträgt. Die Ozon-Reaction geben indessen auch Eisenoxydhydrat, Eisenchlorid, und andere Eisensalze.

Der zweite Abschnitt des besonderen Theiles (S. 245—475) behandelt den Kreislauf des Blutes und zwar successive das Herz, die Schlagadern, Haargefäße, Blutadern und die allgemeinen Beziehungen des Kreislaufs. Da die älteren Ansichten über die Entstehung der Herztöne als widerlegt anzusehen sind, so führt Vf. nur die von Rouannet (Analyse des bruits du coeur Paris 1832) auf, der zuerst beide Herztöne als Ventiltöne betrachtete. Indessen mischt sich ein tiefer und schwacher, 14 — 36 Schwingungen in der Secunde entsprechender Grundton

des sich contrahirenden Herzmuskels dem ersten Herztone bei.

Die Erscheinungen der Cyanosis werden zum Theil auf die Mischung des venösen und arteriellen Blutes in Folge von Klappenfehlern des Herzens zurückgeführt, während doch die langsamere Circulation in den Capillargefäßen der äusseren Haut etc. den wesentlichen Theil der Erscheinungen bedingen dürfte (Rokitansky).

Seit zwei Jahrzehnten wiederholen sich die Versuche den Dicrotismus des Pulses als normale Erscheinung hinzustellen, ohne dass dabei die durch Eigenschwingungen der benutzten Apparate entstehenden Fehlerquellen beseitigt worden wären. Man hat verschiedene Methoden erdacht, um die Schlagaderpulse sichtbar zu machen. Schon Hérisson und später Chelius setzten eine kleine, unten erweiterte und mit Blase überspannte Röhre auf die klopfende Stelle, nachdem man sie zum Theil mit Quecksilber oder einer gefärbten Flüssigkeit gefüllt hatte. Diese Vorrichtung nannte man später das Sphygmometer. Das Sphygmoscop von Alison und der Pulszeichner von Naumann entsprechen im Wesentlichen einer solchen Vorrichtung, die natürlich alle von Eigenschwingungen herrührenden Uebelstände darbietet. Das Sphygmophon von Upham bildet einen elektromagnetischen Apparat, der das Klopfen zweier Stellen durch Glockentöne anzeigt. Czermak hat sich bemüht, das elektrische Verfahren für das freie Markiren des Pulses oder den Gebrauch einer schwingenden Flüssigkeitssäule oder eines Fühlhebels zu verwerthen.

Das Princip des Vierordt'schen Sphygmogra-

phen liegt auch demjenigen Marey's zu Grunde. Nur ist eine Feder eingeschaltet, deren Eigenschwingungen sich in den Formen der Pulscurven ausdrücken können. Man hat noch die Gefahr, dass die Form des aufsteigenden Curvenstückes zum Theil von dem Widerstande und die des absteigenden von der Rückwirkung der elastischen Feder abhängt. Die Unzuverlässigkeit aller Federwerke und die in den Curven häufig kenntlichen Nachschwingungen lehren theoretisch und empirisch, dass man hier eine gefährliche mechanische Vorrichtung zu Grunde gelegt hat. Man bewegt sich daher in einem Kreise, wenn man mit dem Federsphygmographen an todtten elastischen Röhren nachweisen will, dass der zwei- oder vielschlägige Puls ein wesentliches und beständiges Merkmal der Pulsbewegung in elastischen Schläuchen bildet.

Die Vertheilung des Schlagaderblutes ist wesentlich von den Widerständen abhängig. Die Schlingelungen der Arterien führen zwar nur ein mässiges Sinken des Blutdruckes als Folge herbei; wichtiger sind die durch die Abzweigungswinkel erzeugten. Letztere Widerstände hängen von dem Sinus versus oder dem Unterschiede des Cosinus und der Einheit ab. Sie fallen also für einen rechten Winkel am grössten aus und verkleinern sich mit der Annäherung nicht nur an 0° sondern auch an 180° . Hiernach wären die Widerstände in den Art. recurrentes der Gelenke zu beurtheilen (Ref.). Messen kann man die Ablenkungswinkel mit dem Transporteur, oder besser trigonometrisch, indem man die Länge der abgehenden Arterie, ein so langes Stück des Stammes, dass ein rechtwinkliges Dreieck entsteht und die Hypo-

thenuse beider misst, wobei man für die Carotis 80° , die Subclavia sinistra 100° , die Eingeweidepulsader 50° findet u. s. w. Einer verbreiteten Meinung zufolge sollen bekanntlich die sogenannten Nonnengeräusche vorzugsweise bei Chlorotischen vorkommen. Wintrich fand sie indessen bei 60—90% aller Männer und Frauen, wenn man das Alter über 70 Jahre ausnimmt. Sie werden durch äussern Druck auf die Venen erzeugt und nach Th. Weber kann man sie leichter hervorbringen, wenn man den Kopf des Kranken nach der entgegengesetzten Seite wendet, so dass die Mm. sternocleidomastoideus und Omohyoideus die Vene beengen. Ohne Zweifel entsteht das Geräusch jenseits verengter Stellen, wenn die erzeugten Strudel die gespannte Röhrenwand in Schwingungen versetzen.

Bei Bestimmungen der Gesamtmasse des Blutes verfuhr bei einer früheren Gelegenheit der Verf. so, dass er den Gehalt einer Blutprobe an festen Bestandtheilen vom lebenden Thiere bestimmte, dann eine bekannte Wassermenge in die Jugularvene einspritzte, und in einer zweiten Probe den festen Rückstand des so verdünnten Blutes ermittelte. Heidenhain und Panum benutzten das Welcker'sche Verfahren, um aus dem Farbenton bluthaltiger Auswaschflüssigkeiten die Gesamtmenge des Blutes eines Thieres zu bestimmen.

Trotz dieser verschiedenen Methoden fanden die drei genannten Forscher übereinstimmend, dass ein verhungertes, ein durch Wassererguss gelähmter Hund und ein in hohem Grade abgemagertes Schaf nicht nur keine wesentlich kleinere, sondern nahezu die regelrechte, ja möglicherweise eine etwas zu grosse verhältnissmäs-

sige Blutmenge enthielten. Es folgt daraus, dass die praktische Heilkunde genöthigt ist, dasjenige was man bisher als Blutleere oder Anämie bezeichnete, unter einem wesentlich anderen Gesichtspunkte aufzufassen. In allen solchen Fällen handelt es sich vielmehr um Blutverdünnung, Blutblässe.

Magert ein Mensch oder Thier ab, so schwinden vorzugsweise Fett und Muskeln. Der Verlust an Fett wird aber die verhältnissmässige Blutmenge erhöhen und daher resultirt ein Ausgleichungswerth für den durch Abgang von Muskelsubstanz erzeugten Unterschied u. s. w.

Es ergibt sich, dass die früher sogenannte Anämie in der That nur Hydrämie ist, nämlich ein Mangel nicht an Flüssigkeit, sondern an regelrechten Bestandtheilen, namentlich an Blutkörperchen. Mildert ferner z. B. ein Aderlass das Herzklopfen eines an Klappenfehlern leidenden Menschen, so liegt der Grund der Herabsetzung des arteriellen Mitteldruckes nicht in der Verminderung des Inhaltes des Gefässsystems, sondern in einer Verminderung der Widerstände, welche die grössere Wässerigkeit und geringere Klebrigkeit des Blutes bedingt.

Der letzte Abschnitt (S. 431—475) erörtert einige allgemeine Beziehungen des Kreislaufs. Ausser den Verhältnissen der gesammten Blutmasse, über welche bereits referirt wurde, sind unter dieser Rubrik die Durchgangsmengen des Blutes, die Dauer des Kreislaufes, sowie die Blutvertheilung im Leben und nach dem Tode abgehandelt.

Sowie die Erscheinungen der Anämie aus der Blutverdünnung zu erklären sind, so wer-

len durch ungleiche Blutvertheilung diejenigen Störungen hervorgebracht, welche man früher einer Vollblütigkeit oder Plethora zugeschrieben hat. Die Erleichterung, welche örtliche Blutentleerungen oder Aderlässe so häufig herbeiführen, beruht auf einer Verminderung der örtlichen Ueberfüllung und Spannung.

Der Lufteintritt in die Venen, welcher bei Operationen zuweilen zur plötzlichen Todesursache geworden ist, ist nicht aus einer Luftembolie der Lungencapillaren herzuleiten. Eben- sowenig aus einer Lähmung des mechanisch ausgedehnten rechten Herzens, sondern wahrscheinlicher aus einer Embolie der Aa. coronariae cordis mit Luft (Ref.).

Die wichtigsten Folgerungen, zu denen der Verfasser gelangte sind im Vorstehenden hervorgehoben. Seine Arbeit wird von solchen medicinischen Praktikern mit Nutzen gelesen werden, welche mit den zahlreichen Thatsachen der heutigen exacten Physiologie grösstentheils unbekannt sind.

Eine Anzahl Holzschnitte, die auf dem Titel nicht erwähnt und von der rühmlichst bekannten Verlagshandlung liberaler Weise beigegeben worden sind, bilden eine Zierde des Werkes.

W. Krause.

System der Tonkunst von E. Krüger. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1866. VIII und 500 Seiten in Octav.

Das vorliegende System ist ein Versuch, der Tonkunst Wesen und Uebung aus ihren natür-

lichen Grundlagen zu entwickeln, und die Idee der Tonbildlichkeit, kraft welcher die luftförmigen Naturgebilde zur Darstellung geistigen oder seelischen Inhalts verwandt werden, zum Bewusstsein zu bringen. Es ist bekannt, wie der Ursprung der Tonkunst gleich dem der übrigen Künste verschiedentlich gesetzt worden ist, je nachdem der Quellpunct des Systems idealistisch oder naturalistisch angenommen ward. Hiernach ist der Ausgangspunct der Musikwissenschaft entweder in des Menschen Willkühr vermuthet, also dass die menschliche Vernunft Selbstschöpferin sowohl der harmonischen Accorde als der elementaren Formen des Diatonon etc. sei — oder es wird angenommen, die natürlichen Tonverhältnisse seien das Vorangehende, dem des Menschen sinngeistige Empfängniss nachfolge. Die einleuchtende Unversöhnlichkeit beider Systeme bezeugte sich in der eifernden Polemik worin die Musiker den anderen Gelehrten wenig nachstehen, und half wenigstens in den letzten Zeiten die beiderseitigen Lücken ans Licht stellen. Denn wenn die Vertreter des Geistes den Naturgrund der Kunstlehre als überflüssigen Zierath der älteren Theorien wohlgemuth abwarfen, und ohne Weiteres in medias res springend aus irgend einer gegebenen Tonreihe nach eignem Wohlgefallen accordische und melodische Gestalten erfinden und angemessen ordnen, daneben aber den sinnlichen Wohlklang als unwürdig verdammen wollten: so erging anderseits die Gegenfrage: Woher denn das Angemessene, die Ordnung, das Wohlgefallen stamme? — Und wenn umgekehrt die einseitigen Naturmenschen ihre Accorde und Tonleitern auf Grund

er Naturharmonie zu construiren vorgaben, so ragten die Andern wiederum, wie sich doch eine geistige Kunstgestalt aus dem mystischen Beschwirre der Aeolsharfe entwickeln lasse, und wo denn die Dissonanz herkomme, ohne die kein Kunstwerk der Töne gedenkbar sei. Diese Gegensätze, neuerdings in Hauptmann und Helmholtz ehrenvoll vertreten, sind dennoch nicht neu, sondern schon im classischen Griechenthum vorhanden in der Feindschaft der Aristoxeneer und Pythagoreer; nur hat der moderne Geist-Ueberfluss den idealistischen Theorien den Vorrang gegeben, während im Alterthum die Wohlklänge-Naturmenschen das Uebergewicht errangen.

Dieser Kampf ist auszukämpfen, eine Versöhnung möglich, indem man jedes an seinen Ort stellt und in der lebendigen Gegenwirkung natürlicher und geistiger Kräfte das Wesen der Kunst begreifen lernt. Es genügt nicht, aus Schulrücksicht oder Gedankenschwäche die Spitzen abzubrechen sondern es muss jedes in voller Wirklichkeit hingestellt werden um zu erkennen was Natur und Geist in Tönen sei. Aeltere Theoretiker von Glarean bis Fux gaben jedem das Seine, hoben an bei dem Naturwesen messlicher Klänge und gingen, zwar sprungweise aber lehrhaft bildsam, von da zu den technischen Typen, hiebei des geistigen Elements nicht unwissend aber es mit keuscher Schüchternheit in die Ferne stellend als unbeschreibliches jenseit der Lehre liegendes. In der neuesten Zeit suchte man ohne den Naturgrund der Kunst gewiss zu werden. Weber, Marx und Hauptmann, wie weit auch an Erkenntniss und Wahrheit verschieden, stimmen doch überein in der

spiritualistischen Auferbauung der Kunsttheorie, hierin wenig verschieden von Vischers Aesthetik, die alle Kunstgebilde aus wohlbewussten intellectuellen Willensacten ableiten möchte — und haben so mit und wider Willen die Auflösung eingeleitet die das Ziel der neuen deutschen Schule ist. Dem gegenüber stellen wir als leuchtendes Symbolum die unschätzbaren Worte Eulers in *Tentamen novae theoriae musicae* p. 26: *Eorum opinio evanescit qui musicam a solo hominis arbitrio pendere existimant, solaque consuetudine nostram nobis musicam placere, barbaram quia nobis sit insolita displicere Musicum similem se gerere oportet architecto qui plurimorum perversa de aedificiis judicia non curans secundum certas leges ipsaque natura fundatas opus suum exstruit.*

Das Verhältniss von Natur und Geist im Tonwesen darzustellen ist die erste Abtheilung des vorliegenden Buches bemüht, deren Abschluss wir nach S. 35. 39. 45 kürzlich zusammen fassen:

»Das Natürliche im Tongebiet welches sich durch mathematische, physiologische und psychische Anschauung bezeugt, ergeht an des Menschen Seele wirkend, und die Seele empfängt es leidend: der Mensch vernimmt was die Natur sagt — das ist die Vernunft der Sache. Des Menschen Vernunft ist in allen grundwesentlichen Dingen empfangend, nicht schöpferisch: erst aus dem Vernommenen quillt die freie That des Menschen, welche ist: das Natürliche wiederholen, nachbilden, erweitern — das ist der Anfang der Kunst. Der selbstbewusste Wille strebt aus dem Vernommenen Vernünftiges neu eigen zu schaffen, die gebundenen Naturgestalten in Freiheit zu anderem Leben zu

höhen, eine Schöpfung neben die Schöpfung stellen — das ist das Kunstwerk, im Tonbiete die Melodie. Denselben Weg nehmen alle Künste, dass sie Gebilde der Freiheit schaffen, dem Naturleibe überbaut, aber nicht von ihm losgerissen: so ist die Architectur gebunden an die Naturgesetze der Statik und Symmetrie = Gewicht und Rhythmus; das Mittelglied zwischen Natur und Freiheit sind die historischen Style z. B. des gradlinigen, gewölbten, spitzbogigen etc. Baues; ihre freien Kunstwerke beruhen auf dem Naturprincip, bewegen sich in der Technik des historischen, wachsen aber beide empor in besondrer Geistigkeit — und bleiben an beide gebunden wie Leib, Seele und Geist verbunden sind«. — Damit ist ausgesprochen dass menschliche Kunstwerke, auch wenn der göttlichen Schöpfung nachringend, der Natürlichkeit nicht entbehren sollen, und wie Sinnlichkeit das Ende der Wege Gottes so auch Verleiblichung der Ideen das Ziel der menschlichen Kunstwerke ist; und so ist dem Spiritualismus gegenüber die Sinnlichkeit im Schönen festzuhalten, diese Nahrung und Wonne der Seelen, Abbild der paradisischen Natur und Vorhau der zukünftigen Verklärung. Dieses organische Verhältniss halten wir fest als Bollwerk wider den Rationalismus der den Rhythmus nur ansieht als leidigen Schutzmann die Töne zu maassregeln damit sie nichts Unartiges begehen, oder die Tonleitern aus irgend einer vorausgesetzten ungewissen Tonmenge aufliest ohne Wissen von Harmonie und Tonica, oder die Harmonie auffasst als willkürliche Wahl aus Angemessenen, damit die wilden Tongewässer nicht wie toll durcheinander brausen —

höchstens als Röhre darin die Tonfluth mildiglich fliesse — oder endlich die Melodie als bloss rhythmisirte Secundenfolge — — Alles zusammen aber nur dem trocknen Verstande zu lieb, damit er »sich erinnere dass diese Ordnung eben Regel sei!« — (Hegel Aesth. 1, 161). Wir halten vielmehr dafür, dass die Gründe unsrer vernünftigen Gedanken und Thaten nicht willkürliche Menschenfündlein sind, sondern naturgegebne Einheiten, die als solche für den Verstand unbegreiflich aber alles Begreiflichen Hintergrund sind.

Wenn es nun auch richtig ist, dass die niedere Schulpraxis diese letzten Gründe nicht aufzudecken hat, so ist ebenfalls gewiss dass Wissenschaft und Praxis nicht von verschiedenen Grundlagen ausgehen können auch wenn sie verschiedenen Lehrgang einschlagen: vielmehr, wenn jene den Logos zu lehren hat, soll diese logisch verfahren.

Hier glauben wir einer Frage zu begegnen die sonst durch Titel und Vorrede pflegt beantwortet zu werden: Wem das Buch bestimmt sei. Es erhellt aus dem Vorigen dass weder eigentliche Anfänger noch eigentliche Gelehrte darin das Ihre finden; vielmehr sind es Künstler, Lehrer und gebildete Liebhaber, die hier theils fermenta cognitionis theils Früchte der Erkenntniss und soweit in kleinem Raum möglich, vollendete Kunstwerke zu Lehre und Genuss sich aneignen mögen. Namentlich die Lehrer denen am Herzen liegt gesunden Kunstverstand zu erziehen, werden sich einer Methode anschliessen die an den Altmeistern sich heilsam erwiesen, den Neueren theilweis zu ihrem Schaden abhanden gekommen ist, nämlich den Anfang

der Lehre zu machen vom Ur-Phänomen der Naturharmonie, indem diese klingend hörend singend und spielend voran gehe, nicht nachfolge. Dieser Lehrgang ist nicht bloss metaphysisch richtig; er ist auch lehrhaft in ausgezeichnetem Sinne und hat sich als solcher wo er neuerdings wieder belebt ist bewährt, wogegen die umgekehrte Weise mit Notenschrift, Scala und Fingerübungen zu beginnen ohne das Naturgeheimniss erlebt zu haben, höchstens als Grundlage desjenigen Virtuositenthums begreiflich ist das ohne Glauben an die Sache, an die sinngeistige Wahrheit der Kunstgebilde, dennoch vermeint künstlerisch leben und athmen zu können (Vgl. S. 21. 39).

Damit glauben wir wird es sich rechtfertigen, dass hier obwohl historische Entwicklung den Hintergrund bildet dennoch der Ausgangspunct der Lehre vom heutigen Tonsystem genommen ist; es ist geschehen weil aus dem Bekannten der Fortgang in das Unbekannte leichter ist, und weil das Spätere das Frühere in sich fasst (S. 300), ein eigentliches Bedürfniss nach historischer Erkenntniss aber erst erwacht wenn man in einem festen System bereits eingewohnt ist. Wie sich übrigens Idee und Geschichte zu einander verhalten ist angedeutet S. 46; vom Verhältniss des Technischen zum Logischen vgl. S. 6.

Die auf diese Grundlage gebaute zweite Abtheilung zerfällt in Elementarlehre und Formenlehre. Während die erste Abtheilung den natürlichen Weg einschlug vom Rhythmus durch die Harmonie zur Melodie, so wird nunmehr der umgekehrte Weg (S. 47) eingeschlagen von der geistig freien Melodie zu den ihr dienen-

den Kräften der Harmonie und Rhythmik, weil nur aus dem Princip der Melodie alle übrigen künstlerischen Tongestalten begreiflich sind.

Die Melodie wird betrachtet zuerst an sich, nach Genesis, Analysis und Syntaxis der melodischen Gebilde, dann in ihrer Wirkung auf die Harmonie, insofern sie vermöge künstlerischer Freiheit neue harmonische Gebilde erzeugt die über die erste Naturgestalt hinausgehen. — Ebenso wird die Harmonie erläutert an sich nach den Kategorien von Consonanz und Dissonanz, Generalbass und Verwandtschaft, hiernach in ihrer Wirkung auf die Melodie, insofern sie deren unendliche Freiheit in Schranken bindet vermöge der Gesetze der Stimmführung und Modulation. — Der Rhythmus an sich schreitet fort in die Verbindung mit Rede und Gesang, regelt die harmonischen Gänge in typischen Schlussformeln, vollendet die Melodie in typischen Perioden.

Die Kunst - Formen - Lehre gliedert sich in die Lehre von schweiferden, festen und überschreitenden Formen, deren mittlere, die Liedform, das Centrum der Theorie, ihren Gipfel erreicht in Contrapunkt und Fuge nebst deren Anwendungsformen, von wo aus sich der Uebergang ergibt zu den überschreitenden Formen, deshalb so genannt weil sie über das einfache Tongebiet hinüberschreiten zu idealem Inhalt: dies sind die mehrgliedrigen neuerlich »cyclisch« genannten, die symphonischen, dramatischen u. a. Formen.

Weil nun die Anlage des ganzen Systems dahin gerichtet ist die gesammte Tonkunst abzuleiten aus der Idee der Tonbildlichkeit, so

rd es erlaubt sein dass altkirchliche und neu-
 ertliche Harmonisirung neben einander ge-
 ellt sind, zur Vergleichung, nicht etwa zu
 rmischer Ausgleichung oder falschem Syn-
 etismus. Gegenüber der ausschliessenden Ge-
 enstätzlichkeit die man gewohnt ist zwischen
 rklichem und temperirtem Harmoniesystem
 anzunehmen, thut es noth das beiden Gemein-
 ame ins Gedächtniss zu rufen um die ver-
 ünftige Nothwendigkeit beider an-
 chaulich zu machen. Wie einerlei Sonne scheint
 ber Homer und Dante, so ist neben dem un-
 messlichen Abstand beider Grundanschauun-
 en Ein menschlicher Seelentrieb das Wirkende;
 dieses nachzuweisen auf dem Gebiete der seel-
 aftesten Kunst scheint um so mehr zeit-
 gemässes Bedürfniss je mehr auch die neuere
 Philosophie bemüht ist das Hauptgewicht ihrer
 lehre auf die idealen Einheiten zu legen, ge-
 enüber der Atomistik vorangegangner kriti-
 cher Systeme. Danach kann es nicht auffal-
 en hier alle Scalen abgeleitet zu sehen aus
 Einem Princip, welches sich zwar historisch
 verzweigt aber darum nicht der Einheit ver-
 ustig geht; auch die Ableitung der Kirchen-
 öne aus melodischem Princip welche schon
 älteren Lehrern nicht fremd ist, hat hier im
 ganzen System die Stelle erhalten wo ihre Be-
 sonderheit zwanglos aus dem Allgemeinen her-
 vorgeht. Weder Dominante und Hexachord,
 noch Kirchentöne und Moll-Dur, noch Mehr-
 stimmigkeit und Begleitung, oder Contrapunct
 und Generalbass sind einander aufhebende
 Gegensätze, wie wir ebensowohl geschichtlich
 erkennen als im Gemüth wahrnehmen, denn

I. Die Harmonieführung nach Quintver-

wandtschaften ist zwar bei uns deutlicher hervortretend, aber im altkirchlichen Tonsatz ebenfalls vorhanden — nur nicht überwältigend, vielmehr eigenthümlichen melodischen Grundsätzen eingeordnet; so ist auch unsre sogenannte Dominant-Modulation den Alten keineswegs fremd. Sowohl in der melodischen Construction des Auf- und Abgesanges z. B. Christ unser Herr zum Jordan kam (vgl. §. 95, 7. 8. 12), als in der Harmoniefolge, nämlich durch den Gegensatz der beiden Haupt-Quinten mit ihren Leittönen zur Tonica gehend Schlüsse zu bilden, zeigt sich Dominantgang in modernem Sinne: das ist eben so deutlich bei Eligius (§. 46 S. 102) wie bei Palestrina und Bach. Es giebt Tonsätze die aus alter und neuer Harmonik gleichermassen erklärbar sind z. B. Praetorius Es ist ein Ros entsprungen — Den die Hirten lobten sehre. — Dabei bleibt aber vollkommen bestehen, dass wir vermöge aufstrebender Quinten, Temperatur und Septimen uns eine Harmonieverbindung angewöhnt haben die eine abgesonderte Betrachtung fordert, indem sie modulationsreicher ist, und den Gefahren der Zerstreuung gegenüber schärfere Rhythmik fordert.

II. Die Kirchentöne haben ebenfalls Dur- und Moll-Harmonien in sich, wenn gleich ihr *systema durum et molle* etwas anderes bedeutet als unsere Geschlechter-Namen. Umgekehrt haben auch moderne Componisten zuweilen kirchliche Wendungen in ihre Tonsätze geflochten. Das Dreiklangsprincip ist beiden Tonsystemen gemein, und bethätigt sich in der beiden wohlbewussten Stellung der grossen und kleinen Terz in Stimmführung und Schlüssen.

III. Auch die Unterscheidung zwischen Contrapunct und Generalbass, den Grundformen der vocalen Mehrstimmigkeit und der instrumentalen Begleitung, die freilich in der Sache begründet und dem Lernenden nützlich ist, wird leichtwohl zuweilen auf eine Spitze getrieben welche der einheitlichen Kunstlehre zuwider ist. Fälschlich wird behauptet, der altflämische Styl habe nichts anderes im Sinne als jede Stimme selbständig zu führen ohne Bezug zum Ganzen des Gesamtwohlklanges; denn wenn auch einzelne schwächere Tonsätze solches zu verrathen scheinen, so stehen dagegen andre treffliche von Eligius Dufay Okenheim Willaert u. a. die noch heute und zu allen Zeiten harmonisch wohlklingen; unschöne atomistische Contrapuncte sind ebenfalls aller Zeiten möglich gewesen, bis auf den heutigen Tag. Andererseits gehört freilich das Accordwesen in engerem Sinne vorzüglich unserer Zeit, und ist sogar Zeitkrankheit geworden, seit manche melodiearme Gesellen durch Accordgetümmel ohne melodische Einheit sich und anderen das Leben sauer machen — aber so war es nicht von Anfang. Und wenn im altkirchlichen Styl die contrapunctischen Stimmen sich zwanglos zu Dreiklängen erbauen: sind sie darum minder Accorde, weil damals der Name Accord nicht üblich war?— Das wenigstens erhellt aus Lehre und Beispiel, dass zwischen contrapunctischer und generalbasistischer Stimmführung nur der relative Unterschied des Strengen und Freien stattfindet, während beide in ihrem Wesen einig sind: ihre Grundgesetze sind dieselben, die Anwendung richtet sich nach dem Stoffe, und hier muss — wolle Einer nun schaffen oder nachbilden —

doch jedesmal der gegebene Kunstsinn und die Einwohnung in die Kunstübung das Beste thun.

Bezüglich der äusseren Ausstattung des Buches bedauern wir dass ungeachtet der sorgfältigen Herstellung des Druckes und mehrmaligen Revision, durch Schuld des Autors ein Citat ungenau gegeben ist: es ist die Aufführung des franconischen Consonanzsystems S. 106 aus dem Gedächtniss citirt, die aber so gefasst einer späteren Lehre angehört, während die ursprüngliche Fassung nach Gerbert Script. III. c. 11 folgendermassen lautet

Perfecta concordantia dicitur quando plures voces conjunguntur ita quod una ab alia *vix* accipitur differre: unisonus et diapason (Prime und Octave).

Imperfecta dicitur quando duae voces ~~multae~~ differre percipiuntur, ab auditu tamen non discordant: ditonus et semiditonus (grosse und kleine Terz)

Mediae concordantiae dicuntur quando duae voces conjunguntur majorem concordantiam habentes quam praedictae, non tamen ut perfectae: diapente et diatesaron (Quinte und Quarte).

Uebrigens wird durch diese Abweichung die Contrapunctslehre S. 315 nicht beeinträchtigt, und so sei es mit dieser Selbstanklage am Schluss der Selbstrecension genug; denn kleinere Irrungen wie S. 338 Z. 7 wo die 6te und 7te Note der Oberstimme ihre metrische Länge umtauschen müssen, (also zu lesen ist — *v* statt *v* —) corrigirt der aufmerksame Leser von selbst.

E. Krüger.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

23. Stück.

6. Juni 1866.

Commentatio critica de Platonis quae feruntur epistolis praecipue tertia septima et octava. Quam. — pro gradu doctoratus summisque in phil. theor. et litt. hum. honoribus et privilegiis rite et legitime consequendis in Academia Rheno-Traiectina publico examini submittet Hermannus Thomas Karsten Amisfurtensis. Traiecti ad Rhenum, typis mandaverunt Kemink et filius. MDCCCLXIV. XII und 254 Seiten in Octav.

Man sollte meinen, dass für den, der mit Platon vertraut ist und die Briefe aufmerksam liest, die Unächtheit derselben nicht zweifelhaft sein könne. Dennoch hat die Macht der Ueberlieferung und, wie es scheint, der Wunsch wichtige Urkunden für die Geschichte Platons nicht zu verlieren, dem Glauben an den platonischen Ursprung aller oder doch einiger immer bedeutende Anhänger erhalten und gewonnen. Bentley (remarks upon a late discourse of Free-Thinking §. 46) und neuerdings Grote (H. of G. 10 S. 435 und Plato and other Companions

of Socrates) halten alle 13, Boeckh (de graec. trag. princip. p. 163) den 3. 7 und 8, Cobet (Var. lectt. p. 235) den 7. und 8., die er mit Baiter zu einem verbinden will, für platonisch. C. F. Hermann scheint es unmöglich nach den namentlich von Ast vorgebrachten Gründen Platon auch nur den 3. und 7. zuzuschreiben, aber er meint mit Socher, dass wegen der genauen Kenntniss aller Verhältnisse Speusippos oder ein anderer Schüler Platons diese geschrieben haben müsse.

Es war demnach ein sehr verdienstliches Unternehmen die ganze Frage noch einmal eingehend zu erörtern und mit überzeugenden Gründen hat Herr Karsten gezeigt, dass alle 13 Briefe, auch die besten, 7. 3. und 8, das Machwerk irgend eines Rhetors seien und irgend einen Werth als geschichtliche Zeugnisse nicht haben. Er hat seine Untersuchung in 9 Kapitel getheilt. Im ersten giebt er eine geschichtliche Uebersicht der Streitfrage, im zweiten spricht er über die wahrscheinliche Entstehungszeit und das gegenseitige Verhältniss der Briefe, im dritten untersucht er den 7., im vierten den 3., im fünften den 8. Brief, im sechsten bespricht er die geschichtlichen Angaben in den Briefen, im siebenten die in denselben nicht erwähnten Reisen Platons, im achten erörtert er, was über die Lehre Platons in den Briefen vorkommt, im neunten endlich die Absicht, in welcher namentlich der 3. und 7. geschrieben zu sein scheinen.

Die Gründe, die man für die Aechtheit vorgebracht hat, sind innere und äussere. Die Ueberlieferung geht ziemlich hoch hinauf und da Bentley, neuerlich wieder Grote, so grossen Werth auf die Aufnahme der Briefe in die Trilogien des Aristophanes von Byzanz und die Tetra-

den des Thrasyllus legen, so hätte im 1. Bande der Beweis genauer geführt werden müssen, dass diese Zeugnisse den inneren Gründen über nichts beweisen. Allerdings scheint Euphanes nach den Worten bei Diog. L. 3 1: *ἐνιοι δὲ, ὧν ἐστὶ καὶ Ἀριστοφάνης ὁ γραμμικός, εἰς τριλογίας ἔλκονσι τοὺς διαλόγους· πρώτην μὲν τιθέασιν ἣς ἡγεῖται Πολιτεία* —, *τὴν Κρίτων, Φαίδων, Ἐπιστολαί* die Briefe in fünfte Trilogie aufgenommen zu haben. Aber war in der alexandrinischen Bibliothek um v. Chr. thätig: denn auf seine Kommentare Kallimachos *Πίνακες* bezieht Nauck Aristoph. p. 250 ohne Zweifel mit Recht diese Anordnung der platonischen Dialoge: also anderthalb hunderte nach dem Tode Platons. Erwähnen wir die Länge dieses Zeitraums voll ausserordentlicher literarischer Thätigkeit, ferner die unrichtigen Angaben über Fälschungen aller Art, die in Folge der Gründung der Bibliotheken zu Alexandria und Pergamum vorgekommen, endlich die vielen Irrthümer, die dem zufolge Kallimachos an verschiedenen Zweigen der Literatur bei Anlegung seiner Verzeichnisse nachweislich vorgekommen hatte, so wäre es wunderbar, wenn nur bezug auf die Schriften des Platon keine Verschiebungen und keine falschen Angaben vorgekommen wären. Zwar meint Grote, dass die Kontinuität der platonischen Schule eine Bürgschaft für die gewissenhafte Scheidung der Schriften des Stifters von allem Fremdartigen sei, aber sowol die Angaben über den unsicheren Ursprung der Dialoge des Aeschines, Anaxagoras, Phädon, Eukleides und Anderer, als der Zweifel, die schon früh über die Aechtheit anderer dem Platon zugeschriebener Dialoge vorgekommen, zeigen uns, dass diese Bürgschaft

zwingende Kraft nicht habe. So galt die *Epinomis* für ein Werk des Philippos von Opus, über den jetzt Boeckh *Sonnenkreise* S. 34 ff. ausführlich gesprochen hat, der Alkibiades II. sollte von Xenophon sein (*Athen.* 11 p. 506. C). Also die griechischen Gelehrten selbst hielt die Aufnahme platonischer Schriften in die alexandrinischen Kataloge nicht ab an dem platonischen Ursprung eines Dialoges zu zweifeln, wenn innere Gründe dazu zu berechtigen schienen. Wenn nun gerade die *Epinomis* auch in der dritten Trilogie des Aristophanes enthalten war, so wird dadurch jede Beweiskraft des aristophanischen Zeugnisses für die Aechtheit der Briefe aufgehoben. Noch viel weniger kann in Betracht kommen, dass Cicero, Dionysios, Plutarch, Lucian einzelne als platonisch anführen, wie längst anerkannt ist.

Wir sind also auf innere Gründe, Inhalt, Darstellung, Sprache angewiesen. Dass nun die meisten nicht von Platon herrühren können, hat mit Recht Herr Karsten als ausgemacht angesehen und seine Untersuchung auf die drei Briefe beschränkt, die etwas mehr Schein der Aechtheit haben und deshalb auch von solchen, welche die übrigen preisgeben, für platonisch gehalten worden sind, den 3. 7. und 8. Dass der Inhalt des 3. Briefes ganz undenkbar sei, wenn man ihn als vertrauliches Schreiben an Dionysios nehme (*Ast, Platons Leben und Schriften* p. 514 ff.), aber auch, wenn er eine für das Publikum bestimmte Vertheidigung Platons sein solle, die nur diese Briefform angenommen habe, an Widersprüchen, Undeutlichkeit und Schwulst der Sprache leide, zeigt der Verf. S. 86 ff. Am ausführlichsten hat er natürlich den 7. Brief besprochen und S. 29—83 den Gedankengang und

as Sprachliche, S. 117—160 die geschichtlichen Angaben, S. 181—201 die philosophischen Auseinandersetzungen erörtert. Es ist in allen drei Beziehungen unbegreiflich, wie man ein solches Fachwerk Platon zuschreiben konnte, und wenn auch Ast und Socher schon die Hauptpunkte für den Beweis der Unächtheit angedeutet hatten, so bleibt doch Herrn Karsten das Verdienst alles sorgfältig erörtert und viele neue Kennzeichen der Unächtheit hinzugefügt zu haben. Zuerst ist alles, was in dem Briefe steht, für die Freunde des Dion, die sich einen Rath von Platon erbeten haben sollen, was im raschen Drängen der Ereignisse für sie zu thun nothwendig sei, entweder längst bekannt oder vollkommen unnütz, und das eine, was sie gewollt haben, der Rath, fehlt ganz. Wenn aber neuerlings Baiter und Cobet, um diesen Vorwurf zu beseitigen, den 8. Brief mit dem 7. zu einem Briefe verbinden wollten, so bemerkt Herr K. S. 103 richtig, dass der 7. einen deutlich ausgeprägten Schluss und der 8. einen ebenso unverkennbaren Anfang habe: denn schon C. F. Hermann hatte Platonis dialogi vol. VI. praef. p. VI die Ueberschrift unmittelbar mit dem Anfang des Briefes verbunden und den ähnlichen Anfang von Brief 3 verglichen. Ein Irrthum ist es, dass Karsten S. 91 und 103 das Gleiche auch für den Anfang des 13. Briefes annimmt. Das *ξύμβολον* ist dort nicht der Gruss *εὖ πράττειν*, sondern die folgende Erinnerung an einen nur Dionysios bekannten Vorfall. Sonst will ich nur noch an zwei Stellen erinnern, die K. nicht berührt hat. Die Art, wie p. 339. B ein Brief des Dionysios angeführt wird, ist so kindisch, dass man nur mit Bedauern daran denkt, wie jemand etwas der Art Platon zuschreiben

konnte. Was ferner die ganze Auseinandersetzung p. 344 D. ff., dass und warum Dionysios nichts von Platons Lehre habe wissen können, irgend wie mit dem Zwecke des Briefes zu thun habe, lässt sich durchaus nicht einsehn. Von geschichtlichen Missverständnissen genügt es an p. 324. C: die 51 Gewalthaber zu Athen (Karsten S. 117), p. 325. B: die *δυναστεύοντες*, die Sokrates verurtheilen (S. 121), 328. A: das Alter des Hipparinus (S. 150), 332. A: das Urtheil über Dareios (S. 158 f.) zu erinnern. Ferner welche Unklarheit und welche schülerhafte Irrthümer in dem sich finden, was p. 342. A ff. über das Wesen der *ἐπιστήμη* gesagt wird, hat K. S. 182 ff. auseinandergesetzt und wird ja wol jetzt ziemlich allgemein anerkannt. Während es früher wol gar für höchst tiefsinnig galt, nimmt jetzt niemand bei der Darstellung der platonischen Lehre vom Wissen darauf Rücksicht. Die ganz verkehrte Zusammenstellung der *ἐπιστήμη* mit der *ἀληθῆς δόξα*, der Gegensatz, in den das *ὄν* nicht allein zu dem *εἶδωλον*, *ὄνομα*, *λόγος*, sondern auch zu der *ἐπιστήμη* gebracht wird, die wiederholte Bezeichnung der *ἐπιστήμη* als eines Schwankenden und Ungewissen, selbst die thörichte Folge *ὄνομα*, *λόγος*, *εἶδωλον*, die Stellung des *λόγος*, als ob es von dem *ὄν* gar keinen *λόγος* geben könne, hätten wol noch stärker hervorgehoben werden sollen. Auch in der Behandlung des Einzelnen kann ich Herrn Karsten nicht überall beistimmen. Richtig ist S. 193 *ἐπιστήμης* in den WW. p. 342. E: *οὔποτε τελέως ἐπιστήμης τοῦ πέμπτου μέτοχος εἶναι* gestrichen, richtig auch *μαθεῖν* 344. A nach *εὐμαθία* eingesetzt (S. 188) und *λάμπασ' ἂν* p. 335. D für *λάμπασαν* (S. 19 u. 124) geschrieben. Aber die Umstellung *τὸ*

*ωγραφούμενον καὶ τορνεύμενον καὶ ἐξαλειφόμε-
 ὄν τε καὶ ἀπολλύμενον* 342. C, die S. 182 vor-
 geschlagen wird, ist verfehlt: warum sollen nicht
ωγραφεῖσθαι und *ἐξαλείφεσθαι*, *τορνεύεσθαι* und
ἀπόλλυσθαι als die zusammengehörigen Gegen-
 sätze des Entstehens und Vergehens unmittelbar
 neben einander gestellt werden? p. 343. B
 schreibt K. *κωλύει*, indessen *κωλύειν* hängt, wie
 das folgende *ἐξειν*, das sich nicht wol an *κωλύει*
 anschliessen kann, von dem vorausgehenden
ραμὲν ab, wie *εἶναι*. Ebendort (S. 184) will K.
βεβαίως in den WW. *μηδὲν ἱκανῶς βεβαίως εἶναι*
βέβαιον streichen, aber solche Spielereien kom-
 men doch in diesem Briefe oft genug vor. —
 p. 343. C hat K. die WW. *τὸ δὲ μέγιστον* —
ὅτι δυοῖν ὄντων, τοῦ τ' ὄντος καὶ τοῦ ποιοῦ τινος,
οὐ τὸ ποῖόν τι, τὸ δὲ τί ζητούσης εἰδέναι τῆς ψυ-
χῆς, τὸ μὴ ζητούμενον ἕκαστον τῶν τετάρων προ-
τεῖνον τῇ ψυχῇ λόγῳ τε καὶ κατ' ἔργα αἰσθήσεσιν,
εὐέλεγκτον τὸ τε λεγόμενον καὶ δεικνύμενον αἰεὶ
παρεχόμενον ἕκαστον, ἀπορίας τε καὶ ἀσαφείας
ἐμπίπλησι πάσης, ὥς ἔπος εἰπεῖν, πάντ' ἀνδρα
 nicht richtig verstanden, wenn er *προτεινόμε-*
νον liest und übersetzt: 'maximum vero est,
 quod, quoniam duo sunt, essentia et qualitas,
 quum animus non quale sit quid sed quid sit
 scire quaerat, nisi illorum quatuor unumquod-
 que, quod animo offertur, exploratur et ratione
 et per rerum experientiam sensibus, quidquid
 dicitur vel ostenditur facile redarguendum se
 praebeet'. Der Sinn ist vielmehr, wenn wir auf
 die nun einmal verkehrte Auffassung des Brief-
 stellers eingehn: jedes der vier Elemente, Name,
 Begriffsbestimmung, Erscheinung, Erkenntniss,
 führt von den Dingen sowol bei der sinnlichen
 Auffassung als beim Denken dem Geiste nur das
 Wie, nicht das Was vor, während derselbe das

Was suchte, und bewirkt so, dass alles Vorge-
wiesene und Gesprochene leicht widerlegbar wird
und der Geist in vollkommene Unsicherheit ge-
räth. Diese Unterscheidung des Wie und Was,
die schon 342 E vorkommt, hat der Verf. des
Briefes aus Stellen, wie Gorg. p. 448. E, wo-
nach zu berichtigen ist, was Karsten S. 197 be-
merkt. — Auch die Vermuthung *εὐκαταγέλαστοι*
p. 343. C und die Umstellung *ὥς οὐχ ἡ τῶν
τετάρων φύσις ἐκάστου ἐλέγχεται, ἀλλ' ἡ ψυχὴ
τοῦ γράψαντος ἢ λέξαντος πεφυκυῖα φανύλως* sind
nicht richtig. Wenn es sich um die Erkennt-
niss des Fünften, der *οἰσία*, handelt, da siegt,
wer sich auf das Disputieren versteht, leicht
über den, der das wahre Wesen der Dinge in
Worten darstellen soll, eben wegen der Unzuläng-
lichkeit der Worte, so dass er der grossen un-
verständigen Menge nichts zu wissen scheint.
Die grosse Menge weiss nicht, dass durch einen
solchen Sieg nicht die Unwissenheit dessen, der
besiegt wird, sondern die Unzulänglichkeit jener
vier Elemente erwiesen wird. Der Gegensatz
fordert nun, dass bei einer Widerlegung in ge-
wöhnlichen Dingen, wo es sich nicht um das
wahre Wissen handelt, die Folgen für den Wi-
derlegten andere, entgegengesetzte sind. Also
kann nicht *εὐκαταγέλαστοι*, sondern nur *οὐ κα-
ταγέλαστοι* das Richtige sein. — p. 342. E hält
der Verf. S. 184 und 193 f. mit Recht für ver-
dorben, aber der Fehler liegt nicht in den WW.
πρὸς γὰρ τούτοις ταῦτα, sondern es ist etwas
ausgefallen und man muss etwa lesen: *πρὸς γὰρ
τούτοις ταῦτα οὐχ ἥτιον ἐπιχειρεῖ τὸ ποιοῦν τι
περὶ ἑκάστων δηλοῦν ἢ τὸ ὄν ἐκάστου* [, δύναται δὲ
οὐ], *διὰ τὸ τῶν λόγων ἀσθενές*. — Auch gleich
darauf 343. A ist die Lesart der HSS. unver-
ständlich; man muss lesen: *τύποις. τούτο δὲ*

αὐτὸ νῦν λεγόμενον δεῖ παθεῖν· κύκλος
 —. d. h. 'das, was jetzt in Worten ausgedrückt
 wird (deutlicher würde es sein, wenn, wie sonst
 der Briefsteller häufig sagt, τὸ νῦν λεγόμενον ἢ
 γραφόμενον stände), hat ferner auch noch fol-
 genden Mangel an sich.' — Ferner p. 343 B muss
 es für ὀνομά τε αὐτῶν φαρμὲν — heissen ὀνομά
 τε αὐτῶν φαρμὲν — : er kommt wieder zu einem
 anderen Uebelstand. Dass sodann die wieder-
 holten Aeusserungen über Geheimlehren, dass
 der Philosoph nichts schriftlich aufzeichnen, dass
 er sein Wissen nur wenigen, die sich als beson-
 ders Auserkorene bewährt haben, mittheilen dürfe,
 Platon ganz fremd seien, hat Herr K. S. 201 ff.
 passend nachgewiesen. Sprachliche Ueberladen-
 heit endlich, Ungenauigkeit, passende und un-
 passende Verwendung zum Theil missverstande-
 ner platonischer Worte und Wendungen hat
 Herr Karsten in grosser Anzahl nachgewiesen.
 Es genügt an p. 344 A zu erinnern: οὐδ' ἂν ὁ
 Λυγκεὺς ἰδεῖν ποιήσῃ τοὺς τοιούτους (S. 200 f.). —
 S. 35 will Herr K. p. 336. C für εὐφημῶμεν le-
 sen εὐφημῶ μὲν, so dass wol dem μὲν das nach
 ὁμῶς folgende δὲ entsprechen soll. Aber wie
 das möglich sei, begreif' ich nicht. Vielmehr
 bricht der Briefsteller die bittern Aeusserungen
 über Dions Ermordung mit den WW. νῦν δὲ
 δὴ εὐφημῶμεν χάριν οἰωνοῦ 'τὸ τρίτον' ab. Denn,
 meint er, ihr müsst Dions Beispiel dennoch,
 trotz des unseligen Ausgangs, den sein Vorhaben
 hatte, nachahmen. Also muss es γὰρ heissen
 und die ganze Stelle gelesen werden: ὁμῶς
 γὰρ (f. δὲ) μιμεῖσθαι μὲν συμβουλευώ Δίωνος
 (f. Δίωνα) ὑμῖν τοῖς φίλοις τὴν τε τῆς πατρίδος
 εὐνοίαν καὶ τὴν τῆς τροφῆς σώφρονα δίκαιαν,
 ἐπὶ λωόνων δὲ ὀρνίθων τὰς ἐκείνου βουλήσεις
 πειραῖσθαι ἀποτελεῖν. Das letzte ist eine treff-

liche Verbesserung, die K. stillschweigend giebt, während die HSS. und Ausgaben *δίαιταν ἐπὶ λαῶν*, ὡς δὲ — geben, was K. F. Hermann in d. Z. f. Alterth. 1837 p. 275 unpassend gegen Salomons Tadel zu vertheidigen suchte.

In ähnlicher Weise wie bei dem 7. Brief hat Herr K. auch die Unächtheit des 8. Briefs S. 101 ff. sorgfältig nachgewiesen. Nur auf zwei Stellen will ich hier hinweisen, die, so viel ich mich erinnere, noch nicht berührt worden sind. S. 354. E heisst es: *δουλεία γὰρ καὶ ἐλευθερία ὑπερβάλλουσα μὲν ἑκατέρα πάγκακον, ἔμμετρος δὲ οὐσα πανάγαθον· μετρία δὲ ἡ θεῶ δουλεία, ἄμετρος δὲ ἡ ἀνθρώποις· θεὸς δὲ ἀνθρώποις ὠφροσι νόμος, ἄφροσι δὲ ἡδονή.* Wenn aber auch die Lust eine Göttin ist, die doch jedesfalls Urheberin sowol der Tyrannis, als der ausgearteten Demokratie ist, so sind auch diese Staatsformen *μέτριοι*. Offenbar hat die Sucht nach zierlichen Antithesen den Briefsteller zu einer Ungereimtheit geführt. Ferner p. 356. D sollen ausser den gewöhnlichen Gerichten die 35 Nomophylakes auf Tod und Verbannung erkennen; in demselben Athem aber wird gesagt, dass ausserdem noch aus denen, welche im Vorjahr die verschiedenen Aemter verwaltet, die, welche sich am gerechtesten und besten bewährt haben, zu Richtern erwählt werden und diese dann erkennen sollen, wenn es sich um Tod oder Fesselung oder Verbannung eines Bürgers handelt.

Wenn nun aber alle hier angeführten Einwürfe gegen diese Briefe, den dritten und achten, namentlich aber gegen den siebenten, gegründet sind, so ist es in jedem Fall auch durchaus folgerichtig, dass Herr Karsten nicht allein sie Platon abspricht, sondern auch der Ansicht entge-

entritt, wonach sie von Speusippos oder einem andern Platon und den Ereignissen nahe stehenden Akademiker herrühren sollen. Auch diesen dürfen wir sie nicht zuschreiben, sondern es wird diesen Briefen nicht mehr und nicht weniger als ihr Recht zu Theil, wenn wir sie für das Werk irgend eines Rhetors halten, der mit den Sachen sich oberflächlich bekannt machte, um dann in diesen Schaustücken seine Kunst zu zeigen. Gerade das Vorhandensein des 7. und 8. Briefes neben einander weist auf ein Schulthema hin, von dem wir jetzt zwei Ausführungen vor uns haben.

Allerdings ist durch die Aufnahme der Briefe in die Trilogieen des Aristophanes ein sicherer Anhalt geboten, in wie frühe Zeit wir ihre Abfassung setzen müssen. Dass aber schon im dritten Jahrhundert solche Fälschungen häufig vorkamen, dafür haben wir nicht allein die schon erwähnten Zeugnisse über die Täuschungen, sondern alexandrinische und pergamenische Bibliothekare unterlagen, sondern es liegen uns noch jetzt in der vierten andokidischen Rede, in den Grabreden, die Lysias und Demosthenes, in einer Reihe von Reden, die dem letzteren zugeschrieben werden, die Belege vor Augen.

Eben deshalb aber, weil die sogenannten platonischen Briefe dieses Ursprungs sind, verdienen sie als geschichtliche Quelle keinen Glauben. Wir möchten daher auch darauf nicht soviel Gewicht legen, als Herr K. es zu thun geneigt ist, dass in denselben der Reisen Platons nach Aegypten und Kyrene keine Erwähnung geschieht. Aber dass damit, wenn dies Schweigen nichts beweist, jene Reisen, für die wir nur *sehr späte und wenig zuverlässige Zeug-*

nisse haben, ausser Zweifel gestellt seien, soll keineswegs gesagt sein.

Hermann Sauppe.

Der Antheil der Eidgenossen an der europäischen Politik in den Jahren 1512 — 1516. Ein historischer Versuch von Dr. Wilhelm Gisi. Schaffhausen, bei Friedrich Hurter, 1866. XI und 285 Seiten in Octav.

Eine mit grossem Fleisse durchgeführte und Thatsachen und Richtungen des betreffenden Zeitraums vielfach in eine neue Beleuchtung stellende Monographie, deren Anlage ein näheres Eingehen auf Persönlichkeiten und Ereignisse zuliess, als Werken, die einen grösseren Zeitraum umspannen, gestattet ist. Ueber Kampfstätten und Führerschaften, Zwischenfälle der Schlachten und Abwägungen im Heerlager der einander gegenüberstehenden Parteien erfolgen umständliche Nachweisungen und die nicht geringe Aufgabe, die Ueberzahl der Handelnden gefällig zu gruppiren, ist dem Verf. nicht misslungen. Auf einer weitschichtigen Literatur sich stützend, die zum Theil erst nach den bekannten Untersuchungen Ranke's zugänglich geworden ist, verfolgt derselbe mit Geschick die Motive der Begebenheiten und des Schliessens und Lösens von Bündnissen, ohne dabei immer der Gefahr zu entgehen, durch Häufung von minder wichtigen Ereignissen die Hauptaction zu verdunkeln. Damit in Verbindung steht die vorwaltende Neigung, anstatt des selbständigen Urtheils, Ansichten und Aussprüche von Historikern unserer Zeit einzuschieben und in Bezug

auf die einschlägige Literatur den Werth der Quellschriften und das Verhältniss derselben zu einander nicht immer nach Gebühr abzuschätzen, so dass man häufig neben massgebenden Berichterstattem Gewährsmänner deren Angaben den ersteren entnommen und mit eigenmächtigen Zusätzen versehen sind, in Ueberzahl samhaft gemacht findet.

Noch möge Ref. bevor derselbe auf die Inhaltsanzeige eingeht, nachfolgende Bemerkung gestattet sein. Die Tapferkeit und Mannesstärke der Alvordern ist den Schweizern jener Zeit geliebt, nicht so der kindlich schlichte Sinn der früheren Tage. Es war zu viel um sie gebuhlt und Geld und Schmeichelwort hatten zu oft bei ihnen Eingang gefunden, als dass die stolze und trotzig Liebe für eigene und fremde Freiheit sich hätte behaupten können. Der Söldnerdienst im Auslande frass am Mark des Lebens, dem Mehrbietenden gehörte die Kraft der Männer und das Für und Wider wurde durch das Mass der Zahlungsraten bedingt. Das ist der Eindruck, dessen Keiner bei der Durchsicht dieses Werks sich wird erwehren können, ob auch der Verf. nur in leisen Andeutungen diese Seite, das stete Feilschen und Dingen, berührt hat. Warum auch sollten nur die Eidgenossen beim Vertauschen heimathlicher Armuth gegen rasch errungenen Siegesgewinn, und der harten, biderben Sitte der Vorfahren gegen Beutelust, den Verlockungen unlauterer Stimmen entzogen geblieben sein?

Es ist ein kurzer, aber von Grossthaten reicher Abschnitt der Geschichte, welcher den Gegenstand der Darstellung abgiebt, der Zeitraum, in welchem die Schweizer zum ersten Male nicht mehr ohne Berücksichtigung des eigenen In-

teresse und mit Verkenennung des Einflusses, welchen sie auf die Politik der Höfe Europas auszuüben im Stande waren, als Soldknechte dem Rufe des Auslandes folgten, sondern selbständig in die Fragen des Tages eingriffen und die Gestaltung derselben in ihren Grundzügen bedingten. In einer übersichtlichen, gedrängten Einleitung erörtert der Verf. die Zustände Italiens seit dem Jahre 1494, die Ziele und geheimen Wünsche der grösseren Machthaber daselbst während der Wechselfälle der französisch-spanischen Kämpfe und wendet sich dann den Ereignissen nach der Schlacht bei Ravenna zu, in Folge deren die Verhältnisse Lombardiens für mehrere Jahre durch das Einschreiten der Eidgenossen bedingt werden sollten. In ihre Hände wurde durch das rasche Zurückwerfen des französischen Heeres und durch die Besetzung des Herzogthums Mailand die Entscheidung über die Angelegenheiten des nördlichen Italiens gelegt und man weiss, dass sie bei dieser Gelegenheit, ohne der heiligen Ligue sonderlich Beachtung zu schenken, die Erweiterung ihres Bundesgebietes nicht ausser Acht liessen. Es war ihr Werk, dass ein Sforza den herzoglichen Thron des Vaters wieder gewann und sie übernahmen die Verpflichtung, denselben zu halten; er war ihr Schützling und war es gegen reichliche Zahlung. Seitdem haschten Kaiser Maximilian und der Papst, Frankreich und Venedig mehr noch als zuvor nach dem Bunde mit der Schweiz die bei Unterhandlungen wie in Schlachttagen den Ausschlag brachte und somit den Mittelpunkt für die Intriguen der Mächte abgab. Durch den bei Novara erfochtenen Sieg, wo vor ihrem stürmischen Andrange noch ein Mal die deutschen Landsknechte unterlagen, vereitelten die

Eidgenossen Ludwigs XII. Versuch, seine Ansprüche an Mailand zur Geltung zu bringen. Der hier erstrittene Ruhm und gesteigerter Hass gegen Frankreich trieb sie zu neuen und kühneren Unternehmungen. So erfolgte der Zug nach Burgund, der, wenn die Bestechungskünste von de la Tremouille keinen Eingang gefunden hätten und die Männer ihren gegen Kaiser Maximilian eingegangenen Verpflichtungen nachgekommen wären, der gebietenden Stellung Ludwigs XII. den Todesstoss gegeben haben würde.

Das folgende Jahre (1514) verlief in diplomatischen Verhandlungen, in denen der fein rechnende Leo X. die Leitung übernahm, die Schweiz aber, vermöge ihrer geographischen Lage und mehr noch vermöge ihrer Wehrbereitschaft und Kampflust, die Grundlage abgab. Es waren eitle Pläne und flüchtige Entwürfe, in denen die päpstliche Politik sich genügte und die sofort mit der Thronbesteigung von Franz I. aus einander fallen mussten. Die Herrschaft über Mailand diente noch ein Mal als Gegenstand der Heerzüge und die Mordtage von Marignano entschieden zu Gunsten Frankreichs. Unterliegen mochte das Banner mit dem weissen Kreuze wohl, es mochte der bis dahin behauptete Ruf seiner Unbesiegbarkeit erschüttert werden, aber der Schreck, welcher vor ihm herging, behauptete sich auch nach dem Abzuge von Marignano. Das zeigt sich in dem stolzen, aber wiederum durch vorangestellte Stipulation von Jahrgeldern befleckten Frieden, den eben jetzt die Eidgenossenschaft mit Frankreich abzuschliessen im Stande war.

Histoire des sciences mathématiques et physiques chez les Belges; par Ad. Quetelet, directeur de l'observatoire royal de Bruxelles. Bruxelles, M. Hayez, 1864. 479 Seiten in Octav.

Der Verfasser, welcher sich mehr als irgend ein Anderer um das Wiederaufblühen der mathematisch-physicalischen Wissenschaften in seinem Vaterlande Belgien verdient gemacht hat, ist offenbar bei Abfassung dieser Schrift von dem Gedanken geleitet worden, die, nach seiner mehrfach ausgesprochenen Ansicht, sehr bedeutenden früheren Leistungen seiner Landsleute in diesen Gebieten, der gegenwärtigen Generation zum Bewusstsein zu bringen und zum Nach-eifer zu empfehlen. Indessen scheint ihm die Vorliebe für sein Vaterland doch den unparteiischen Blick getrübt zu haben. Unter allen Wissenschaften möchten, bei vorurtheilsloser Betrachtung, gerade die mathematisch-physicalischen als diejenigen erscheinen, in welchen sich die Belgier am wenigsten hervorgethan haben. Denn während sie ja unbestritten in den Künsten das Bedeutendste geleistet haben, während sie in anderen Gebieten der Wissenschaft Männer ersten Ranges nennen können, wie z. B. den Vater der neueren Anatomie Andreas Vesale, so haben sie zwar auch einzelne treffliche Mathematiker gehabt, aber unter diesen finden sich keine Namen, die wie Kepler, Galiläi, Descartes, Newton, eine neue Epoche in den mathematischen Wissenschaften bezeichnen. Wollte man einwenden, dass es unbillig sei ein kleines Völkchen mit den grössten Kulturvölkern der Neuzeit zu vergleichen, so wäre nur auf das benachbarte und dem Kerne der Belgier stammverwandte Holland hinzuweisen, welches der

Verf. scharf von Belgien scheidet. Denn dieses kann z. B. seinen Willebrord Snellius und vor allen seinen grossen Huyghens nennen, mit welchen auch die bedeutendsten Mathematiker und Physiker, die Belgien früher aufzuzeigen hatte, keinen Vergleich aushalten. In der That würde es auch nicht möglich gewesen sein, einen so stattlichen Octavband mit der Geschichte der Mathematik bei den Belgiern auszufüllen, wenn der Verf. sich nicht gar mannigfaltige Excurse in andere Gebiete erlaubt und namentlich auch die politische Geschichte Belgiens ausführlicher als es wohl für seine Zwecke nothwendig war, besprochen hätte.

Da der Verf. keinen Anspruch darauf macht, Historiker von Fach zu sein, so wird man auch leicht darüber weg sehen können, wenn er Dinge, die längst ins Fabelbuch geschrieben sind, als geschichtliche Thatsachen aufführt, wie z. B. die bekannte Erzählung von der Verbrennung der Alexandrinischen Bibliothek durch den Kalifen Omar, oder wenn er den König Pharamund im Jahre 418 auftreten lässt. Etwas mehr Kritik hätte man allerdings schon da erwarten dürfen, wo es sich um Geschichte der Mathematik handelt. Dass Plato sich durch seine Arbeiten über Kegelschnitte ausgezeichnet haben soll (p. 5) ist eine blosse Phantasie, die ihren Ursprung in einer missverstandenen Stelle bei Proclus hat, worüber sich Ausführliches bei Reimer (*historia problem. de cubi duplicatione* p. 38 ff.) findet. Auch in Beziehung auf Eudoxus, welcher sich nach dem Verf. durch seine Entdeckungen im Gebiete der Kegelschnitte einen Namen erworben haben soll, liegt durchaus kein Zeugniß der Alten vor, aus welchem sich mit Bestimmtheit auch nur das ergäbe, dass er sich über-

haupt mit diesen Linien beschäftigt hat. Dagegen wird Menächmus gar nicht erwähnt, welcher doch sicher den Grund zur Theorie der Kegelschnitte gelegt hat.

Die Geschichte der Mathematik in Belgien theilt der Verf., der politischen Geschichte des Landes folgend, in vier Perioden. Die erste reicht bis zum Regierungsantritt Karls des Fünften, die zweite von da bis zum Ende der Regierung Alberts und Isabellas, die dritte von da bis zur Gründung der Brüsseler Akademie unter Maria Theresia im Jahre 1769 und die vierte umfasst den Zeitraum bis zur Gründung des gegenwärtigen Königreichs. Weiter wollte der Verf. nicht gehen, vielmehr beabsichtigt er die gegenwärtige Epoche in einem besonderen geschichtlichen Werke zu schildern; theilweise ist dies in dem noch später zu erwähnenden Anhange geschehen.

In der ersten Periode treten nur zwei bedeutendere Namen hervor, die aber beide Männern angehören, welche weder in Belgien geboren noch dort gestorben sind, sondern sich nur zeitweilig dort aufgehalten haben. Der eine ist Petrus de Alliaco (Pierre d'Ailly) ein geborener Franzose, der als Bischof längere Zeit in Cambrai lebte und in Avignon starb. Der andere ist der berühmte Cardinal Nicolaus Cusanus, wie bekannt der Sohn eines armen Schiffers aus Kues an der Mosel, der als Archidiaconus von Lüttich eine Zeitlang in Belgien lebte, aber in Italien gestorben ist. Die bibliothèque de Bourgogne in Brüssel enthält mehrere seiner Manuskripte.

Auch der erste hervorragende Name in der zweiten Periode gehört keinem Belgier sondern einem Holländer Gemma Frisius, welcher in

Dokkum in Friesland geboren ist (1508), auch in Holland seine erste Ausbildung erhielt und erst später nach Belgien kam. Dies verhindert indessen den Verf. nicht ihn als notre célèbre compatriote zu bezeichnen (p. 82), wie überhaupt Herr Quetelet in dieser Art von doppelter Buchhaltung sehr stark ist. Fremde die nach Belgien einwandern, werden zu den Belgiern gerechnet, Belgier dagegen, welche auswandern, bleiben mit Enkeln und Urenkeln Belgier. Wenn man, wie es der Verf. thut, die beiden grossen Mathematiker Johann und Jakob Bernoulli für Belgien in Anspruch nimmt, so könnte man mit demselben Rechte auch Fr. Karl von Savigny zu den berühmten französischen Juristen zählen. Es ist Thatsache, dass die Familie Bernoulli aus Antwerpen stammt und von da, um dem religiösen Drucke unter Philipp den zweiten zu entgehen, nach Frankfurt am Main gezogen ist. Woher Herr Quetelet die Notiz hat, dass der Bernoulli, welcher Antwerpen verliess, Jacob hiess und 1583 gestorben ist, weiss ich nicht, ich habe dies in keiner Biographie der Bernoulli gefunden. Sicher ist, dass der Grossvater des erwähnten berühmten Brüderpaares, welcher ebenfalls Jacob hiess, im Jahre 1622 in das baselsche Bürgerrecht aufgenommen wurde. Nun wird Johann Bernoulli im Jahre 1695, also fast ein volles Jahrhundert nach Philipp des zweiten Tod, als Professor nach Gröningen gerufen und dies Ereigniss bezeichnet Herr Quetelet mit den Worten: *il se rapprocha de sa patrie et devint professeur de mathématiques à l'université de Groningue!* Dies klingt um so komischer, wenn man es mit der französisch geschriebenen Autobiographie Joh. Bernoulli's vergleicht, welche Wolf bekannt gemacht hat (Biographien z. Cul-

turgesch. der Schweiz, zweiter Cyclus S. 71 ff.) in welcher auch mehrfach das Wort *patrie* vorkommt, so wie namentlich Bernoulli erzählt, dass er gezwungen gewesen sei, seine Stelle in Gröningen aufzugeben, weil er den Bitten seines Schwiegervaters *de revenir dans la patrie* habe nachgeben müssen, worunter natürlich nicht Belgien sondern Basel zu verstehen ist.

Aechte Belgier von Bedeutung aus dieser zweiten Periode sind die Geographen Mercator (1512—1594) und Ortelius (1527—1598) so wie einige andere Geographen, ferner Adrian van Roomen (Romanus), welcher bekanntlich das Verhältniss der Peripherie zum Durchmesser eines Kreises auf 15 Stellen genau berechnet hat, dann Philipp van Larnsberge, der dieses Verhältniss auf 30 Stellen berechnet hat und vor Allen Simon Stevin. Gegen Ende dieser Periode fällt die Schreckensherrschaft des Herzogs Alba. Herr Quetelet kommt mehrfach auf die Betrachtung zurück, dass von dieser Zeit der Verfall der Cultur und namentlich der mathematischen Wissenschaften in Belgien datirt. Hierin geht er aber offenbar zu weit. Dass Herzog Alba dem Lande schwere Wunden geschlagen hat, dass eine grosse Menge fleissiger und bedeutender Menschen sich veranlasst sah auszuwandern, darüber ist ja kein Zweifel. Aber nicht bloss dass die Künste fortführen zu blühen, was der Verf. selbst zugiebt (p. 106), sondern was namentlich die Mathematik betrifft, so ist gewiss, dass gerade unmittelbar nach dieser Zeit sich erst die grössten Mathematiker zeigten, die Belgien überhaupt hervorgebracht hat, und diese gehörten grösstentheils einer Corporation an, die am wenigsten gegen Albas Verfahren einzuwenden hatte, nämlich den Jesuiten, wovon noch die Rede sein

soll. Von namhaften Mathematikern, welche in Folge der religiösen Wirren ausgewandert wären, ist wohl mit Sicherheit nur van Lansberge zu nennen. Wenn der Verf. neben diesem auch noch Stevin nennt und (p. 189) sagt: deux de nos plus célèbres mathématiciens, Simon Stevin et Philippe Van Lansberge, mûrissaient dans l'exil des talents dont les étrangers devaient recueillir les principaux fruits: so ist dies gewiss in Beziehung auf Stevin eine falsche Vorstellung. Man weiss nur, dass er sein Vaterland früh verliess, aber nicht aus welchen Gründen, religiöse waren es sicherlich nicht. Denn mit den Grundsätzen, welche er in seinem Leben äussert, konnte er selbst unter der intolerantesten Regierung sehr wohl fortkommen. Er glaubt an die Nothwendigkeit einer Staatsreligion und verlangt, dass man gegen diese nicht verstosse, er fordert nicht bloss eine fest gegründete Hierarchie im Staate wie im Unterricht, sondern er lobt sogar die Jesuiten, so dass es überhaupt sehr zweifelhaft ist, ob er sich nicht zur katholischen Religion bekannt hat.

Von Nicolas Muliers, welcher nach dem Vf. ebenfalls Belgien aus religiösen Gründen verlassen haben soll, heisst es p. 181: il naquit à Bruges le 25. décembre 1564, sept jours avant Kepler. Es ist wohl sept années zu lesen; die Wochenschrift von Heis auf welche sich der Vf. bezieht, ist mir nicht zur Hand.

In der dritten Epoche treten die Jesuiten an die Spitze der mathematischen Wissenschaften. Sie etabliren sich besonders in Antwerpen und machen hier in glänzender Weise der Universität Löwen Concurrnz. Die Reihe der ausgezeichneten Mathematiker unter den Jesuiten, welche geborene Belgier waren, eröffnet François

d'Aiguillon aus Brüssel, der bedeutende Optiker, von welchem der jetzt allgemein eingebürgerte Kunstaussdruck »stereographische Projektion« her-
 stammt. Dann ist de la Faille aus Antwerpen zu nennen, welchen Huyghens als acutissimus geometra bezeichnet; der hervorragendste Mathematiker unter den Jesuiten ist ohne Zweifel Grégoire de St. Vincent aus Brügge (1584—1667), dessen Werk über die Quadratur des Kreises zwar in seinem letzten Zwecke ein verfehltes war, aber einen bedeutenden Fortschritt in der höheren Geometrie bezeichnete. Eine interessante Episode bildet die Thätigkeit der belgischen Jesuiten in China, der man, wie bekannt, die schätzbarsten Aufschlüsse über dieses merkwürdige Reich verdankt. Ein besonders merkwürdiger Mann ist der Pater Verbiest (1620 bis 1688) aus Brügge, welcher es, trotz allen Verfolgungen durch seinen Muth und seine Gelehrsamkeit dahin brachte, dass ihn der Kaiser von China zum Präsidenten des mathematischen Tribunals ernannte und ihm die Anfertigung des chinesischen Kalenders übertrug. Ausserhalb des Ordens der Jesuiten, lebte um diese Zeit noch ein Mathematiker, welcher vielleicht alle übrigen, die Belgien erzeugt hat, an Gedanken-tiefe übertrifft. Es ist dies der Baron de Sluze, welcher neben seinen grossen Zeitgenossen wie Pascal, Huyghens und Anderen, noch einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Mathematik einnimmt. Er war nicht blos ein bedeutender Mathematiker, sondern hatte auch in anderen Disciplinen sehr umfassende Kenntnisse. Mit ihm, er starb 1685, verschwinden nun aber auch die belgischen Namen auf mehr als ein Jahrhundert so gut wie ganz aus der Geschichte der Mathematik, während in anderen Ländern mit

und in Folge der Erfindung der Differentialrechnung eine ununterbrochene Reihe grosser Mathematiker ersteht, und es sind etwa nur noch die Arbeiten des Le Poivre über Kegelschnitte zu erwähnen. Die vierte Periode die mit der Gründung der Akademie von Brüssel beginnt, bietet daher auch verhältnissmässig wenig Stoff für eine Geschichte der Mathematik. Diese Akademie, welche vom Jahre 1773 bis 1794 existirte, zählte nur einen namhaften Mathematiker von belgischer Abkunft, den Herrn von Nieupoort, zu ihren Mitgliedern. Unter der französischen Herrschaft zog Paris Alles an, was Belgien an Talenten besass. Für den Augenblick war dies gewiss eine Calamität für das Land, aber andererseits war der Einfluss welchen die école polytechnique und die anderen grossen wissenschaftlichen Institute der französischen Hauptstadt auf die belgische Jugend ausübten und damit das Wiederaufblühen der Studien in Belgien selbst vorbereiteten gewiss höher anzuschlagen, als es der Verf. zu thun scheint. Anerkennender verhält er sich gegen das, was die holländische Regierung für die Wissenschaft in Belgien gethan hat. Gegen Ende dieses Zeitraums greift nun die Thätigkeit des Verf.'s selbst ein, die er mit grosser Bescheidenheit mehr andeutet als entwickelt. Namentlich hat die von ihm seit dem Jahre 1824 herausgegebene Zeitschrift *Correspondance mathématique et physique* sehr viel zur Hebung der mathematisch physicalischen Wissenschaften in Belgien beigetragen. Was er dann später für die Theorie der Sternschnuppen, für die Meteorologie, für den Magnetismus und andere Theile der Physik theils selbst gethan theils angeregt hat, ist bekannt genug. Ausführlicheres darüber

findet man in dem Anhang, obgleich auch hier der Verf. seine eigene Person möglichst zurück treten lässt. Das Werk schliesst mit dem Jahre 1830, so dass nur noch die ersten Arbeiten Plateaus, unstreitig des grössten Physikers, welchen Belgien besitzt, aus dem Jahre 1829, zur Sprache kommen.

Der schon erwähnte Anhang enthält eigentlich einen ausführlichen Bericht über die verschiedenen wissenschaftlichen Leistungen, die theils von Quetelet selbst ausgeführt, theils von ihm angeregt worden sind. Zuerst die Arbeiten der Brüsseler Sternwarte, die Untersuchungen über die verschiedenen periodischen Erscheinungen, Erdmagnetismus, Electricität, Sternschnuppen, periodische Erscheinungen bei Pflanzen und Thieren, Statistik. Am Schlusse findet sich noch ein Vorschlag zu einem belgischen Pantheon.

Stern.

La folie devant les tribunaux par le Dr. Legrand du Saulle médecin-expert près le tribunal civil de la Seine, ancien interne en médecine de la Maison de Charenton et de plusieurs établissements publics d'aliénés etc. Paris. F. Savy, libraire-éditeur. 1864. XVI und 624 Seiten in Octav.

Durch seine frühere Thätigkeit als Irrenarzt sowie durch juristische Studien musste der Verf. besonders geeignet erscheinen für das von ihm gewählte Fach. In der That sind ihm nämlich an der École de médecine in Paris die Vorlesungen über gerichtliche Psychologie übertragen.

Der Gegenstand — das werden Alle, die

sich näher mit demselben befassen — gern zugestehen, gehört zu den schwierigsten, die es überhaupt gibt.

Die Grenze zwischen geistiger Gesundheit und Krankheit im Einzelfalle herauszufinden, über die Zurechnungsfähigkeit eines Menschen in einem bestimmten vergangenen Zeitmoment zu entscheiden — das sind die Aufgaben, die dem functionirenden Gerichtsarzte täglich obliegen, und von so ausgedehnter praktischer Wichtigkeit für den zu Untersuchenden, für seine Angehörigen, für den Richter und schliesslich für die Gesammtheit der Staatsangehörigen sind.

Bekanntlich sind die meisten speciellen Abhandlungen und Monographien über den Gegenstand in den naheliegenden Fehler verfallen, denselben mehr philosophisch zu behandeln und allgemeine Gesichtspunkte a priori feststellen zu wollen. Verf. warnt ausdrücklich, vor derartigen nebelhaften Speculationen und entschliesst sich, auf ein ausnehmend reiches Beobachtungsmaterial und was wichtiger ist, auf seine schon erwähnte gründliche psychiatrische Vorbildung gestützt, den Weg der Beobachtung einzuschlagen, der bei allen empirisch festzustellenden Thatsachen der Medicin unentbehrlich ist.

Daher basirt das Werk hauptsächlich auf den Krankengeschichten. Dieselben sind vortrefflich ausgewählt, kurz und treffend erzählt und verrathen einen nicht gewöhnlichen Scharfsinn der gerichtsärztlichen Beurtheilung. Leider lässt sich eben dieses Charakters wegen der Inhalt des Werkes mehr nur andeuten, als eingehend mittheilen.

Zuerst werden die Bestimmungen des römischen Rechts in Bezug auf die Geisteskranken abgehandelt, und denselben die heutige Lage

der Letzteren vor den Tribunalen gegenübergestellt. Schon hier wird der Zwiespalt beklagt und zugleich beleuchtet, der leider fast immer zwischen den Ansichten der Juristen und der zugezogenen medicinischen Experten im Einzelfalle sich herausstellt. Die Ersteren resp. die Geschworenen begreifen nicht, dass die Geisteskranken eine Sprache reden, die erst von Sachverständigen übersetzt werden muss, um allgemein verständlich zu sein. Sie finden regelmässig, dass ein geisteskranker Verbrecher in Foro wie bei der begangenen That doch ganz anders aussieht, denkt, spricht und handelt, als wie sie selbst sich einen Irren gedacht haben. Sehr begreiflich, denn solche Irre, auf welche die dem Publicum geläufigen Vorstellungen vom Irrsein einigermassen passen, pflegen nur selten noch in der Lage zu sein, Verbrechen zu begehen. Weil diese Vorstellungen nur von den seltenen, hochgradigsten Formen der Tobsucht, des vollständig ausgebildeten Blödsinns etc. hergenommen sind, so wundert man sich heutzutage über eine vermeintlich progressive Zunahme der Geisteskrankheiten in neuerer Zeit. Nicht die Krankheiten sind häufiger geworden, sondern nur ihre Erkenntniss eine bessere.

Andererseits fallen den Gerichten nicht mit Unrecht die häufigen Widersprüche auf, die zwischen den Aussagen zugezogener medicinischer Sachverständigen zu bestehen pflegen, wodurch natürlich das Vertrauen zu den letzteren nicht wenig zu leiden pflegt. Diese Widersprüche resultiren regelmässig daraus, dass der eine Sachverständige Kenntnisse in der Psychiatrie besitzt, der andere aber nicht; und leider sind die Laien wiederum nicht in der Lage, beurtheilen zu können, wo die richtige Auffas-

sung vorhanden ist, und sie helfen sich deshalb gern mit dem oft gehörten Ausspruch, dass manche Aerzte viel zu bereitwillig seien, Geisteskrankheit anzunehmen.

Wie es scheint, um den obwaltenden Schwierigkeiten zu entgehen, haben die meisten Gesetzbücher eine verminderte Zurechnungsfähigkeit auch bei Geisteskranken angenommen. Vf. hält diese Annahme für gerechtfertigt, welcher die meisten deutschen Irrenärzte (z. B. Loewenhardt) neuerdings entgegenzutreten sich genöthigt gesehen haben. Verf. führt ein scheinbar sehr schlagendes Beispiel für seine Ansicht aus den Aeusserungen eines Geisteskranken selbst auf. Dieser litt an Gehörshallucinationen, und glaubte von ihm auf der Strasse begegnenden Personen durch Schimpfreden beleidigt zu werden. Er meinte, wenn er einem solchen Beleidiger eine Züchtigung angedeihen liesse, so könne er nicht dafür verantwortlich sein, denn die Rachsucht würde ihn verblendet haben; wenn er aber z. B. seinem Reisegefährten eine Geldtasche nähme, so würde er sich des Diebstahls schuldig machen. Mag es unzweifelhaft sein, dass in letzterem Fall die Gerichte verurtheilen würden, obgleich es im Einzelfall niemals möglich ist zu bestimmen, wie weit und auf wie viele Gegenstände die Hallucinationen eines Irren sich erstrecken, (und regelmässig sind sie ausgedehnter als es bei einer oberflächlichen Untersuchung den Anschein hat), so ist nach des Ref. Meinung vollkommen klar, dass man einen Geisteskranken, der gestohlen hat, in ein Irrenhaus senden sollte; ganz gleichviel, ob der Diebstahl mit der Geisteskrankheit zusammenhängt, oder nicht. Ein solcher kranker Mensch ist ohne Zweifel der öffentlichen Sicherheit gefährlich und muss aus

rein sanitäts-polizeilichen Rücksichten unschädlich gemacht werden. Andererseits ist ein Geisteskranker ohne Zweifel in allen Fällen ungeeignet eine Strafe auszuhalten, für deren Bedeutung ihm das rechte Verständniss fehlt, und die seinen Zustand leicht verschlimmern kann. Da nun leider die bestehenden gesetzlichen Bestimmungen, wie bei den meisten medicinisch-gerichtlichen Fragen von ganz falschen Gesichtspunkten ausgegangen sind, weil sie sich naturgemäss auf die medicinischen Anschauungen einer längst vergangenen Periode stützen, so bleibt dem Gerichtsarzte, so lange die gesetzlichen Vorschriften nicht geändert sind, nach Meinung des Ref. nichts anders übrig, als an dem Satz festzuhalten, den der Verein deutscher Irrenärzte zu Hildesheim im September 1865 angenommen hat: »Jeder Geisteskranke ist dem bürgerlichen Gesetz gegenüber unzurechnungsfähig«. Die betreffenden ausgezeichneten Irrenärzte haben, wie Ref. beiläufig bemerkt, sich noch über folgende These geeinigt:

Die Geisteskrankheit wird insbesondere nicht dadurch aufgehoben, dass das in Rede stehende Individuum

a. im Stande ist, die Folgen seiner Handlungen zu überlegen.

b. mit Bezug auf die That Recht und Unrecht unterscheiden kann.

c. dass es Reue über dieselbe empfindet.

d. dass ein Zusammenhang zwischen den abnormen Ideen, Stimmungen, Antrieben des Kranken und der That des Kranken nicht nachzuweisen ist.

e. dass bei dem Kranken überhaupt keine Wahnideen nachweisbar sind.

Diese für den Irrenarzt selbstverständlichen

Dinge sind gleichwohl den Richtern, wie den Geschworenen meistens völlig unbekannt. Dies fällt um so schwerer in's Gewicht, da gerade die letzteren über die Zurechnungsfähigkeit, als über einen rein juristischen Begriff, zu entscheiden haben, nicht aber die Aerzte.

In Betreff des Verhältnisses zwischen Gerichtsarzt und Geisteskranken gibt Verf. eine Anzahl von praktischen Vorschriften, wie sich Ersterer bei dem Kranken-Examen zu benehmen hat. Mit Recht wird auf die Wichtigkeit der Briefe der Kranken aufmerksam gemacht.

Ref. erinnert hierbei an den interessanten von den Zeitungen damals veröffentlichten Brief der Frau Trümpy in Bern, der im Gefängniss geschrieben war und die Form ihrer Geisteskrankheit incl. Hallucinationen ohne alles Weitere aufs Deutlichste erkennen liess.

Die Lucida intervalla werden nach althergebrachter Weise aufgeführt, während sie doch gar nicht existiren, obgleich alle Strafgesetze sie kennen. Man spricht heutzutage von periodischer Manie, periodischer Melancholie etc. und drückt damit den wahren Sachverhalt viel besser aus. Es handelt sich um in unregelmässigen Perioden wiederkehrende Anfälle einer Krankheit, analog den epileptischen, nicht aber um Unterbrechungen einer langdauernden Krankheit gleichsam durch Anfälle von Gesundheit. Die Richtigkeit dieser Auffassung wird einfach dadurch bewiesen, dass die Perioden der Gesundheit viel länger zu dauern pflegen, als die der Krankheit (Ref.). Uebrigens räth Verf. die Ausdrücke in dem medicinischen Gutachten so zu wählen, dass den hergebrachten Ideen nicht gar zu sehr widersprochen werde. Ref. findet es vortheilhafter zu deduciren, dass in dem frag-

lichen Einzelfälle keine lichten Zwischenräume vorhanden gewesen seien, ohne die Unrichtigkeit der criminalrechtlichen Principien im Allgemeinen zu discutiren.

Sehr interessant ist der Abschnitt, welcher über Testamente von Geisteskranken handelt. Eine Menge der bizarrsten Bestimmungen aus den letztwilligen Verfügungen Geistesgesunder werden aufgeführt, um folgerichtig zu deduciren, dass eine verkehrte Bestimmung dieser Art an sich gar nichts für Geisteskrankheit beweist. Als Beispiel wird jenes bekannte von dem Engländer erwähnt, der verordnete, dass aus seinen Därmen Saiten gesponnen werden, und aus seiner Asche optische Linsen dargestellt werden sollten — um doch in etwas der Nachwelt zu nützen. Hierbei wird hervorgehoben, dass die Todesangst und die Beschwerden körperlicher Krankheiten am meisten zu solchen bizarren Verfügungen Anlass geben mögen; analog wie nervöse Menschen oft in der Reise-Aufregung verkehrt handeln, wichtige Dinge vergessen u. s. w.

Sehr drastisch wird der Zustand vor der Hinrichtung geschildert: der Verbrecher befindet sich lange in fieberhafter Aufregung, er giebt bis kurz vor seiner Hinrichtung oder bis zum letzten Moment die Hoffnung nicht auf, durch irgend ein unerwartetes Ereigniss gerettet zu werden; schliesslich siegt die Verzweiflung, allgemeine Erschlaffung folgt, und das Fallbeil sinkt auf einen halbtodten Körper herab.

Sehr mit Vorsicht sind die Aussagen der Sterbenden aufzunehmen, z. B. bei tödtlich Verwundeten, während der Untersuchungsrichter so selten daran denkt, dass das Vorhandensein geistiger Klarheit bei Sterbenden den erheblichsten Zweifeln ausgesetzt sein kann.

Da die Lucida intervalla eine so grosse Rolle in den Criminalgesetzbüchern spielen, so ist es vielleicht bemerkenswerth, dass sie in Betreff der Abfassung gültiger Testamente nicht berücksichtigt sind. Das französische Recht kennt wenigstens keine in solchen Zeiträumen verfassten, gültigen Verfügungen: es hat nur die Bestimmung, dass Jemand geistesgesund sein müsse, um testiren zu können. Das Capitel über die Testamente ist sehr ausführlich durch die schon erwähnten Einzelmittheilungen geworden (S. 122—252).

Alsdann beschäftigt sich der Verf. mit den Zuständen der Trunkenheit, und des natürlichen Sonnambulismus, sowie des plötzlichen Erwachens. Es ist bekannt, dass Soldaten von ihren Kameraden verwundet oder getödtet worden sind, die sie aus dem unruhigen, träumereichen Schlummer im Bivouac erwecken wollten. Der Sonnambulismus wird häufig simulirt, um der Bestrafung zu entgehen, um Mitleid zu erregen oder Unterstützungen zu erhalten, um Handlungen zu begehen, die während des Wachens nicht wohl ausgeführt werden könnten. Die Entlarvung der Sonnambulen, die ihre ganze Umgebung in der Täuschung zu erhalten wussten, gelingt mittelst geschickt durchgeführter Experimente.

Die geistigen Störungen bei Pellagra werden ausführlich abgehandelt, ebenso die Anthropophagie, und letztere durch eine Menge von Beispielen erläutert. Dann folgt die Hysterie. Von Neuem werden eine Menge hübsch erzählter Thatsachen mitgetheilt, bei denen man nicht weiss, ob man über die unverschämte Lügenhaftigkeit der hysterischen Mädchen und Frauen, oder die kritiklose Leichtgläubigkeit der Aerzte und Juristen mehr sich wundern soll.

Die Ansicht, welche manche Irrenärzte thei-

len, dass die Epilepsie stets mit Geisteskrankheit verbunden sei, bestreitet der Verf. So gewiss es ist, dass die meisten Epileptischen Spuren psychischer Störungen, grosse Reizbarkeit, Zornmuthigkeit, versteckten Grössenwahn, oder geringe Intelligenz zeigen, so ist andererseits nicht zu bezweifeln, dass die Fälle, wo diese Störungen weder die Zurechnungsfähigkeit alteriren, noch ärztliche Berücksichtigung erfordern, häufig genug sind.

Ausführlich werden auch die sogenannten Monomanieen abgehandelt. Die Pyromanie wird als solche Species angenommen und Beispiele aus eigener Erfahrung erzählt, was den Ref. sehr in Verwunderung gesetzt hat, da diese phantastische Lehre in Frankreich sonst niemals recipirt worden, in Deutschland aber wieder aufgegeben ist. Beiläufig bemerkt, war die Kranke, deren Zustand Verf. S. 463 — 464 schildert, ohne Zweifel melancholisch; sie endigte durch Selbstmord.

Die Erotomanie ist in folgende Unterabtheilungen gebracht: eigentliche (platonische) Erotomanie, Narrheit aus Liebe, Satyriasis, Nymphomanie, erotische Verstimmungen (Profanation von Gräbern etc.) und geschlechtliche Verbrechen im senilen Blödsinn begangen.

Es folgen Erörterungen über Einflüsse, welche der geistigen Freiheit gefährlich werden: die Imitation, der in Frankreich so häufige Missbrauch des Absynth-Liqueurs, des Opiums, das Heimweh und die Schwangerschaft. Die Gründe, welche eine Heirath in Folge von bestehender Geisteskrankheit annulliren, sind gut auseinandergesetzt, ferner werden die schwierigen Fragen über die Fähigkeit Geisteskranker ein Zeugniss

abzulegen erörtert. Als Grundsatz ist dabei festzuhalten, dass sehr viele Kranke sich selbst anklagen; bekannt ist die Menge von Briefen, die mit Selbstanklagen während jedes grossen Processes (letzthin Franz Müller in London) bei den Behörden einlaufen.

Von den photographischen Aufnahmen Geisteskranker erwartet der Verf. manche Vortheile für die forensische Praxis.

Den Beschluss macht eine wörtliche Zusammenstellung aller Bestimmungen der französischen Gesetzgebung in Betreff der Geisteskranken, die sehr dankenswerth ist. W. Krause.

Der Ursprung unserer Evangelien nach den Urkunden laut den neuern Entdeckungen und Verhandlungen. Von Dr. Gust. Volkmar, ord. Prof. der Theologie. Zürich, Druck und Verlag von F. Herzog, 1866. IV u. 165 S. in Octav.

Wir haben zwar schon einige Male darauf aufmerksam gemacht, wollen es jedoch bei der Wichtigkeit der Sache hier wiederholen, dass aus vielen Ursachen nichts mehr zu wünschen ist als es möchte endlich die Vielschreiberei über alles das aufhören was gewisse Schriftsteller noch immer gerne die »Evangelienfrage« nennen. Man bemühe sich vor Allem die übeln Leidenschaften und Begierden bei Seite zu werfen welche durch vielfache Schuld sich in diese »Frage« hineingedrängt haben und nun den Gegenstand in alle Ewigkeit zu einer blossen Frage machen wollen. Man bemühe sich dann die so zahlreichen und so bedeutenden Wahrheiten wel-

che in unsern Zeiten hier schon gewonnen sind nur erst allgemein und sicher sich anzueignen, und ergänze ruhig was hie und da noch bei ihnen fehlt: nur so kann hier erreicht werden was unsere Zeit bedarf. So lange die Einen hier bloss ihre eignen willkürlichen Einbildungen neuesten Zeitwindes, die Anderen die unverständenen oder auch grundlosen alten Meinungen vertheidigen wollen, bleibt nur dies wüste Durcheinander welches uns schon so viel geschadet hat. Aber die Freiheit der Untersuchung und das Streben des besseren Christenthumes wird so nicht ohne Grund immer ärger verdächtigt, und wohl könnte es kommen dass gerade die welche die Herren und Meister der Zeit sein wollen zu spät begriffen welches ungeheure Verderben sie angerichtet.

Der Verf. will in seinem Buche eigentlich nur die neulich erschienene kleine Schrift Tischendorf's über das Alter unsrer Evangelien widerlegen: er richtet seine Angriffe zwar zerstreut auch gegen das grössere Werk Weizsäcker's welches unsre Leser aus den Gel. Anz. des vorigen Jahres S. 161 ff. kennen; allein vorzüglich ist es nur jenes viel unbedeutendere Schriftchen Tischendorf's wogegen er sich kehrt, und das durchgehends in einer Sprache welche es zweifelhaft lässt ob die evangelische Theologie so wie sie von den Ausläufern der Baur'schen Schule gehandhabt wird überhaupt noch eine Wissenschaft sei. Dabei geht er sogleich von vorne an von der Meinung aus seine Schriften über die Evangelien sowie die von Renan und Strauss hätten »bei allen denen nicht geringen Anstoss erregt welche Religion Christenthum und Kirche nur in vernunftloser Unterwerfung unter irgend welche Auctorität sei es

von Priestern oder eines Schriftbuchstabens möglich finden«. Meint er wirklich dass sie nur bei allen diesen Leuten solchen Anstoss erregen? wohin will er denn die Männer rechnen welchen sie einen noch viel tieferen Anstoss bereiten? Denn allen diesen Männern unserer Zeit welche er hier bezeichnet, kann vielmehr nichts Angenehmeres und ihren Absichten Förderlicheres geschehen als eben das was der Vf. und die ihm gleichartigen Schriftsteller unserer Tage betreiben. Die Erfahrung hat diess längst gelehrt, und sie kann es nach den schweren Schwankungen unserer Tage leicht noch viel empfindlicher lehren.

Hätte der Vf. sich nun darauf beschränkt die Fehler in jenem Schriftchen Tischendorf's nachzuweisen, so würde das wenn es ruhig und gründlich geschähe ganz verdienstlich sein. Allein sein wahrer Zweck geht vielmehr dahin seine eigenen Ansichten über den Ursprung der Evangelien welche er schon 1851 in einem grösseren Werke veröffentlichte noch immer als die allein richtigen aller Welt mit grossen Lobeserhebungen der eignen Weisheit und »Vernünftigkeit« zu empfehlen. Diese Ansichten gehen im Wesentlichen dahin dass alle unsre Evangelien nicht nur sehr spät geschrieben seien (das älteste 75—80 nach Chr., das Johannesevangelium 150—160 n. Chr.), sondern auch reine Dichtung enthalten. Dabei geht er von der Baur'schen Meinung über die fünf NTlichen Schriften welche aus der Zeit vor der Zerstörung Jerusalem's allein ächt sein sollen wie von einer unumstösslichsten Gewissheit aus. Dass die Apokalypse nicht früher und nicht später als im J. 68 geschrieben sei, wurde 1827 von dem Unterz. bewiesen: dieser Eckstein bleibt bei Baur und seinen Schülern feststehen: aber in-

dem Baur die vollkommen grundlose Ansicht dass vor 68 nur vier Paulusbriefe geschrieben und alles Andre im NT. zu Lesende erst aus der Zeit nach Jerusalem's Zerstörung sei, als einen zweiten Eckstein daneben werfen und auf einem festen und einem wackeligen Ecksteine Alles aufbauen will, ist es kein Wunder dass jedes Haus welches man auf solchen Grund bauen will immer wieder alsbald umstürzt. Haben doch diese Bauherren dafür gesorgt dass auch der erste Eckstein den sie immer an seiner Stelle lassen und der hier allerdings für immer unverrückt stehen bleiben muss sogleich eine verkehrte Ueberlage durch die Annahme empfängt der Johannes der Apokalypse sei der Apostel und dieser selbst habe weder das Evangelium noch die drei Sendschreiben verfassen können: damit kann auch der erste Eckstein durchaus nichts tragen, und jedes Haus welches man so aufbauen will muss stets sogar auf allen Seiten vollständig in Trümmer fallen, sodass von ihm nie etwas übrig bleiben kann als eben dieser eine nackte Eckstein. Das besondere Haus welches unser Verf. auf diesen setzen will, ist näher betrachtet so: er meint weil man nach Jerusalem's Zerstörung gefunden habe dass der Tempel doch nicht so wie die Apokalypse weissagte unversehrt geblieben sei, so habe irgend Jemand (die wahren Namen seiner NTlichen Schriftsteller können ja von hier an nirgends klar werden) das erste Evangelium zur Verbesserung dieser Weissagung und zu anderem Zwecke um 75–80 nach Chr. erdichtet; weil dieses sich bald als ebenso ungenügend herausgestellt habe, habe man immer andere Evangelien bis zu dem »Vierten« und noch späteren hinzugedichtet; so sei das ganze Schriftthum der Evangelien aus dem blossen Bedürf-

nisse gewisse Gedanken und Anschauungen erzählend zu erklären entstanden, wobei sich dann versteht dass alle Erzählung selbst etwa einige schon gegebene ganz rohe Grundstriche angenommen immer mit rein dichterischer Hand hingezeichnet sein muss. Man denke sich dieses ganze Verfahren näher, und man wird leicht erkennen welches in aller Geschichte des Schriftthumes der alten Völker völlig Unerhörte darin liegt. Platon und Xenophon mögen als geschichtliche Zeugen über Sokrates ein jeder seine Mängel haben: wie lässt sich aber beweisen dass dieser gar keinen geschichtlichen Zweck hatte und jener seinen Sokrates je wie er meinte die fortlaufende Gegenwart fordere es immer wieder anders dargestellt habe? Die Buddhistischen Erzählungen von Buddha's Leben sind im Laufe der Jahrhunderte immer mehr zu blossen Märchen geworden und damit dem Verderben verfallen welches von Anfang an in seiner Lehre liegt: man weiss aber jetzt dass auch bei ihm die älteren Erzähler sich noch reiner an die wirkliche Geschichte hielten. Unter den Erzählern über Muhammed's Leben die wir noch so genau kennen, waren einige schwache und wenig glaubwürdige, allein man kann noch heute aus ihren gesammelten Nachrichten ein hinreichend vollständiges und zuverlässiges Leben Muhammed's entwerfen, wie der Unterz. schon 1836 zeigte. Aber wir haben heute sogar (von David zu schweigen) Mose's Leben nach den allerdings allmählig d. i. im Laufe sehr vieler Jahrhunderte immer karger und trüber fliessenden Quellen über ihn hinreichend sicher wiedererkannt. Und von Christus hätte man so gut wie gar keine Lebensbeschreibungen verfassen wollen oder verfassen können? das hat der Theologe Volkmar

nun seit zehn Jahren als die höchste Wissenschaft der Welt verkündigen wollen und will es noch? Und nun sollen sich gar innerhalb eines Zeitraumes von etwa hundert Jahren fortwährend christliche Schriftsteller gefunden haben von welchen jeder dem andern die Kunst ablernte immer anders über Christus' Leben zu dichten je wie es die veränderten Zeiten forderten? Kein einziger Mann unter den Christen soll sich gefunden haben der sich ernster um die wirkliche Geschichte Christus' bemühte, kein einziger der auch nur dies von etwa zehn oder zwanzig schlechten Dichtern 100 Jahre lang fortgetriebene Spiel durchschauete und missbilligte? Und die ganze christliche Kirche hätte Schriften dieses Ursprunges und Werthes für die festesten Grundlagen des Neuen Testaments gehalten? denn dass die Evangelien dies sein sollten und dass ohne sie alle die übrigen NTlichen Schriften nicht gelten können, ist gewiss.

Gesetzt nun der Vf. hätte wirklich bewiesen was er beweisen will, so würde sich für jeden nur ein klein wenig verständigen und ehrlichen Mann von selbst verstehen was er zu thun hätte. Er würde seine vermeintlichen Entdeckungen der Welt mittheilen, aber zur selben Zeit auch alles Christenthum verlassen; ja er könnte je aufrichtiger er wäre (und der Verf. rühmt sich seiner Aufrichtigkeit, als ob diese durch Selbstversicherung wüchse!), nicht rasch und entschieden genug so handeln. Mag unser Verf. nun noch so stark versichern seine Ansicht sei »die reformatorische Kritik«: wir wüssten was wir von solchen Reformatoren zu halten hätten. Oder mag er noch so oft ausrufen er wolle das Christenthum nicht aufgeben, etwa weil er ord. Prof. der evang. Theologie ist: wir wüssten was die

anderen zu thun hätten, dasselbe nämlich was der Ludwigsburger Strauss und Ludwig Feuerbach seit 60 Jahren der Welt anrathen und was doch endlich einmal Ernst werden müsste. Allein zum Glück ist die ganze Ansicht des Vf. ein blosses Wahnbild welches er vor zehn Jahren sich selbst vor die Augen kommen liess, worin er alle Wahrheit zu finden meinte, und welches er noch immer der seltsam widerstrebenden Welt aufdrängen will weil er noch immer einige Leute findet die ihn mehr oder weniger dabei unterstützen. Er will bei jeder Gelegenheit aufdrängen, z. B. bei dem verhältnissmässig sehr wenig bedeutenden Schriftchen Tischendorf's, wo er aber um so mehr allerlei scheinbar zeitgemässe Persönlichkeiten einmischen kann. Er will es aufdrängen im Namen der Vernunft, der Wissenschaft, der Freiheit, des Protestantismus: und begreift nicht dass er durch es zu starren Voraussetzungen gezwungen wird welche an sich schon alle solche guten Dinge zerstören müssen. So muss sogleich seine erste Voraussetzung sein in den nächsten 40 bis 50 Jahren nach Christus' Tode sei nicht das mindeste geschichtlichen Sinnes und Werthes über sein Leben geschrieben: über diesen heiligen Graal muss er mit Argusaugen wachen und alles barsch zurückstossen was seine Grenze zu überschreiten Miene macht; denn was würde sonst aus allen seinen weiteren Reden und Thaten?

Nun aber ist jetzt längst bewiesen dass in den wesentlichsten Dingen gerade das Gegentheil von allem was der Vf. erzwingen will richtig ist und geschichtlich feststeht. Da hilft er sich jetzt einfach damit dass er es kurz verneint und alle die nicht seines Sinnes sein wollen für »Renitenten« hält, die Sprache und Denkungsart etwa einer päpstlichen oder sonst weltlichen Obrigkeit in die Wissenschaft einmischend. Er mischt auch allgemeine Verdächtigungen gegen Männer ein wie Schleiermacher: dieser hat einst durch de Wette so lange dieser in Berlin war verleitet allerdings höchst unbesonnen über den einstigen hiesigen Gelehrten Eichhorn geredet, und es ist sehr verkehrt wenn man jetzt meint unsre heutigen genaueren Einsichten in die Urverhältnisse der Evangelien gingen allein von ihm aus; unsre heutigen Erkenntnisse über die Evangelien sind vielmehr gänzlich unabhängig von Schleiermacher entstanden und ausgebildet, und sogar die Erinnerung an Papias' Zeugnisse über Matthäos

und Markos welche er seinen Zeitgenossen neu einschärfte würde wenig genützt haben wenn wir nicht vor allem das Innere der Evangelien selbst viel tiefer erforscht hätten. Allein ein Mann wie Schleiermacher konnte wohl hie und da einmal fehlen, nie aber so werden wie Gustav Volkmar ihn sich denkt. Und während dieser fast sein ganzes Buch hindurch nichts beweisen will als das Johannesevangelium könne erst 150—160 n. Chr. ebenso wie alle die 10 oder 20 anderen Evangelien von irgend einem finstern Manne geschrieben und verbreitet sein und sagt er wolle alle die neuesten Entdeckungen und Verhandlungen darüber vorführen, lässt er das Bedeutendste aus was darüber in neuester Zeit öffentlich gesagt ist, und führt dagegen vieles heute längst schon veraltete noch als gewichtig seinen Lesern vor.

Einmal sagt indessen der Verf. in diesem Buche selbst, Baur und Strauss die Gründer dieser seiner ganzen Geistesrichtung seien sehr üble Philologen gewesen. Das ist schon längst vor ihm seit 20 Jahren und noch früher nicht nur gesagt sondern auch genau bewiesen. Da nun jeder Sachkenner zugeben muss dass diese Männer als Theologen und Philosophen noch weit grössere Mängel haben und noch weit ärgere Fehler sich haben zu Schulden kommen lassen, so ist damit in der Hauptsache alles über sie gesagt und das Urtheil gesprochen. Denn etwas anderes als Philologe im alten Wortsinne d. i. Kundiger der alten Sprachen und Schriften wollte Baur selbst immer weniger sein; nur sicher Geschichtliches wollen alle diese Gelehrten geben; und was ist ihre ganze Geschichtsansicht wenn sie ohne festen Unterbau in der Luft schwebt? Und der Verf. merkt nicht dass er im Wesentlichen noch immer von diesen völlig grundlosen Grundlagen ausgeht, sie nur hie und da ein wenig stützen oder übertünchen will, alsob sie dadurch wirklich fester werden könnten! Es scheint uns nicht nöthig hier noch weiter über den ganzen Gegenstand zu reden.

H. E.

Berichtigung.

S. 852 Zeile 3 lese man: welchen (für welche) man — verfällt, obwohl diese weder — irgendwer sie ungestraft —.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

24. Stück.

13. Juni 1866.

Xylographische und typographische Incunabeln der Königlichen öffentlichen Bibliothek zu Hannover. Beschrieben von Eduard Bode-
mann, Königl. Rath und Secretair der Königl.
öffentl. Bibliothek zu Hannover. Mit 41 Platten
typographischer Nachbildungen der Holzschnitte
und Typenarten und 16 Platten mit den Was-
serzeichen des Papiers. Hannover 1866. Hahn'-
sche Hof-Buchhandlung. Druck von J. C. König
und Ebhardt. VI u. 130 Seiten und 57 Tafeln
in Zinkdruck. Folio.

Diese Incunabeln-Beschreibung, der eine Be-
schreibung der Handschriften nebst einer kurzen
Geschichte der königl. Bibliothek bald nachfol-
gen soll, verdankt, wie das Vorwort rühmt, der
Gunst Sr. Excellenz des Ministers Herrn von
Malortie und besonders der Munificenz Sr. Ma-
jestät des Königs die Möglichkeit ihrer Veröf-
fentlichung, und es ist dies eine um so erfreu-
lichere Erscheinung, als gerade Hannover in der
Förderung solcher wissenschaftlichen und künst-
lerischen Bestrebungen, die einen grössern Auf-

wand erfordern, als ihn ein Verleger leicht übernimmt, sich sonst nicht häufig hervorgethan hat. Die Zahl der hier beschriebenen Incunabeln beträgt 246 und sie zerfallen in folgende Abtheilungen: I. Xylographische Incunabeln N. 1—3. II. Typographische Incunabeln und zwar datirte nach der Zeitfolge geordnet, bis zum J. 1500, N. 4—205; dann solche ohne Jahreszahl aber mit Angabe des Druckorts, N. 206—215; endlich solche ohne Angabe der Jahreszahl und des Druckorts, N. 216—246. Dann folgt ein alphabetisches Register der Druckorte und Drucker und ein alphabetisches Verzeichniss der Incunabeln. Die Beschreibungen der Incunabeln sind genau, doch hält der Verf. eine ausführliche Beschreibung nur dann für erforderlich, wenn das betreffende Buch in den bekannten bibliographischen Werken fehlte oder die dort gegebene Beschreibung sich als unrichtig und ungenau ergab. Mehrfach ist auch die Erwerbsquelle angegeben.

Am ausführlichsten werden die drei xylographischen Drucke besprochen. Es sind eine lateinische *Biblia Pauperum*, ein *Speculum humanae salvationis* und eine *Ars moriendi*. Der Verf. beschränkt sich hier nicht auf eine blosse Beschreibung, sondern stellt kurz zusammen, was bisher über den Ursprung derselben ermittelt ist. Er bemerkt richtig, dass der Name *Biblia Pauperum*, der übrigens für dieses Werk weder in Handschriften, noch in den alten Drucken vorkommt, sondern erst von den Bibliographen eingeführt ist, sich nicht auf die armen Laien, sondern auf die niedern Ordens- und Klostergeistlichen beziehe, die bei ihren mangelhaften Kenntnissen eines solchen kurzen und fasslichen Leitfadens und homiletischen Hilfs-

mittels bedurft hätten. Er bezeichnet das Werk als eine bildliche Durchführung der Typologie, indem auf 40 Tafeln eine fortlaufende Reihe neutestamentlicher Vorstellungen je durch zwei typische Nebenvorstellungen aus dem alten Testamente und vier Sprüche der Propheten erläutert wird. Es sei bestimmt, für weitere Kreise die Wahrheiten des Christenthumes in ihrer symbolischen Tiefe anschaulich zu machen. Bei der Publication durch Holzschnitt mag ein ähnlicher Gedanke gewaltet haben, wie er denn auch in der verwandten, von dem Abt Ulrich im Kloster Lilienfeld (1345—1351) verfassten *Concordantia caritatis* geradezu ausgesprochen ist (Heider im Jahrb. der k. k. Centr. Commission für Erforschung u. Erhaltung der Baudenkm. 5, 27). Die ursprüngliche Zusammenstellung scheint dagegen vielmehr den Zweck gehabt zu haben, für die Mönche, welche sich mit kirchlicher Malerei beschäftigten, Musterbilder zu liefern, um danach die Geschichten der Evangelien mit den dazu gehörenden alttestamentlichen Typen darzustellen und mit den passenden Sprüchen und Versen zu begleiten. In einigen Handschriften hat das mittlere Bild jedesmal eine Einfassung, welche offenbar darauf berechnet ist, dass die Tafeln in senkrechter Linie aneinander gereiht werden können, etwa so, wie es auf den Glasfenstern des Lübecker Doms geschehen ist. Der Verf. bemerkt selbst, dass eine Benutzung dieser Bilder häufig genug stattgefunden hat. Ausser den 40 Fenstern des ehemaligen Klosters Hirschau, die in einer schon von Lessing (*Werke*, herausg. von Lachmann 9, 228) benutzten und einer zweiten von Heider (a. a. O. 5, 18) verzeichneten Handschrift beschrieben werden, und den von Fiorillo beigebrachten Beispielen hätte noch das

Verzeichniss bei Berjeau, *Biblia Pauperum* (London 1859), angeführt werden können. Die Handschriften weichen allerdings sowohl in der räumlichen Anordnung der Bilder, als in der Auswahl der Typen vielfach von einander ab; indessen findet doch ein Zusammenhang unter ihnen statt. Auch die königl. Bibliothek besitzt eine solche von 1472, jedoch ohne Bilder. Als die vorzüglichste wird ausserdem mit Recht die von Camesina und Heider herausgegebene in S. Florian erwähnt (S. 4). Es wäre noch die vortreffliche Schrift von Heider: *Beiträge zur christlichen Typologie* (a. a. O. 5, 1—128 mit 8 Tafeln) zu erwähnen gewesen, wo noch mehrere andere beschrieben sind. Alle diese Handschriften reichen nur bis in das 14. Jahrhundert hinauf. Zwei vielleicht ältere — eine von Birchrod beschriebene »in lingua antiqua Saxonico-Danica« und eine Tegernseer, die man dem Werinher zugeschrieben hat — sind leider nicht mehr vorhanden und ihr Alter lässt sich daher nicht beurtheilen. Wahrscheinlich ist diese Zusammenstellung des Lebens Christi mit seinen Typen, wie sie die *Biblia Pauperum* enthält, im 13. oder gegen Ende des 12. Jahrhunderts entstanden. Zwar haben die Mönche ohne Zweifel schon in sehr alter Zeit ähnliche Hand- und Musterbücher besessen, ja es müssen ähnliche Schemata für die Miniaturen schon in vorchristlicher Zeit bestanden haben, da sich in dem Homer-Fragment der Ambrosiana und dem ältesten Virgil der Vaticana bereits eine völlig übereinstimmende Darstellung eines Seesturmes findet. Auch kennen wir genugsam die typischen Darstellungen auf Wand- und Deckengemälden der Catakomben, altchristlichen Sarkophagen und Mosaiken der ältesten Kirchen. Al-

lein hier stehen die alttestamentlichen Typen stets allein und vertreten den evangelischen Gedanken, den sie ausdrücken sollen, unmittelbar. Die Combination des neutestamentlichen Bildes mit den alttestamentlichen Typen dagegen scheint eine Schöpfung derjenigen Denkweise zu sein, die durch die Scholastik entwickelt wurde, und der die mehr volksthümliche und mystische Richtung bald entgegen trat. Schon Walther von Aquitanien spottet, dass die Geistlichen nur darauf Werth legen, die typischen Beziehungen des alten Testaments zu kennen. Der Verf. erwähnt eine Combination der neutestamentlichen Bilder mit ihren alttestamentlichen Typen, welche auf dem von Camesina publicirten Antipendium von Kloster Neuburg — laut Inschrift 1181 gearbeitet, und unter dem Namen des Verduner Altars bekannt — vorkommt, und bereits grosse Aehnlichkeit mit der der Biblia Pauperum zeigt. Es besteht aber zwischen beiden ein beachtenswerther Unterschied, indem das Antipendium die evangelische Geschichte zwischen zwei Bilderreihen stellt, von denen die eine der Zeit vor der mosaischen Gesetzgebung und die andere der Zeit unter der Herrschaft derselben angehört. Der logische Schematismus ist also hier noch schärfer durchgeführt, als in den Zusammenstellungen der Biblia Pauperum, in denen die Sonderung der Typen aus der Zeit ante legem und sub lege nicht mehr eingehalten wird. Ungefähr ein Jahrhundert jünger, als das Antipendium sind die merkwürdigen Portalsculpturen des Doms von Orvieto, die noch keine ganz vollständig richtige Erklärung gefunden haben. Diesen liegt, wie schon Berjeau bemerkt, ein ähnlicher Gedanke zum Grunde. Moses, die Propheten, das Evangelium und die letzten

Dinge bilden die vier Rubriken, denen die vier Pfeiler gewidmet sind. Die Bilder des zweiten Pfeilers sind nun aber denen des dritten nicht allein äusserlich symmetrisch gegenübergestellt, sondern es lässt sich auch fast bei allen eine typische, prophetische Beziehung zu den entsprechenden evangelischen Bildern des dritten Pfeilers nachweisen, und wenn dies bei zweien oder dreien nicht möglich zu sein scheint, so ist zu bedenken, dass die Erklärung dieser Bilder überhaupt noch nicht sicher festgestellt werden konnte. Die Auswahl der alttestamentlichen Bilder weicht aber durchaus von der des Antependiums sowohl, als der Biblia Pauperum ab, und noch viel willkürlicher verfährt um die Mitte des 15. Jahrhunderts die vorhin erwähnte Summa caritatis des Abts von Lilienfeld, die sogar Parallelen aus der Profangeschichte herbeizieht. Man muss daher Heider beistimmen, wenn er den Bilderkreis der Biblia Pauperum als die erste Stufe der Umwandlung betrachtet, welche die streng festgestellte Symbolik, wie sie uns auf dem Antependium von Kloster Neuburg begegnet, erlitten hat.

Die Frage, wann die Blätter der Biblia Pauperum in Holz geschnitten seien, ist vielfach in Beziehung auf die Geschichte der Buchdruckerkunst erörtert worden. Der Verf. schliesst sich denen an, welche dieselben in die Jahre 1410 bis 1420 setzen, und hält es für möglich, dass Johann van Eyck die Zeichnungen dazu geliefert habe. Auch bezweifelt er nicht, dass Lorenz Koster in Harlem der Drucker derselben sei. Es ist rühmlich anzuerkennen, dass er sich wenigstens nicht durch falschen Patriotismus in seinem Urtheile bestimmen lässt, wie es dem Anschein nach selbst Passavant widerfahren ist,

er auf dem Holzschnitt mit der Jahrzahl 1418, welcher 1845 in Mecheln auftauchte und durch J. Reiffenberg für die Brüsseler Bibliothek erworben wurde, sogar zwischen dem MCCC und XVIII die Spuren eines ausradirten L zu erkennen glaubte, während die Erörterungen von Ch. Reulens und das von ihm publicirte Facsimile in den Documents iconographiques et xylographiques de la bibliothèque royale de Belgique, Ser. 2, Livr. 3, schwer an der Integrität der Jahreszahl zweifeln lassen. Indessen ist da, wo es an einem Datum fehlt, ein Urtheil über das Alter, wenn es sich um nicht mehr als ein halbes Jahrhundert handelt, sehr bedenklich. Aus dem Styl der Zeichnungen der Biblia Pauperum lässt sich wohl auf niederrheinischen oder niederländischen Ursprung schliessen, aber gewiss nicht auf einen bestimmten Meister, und am allerwenigsten gerade auf Johann van Eyck. Man braucht sich nur an die Streitigkeiten über die Unterscheidung der Werke Johannis und Huberts van Eyck und über den Meister des Danziger jüngsten Gerichts zu erinnern, um mindestens sehr bedenklich zu werden. Auch das Kostüm hat sich im Laufe der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts nicht so sehr verändert, dass man daraus einen sichern Schluss ziehen könnte. Endlich ist die Uebereinstimmung der Zeichnungen der Biblia Pauperum mit denen des Speculum hum. salvat. auf welche die Koster'schen Ansprüche gestützt werden, ebenfalls nicht so gross, dass man darauf einen sichern Schluss bauen könnte.

Welcher von den bekannten Ausgaben der Biblia Pauperum das hannoversche Exemplar angehöre, bleibt unklar. Heineken und Ebert führen dasselbe als 2te Ausgabe auf, doch sind

ihre weitem Angaben unzutreffend, und es passen vielmehr die Kennzeichen, welche jene Bibliothographen für die erste Ausgabe angeben. Dagegen beweist Sotzmann in Raumer's histor. Taschenb. v. 1837, dass jene von Heineken und Ebert als 2te bezeichnete Ausgabe die älteste sei. Dies spricht sehr für Berjeau's Ansicht, wonach nur eine lateinische Ausgabe von 40 Platten und ein zweite Nürnberger von 50 Platten anzunehmen wäre.

Von dem *Speculum humanae salvationis* besitzt die Bibliothek die beiden lateinischen Ausgaben, doch fehlen in der einen die Blätter 29—42. Von der *Ars moriendi* ist ein Exemplar der 5ten lateinischen Ausgabe vorhanden, an dem aber die beiden Blätter der Vorrede fehlen. Besonders dankenswerth ist die vollständige Inhaltsangabe sämtlicher Blätter dieser drei merkwürdigen Werke, die nicht bloss für die Geschichte des Holzschnitts und der Buchdruckerei, sondern auch für die Kenntniss der mittelalterlichen Typologie von Wichtigkeit sind.

Unter den typographischen Incunabeln steht voran ein Cicero, *de officiis lib. III, paradoxa et versus XII sapientium*, Mainz, Fust und Schöffer 1465, Pergamentdruck. Dann folgt Augustinus, *de civitate Dei*, Venedig 1470; Baptista Massa *de Argenta, opusculum de fructibus vescendis*, Ferrara 1471; *Phisonomia regia*, Merseburg 1473, und von hier an ist jedes Jahr vertreten. Mit besonderer Ausführlichkeit wird die lateinische Ausgabe von Bernhard von Breydenbach's Reise nach Jerusalem, Mainz 1486, besprochen.

Den grössten Werth erhält diese Incunabeln-Beschreibung durch die Facsimiles, welche von dem Verf. mit grosser Genauigkeit durchge-

zeichnet, und vermittelt eines neuen Verfahrens, das (wohl nicht mehr) Geheimniss der Officin von J. C. König und Ebhardt ist und alle früheren Methoden durch Schärfe, Raschheit und Wolfeilheit übertreffen soll, in Zinkdruck hergestellt sind. Es werden von der *Biblia Pauperum* Bl. 1, 25, 28, 33, von dem *Speculum humanae salvationis* Bl. 13 und die eine Seite von Bl. 14 aus beiden Ausgaben, und Bl. 17 der 1sten Ausgabe; von der *ars moriendi* der Text zu Abbild. 1 und Abb. 1, 5, 9 mitgetheilt. Unter den übrigen Facsimile's sind wegen der interessanten Initialen und anderer Holzschnitte hervorzuheben Nr. 8: Boccacius de mulieribus claris, Ulm 1471, Bl. 5^b, 16^a, 31^b, 109^b, Nr. 11. Joh. Gritsch, quadragesimale, Ulm 1475 Bl. 26^a, Nr. 39: Ulrich von Reichenthal, das Concil zu Costnitz, Augsburg 1483, Bl. 25^b u. 39, Nr. 64: Breydenbach, sanctae peregrinationes, Mainz 1486, Bl. 2^a, 80^b, 147^b und Nr. 152: Livius, Venedig 1495, Bl. 21^a. Ein Anhang enthält auf 16 Blättern die Wasserzeichen des Papiers.

Die rühmlichst bekannte Verlagshandlung hat das Ganze auf das Beste ausgestattet, so dass es sich würdig Werken, wie die Ausgabe der *Biblia Pauperum* von Berjeau (London 1859) an die Seite stellen kann. Namentlich sind die Facsimiles der letztern weit flüchtiger und manierirter gezeichnet, als die entsprechenden der vorliegenden Ausgabe.

Fr. W. Unger.

Acta publica. Verhandlungen und Correspondenzen der schlesischen Fürsten und Stände. — Namens des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens herausgegeben von Hermann Palm, Oberlehrer am Gymnasium zu Maria-

Magdalena in Breslau. Jahrgang 1618. Breslau, Josef Max u. Komp. 1865. XII u. 354 Seiten in gross Quart.

Unter den Quellensammlungen, welche im letzten Jahre veröffentlicht worden sind, nimmt die vorliegende eine ehrenvolle Stelle ein und, obwol zunächst nur bestimmt, die Geschichte eines kleinern deutschen Gebietes zu erläutern, erregt sie doch durch den darin behandelten Gegenstand und dessen allgemeinere Bedeutung ein über das bloß landschaftliche hinausgehendes Interesse und es wird deshalb keiner Rechtfertigung bedürfen, wenn ich es unternehme, in diesen Blättern darüber zu berichten.

Durch den König Wladislaw von Böhmen erhielten die Fürsten und Stände Schlesiens im J. 1498 das Recht Zusammenkünfte zu veranstalten, auf denen sie eine juristisch-politische Thätigkeit ausübten: sie entschieden da als höchster Gerichtshof Streitigkeiten, die noch nicht ausgetragen waren, zugleich aber beriethen und ordneten sie allgemeine Landesangelegenheiten verschiedener Art. Diese Versammlungen, welche anfangs selten zusammentraten, wurden seit dem zweiten Viertheil des sechzehnten Jahrhunderts regelmässiger. Von da ab spielen sie ein Jahrhundert hindurch eine bedeutende Rolle, bis sie zu einem willenlosen Werkzeug in den Händen der kaiserlichen Regierung herabsanken. Sie haben dann freilich ihr Leben noch ein weiteres Jahrhundert gefristet und erst der grosse preussische König hat, als er Schlesiens Geschicke mit denen seines Staates verband, dem Scheindasein der Ständeversammlungen ein Ende gemacht.

Von diesen »Fürstentagen« nun, wie sie genannt werden, sind eine Fülle von Aufzeichnun-

gen vorhanden, die eine überaus wichtige Quelle für die Geschichte Schlesiens in dem Abschnitt von 1530 etwa bis 1630 bilden. »Während dieses mehr als hundertjährigen Zeitraums gewähren die vorhandnen Verhandlungen derselben ein treues Bild der Entwicklung jener Menge kleiner, nach Abstammung, Sprache und Religion zum Theil sehr verschiedenen, aber durch ihre natürliche Lage, wie ihre historische Vergangenheit zusammengehörigen Landschaften, die äusserlich ein Glied eines Theils der grossen, damals aber im Innern wie nach aussen schwachen oesterreichischen Monarchie darstellten. Dieses eigenthümliche Verhältniss, in welchem Schlesien zu Böhmen und durch dieses zum Habsburger Kaiserhause stand, daneben auch der innere Zusammenhang der Fürstenthümer unter einander, ihre Oberleitung, Gesetzgebung, Besteuerung, — alles dies spiegelt sich in den Acten jener Fürstentage vollständig ab, auf denen jene einzelnen Theile als Ganzes zusammengefasst erscheinen. Aber auch andre Aeusserungen des öffentlichen Lebens finden in ihnen ihren Ausdruck und beglaubigtes Zeugnis. Handel und Gewerbe, Ackerbau, Religion, Sitte kommen in ihnen zur Sprache und Verhandlung«. Die Aufzeichnungen, die sich an diese Fürstentage knüpfen, sind verschiedner Art: die Beschlüsse, die man auf ihnen fasste, wurden niedergeschrieben; dazu kamen Anweisungen an die kaiserlichen Bevollmächtigten, die Vorschläge welche die letztern den Ständen machten, der Bescheid der Stände darauf, dann wider die Aufträge, welche man den eignen Gesandten an fremde Höfe mitgab, die Berichte dieser Abgeordneten, endlich der Briefwechsel mit auswärtigen Herrschern. Die Fürsten lies-

sen sich eine Auswahl dieser Schriftstücke abschreiben und auf diese Weise entstand eine Anzahl grosser Sammlungen der Fürstentagsacten, von denen die des breslauer Rathsarchivs die vollständigste ist. Ueber diese und die andern wird in dem Vorwort (S. V.) berichtet. Schon H. Wuttke hat in seinen Schriften »Die öffentlichen Verhältnisse Schlesiens« (1841) und »Die schlesischen Stände« (1847) die Entwicklung der Fürstentage dargestellt: doch von den Verhandlungen derselben war bisher nur sehr wenig durch den Druck bekannt gemacht: es lag dies hauptsächlich an dem Umfang und der Kostspieligkeit eines solchen Unternehmens: jetzt aber ist durch die rühmenswerthe Bereitwilligkeit der schlesischen Stände, welche die Geldmittel dargeboten, die Möglichkeit gegeben, das früher Versäumte nachzuholen. Da es zunächst galt, einen Anfang zu machen, so entschied sich der schlesische Geschichtsverein dafür, mit den Urkunden aus einer Zeit zu beginnen, für deren Veröffentlichung sofort eine geeignete Kraft sich fand. Daher erscheinen hier zuerst die »Acta publica« aus dem Jahre 1618, zu deren Herausgabe Herr Palm sich bereit erklärte. Derselbe hat seine gründliche Bekanntschaft mit der schlesischen Geschichte zur Zeit des dreissigjährigen Krieges durch mehrere Abhandlungen dargethan. 1861 gab er eine umfassende Darstellung der Ereignisse von 1633 bis 1635 (in der Vereinszeitschrift III, 228—368), 1862 führte er uns Martin Opitz als »Agenten schlesischer Herzoge bei den Schweden« vor (Breslau, Verlag von E. Morgenstern) endlich schilderte er 1863 (Zeitschrift V, 251 bis 307) »Das Verhalten der schlesischen Fürsten und Stände im ersten Jahre der böhmischen Unruhen«. Für

diese Abhandlung eben arbeitete er die Fürstentagsacten jenes Jahres durch und die daraus hervorgehende genaue Uebersicht derselben war somit der äussere Anlass, grade mit dem Jahrgang 1618 die Sammlung zu beginnen. Ueber die Grundsätze, von denen der Herausgeber bei der Auswahl des mitzutheilenden Stoffes ausging, hat er im Vorwort Rechenschaft abgelegt. Er hat sich dafür entschieden, dass Alles veröffentlicht werden müsse, was an die Versammlungen ein- und von ihnen ausgegangen ist; nur der Schriftenwechsel zwischen den Ständen und Privatpersonen sei auszuschliessen, ausser wenn er hervorragende Bedeutung darbiete. Auch die Beilagen zu den Schreiben auswärtiger Fürsten wurden in Rücksicht auf ihre geschichtliche Wichtigkeit aufgenommen. Man wird sich im Allgemeinen mit diesen Grundsätzen einverstanden erklären können, im Einzelnen jedoch vielleicht Manches anders wünschen. So hätte ich z. B. die gesandtschaftlichen Aufzeichnungen, die S. 87 Anm. 1. u. S. 307 Anm. 1. erwähnt werden, gern gedruckt und dafür — wenn es an Raum gebrach — lieber ein oder das andre bei Londorp oder in den Acta Bohemiae gedruckte und hier wiederholte Stück gekürzt gesehn; denn wenn der Herausgeber bemerkt: »Höchst erwünscht wäre es gewesen, die oft unerträgliche Weitschweifigkeit des Kanzleistils verkürzen und nur die wichtigeren Stellen gewisser Documente geben zu können« wenn er dies aber unterliess, weil er sich nicht dazu berechtigt glaubte, so meine ich, er hätte dies immerhin wagen können, ohne die Wissenschaft zu beeinträchtigen. Was die zu beobachtende Schreibung anlangt, so lagen Herrn Palm »die gegen einen buchstäblichen Abdruck

der ganz unglaublich verwilderten und jeder Willkür freigegebenen Schreibweise des 17. Jahrhunderts sprechenden Gründe schwer auf«. »Vermehrt wurden diese noch durch den Umstand, dass es sich hier nicht um die Eigenthümlichkeit irgend einer bedeutenderen, ja nicht einmal ein und derselben Persönlichkeit handelte, sondern um das Belieben der verschiedensten unbekannten Copisten, an deren Schreibung allerdings nicht das Mindeste gelegen sein konnte«. Das ist völlig zutreffend: in ähnlicher Weise hat sich daher schon Jakob Grimm gegen die Beibehaltung dieser Orthographie (die man nur euphemistisch so nennen kann) entschieden erklärt; deshalb kann ich nur bedauern, dass Herr Palm sich trotz seiner richtigen Erkenntnis schliesslich für diplomatisch treuen Abdruck entschied, um »das Gepräge des ganzen Zeitalters« nicht »so wesentlich zu verwischen«. Ganz folgerichtig ist er dabei glücklicherweise doch wider nicht zu Werke gegangen, sondern hat wenigstens die Interpunktion nach Erfordernis abgeändert.

Von den hier veröffentlichten Aktenstücken waren nur 14 bisher gedruckt, 2 im Auszug bekannt: alles Uebrige wird zum ersten Male in extenso mitgetheilt. Doch sind allerdings die Hauptergebnisse, die diesem stattlichen Urkundenbände zu entnehmen, insofern schon früher zu Tage gekommen, als die beiden Darstellungen von Roepell »Das Verhalten Schlesiens zur Zeit der böhmischen Unruhen. März bis Juli 1618« in d. Zeitschr. d. Vereins (1856) I, 1—32 und die sich anschliessende, schon oben erwähnte, des Herausgebers, welche die Vorgänge in der zweiten Hälfte des Jahres begreift, grade auf die Fürstentagsakten begründet sind. Es ge-

nügt daher im Allgemeinen auf diese beiden Abhandlungen zu verweisen. Die vermittelnde Stellung der Schlesier beim Ausbruch des dreissigjährigen Krieges erklärt sich, wie Hr. Palm mit Recht hervorgehoben hat, aus ihrer von der der Böhmen ganz verschiednen Stellung, die sie dem Kaiser gegenüber einnahmen. Das Land war durch die Zersplitterung in so viele kleine Theile schwach, einige seiner Fürsten dem Kaiserhause ergeben — der Bischof von Breslau war ja sogar ein oesterreichischer Erzherzog; dazu hatten die Böhmen durch ihren Uebermuth und ihre Herrschsucht Alles gethan, um die Abneigung der Schlesier zu erwecken: sie hatten ihre Rechte ungescheut verletzt, widerrechtlich einen böhmischen Herrn zum Hauptmann eines schlesischen Fürstenthumes gemacht und den Schlesiern keine Theilnahme an der böhmischen Königswahl von 1617 gegönnt. Nur ein mächtiges gleichartiges Interesse also konnte die Schlesier vermögen, ihre begründete Unzufriedenheit zu vergessen und mit den Böhmen gemeinsame Sache zu machen, und das war das religiöse Interesse. Die evangelischen Schlesier hatten ebenso über kirchlichen Druck zu klagen wie die Böhmen und darum wurden sie deren Bundesgenossen im Kampf gegen das Haus Habsburg. Diese Thatsache ist aber von allgemeiner geschichtlicher Bedeutung, weil sie schlagend beweist, dass, so verschiedene Beweggründe mitwirken mochten, doch einer der mächtigsten Antriebe zum Kriege der Drang, die Unterdrückung des evangelischen Bekenntnisses abzuwehren, gewesen ist. Daher erklären die schlesischen Fürsten und Stände augsburgischer Confession nicht blos dem Kaiser, dass allein in puncto religionis diese (den Böhmen geleistete)

Hülfe von ihnen gemeinet sei (Acta S. 252), sondern sie lassen sich auch von den Böhmen die Erklärung ausstellen, dass das schlesische Kriegsvolk auf nichts anders, als auf die Religion und Majestetbrief — auch nicht zur Offension, sondern nur zur Defension zu gebrauchen (S. 336). — Von Einzelheiten der Acta, die in dem Aufsatze der Zeitschrift, soviel ich mich erinnere, nicht erwähnt sind, mache ich namhaft die Versicherung der böhmischen Direktoren (S. 279), dass man sie fälschlich beschuldige, mit den Türken verbündet zu sein, die Ermahnung König Ferdinands an die Böhmen vom 29. Sept. (S. 331) die Waffen niederzulegen, wofür er beim Kaiser zum Frieden rathen wolle, die Aufforderung der Direktoren an den Kaiser vom 14. Sept. er möge der Verwüstung des Landes durch Dampierre's Truppen ein Ende machen (S. 339), endlich Aktenstücke zur Erläuterung der Vorgänge in Aussig, wo man feindselig gegen die Evangelischen verfuhr (S. 332 u. 333) — Ereignisse die, wie Herr Palm bemerkt, Hurter (Gesch. Ferdin. VII, 278) nach dem einseitigen Bericht des Jesuiten Balbin erzählt. Lehrreich für die Kenntniss des Kriegswesens der Zeit sind die Beilagen S. 106—128, endlich sei noch als ein Beitrag zur Sittengeschichte erwähnt (S. 153) die an der Frau v. Krauseneck »auf freier Strassen verübte Gewaltthat vom Herrn Grafen von Hardeck, dass er dieselbe aus der Sänfte weggenommen, auf sein Schloss abgeführt und sich mit ihr wider ihren Willen zue ehelichen begehret«.

Der Herausg. hat den Text der Aktenstücke mit erläuternden sachlichen Anmerkungen begleitet und dadurch erst recht nutzbar gemacht, auch die sprachlichen Erklärungen alter Wort-

formen sind dankbar anzuerkennen. Ein sorgfältiges Personen- Sach- und Wortverzeichniss am Schluss erleichtert den Gebrauch der Sammlung. Für die Fortsetzung derselben möchte ich den Wunsch aussprechen dass das Wortverzeichnis abgesondert gegeben werde, hoffentlich folgt dann auch eine chronologisch geordnete Angabe der einzelnen Aktenstücke. Möge es dem Herausgeber, dem für seine Leistung Anerkennung und Dank in um so höherem Grade gebührt, als er ihr seine spärlichen Mussestunden widmete, vergönnt sein, das verdienstliche Werk bald weiterzuführen!

Adolf Cohn.

Life with the Esquimaux: the narrative of Captain Charles Francis Hall, of the whaling-barque »George Henry«, from the 29th May 1860 to the 13th September 1862. With the results of a long intercourse with the Innuits and full description of their mode of life, the discovery of actual relics of the expedition of Martin Frobisher of three centuries ago, and deductions in favour of yet discovering some of the survivors of Sir John Franklin's expedition. With maps and one hundred illustrations. In two Volumes. London. Sampson Low, Son et Marston. 1864. Vol. I. XVI und 124 Seiten. Vol. II. X u. 352 Seiten gr. Octav.

In dem Augenblick, wo wir uns anschicken diese Zeilen niederzuschreiben, bringen die Tagesblätter einen Brief des auf seiner zweiten Nordpolarreise befindlichen Verfs., in welchem er anzeigt, »dass wahrscheinlich noch drei der Genossen Franklin's leben, einer von ihnen,

Crozier, Franklin's Nachfolger.« Dieser mit sichtlich Eile geschriebene Brief ist an den bekannten Henry Grinnel in New-York gerichtet und aus dem Winterquartier in Iglu, Nu-Wuk, West End Rowe's Welcome, $64^{\circ} 46'$ Nördl. Breite und $87^{\circ} 20'$ Westl. Länge von Greenwich (oder $64^{\circ} 40'$ W. L. von Ferro) vom 10. December 1864 datirt. Die Nachricht beruht auf der Aussage eines Eskimo's Ouela (Albert), dessen Vetter jene vier Genossen Franklin's bei Neitch-il-le (Boothia Felix) schon vor mehr als 10 Jahren aufgefunden haben will. Wie sehr dadurch die Hoffnung des Verfs. gestiegen ist, den Aufenthaltsort der genannten Begleiter Franklins, von denen inzwischen einer gestorben ist, ausfindig zu machen, kann man sich denken, wenn man erwägt, dass die erste Nordpolarreise Hall's, welche das obige Buch beschreibt, ebenso wie seine zweite im Juni vorigen Jahres angetretene, vorzugsweise um diesen Zweck zu erreichen von ihm unternommen worden, und zwar in dem Bewusstsein dazu »berufen« zu sein, wie er schreibt Vol. I. p. 4. Mit der vollen Energie eines Mannes, der in der Lösung dieser einen Aufgabe sein Lebensziel gefunden zu haben sich versichert hält, hat Hr. Hall alle Kräfte seines Leibes und Geistes daran gesetzt die Verschollenen aufzusuchen, und wir dürfen in Folge der oben erwähnten Nachricht hoffen, es werde ihm gelingen. Schon seine erste Reise in die Polarregion hat merkwürdige Aufschlüsse gebracht, wie wir weiter unten sehen werden. In der Einleitung (I. S. 1—14) erzählt er ausführlich seine umfassenden Vorbereitungen, für welche er unter seinen Landsleuten in New-York, New-London und an andern Orten in Amerika die ermunterndste Un-

terstützung fand (Vgl. Appendix Vol. II. p. 337—341). Allgemein ward sein Plan gut geheissen, und was zur Ausführung desselben an persönlichen Eigenschaften erforderlich, besass Herr Hall: »courage and resolution« (p. 5) »and though some persons, fährt er fort, might not concur in the wisdom or prudence of my effort, still, as my mind was upon it, try it I would and try it I did« (ibid.). Nachdem er den Entwurf seiner beabsichtigten Reise kurz vorgelegt hatte (S. 9), Henry Grinnel denselben als »entirely a new and important one« (S. 10) gebilligt, die Herren Williams and Haven in New-London Conn. ihm die Bark »George Henry« free of charge zur Verfügung gestellt und den Schooner Rescue, der bereits der früheren Grinnel-Expedition gedient hatte, für 2000 Dollars vermietet, ausserdem eine Anzahl wohlhabender Männer das Vorhaben durch mancherlei Gaben freigebig unterstützt hatten, so dass es nicht mit Unrecht als ein nationales bezeichnet werden kann, trat er 1860 d. 29. Mai von New-London aus seine Fahrt an. Der Commandeur der Expedition, Capitain S. O. Budington, hatte früher einen intelligenten Eskimo, Namens Kudlago, nach Amerika gebracht, den Herr Hall jetzt als Dolmetscher mitnahm; im Ganzen betrug die Zahl der Mitreisenden 31. Die Ausrüstung der Schiffe war verhältnissmässig eine beschränkte (S. 15 u. 16.), aber Vertrauen und Entschlossenheit ersetzten, was sonst noch fehlte. Da wir nun des bemessenen Raumes wegen an dieser Stelle nicht im Stande sind einen auch nur kurzen übersichtlichen Auszug aus dem enggedruckten zweibändigen Werke mitzutheilen, uns vielmehr hauptsächlich auf den Nachweis der für alle Zeiten werthvollen Ergebnisse der

Reise beschränken müssen, so bemerken wir vorweg, dass, da die Nachforschungen des Vfs in der Frobisher Bay den vornehmsten Zweck seiner Polarreise bilden und er diese Bai und das angrenzende Festland und mehrere Inseln wiederholt besucht und untersucht hat, die ersten fünf Kapitel in Vol. I. (p. 1—117) als Einleitung angesehen werden können. Aus diesen heben wir hervor den Tod des erwähnten Kudlago, der auf 63° Nördl. Breite nahe der grönländischen Küste und 300 Meilen von seinem Geburtsorte erfolgte (p. 20), sowie den Chapt. II u. III. p. 39 bis 78 ausführlich und ebenso instructiv als unterhaltend beschriebenen Aufenthalt in der dänischen Colonie Holsteinborg in Grönland. Am 21. August 1860 warf der Rescue zum ersten Mal Anker in der Frobisher Bay in einer vom Verf. Richard H. Chappell genannten Bucht (p. 118). Ein Versuch, den Herr Hall mit seinem Expeditionsboot anstellte, gelang vorzüglich (p. 130). Bereits am 5. September fand er auf Look-out island ein 19 Pfund schweres Stück Metall, welches sich später als ein Ueberbleibsel der Frobisher Expedition aus dem Jahre 1577 (vgl. Vol. II. Appendix VIII. p. 344 sqq.) auswies (p. 135). Leider wurden in einem furchtbaren Sturm am 26. und 27. September der Rescue und das Expeditionsboot zertrümmert (p. 143 u. ff.), ein Unfall, der jedoch den Verf. nicht abhielt seine mühsamen Forschungen fortzusetzen: »for a time I was nearly overcome by the blow; but I reasoned that all things were for the best in the hands of a good Providence and I therefore bent submissively to His will« (p. 149). Dies unerschütterliche Vertrauen auf eine gütige und beschirmende Vorsehung ist ein Characterzug des

wackeren Mannes, der ihm über manches Missgeschick glücklich hinweghalf. Schon auf diesen ersten 150 Seiten seines Buches, in welchem häufig sein sorgfältig geführtes Tagebuch wörtlich abgedruckt ist, hat er eine Menge schätzenswerther Bemerkungen über die Sitten und Lebensweise der Eskimo's, sowie treffende Characterschilderungen einzelner Persönlichkeiten, unter ihnen z. B. der Frau Kunniu (p. 132 u. f.), beigebracht. Auf den nachfolgenden Blättern geschieht das aber noch in reicherem Maasse mit bewundernswürdigem Blick und Verständniss auch für die unbedeutendsten Lebensverhältnisse und Begebenheiten und in einer durchweg fließenden und lebendigen Sprache. Herr Hall ist in seltener Weise und mit der grössten Hingebung an seine Umgebung und deren Verhältnisse ein so warmer Freund und Vertheidiger der Eskimo's geworden, dass sich daraus einestheils ihre grosse Anhänglichkeit an ihn, die sie ihm auch gegenwärtig noch beweisen, andernteils sein höchst mildes und anerkennendes Urtheil über sie erklärt. Seine Mittheilungen über diese genügsamsten und bescheidensten unter unseren Mitbewohnern der Erde erschliessen uns gleichsam eine neue bisher noch nicht bekannte Welt und sind ganz dazu geeignet, uns jenes Volk in einem viel günstigeren Lichte erscheinen zu lassen, als es bisher nach den Mittheilungen anderer Reisenden der Fall gewesen ist. Freilich dürfen wir nicht verschweigen, dass es uns vorkommt, als habe unser Verf. Manches in gar zu rosigem Lichte geschildert; aber er hat ein warmes mitfühlendes Herz für diese seine Mitmenschen, die im Allgemeinen noch auf einer sehr niedrigen Stufe der Cultur stehen, und das verleiht seinen Schilderungen ein einnehmendes

Colorit. Im November und December 1860 und im März des folgenden Jahres wurden höchst merkwürdige Lichtphänomene vor Aufgang der Sonne beobachtet (Vgl. die Abbildung S. 152 und 153). Bei dem letztgenannten rief Capitain Budington aus: »the world is on fire«. Herr Hall theilt die Beschreibung aus seinem Tagebuch mit: »Piles of golden light and rainbow light scattered along the azure vault, extended from behind the western horizon to the zenith: thence down to the eastern within a belt of space 20° in width, were the fountains of beams, like fire-threads that shot with the rapidity of lightning hither and thither, upward and athwart the great pathway indicated. No sun, no moon, yet the heavens were a glorious sight, flooded with light. Even ordinary print could have been easily read on deck We looked, we saw and trembled; for even as we gazed, the whole belt of aurora began to be alive with flashes. Then each pile or bank of light became myriads; some now dropping down the great pathway or belt, others springing up etc. etc.« (p. 157). Die das Gemüth aufs Tiefste erschütternde Erhabenheit dieses prachtvollen Phänomens ward noch dadurch erhöht, dass kein Geräusch die Erscheinung begleitete: es war alles stille. Der Capitain war so sehr ergriffen, dass er nachher als alles vorüber war sagte: »I do not care to see the like ever again!« (p. 158). Bereits früher waren die Schiffe mit anderen Kauffahrteischiffen zusammengetroffen (vgl. p. 113), in jenen einsamen Polargegenden ein ebenso seltenes als erfreuendes Ereigniss, es wiederholte sich dies wieder am 13. October (p. 158). Bei Gelegenheit eines Besuchs an Bord dieser Schiffe bewies sich die Eskimo-Frau Ni-

kujar als ein vortrefflicher Pilot »knowing every channel and inlet within two hundred miles of our anchorage« p. 159. Bald hernach machte Hr. Hall die Bekanntschaft des Ebierbing oder Jon und seiner Frau Tukulito oder Hannah, welche früher einige Zeit in England zugebracht hatten, deshalb englisch sprachen und sich wie gebildete Europäer zu benehmen wussten (p. 162 und ff.). Beide leisteten unseren Reisenden die treuesten Dienste; das Titelblatt Vol. I bringt ihre Bilder, Hr. Hall in der Mitte. Chapt. IX. und X. (p. 170—218) schildern das Leben der Eskimos, ihre Sitten und Gebräuche in lebendiger Weise nach dem, was der Verf. selbst erlebte. Daran reiht sich die Beschreibung einer Excursion »by sledge and dogs to Cornelius Grinnel Bay« vom 10. Januar 1861 an, in Begleitung des eben erwähnten Ehepaars, welche dem Leser die Mühsalen solcher Reise lebhaft vergegenwärtigt. Die Reisenden erbauen sich ein Schneehaus (einen Iglu), richten sich darin ein für die Nacht, reisen am folgenden Tage weiter und bauen den zweiten Iglu, »the foundation of which rested on the frozen bosom of the mighty deep« (p. 209). Ein furchtbarer Schneesturm bricht los, »the ice was breaking and water appeared not more than ten rods south of us« (p. 210 und das Bild p. 209), doch geht die Gefahr vorüber, die Reise wird fortgesetzt durch kniehohen Schnee auf schwankendem Eise mit hungernden Hunden, die nichtsdestoweniger den Schlitten rasch fortziehen; nach zehn Tagen sind die Lebensmittel ausgegangen, die Kälte wechselt von -25° bis -52° (p. 219). Endlich gelingt es Ebierbing einen Seehund zu fangen und andere Lebensmittel von den Schiffen herbeizuschaffen (p. 221). Nachdem Herr

Hall 20 Nächte in einem Schneehause zugebracht hatte, wurde ihm behaglich zu Muthe: »I enjoyed it exceedingly Life has charms everywhere and I must confess that Innuit life possesses those charms to a great degree for me« (p. 227). Am 21. Februar trat er die Rückreise nach dem Schiffe an. Chapt. XIII. erzählt grösstentheils, wie der Verf. mit mehreren anderen Schiffsgenossen einen Seemann, John Brown, der sich verirrt, aufsuchte, ihn auch fand, aber bereits erfroren (vgl. die Abbildung p. 256). Das folgende Kapitel berichtet über andere gefährvolle Ereignisse ähnlicher Art und schliesst mit einer ersten Mittheilung eines Eskimos Namens Koojesse über Frobisher's Expedition (vgl. S. 271 u. f.), welche den Verf. bewog einen abermaligen Ausflug dahin vorzubereiten. Während des April machte er mehrere trigonometrische Aufnahmen der Umgegend des Schiffes. Am 20. des Monats ward die Schnee-Umwallung entfernt und das Schiff für den Dienst in Bereitschaft gesetzt (S. 275). Zwei Tage später brach Hr. Hall. von Koojesse begleitet, nach der Frobisher-Bai auf (Chapt. XV. p. 276—295). Das Ergebniss dieser mit vielen Gefahren verbundenen Wanderung nach der Insel Nonyarn (lat. $62^{\circ} 55'$ N. long. $65^{\circ} 52'$ W. p. 285) und nach einer andern Insel auf $62^{\circ} 56'$ Nördl. Br. und $65^{\circ} 51'$ Westl. Länge war in Bezug auf die erlangten Erkundigungen ein sehr unbedeutendes. sie brachte aber dem Verf. eine Schneeblindheit ein, wobei seine Augen heftig schmerzten. Dennoch machte er sich Anfang Mai schon wieder auf den Weg. kehrte aber nach einem Tage zurück und hatte bald hernach die Freude, von der Grossmutter Ebierbing's, der hochbejahrten Ookijoxy Ninov, welche mit ihrem Enkel von Grinnel-Bai eintraf,

nähere Aufschlüsse über Frobisher zu erhalten (p. 302 u. ff.). Die Greisin nannte Niountelik als die Insel, wo die weissen Männer gelandet seien. Ihre Aussagen stimmten merkwürdig mit der Wahrheit überein; sie sagte, dass in drei auf einander folgenden Jahren die weissen Männer im ersten Jahr in zwei, im zweiten Jahr in drei und im dritten Jahr in vielen Schiffen die Frobisher-Bai besucht hätten, und Frobisher hat wirklich drei Nordpolarreisen gemacht: 1576 mit zwei, 1577 mit drei, 1578 mit funfzehn Schiffen (p. 303). Auf der ersten Reise verlor er fünf Mann, die einen Eingebornen an das Ufer begleiteten; Hr. Hall erfuhr, dass fünf Weisse von den Eingebornen gefangen genommen wurden, als die erstgenannten mit vielen Schiffen erschienen, dass diese am Ufer überwinterten, unter den Eingebornen lebten, später ein grosses Boot bauten u. s. w. (ibid.). Daraus zieht er für seine besondere Aufgabe den Schluss, der ihn ermunterte sein Unternehmen fortzusetzen: »if such facts concerning an expedition which had been made nearly three hundred years ago can be preserved by the natives, and evidence of those facts obtained, what may not be gleaned of Sir John Franklin's Expedition of only sixteen years ago?« (p. 304). Wir müssen dem beistimmen und finden es überdies sehr erklärlich, dass die Kunde von so selten vorkommenden Begebenheiten, wie der Besuch dieser öden Küsten von Weissen, bei einem in so grosser Abgeschiedenheit lebenden Volke, wie die Eskimos jener Polargegenden es sind, sich von Geschlecht zu Geschlecht Jahrhunderte lang durch mündliche Ueberlieferung fortpflanzt. Hr. Hall untersuchte demnächst »the head of the Field Bay«, wo damals das Schiff ankerte und

bestieg einen dort gelegenen kleinen felsigen Hügel, von wo er einen Berg, den er Alden Mountain nannte, in nördlicher Richtung entdeckte (p. 308 und 309). Auffallender Weise fand er auf dieser Wanderung »a beautiful grassy plain quite destitute of snow, and over which it was a perfect luxury to travel . . . It was surrounded by rugged, sombre, rocky mountains and consequently appeared to me like an oasis in the great desert« etc. (p. 309). Er erfuhr von den Eingebornen, dass es dort noch mehrere solcher grünen Weiden gäbe, welche den Rennthieren als Weideplätze dienten (p. 310 u. f.). Am 27. Mai begab er sich abermals nach der Frobisher-Bai und fand bei einem Eingebornen in Twerpukjua ein Stück Ziegel (brick), welches auf Niountelik gefunden war und das er deshalb als ein Ueberbleibsel von Frobisher's Expedition erkannte (p. 315 u. f.). Nach seiner Rückkehr an Bord des Schiffes erlangte er noch von sechs Sekoselar-Eingebornen, welche am 2ten Juni das Schiff besuchten, genauere Nachrichten über Weisse, welche vor einigen Jahren bei Karmowang gelandet waren. Diese Nachrichten bezogen sich auf die Mannschaft des britischen Schiffs Kitty, welches 1859 in der Hudsons Bai verloren ging (p. 320 u. ff. und Vol. II. Appendix IX. p. 348). Auch erzählten dieselben Eingebornen von anderen Schiffen, welche nach des Verfs. Meinung zu Parry's Expedition 1821—23 gehört haben müssen (p. 323). — Der zweite Band, enthaltend 20 Kapitel, berichtet im ersten über einen 10tägigen Ausflug nach Dreaded Land, der sehr glücklich verlief. Herr Hall machte viele Observationen, benannte mehrere Punkte z. B. Dillon Mountain auf 62° 32' Nördl. Breite und 64° 12' Westl. Länge,

Jupton Channel $62^{\circ} 35'$ Nördl. Br. und $64^{\circ} 38'$ Westl. L., Sylvia Island $62^{\circ} 35' 30''$ N. Br. u. $64^{\circ} 36'$ W. L., Jones's Tower $62^{\circ} 33'$ N. Br. u. $64^{\circ} 34'$ W. L. etc. (p. 2 u. ff.). Er schlug ein Zelt auf neben Robison's Bai, östlich von Jones's Tower, und machte von hier aus weitere Auszüge nach Cap Daly $62^{\circ} 35'$ N. Br. u. $64^{\circ} 21'$ W. L., Cap Hayes, der nördlichsten Spitze der Hudson-Insel etc. Seine beiden Begleiter Koodloo und Ebierbing erlegten mehrere Seehunde, die hier sehr zahlreich waren, und einen Eisbären. Am 30. Juni, fünf Tage, nachdem sie das Schiff verlassen, kamen sie durch Dr. Kane's Channell nach dem südlichen Ufer von Hall's Island (p. 10), wo auf einer Anhöhe ein von Eingebornen vor langer Zeit errichtetes Monument stand. Auch North Foreland of Frobisher, welches sich einige hundert Fuss hoch senkrecht aus der See rhebt, besuchte Hr. Hall (p. 16 u. ff.). Einurchtbarer Sturm machte das Eis brechen und über dies gebrochene Eis musste die Rückreise ungetreten werden. Die Reisenden hatten kein Boot, nur einen mit Hunden bespannten Schlitten. Daher war die Fahrt äusserst gefahrvoll, aber es gab keinen andern Ausweg. Indessen lief Alles glücklich ab, am 15. Juni erreichten sie wohlbehalten das Schiff (p. 21). Chapt. II. (p. 23—40) und III. (p. 41—64) berichten über ähnliche kurze Excursionen, die reich an Abenteuern aller Art waren. Darnach unternahm Hr. Hall am 9. August (1861) eine Fahrt zu Boot nach der Frobisher Bay, von mehreren jungen Eingebornen begleitet (Chapt. IV. p. 64), von welcher er erst nach einer Abwesenheit von fünfzig Tagen und neun und vierzig Nächten an Bord des Schiffes zurückkehrte (Chapt. V. p. 167). Auf dieser an mannigfachen Ex-

lebnissen und Gefahren reichen Fahrt, auf welcher er unter anderen manche Oertlichkeiten aufnahm und benannte, z. B. Bache's Peninsula $62^{\circ} 33' \text{ N. Br. und } 64^{\circ} 43' \text{ W. L.}$ (p. 66), Cape Cracroft $62^{\circ} 41' 30'' \text{ N. Br. u. } 65^{\circ} 07' \text{ W. L.}$ (p. 70), ferner p. 84, 85, 90, 91, 97, 103, 106, 118, 124, etc. — fast jedes Nachtlager am Lande hat er astronomisch bestimmt und benannt —, fand er einen Haufen Kohlen, die nach der Angabe der Eingebornen von den weissen Männern vor langer Zeit hiehergebracht seien, auf der Insel Niountelik (p. 79 vgl. p. 93 u. 94) und erforschte das Land an der Frobisher Bay nach allen Seiten hin soweit als möglich. In der Nähe des 13. Nachtquartiers auf Kingaite pflanzte er das amerikanische Sternenbanner auf einer Anhöhe auf »and beheld it, schreibt er, fluttering to the breezes of heaven in the sun's light« (S. die Abbildung p. 119), — ob er von dieser Eiswüstenei für sein Vaterland Besitz ergreifen wollte, sagt er nicht. Ungeachtet seines Unwohlseins setzte er seine Untersuchungen ohne Unterbrechung fort: ein schmerzhafter Abscess an der Schulter machte ihm viele Noth. Eine seiner Begleiterinnen, Tweroong, pflegte seiner mit soviel zarter Aufmerksamkeit, dass er, zu einer Apotheose des weiblichen Geschlechts dadurch begeistert, ausruft: »Oh, woman! thou indeed canst rob pain of its sting and plant refreshing flowers in its place. Thy mission is a glorious one. Even among the rudest tribes of the earth thy softening hand and kindly heart are found« etc. (p. 129). Ein merkwürdiger Berg war der vom Verf. Sulliman's fossil mount genannte (S. die Abbildung S. 131): »Above the talus or heap of broken stones is a mass of fossils in limestone, strata — like« p. 130.

Auch auf dieser Reise kam der Verf. in Lebensgefahr, einmal by dangerous shoals (p. 133) und ein ander Mal durch die Widersetzlichkeit der ihn begleitenden Eingebornen (p. 142 u. ff.), die er aber dennoch in Schutz nimmt; sie sind frei geboren, sagt er, sie haben Niemand, dem sie zu gehorchen verpflichtet sind u. s. w. Bei seiner Rückkehr nach Niountelik begab er sich von dort nach der nahegelegenen Kod-lu-narn d. h. White Man's-island genannten Insel und entdeckte hier »an excavation which was probably the commencement of a mine dug by Frobisher . . . eighty-eight feet long and six feet deep« (p. 150). Auf der Nordküste dieser Insel fand er eine noch grössere künstliche Höhlung und »on the top of the island the ruins of a house, which had been built of stone, cemented together with lime and sand« (p. 150). Unzweifelhaft war dies der Ort, wo Frobisher und seine Begleiter sich niedergelassen hatten, »the identical landing-place of Frobisher in 1578« (p. 159). Auch Eisen ward hier gefunden »a relic of three centuries« (p. 153). Andere Reste, die an jene Expedition erinnerten, zeigten sich gleichfalls z. B. Kohlen (p. 157 u. 159). Eine zweite genauere Untersuchung dieser Localität brachte neue Aufschlüsse: »a piece of iron, semispherical in shape, weighing twenty pounds, fragments of tile and numerous other relics« (p. 161). Hier war der von Frobisher »Countess of Warwick's Mine« benannte Ort (p. 162 vgl. p. 345 im Anhang). Als er an Bord des George Henry zurückkehrte, bestätigten mehrere Eingeborne die Ansicht des Verfs über die mitgebrachten Gegenstände: »Kodlunas (white men) brought them« lautete ihr einstimmiges Urtheil. Am 7. October segelt der unermüdliche Verf. abermals nach

Countess Warwicks sound, aber die Fahrt bleibt des unablässigen Sturms wegen ohne Resultat (p. 173 u. ff.). Am 20. October beabsichtigte Capitain Budington die Rückreise anzutreten. Hr. Hall unternahm deshalb am 17. noch einen Ausflug zu Lande in die Umgegend »to a high point near Bayard Taylor Bay«, um dort seine Observationen zu vollenden (p. 180 u. ff.). An einer hochgelegenen Stelle angekommen, wo er Field Bay, Davis's Strait, Frobisher Bay und Kingaita übersehen konnte, erblickte er nirgends offenes Wasser, »nought but pack« (p. 183). Wie ein Donnerschlag wirkte diese Nachricht, als Capitain Budington davon erfuhr: »Our fate is sealed!« rief er aus, »Another winter here! We are already imprisoned!« (p. 186). Die nächstfolgenden Tage bestätigten diesen Ausruf. Am 25. October war das Eis schon sieben Zoll dick und ward immer stärker. Man hatte die gewisse Aussicht noch neun bis zehn Monate bleiben zu müssen, wo man war (p. 189). Der Proviant reichte dafür nicht aus, statt drei Mahlzeiten am Tage wurden am 27. October zwei angeordnet (p. 190). »Feelings of disappointment — sad disappointment — steal over me now and then at our not being able to proceed according to our plans, schreibt der Verf., but I confidently believe it is all for the best« (p. 189). Er liess sich daher auch nicht abhalten seine Forschungen fortzusetzen. An Bord des Schiffes unterhielt man sich so gut es ging; eine theatralische Vorstellung fand am 26. Nov. statt (p. 199). Hr Hall aber rüstete sich zu einer neuen sledge journey nach Frobisher Bai, »for the purpose of effecting a complete exploration of every bay and inlet in those waters« etc. (p. 201). Am 15. Decbr. bricht er auf, nach-

dem er noch wenige Tage vorher von einem Greise Karping neue Aufschlüsse über die Weissen aus früherer Zeit erhalten hatte (p. 201 u. ff.); acht flinke Hunde ziehen den Schlitten durch den »gleich Goldsand« aufwirbelnden Schnee (p. 203). In einem Iglu bei bekannten Eingebornen am Peter Force's Sound erfährt er aus den Erzählungen der alten wackeren Pe-ta-to, die seine kalten Füsse nach gastfreundlicher Sitte an ihrer Brust erwärmt, abermals Neues über die weissen Männer. Die Alte hatte es von ihrer Mutter erfahren, welche es wieder von ihrer Grossmutter gehört, die sich bei der Erzählung auf ihren Grossvater bezogen hatte, so dass diese Tradition durch sechs Generationen hindurch sich lebendig erhalten hatte (p. 205—208). Am 11. Januar 1862 erreichte der Verf. wieder das Schiff (p. 211). Im Januar zerstreute sich ein Theil der Mannschaft unter die Eingebornen, die meisten aber kehrten unbefriedigt zurück, die Lebensweise sagte ihnen nicht zu (p. 213 u. ff.). Den Ausflug des Vfs, um eine von den Eingebornen zurückgelassene todtkranke Frau aufzusuchen (p. 217—229), erwähnen wir nur beiläufig, um ihn noch einmal am 1. April 1862 nach der Frobisher Bay zu begleiten (Chapt. XV. p. 231 u. ff.). Es war diese Reise die letzte, die er nach dieser historisch merkwürdigen Polarregion machte. Die Bai war mit Eisschollen angefüllt, welche von den Wogen donnernd über einander geworfen wurden (p. 233). Bei Chapel's Point wird ein Iglu gebaut (p. 237). Als es an Salz mangelt, stösst Einer der Eingebornen in den Schneeboden des Iglu sein Messer und in weniger als einer Minute kommt Salzwasser zum Vorschein (p. 238). Ein junger Seehund dient zu einem »dainty dish to set be-

fore a king* (p. 241). Von hier macht der Vf. einen Ausflug nach einer Bai, »which appeared to run up some distance beyond Peter Force Sound«, von nur einem Eingebornen begleitet. Sie übernachteten während eines furchtbaren Sturms in einem improvisirten Iglu und begeben sich am andern Morgen (13. April) nach dem äussersten Ende der Bai, welche der Vf. Newton Fiord benennt und auf $63^{\circ} 22'$ N. Br. und $66^{\circ} 65'$ W. Länge bestimmt. Unter Sturm und Schneegestöber kehren sie zu ihren Reisegefährten zurück (p. 245). Am 17. April besuchte Hr Hall Beauty Bay, am folgenden Tage Gabriel's Island of Frobisher (p. 249). Fast Tag für Tag geht es unablässig weiter. An einem Platze müssen sie, um Seehunde zu fangen, da ihnen Lebensmittel fehlen, zehn Tage bleiben »making our ninth encampment on the main ice clear of land«, schreibt der Vf. ($62^{\circ} 51'$ N. Br. und $66^{\circ} 40'$ West. Länge). Am 1. Mai, auf einem Marsch an der Kingaite-Küste, stösst er auf einen Eisberg, the Grinnel Glacier, den er auf 100 engl. Meilen Länge schätzt (p. 257). Nahe dem Punkte, wo Herr Hall sich befand, »in the vicinity of President's Street« hielt er ihn 3,500 Fuss hoch (p. 257). Die Rückreise war mit vielen Mühseligkeiten und Gefahren verbunden, aber auch reich an Ausbeute. Der Verf. konnte mehrere Punkte astronomisch bestimmen, z. B. M'Lean Island, mitten in Frobisher Bay auf $62^{\circ} 52'$ N. Breite und $66^{\circ} 28'$ Westl. Länge (p. 257), Ann Maria Port auf $63^{\circ} 44'$ N. Br. und $67^{\circ} 48'$ W. Länge (p. 264), Resor Island, Twen Point, Cincinnati Press Channel (p. 270), Eggleston Bay (p. 274) etc., deren Lage auf der Karte angegeben ist. Auch erlegte er einen jungen Eisbären zum Verdruss

für die Eingebornen (p. 273), entging mit Noth mehreren hungrigen Wölfen, die ihn verfolgten (p. 271), und langte endlich am 21. Mai wieder bei dem Schiffe an (p. 281).

Eine alte Eingeborne bestätigt, was Hr. Hall schon früher über die weissen Männer vernommen, und erzählt ihm von einem Monument, welches sie errichtet hätten (s. die Abbildung p. 285). Im Juni unternimmt er noch eine Schlittenfahrt nach Cornelius Grinnel Bay (p. 287 u. ff.), bei welcher Gelegenheit ihn wieder geographische Aufnahmen beschäftigten z. B. von Monumental island of Sir John Franklin $62^{\circ} 45' 45''$ N. Br. u. $63^{\circ} 41' 07''$ Westl. Länge v. Greenwich u. s. w. (p. 291). Dann sammelte er auf Kodlunarn in den Tagen vom 14. bis 17. Juli noch viele Ueberreste der Expédition von Frobisher, von denen eine Anzahl S. 294 abgebildet und S. 295 beschrieben ist. Nach sechs Tagen, bei starkem Sturm und dichtem Nebel am letzten Tage der Fahrt, erreichen die Reisenden »speedily and safely but wet as drowned rats« das Schiff, »though in our passage across Bear Sound we had but just escaped destruction« (p. 300). Noch einmal unternimmt der unermüdliche Vf. eine gefahrvolle Bootreise nach Countess of Warwick's Sound, wobei das Fahrzeug in Treibeis geräth und nun über die Eisschollen fortgezogen werden muss. Hier macht er seine letzten Observationen (s. die Abbildung p. 304), »my last sights«, und kehrt am 8. August, nach einer Abwesenheit von fünf Tagen, nach dem Schiff zurück (p. 305). Am folgenden Tage werden die Anker des George Henry gelichtet und, da Windstille herrscht, alle Boote bemannt ihn die Bai hinaus zu schleppen (p. 307 das Bild). Ebierbing und Tukulitú nebst ihrem

Kinde begleiten den Verf. nach Amerika. Am 21. nähert man sich Newfoundland, »all of us were nearly half-starved« schreibt der Vf. Hier erfahren sie zuerst von dem Ausbruch des Bürgerkrieges und als Hr Hall zuerst im Hafen St. John's ans Land geht, »he was in a constant whirl«. »It seemed to me, sagt er, as if I were just coming from death into life« (p. 309). Nach einem Aufenthalt von fünf Tagen »we made sail for New-London, where we arrived on Saturday morning, September 13, 1862«. Ihre Abwesenheit hatte zwei Jahre und drei und einen halben Monat gedauert (p. 310). Das letzte Kapitel enthält einige interessante Aufschlüsse über den Namen, den Character, das häusliche, gesellige und politische Leben der Eskimos, über ihre religiösen Vorstellungen, ihre abergläubischen Sitten, ihre Festtage (Weihnachten und Neujahr), ihre Sprache, Kleidung u. s. w. nebst einigen Erzählungen von Seehunden und Eisbären und dergl. m. Die Abbildung einer von einem Eskimo gezeichneten Landkarte eines Theils der Polarregion findet sich auf der vorletzten Seite 332. Die Appendix enthält, ausser dem bereits oben Angeführten, einige Ergänzungen von untergeordnetem Werth. Jedem Bande ist ein Verzeichniss der Kapitel nebst kurzer Inhaltsangabe derselben vorausgeschickt. Die in sehr grossem Massstabe gearbeitete, dem ersten Bande angeheftete Karte zeigt die Frobisher Bay und einen Theil der Westküste der Davis-Strasse. Es sind auf derselben bezeichnet: die Route des Expeditionsschiffs, der vornehmsten Boot- und Schlittenreisen des Vfs, sowie die Nacht- und Rastlager der Reisenden. Von den beiden Nebenkärtchen stellt das eine die Insel Kodlunarn, das andere den Countess of Warwick's

Sound dar. Die technische Ausführung (Lithographie) lässt viel zu wünschen übrig, namentlich fehlt Feinheit in der Zeichnung. Beim Durchlesen des Buchs hat die Karte uns nicht vollständig orientirt. Druckfehler sind uns im Ganzen wenige begegnet, unter denen keine von Bedeutung. Beispielsweise führen wir aus Vol. I an: S. 29 Z. 2 v. o. lies its mountains statt it m.; S. 77 Z. 6 v. o. steht in lieutenant-governor der Bindestrich vor dem t; S. 113 Z. 2 v. u. fehlt in dem Worte left das t, ebendasselbst Z. 1 v. u. fehlt an Cornelius ein s. Auf den folgenden Bogen haben wir dergleichen Mängel weniger gefunden. Die Ausstattung ist sehr gut, ganz vorzüglich sind die 100 in den Text gedruckten Illustrationen, fein gearbeitete Holzschnitte meist nach Skizzen des Verfs, welche das, was sie abbilden, höchst lebendig und sicher auch naturgetreu darstellen. Ein ausserordentlich reicher Schatz werthvoller Beobachtungen, besonders solcher, welche für die Kartographie der Nordpolarländer von grossem Werth sind, sowie anderer, welche die Natur jener unter ewigem Schnee begrabenen Gegenden betreffen und die Sitten der dortigen Bewohner schildern, ist in diesem Reisejournal enthalten, dessen Lectüre durch die gefällige Form der Darstellung nicht weniger wie durch die oft überraschend neuen Mittheilungen den Leser unwiderstehlich fesselt. Wenn irgend Jemand, so ist Hr. Hall der Mann, der das Schicksal der verschollenen Gefährten Franklin's zu erforschen im Stande ist, und man muss von ganzem Herzen wünschen, dass die grossen Opfer an Kraft, Zeit und Geld, die er gebracht hat u. noch bringt dieses Ziel zu erreichen, nicht vergeblich sein mögen.

Altona.

Dr. Biernatzki.

A comparative grammar of South African languages; by W. H. J. Bleek, ph. D. Part I. Phonology. London, Trübner et Co., 1862. XII u. 92 Seiten in Octav.

Dieses sprachwissenschaftliche Werk scheint durch ein ungünstiges Geschick in Deutschland bis jetzt weit weniger bekannt geworden zu sein als es verdient. Es sollte zuerst auf Subscription gedruckt werden: auf diesem Wege wollte der Unterzeichnete es erwerben. Man hörte dann es solle bei Brockhaus in Leipzig erscheinen: wir erwarteten dies jedoch umsonst, und empfangen es erst jetzt nach vielfachem Suchen aus einem Londoner Verlage. Werke dieses Inhaltes finden, wie jetzt die Dinge und die Bestrebungen in Europa und namentlich auch in Deutschland stehen, leider sehr wenig Nachfrager und Leser: man kann auch an dieser Erscheinung erkennen in welchen Zeiten wir heute leben. Denn was sollte, will man überhaupt einmal Wissenschaft und insbesondere Sprachwissenschaft, eifriger gesucht und beachtet werden als ein Werk, welches alle die bis jetzt so wenig bekannten Südafrikanischen Sprachen, soweit man sie bis heute an Ort und Stelle aus dem Munde der lebenden Völker kennen gelernt und zu beschreiben angefangen hat, zum ersten Male gesammelt einer höheren Betrachtung unterwirft und damit eine empfindliche Lücke im Kreise der Sprachwissenschaft auszufüllen sucht.

Die Frage nach den Sprachen jener für uns noch bis heute unabsehbar vielen Völker ist ja ausserdem in der gegenwärtigen Weltlage so wichtig geworden weil sie aufs engste mit der anderen nach dem Ursprunge dem Wesen und dem ganzen Werthe derselben Völker zusam-

menhängt. Die Sprachen dieser Völker weichen, wie man bis jetzt schon sicher genug erkennt, von denen aller anderen sei es scheinbarer oder wirklicher so weit ab dass sich bei ihnen ernstlich die Frage erhebt ob sie wie von einer ganz anderen Menschenschöpfung ausgehen oder nicht: und da die Sprache allein das klare geistige Zeugniß urältester Geschichte und Ausbildung der Menschheit ist, so müsste sich vorzüglich durch diese Forschungen entscheiden lassen ob jene Völker wirklich, wie man besonders vor zehn bis funfzehn Jahren diese Ansicht zur allein richtigen machen wollte, auf einer geistig niedrigeren Stufe stehen oder nicht. Für alle welche diese Fragen genauer verfolgt hatten, waren sie zwar schon damals entschieden genug; und wir haben weder damals noch späterhin auch in diesen Gel. Anz. eine Gelegenheit leicht vorbeigehen lassen das Richtige hervorzuheben. Allein noch immer, trotzdem dass erst der hochblutige Nordamerikanische Sieg hinzukommen musste die schwarze Haut etwas wieder in Ehre zu bringen, sind die Vorurtheile so weit verbreitet und können bei dem schwankenden Zustande in welchem jetzt alle öffentlichen Dinge kreisen auch künftig wieder leicht so übermächtig werden dass die Wissenschaft doch gut thäte ungesäumt in aller guten Weise die Wahrheit zur allgemeinen Anerkennung zu bringen.

Der Vf. des oben genannten Werkes hat nun fast sein ganzes bisheriges wissenschaftliches Bestreben diesem einem Ziele gewidmet die Sprachen aller jener Völker nicht nur in so weitem Umfange als möglich sondern auch dem Stande unsrer heutigen Wissenschaft entsprechend zu erforschen. Schon sein erstes Werk über welches in den Gel. Anz. 1852 S. 189 ff. geurtheilt

wurde, diene diesem Zwecke: und seit einer längeren Reihe von Jahren ist er nun in der Capstadt selbst für ihn thätig, und kann dort Quellen aller Art für ihn benutzen welche nirgends so wie dort zusammenfliessen. Es gehören dahin vorzüglich auch die reichen Sammlungen welche der seit dem Ausbruche des Neuseeländischen Krieges dorthin zurückversetzte früher viele Jahre lang als Englischer Statthalter von Südafrika auch wissenschaftlich so ungemein thätige Sir George Grey in der Kapstadt gegründet hat; vgl. die Gel. Anz. 1859 S. 321 ff. 1860 S. 40. Auch sind diese reichen Hilfsmittel im Laufe der letzten Jahre vorzüglich in Folge der kühnen Reisen Livingstone's und Anderer noch im steten Wachsen. Und so hat man allen Grund von ihm ein ausgezeichnet nützliches Werk über den ganzen weiten Gegenstand zu erwarten.

Der erste Band welcher nach Obigem erschien, beschäftigt sich freilich mehr bloss mit den Lauten der beiden sehr verschiedenen Sprachstämme welche der Verf. zusammen behandeln will, des Hottentotischen und des ein unvergleichlich grösseres Gebiet umfassenden welchen man nach den Kaffern benennen kann. Wie man jetzt die Lautlehre abhandelt, enthält sie vieles was erst aus der Wort- und Satzlehre ganz klar wird und solange man diese nicht versteht leicht ziemlich dunkel bleibt. Da nun seit 1862 keine Fortsetzung des Werkes erschien, so kann man befürchten dieser Anfang des grossen Werkes werde auch deshalb weniger beachtet werden. Wir freuen uns deshalb hier versichern zu können dass der zweite Band welcher die Wortlehre erläutert von dem Verf. schon ausgearbeitet ist und nächstens veröffentlicht werden soll. Auf einen besonders wichti-

gen Abschnitt davon welchen dem Unterzeichneten schon zu lesen die Gelegenheit ward, denkt er ausserdem bald an einem andern Orte die Aufmerksamkeit der Sprachforscher hinzulenken (vgl. jetzt die Nachrichten St. 13). H. E.

Friedrich Thiersch's Leben. Herausgegeben von Heinrich W. J. Thiersch. Erster Band. 1784—1830. Leipzig u. Heidelberg. C. F. Winter'sche Verlagshandlung. 1866. Oct.

In zehn Abschnitten (1. das Vaterhaus, 2. Schulpforte, 3. Leipzig, 4. Göttingen, 5. Erste Wirksamkeit in München. 1809—1817, 6. Die Zeit der Befreiungskriege. Reisen nach Paris, Wien und London. 1813—1816, 7. Begründung des Hausstandes. Wissenschaftliche Arbeiten. Reaction in Deutschland. Erhebung in Griechenland. 1816 bis 1822, 8. Reise nach Italien. 1822. 1823, 9. Letzte Jahre des Königs Maximilian Joseph. Regierungsantritt König Ludwig des I. 1823—1825, 10. Wirksamkeit für die gelehrten Schulen. 1826 bis 1830.) stellt uns hier der älteste Sohn des Verstorbenen die erste Hälfte des Lebens von Friedrich Thiersch dar. Jeder Abschnitt zerfällt in zwei Theile. Den ersten bildet in kurzen Umrissen eine Erörterung der Verhältnisse in Wissenschaft und öffentlichem Leben, die Erzählung der persönlichen Begegnisse. Ein zweiter giebt eine Reihe von Briefen in reicher Auswahl, von denen die meisten von Thiersch, einige an Thiersch gerichtet sind. Diese Briefe sind ganz geeignet denen, welche den trefflichen Mann kannten, sein Wesen in all seiner Bedeutsamkeit und Liebenswürdigkeit lebhaft zu erneuen, und allen, die ihn nicht gekannt haben, die Ueberzeugung zu geben, dass Friedrich Thiersch Geist, Gelehrsamkeit, Festigkeit und Muth, Treue und Aufopferungsfähigkeit, Anmuth und Gewandtheit der Bewegung in hohem Grade

besessen habe. Aus dürftiger Lage hat er sich zu einer Wirksamkeit, die in den wichtigsten Verhältnissen des öffentlichen Lebens weithin reichte, durch eigne Kraft erhoben. Er liebte es sehr sich geehrt und ausgezeichnet zu sehn, aber wenn die geistigen, höchsten Güter, in deren Vertheidigung und Förderung er seinen Ruhm suchte, gefährdet schienen, fürchtete er sich nie vor Verkenning, Missachtung, vor Gefahren aller Art, sondern trat kühn in den Kampf für das als wahr und gut Erkannte ein und harrete fest und ohne Menschenfurcht in ihm aus. Grosse wissenschaftliche Werke hat er nicht vollendet, dazu fehlte es ihm an Ruhe, aber nicht nur haben seine Grammatik und eine Anzahl geistreicher Abhandlungen anregend gewirkt, sondern, wie er selbst S. 112 sich dazu bestimmt nennt, seine Thätigkeit hat überall, wo er eingreifen konnte, Leben geweckt. Im Gymnasium zu Göttingen, im Gymnasium, dem philologischen Seminar, der Akademie, der Universität zu München, in dem Unterricht der fünf Prinzessinnen Elisabeth, Amalie, Sophie, Marie und Ludovike während einer langen Reihe von Jahren (1811—1824), in den ersten Kämpfen für ein freieres Geistesleben in Bayern, in seiner Thätigkeit für die Gestaltung der deutschen Gymnasien und für die Freiheit und Selbständigkeit der Universitäten, in der Theilnahme für das Schicksal Griechenlands — überall tritt uns dieselbe feurige und zündende Energie entgegen. Und welche Liebe für die Seinigen, welche Treue und Hingebung für Lehrer und Freunde athmet in seinen Briefen. Für die Geschichte des geistigen Lebens in Bayern sind die fortgehenden Berichte an Lange in Schulpforte u. Jacobs von der grössten Bedeutung, aber auch sonst enthalten die Briefe nicht Unwichtiges für die Zeitgeschichte, so über die Vorgänge in Neapel 1821 (S. 186—204), über die Verlobung der Prinzessin Elisabeth mit dem Kronprinzen von Preussen (S. 259—269), über die versuchte und dann aufgegebene Umgestaltung der Universität Tübingen (der treffliche Brief an den Minister von Maucier S. 358 ff.). In unseren Blättern aber musste dieses Buchs um so mehr Erwähnung geschehn, als Thiersch nicht nur 1807—1809 hier am Gymnasium und als Privatdocent lehrte (S. 39 ff.), 1819 Welckers Nachfolger werden sollte (S. 171. 175 f.), sondern sich immer als warmer und treuer Verehrer der göttinger Universität bewährt hat. Hoffentlich lässt der zweite Band nicht lang auf sich warten.

H. S.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

25. Stück.

20. Juni 1866.

Die deutsche Geschichte. Für Schule und Haus von Dr. phil. Friedrich Kohlrausch, Königl. Hannoverschem General - Schuldirektor. Funfzehnte Auflage. Abtheilung I, XII u. 335, Abtheilung II. VI u. 433 Seiten in Octav. Hannover. Hahn'sche Hofbuchhandlung 1866.

Eine Anzeige des vorliegenden Werks könnte beim ersten Blick für überflüssig erachtet werden; Richtung und Methode des Verfs sind so bekannt wie die Aufgabe, welche derselbe sich gestellt hat und in dem Erscheinen der funfzehnten Auflage liegt ein vollgültiges Urtheil, welches das Publicum gesprochen und der Beweis einer Anerkennung, wie er wenigen Schriftstellern zu Theil geworden ist. Aber die Umarbeitung ist, mit Ausnahme eines verhältnissmässig geringen Abschnitts, eine so vollständige, dass das Werk, ohne an seiner ursprünglichen Haltung Einbusse zu erleiden, eine völlig neue Gestaltung gewonnen hat. Denn nicht nur dass die Resultate neuerer Forschungen, namentlich in Bezug auf die ältere Geschichte, vielfach auf

die zweckmässigste Weise Verwendung gefunden haben, so ist auch die einschlägige Literatur auf eine den Bedürfnissen genügende Art eingeschaltet, Uebersichten und Charakteristiken grösserer Zeiträume begünstigen die Auffassung der staatlichen Entwicklung und die richtige Beurtheilung von Thatsachen und Persönlichkeiten und endlich schliesst die Darstellung nicht mit der ereignissreichen Zeit der Freiheitskriege, sondern wird bis zum laufenden Jahre fortgeführt.

Die hiermit verknüpfte Schwierigkeit, das Werk seiner Bestimmung für Schule und Haus nicht zu entfremden, hat der Verf. mit sicherem Tacte überwunden. Es wird nach wie vor bei Lehrern und Schülern seinen Zweck so gewiss erreichen, als es auch ausserhalb der Schule Liebe zur Heimath und Interesse an dem Gemeinwesen heben, den echten, durch kein Parteigetriebe bedingten vaterländischen Sinn nähren und erkräftigen wird; dafür bürgt der Geist, welcher das Ganze durchweht, die Treue der Gesinnung, die frische, durch kein Haschen nach Eindruck kränkelnde Darstellung, die Besonnenheit, mit welcher zwischen einem starren Anklammern an welken Ansichten und Formen und einem jeder geschichtlichen Entwicklung Trotz bietenden Verlangen nach Umgestaltung politischer Grundlagen die Mitte gehalten wird.

Mit Recht hat der Verf. der Erörterung der inneren Verhältnisse Deutschlands in den verschiedenen Phasen seiner Entwicklung einen grösseren Raum geschenkt als früher. Ritterschaft, Städtewesen, Geistlichkeit finden, neben dem Gerichtswesen und den bauerlichen Verhältnissen, die eingehende Berücksichtigung. Ein s. g. gelehrter Apparat tritt als solcher nicht hervor und würde unstreitig die Lösung der

Aufgabe sehr in Zweifel gestellt haben; aber die Verwendung desselben kann einem Kundigen so wenig entgehen, wie die Sorgfalt, mit welcher manche Ergebnisse neuerer Untersuchungen in die Erzählung verwebt, oder, was jedoch seltener der Fall ist, in Noten untergebracht sind. Das zeigt, um nur bei dem früheren Theile der Geschichte stehen zu bleiben, die Besprechung des Castells Aliso, der pontes longi zwischen Rhein und Ems, der Stätte der Varusschlacht, der Kaiserkrönung Karls des Grossen etc. Die Sage vom Tell glaubte, und mit gutem Recht, der Verf. der Jugend nicht vorenthalten zu dürfen, aber er versäumt gleichzeitig nicht für dieselbe in einer Anmerkung den historischen Standpunkt zu bezeichnen. Die literarischen Nachweisungen anbelangend, so findet man, abgesehen von solchen, denen ihre Stelle unter dem Text angewiesen ist, einen Ueberblick der Hauptquellen und der das Verständniss derselben fördernden Schriften im Eingange der betreffenden Periode übersichtlich zusammengestellt.

Dass der Verf. in kirchlicher und politischer Beziehung keiner der extremen Parteien dienstbar ist, mag hier und dort unbequem fallen, während es andererseits dem Werke seinen besondern Werth sichert. Es konnte hier nicht darauf ankommen, den auf- und niederfluthenden Richtungen des Tages zu fröhnen, oder einen Theil des Publicums das nach seinem Geschmacke appetitirte Gericht aufzutischen, sondern es galt einem ehrlichen Erwägen des Für und Wider, einer Vertretung von Ansichten, die aus gesunder Anschauung menschlicher Dinge erwachsen und darin ihre Berechtigung haben. In diesem Sinne ist der Investiturstreit behandelt, der Kampf zwischen dem Hause der Stau-

fer und dem Papstthume, der Hader zwischen Kaiser Friedrich I. und seinem grossen welfischen Widersacher. Wendet sich der Verf. dann zum Zeitalter der Reformation, so ist er weit entfernt, seinen protestantischen Standpunct zu verleugnen; aber er ist kein Eiferer, er lässt auch der katholischen Richtung ihre bedingte Berechtigung, zollt einem Ferdinand I. die gebührende Anerkennung und führt selbst die Zeichnung Ferdinands II. ohne Parteihass durch.

Es wird sonach kaum der Bemerkung bedürfen, dass Gustav Adolph hier nicht als der lüsterne, staatsklug berechnende Eroberer, Tilly nicht als der gottesfürchtige, zur Schonung geneigte Feldherr erscheint, wie man beide in neuerer Zeit zu zeichnen beliebt hat, so wie dass Magdeburgs Brand nicht der fanatischen evangelischen Geistlichkeit beigemessen wird. Eben so wenig konnte sich der Verf. bewogen fühlen, dem nach allen Richtungen vernichtenden Urtheile über König Friedrich II. von Preussen beizustimmen, das jüngsthin, wenn schon vereinzelt, aufgetaucht ist; er verweilt vielmehr mit Liebe bei der Darstellung dieses Herrschers, dessen schöpferischer Geist, Feldherrntalent, unbegrenzte Thätigkeit und Sorge für das Wohl der Unterthanen dem preussischen Staate eine Stellung anwiesen, die nicht auf der gewöhnlichen Berechnung materieller Grundlagen beruhte; aber er ist so wenig geneigt, den König, nach Art seiner begeisterten Anhänger zu idealisiren, dass er dessen Schwächen, Irrthümer und Missgriffe der Beleuchtung nicht entzieht. Die Veranlassung zum Ausbruche des siebenjährigen Krieges anbelangend, so würde die Unparteilichkeit des Vfs ohne Frage dieselbe nicht hervorr hier gegebenen Weise erörtert haben,

wenn ihm die hierauf bezüglichen und erst in den letzten Monaten veröffentlichten Actenstücke und diplomatischen Verhandlungen hätten bekannt sein können.

Dass der Verf. die Geschichte der Freiheitskriege wesentlich in der früheren Form und Auffassung beibehalten hat, wird jedem, der sich jemals an der Lectüre derselben erfreut hat, erwünscht sein. »Ich habe mich nicht entschliessen können, heisst es in der Vorrede, um diese Erzählung in eine mehr objective Form zu rücken, etwas von der lebhaften Farbe hinwegzunehmen, die in den Tagen der ersten Aufregung aus meiner Feder hervorgegangen war; der innewohnende Geist jener Darstellungen, die nicht mein Werk, sondern das jener gehobenen Zeit selbst gewesen, entwaffnete die kühlere Kritik«. Es ist in den letzten dreissig Jahren die Literatur über diesen Gegenstand ungewöhnlich angeschwollen und neben den schätzenswerthesten Monographien sind Memoiren und sonstige Quellenschriften in grosser Zahl an den Tag getreten, so dass für eine kritische Sichtung der Ereignisse im Felde und in den Cabinetten das vorliegende Material der Hauptsache nach als ausreichend angesehen werden darf. Aber um die gewaltige Zeit in ihrem Sturm und Drang aufzufassen, die Siegesbegeisterung der Jungen, die freudige Entschlossenheit der Alten, des Vaterlandes Schmach und Knechtschaft an dem übermüthigen Eroberer zu rächen, zu schildern, diese Auferstehung eines Volks, das dem Imperator als Leiche galt und nun plötzlich im Verlangen nach Wiedererobierung verlorener Ehre und Freiheit erglühte — um das zu können, muss man ein Kind jener Zeit, von ihrer Stimmung getragen gewesen sein.

Was schliesslich die Fortsetzung der Erzählung bis auf unsere Tage und namentlich der Zustände, Richtungen und Begebenheiten des Jahres 1848 anbelangt, so glaubt Ref. die vom Verf. behauptete Haltung am treffendsten mit dessen eigenen Worten in der Vorrede bezeichnen zu können: »Man kann zweifelhaft sein, ob diese neuesten Begebenheiten, besonders in einem auch für Schulen bestimmten Buche, behandelt werden sollen. Im Sinne der Parteilstellung gehalten würde dieses allerdings tadelnswerth, ja selbst ein Unrecht sein, denn die Jugend, unreif zum selbständigen Urtheile und nicht berufen zum Eingreifen und Handeln, soll in keine politische Parteiansicht hineingezogen werden; ihre Partei soll die des Rechtthums, des Gehorsams, der Bescheidenheit im Urtheile, der Treue in der Ausbildung für künftiges Wirken, der Verehrung echter menschlicher Grösse und Güte und der göttlichen Weltordnung sein. Aber eben deshalb, damit sie nicht durch das laute Geschrei des Tages verleitet werde, soll der, welcher sich bewusst ist, durch reifere Lebenserfahrung und geschichtlich gebildetes Urtheil freier dazustehen, das Wort nehmen und der Jugend den einfachen Hergang des Geschehenen mittheilen; denn verschweigen lässt sich ihr die Geschichte der Gegenwart doch nicht, sie wird ihr willig und widerwillig täglich entgegengetragen«.

Collection d'ouvrages orientaux publiée par la société asiatique. — Maçoudi. Les prairies d'or. Tome troisième. Texte et traduction par C. Barbier de Meynard et Pavet de

Courteille. Paris 1864. (464 S. in Octav). —
Tome quatrième. Texte et traduction par C.
Barbier de Meynard. ibid. 1865. (XI und
480 Seiten in Octav).

Die Herausgabe dieses so sehr wichtigen Werkes wird von der Pariser Asiatischen Gesellschaft mit einem Eifer gefördert, der andern gelehrten Vereinen, namentlich unsrer Deutschen Morgenl. Gesellsch. zum Muster dienen könnte. Wenn die folgenden Bände so rasch hinter einander erscheinen, wie Band 2 — 4, so werden wir das Buch in wenigen Jahren vollständig vor uns haben und damit eine von allen Orientalisten schmerzlich gefühlte Lücke ausgefüllt sehn.

Ueber den Charakter des Werks im Allgemeinen haben wir bei der Besprechung des ersten und zweiten Bandes in diesen Anzeigen (Jahrg. 1862 Stück 21 und Jahrg. 1864 Stück 34) geredet. Derselbe bleibt auch in den hier angezeigten Bänden derselbe. Der dritte Band und der Anfang des vierten geben das, was zu der Cosmographie noch fehlt. Von fremden Völkern und Ländern werden zuerst die Afrikanischen, dann die Europäischen besprochen. Namentlich die Berichte über einige Gegenden Afrika's würden für uns von Werth sein, wenn hier nicht die starke Entstellung der Eigennamen, die nun einmal von der Arabischen Schrift unzertrennlich ist, so sehr störte. Eine deutliche Probe davon, wie weit diese Entstellungen gehn, haben wir an dem Verzeichniss der Lateinischen Monatsnamen Bd. III. S. 412. Wo der October zu *أفرطيوس* werden kann, da wird es um die Erkennung eines anderweitig unbekannten Afrikanischen Namens aus der Arabischen Schreibweise misslich stehn. Freilich rühren ohne Zwei-

fel diese argen Verderbnisse zum grossen Theil erst von spätern Abschreibern her, und die Anführung der Varianten würde uns gewiss manchmal Gelegenheit geben, dem Ursprünglichen näher zu kommen, aber ein Theil der fremden Namen ist gewiss schon von Almas'ûdî selbst sehr fehlerhaft niedergeschrieben; nicht viel besser war es, wenn er bei ihnen etwa die diakritischen Punkte wegliess.

Die Abschnitte über die Europäischen Völker haben, zumal bei der Entstellung der Eigennamen, für uns fast nur den Werth eines Curiosums. Der Verf. spricht nur von den Franzosen, Galiciern (Nordspaniern), Lombarden und Slaven. Deutschland, das sich zu seiner Zeit unter Heinrich I. und Otto I. zum ersten Mal als ein selbständiges Reich mächtig erhob, wird nicht genannt, wenn es nicht, wie ich fast vermuthe, unter einem der unkenntlichen Benennungen Slavischer Völker verborgen ist.

Von diesen Völkern geht das Buch wieder zu den Arabern über. Die mythischen, halb- und ganz geschichtlichen Völker und Reiche Arabiens werden uns vorgeführt, natürlich unsystematisch, in ungleichmässiger Behandlung, unvollständig und unter zahlreichen Abschweifungen. Das ist ja nun einmal der Charakter des ganzen Werkes, von dem ich kaum zu erwähnen brauche, dass er sich auch in den eben besprochenen Theilen dieses Bandes findet. Die rein historischen Angaben sind für uns grösstentheils nicht neu, doch weiss der Verf. durch geschickte Zusammenstellung oft auch das Bekannte interessant und fruchtbar zu verwenden. Die Abschnitte über die verschiedenen Arten des Aberglaubens bei den alten Arabern haben zum Theil ein grosses Interesse. Natürlich be-

zieht sich dieses nur auf die Mittheilung des Thatsächlichen; was Almas'ûdî von seinen eignen Ansichten und denen andrer Gelehrten hinsichtlich dieser Dinge mittheilt, hat für uns wenig Werth, obwohl wir uns doch über die gesunde Auffassung freuen, welche (III, 323 f.) die geheimnissvollen Stimmen der Wüste (hawâtif) aus rein subjectiver Täuschung des durch die Schrecken der Einsamkeit krankhaft erregten Gemüths erklärt.

Ein wichtiger, nur leider zu kurzer Theil, welcher von der Zeiteintheilung und dem Kalender der verschiedenen Völker handelt, naturphilosophische und andre Auseinandersetzungen und eine Besprechung der religiösen Gebäude verschiedner heidnischer Völker, welche sehr wichtige Angaben (wie die schon von Chwolsohn bekannt gemachten über die Harrânischen Heiden) neben manchen unbedeutenden und fabelhaften enthält, und endlich ein Abriss der Weltchronologie (verbunden mit einer Widerlegung derer, welche die Welt für ewig und ungeschaffen halten) schliessen den ersten Haupttheil des ganzen Werks. Wie überall finden sich auch in diesen letzten Abschnitten (dem Anfang des 4ten Bandes) viele wichtige und interessante Bemerkungen; ich hebe nur die über die Ruinen von Persepolis (S. 76 f.) und über »1001 Nacht« (S. 90) hervor. Die Zahlen der biblischen Chronologie S. 107 f. sind leider stark verderbt, so dass man nicht ganz sicher erkennen kann, ob der Verf., wie ich glaube, aus christlicher (auf die Septuaginta zurückgehender) oder aus jüdischer Quelle (wie der Hrg. in der Anm. als gewiss annimmt) geschöpft hat; sicher sind allerdings die chronologischen Daten auf S. 117 f. der gewöhnlichen jüdischen Berechnung entnommen.

Ich wiederhole, dass es unmöglich ist, in einer kurzen Uebersicht den Inhalt des ersten Theils unseres Werkes auch nur einigermaßen zu erschöpfen. Die bald kurzen, bald sehr ausführlichen Digressionen, welche oft wieder von neuen Einschübseln unterbrochen sind, erklären dies zur Genüge. Natürlich ist in dem zweiten Haupttheil der islâmischen Geschichte von Muhammed bis auf die Zeit des Verf.'s eine grössere Systematik schon durch den Gegenstand geboten, aber freilich ist auch dieser sehr ungleich gearbeitet. Höchst auffallend ist, dass gerade von Muhammed's Geschichte nur ein ganz dürre Abriss gegeben wird, von dem fast nur das Verzeichniss der Koraischitischen Familien (IV, 121 f.) für uns Werth hat. Herr Barbier de Meynard erklärt dies in seinem sehr verständigen Vorwort zum 4ten Bande mit Recht aus dem Verhältniss der »goldenen Wiesen« zu den beiden grösseren Werken unseres Verf.'s. Er will in jenen eben nichts Vollständiges geben, sondern immer das Bedürfniss der Benutzung dieser rege halten. Glücklicherweise hat er aber nur stellenweise einen solchen dünnen Auszug gegeben, sondern zieht es im Allgemeinen vor, einzelne Ereignisse ausführlich zu behandeln und dafür andre ganz zu übergehn oder nur eben mit Verweisung auf die grossen Werke oder andre seiner Schriften anzudeuten. So erhalten wir denn doch eine Menge ausführlicher Berichte von hohem geschichtlichen Werth oder doch wenigstens von literarischem Interesse. Bei der Darstellung der vier ersten Chalifate, welche dieser vierte Band noch enthält, wird leider die Geschichte der grossen Eroberungen fast ganz übergangen; nur die ersten Kämpfe mit den Persern werden beschrieben, hauptsäch-

lich wohl wegen der romantischen Erzählungen, die sich daran knüpfen. Dagegen erfahren wir manches Wichtige über die innern Verhältnisse. Die Geschichte Othmân's verschweigt durchaus nicht die zahlreichen Schwächen und Misgriffe dieses unfähigen Fürsten. Drastisch wirkt hier die Aufzählung der unendlichen Reichthümer, welche von den Grossen der Koraischiten unter ihm gesammelt wurden, kurz nach der Schilderung der rauhen Einfachheit Omar's.

Bei der Erzählung der Ermordung Othmân's zeigt sich zum ersten Mal deutlich die entschiedene Vorliebe des Verf.'s für Alî, welche sich leider fast bei allen Darstellern der Geschichte des ersten Jahrhunderts findet. Dass Alî an jener That durch Aufhetzen und Gewährenlassen eine gewisse Mitschuld trägt, ist nicht zu bezweifeln, wie er denn auch nicht das geringste Bedenken trug, die Früchte derselben zu pflücken und sich von den Mördern das Chalfat geben zu lassen. Freilich zeigt sich bei ihm noch nicht die widerwärtige Heuchelei und Falschheit seiner Rivalen Talha und Azzubair, welche als Rächer dessen auftreten, dessen Sturz sie hauptsächlich bewirkt hatten. Aber darum ist es noch nicht gerechtfertigt, Alî nach der bei den Muslimen zur Herrschaft gekommenen Umai-jaden - feindlichen Auffassung zum Heiligen und gar zum Muster eines Regenten zu machen. Durch seine Tapferkeit ragte er hoch empor, aber darum dürfen wir ihn noch nicht für einen »grand homme« halten, wie der Hg. Die Ursachen der maasslosen Verehrung Alî's von Seiten fast aller muslimischen Parteien, nicht bloss der Schiiten (zu denen allerdings unser Verf. nicht gehört) liegen in ganz andern Umständen, als in seinen persönlichen Vorzügen. Die Ve-

berlieferung über ihn ist durch unbewusste und noch weit mehr durch bewusste Fälschung stark entstellt und von diesen Entstellungen ist auch Almas'ûdî's Bericht nicht wenig beeinflusst; doch erkennt man auch noch aus diesem heraus, wie sehr Alî seinem Gegner an eigentlichen Herrschergaben nachstand. Auf alle Fälle sind die betreffenden Abschnitte unseres Schriftstellers sehr wichtig. Auch wo die grosse Lebhaftigkeit, die romantische Färbung und die poetische Anschaulichkeit der Darstellung einiger Begebenheiten uns andeutet, dass wir nicht eine Geschichte sondern freiere Ausschmückungen der überlieferten Thatsachen durch ältere Erzähler vor uns haben, erhalten wir doch ein gutes Bild des Tones und der Denkungsweise jener Zeit. Ich verweise hier z. B. auf die fast epische Schilderung der Kämpfe in Siffin, den Bericht über die Ueberlistung des schlaunen Amr durch den noch schlaueren Muâwija u. a. m. Von den eigentlichen Fälschungen zu Ehren Alî's finden wir am Meisten in dem letzten Kapitel des 4. Bandes: ich meine die dem Propheten oder Alî selbst untergeschobenen Aussprüche, welche ihn über alle Menschen zu erheben suchen. Ich hebe diese Umstände hervor, damit man sich nicht verleiten lasse, Almas'ûdî's Bericht über Alî ohne Weiteres als eine schlechthin zuverlässige Quelle zu benutzen.

Leider können wir über das Verfahren der Herausgeber auch bei diesen beiden Bänden durchaus nicht günstiger urtheilen, als beim 2. Abgesehen von dem immer wieder hervorzuhobenden Hauptmangel, dem Fehlen fast aller, auch der wichtigsten Varianten, bietet der Text sehr zahlreiche Anstösse. Grammatische und andre Fehler sind in grosser Anzahl vorhanden.

Wenn Bd. IV. S. 251 ohne Anstoss eine Lesart befolgt ist, nach welcher Einige behaupteten, Othmân sei im Jahre 35 (seinem Todesjahre) zur Herrschaft gekommen, so ist das doch etwas stark. Die Versetzungen zweier Punkte macht Alles richtig: man lese Zeile 1 **وقتل** (»und er wurde getödtet«) für **وقيل**. Stände nicht die französische Uebersetzung daneben, so würde man meinen, einen Druckfehler vor sich zu sehn. Dieses Beispiel mag uns aber zeigen, dass die in den Noten mehrfach an dem Autor getadelte Flüchtigkeit auch sonst vorkommt. Uebrigens ist dieser Tadel nicht einmal immer gerechtfertigt. Wenn z. B. die Anm. zu Bd. III. S. 115 behauptet, von den 3 Vorrechten gewisser Stämme bei der Pilgerfahrt würden nur 2 erwähnt, so beruht dies auf einer falschen Auffassung des Textes: das 3. ist das S. 116 Z. 8 genannte *Nasî*, dessen grammatische Construction bei der in der Uebersetzung gegebenen Auffassung völlig räthselhaft bleibt. Ueberhaupt fehlt es in den Anmerkungen nicht an unrichtigen Behauptungen, wenn z. B. zu IV, 136 die durch

das Metrum geforderte Form (**أجدأ**) für metrisch unrichtig erklärt wird. Zu bedauern ist es, dass die Anmerkungen, welche sehr viel Werthvolles enthalten, nicht zahlreicher sind. Zuweilen ist eine Schwierigkeit erklärt und zahlreiche ganz analoge sind unerklärt gelassen. Dies betrifft namentlich die Erklärung der corrumpten Namensformen.

Auch die Uebersetzung kann nicht sehr gerühmt werden. Dass dies so sei, hat offenbar Herr Barbier de Meynard selbst gefühlt, er erklärt in der Vorrede zum 4. Bande, dass er von jetzt an der alleinige Herausgeber einfacher und

wörtlicher übersetzen wolle. Doch ist der Unterschied weit geringer, als ich nach diesen Worten glaubte hoffen zu dürfen. Wo der Text eine wirkliche Schwierigkeit bietet, ist die Uebersetzung meistens so unbestimmt gehalten, dass man nicht darüber klar wird, wie der Uebersetzer die Stelle aufgefasst hat. Dazu fehlt es nicht an sehr groben Missverständnissen; namentlich die Uebersetzung der Verse bietet sehr oft ein Quid pro Quo, und wir müssen daher wiederholt zur Vorsicht bei der Benutzung der Uebersetzung ermahnen.

Dass die Wiedergabe der Arabischen Eigennamen in der Uebersetzung nicht immer ganz richtig ist, wird man eher entschuldigen: freilich sollten Fehler wie »*Moghaira*« für »*Moghira*« und »*Okail*« als Name von Ali's Bruder *Akil* bei den jetzt leicht benutzbaren Hilfsmitteln nicht mehr vorkommen.

Mit dem Wunsche, dass der Herr Hg., welcher sich in den letzten Jahren so manches Verdienst um die geschichtliche und geographische Literatur der Araber erworben hat, uns diese unsre offenen Erklärungen nicht übel deuten möge, verbinden wir den, dass wir bei der, hoffentlich baldigen, Besprechung der spätern Bände eine immer grössere Sicherheit und Strenge in der Behandlung und Uebersetzung des Textes constatieren können.

Kiel.

Th. Nöldeke.

Die geschichtlichen Bücher des Alten Testaments. Zwei historisch-kritische Untersuchungen von Karl Heinrich Graf, Dr. der Theologie und Phil., Prof. an der K. Landesschule zu

Meissen. Leipzig, T. O. Weigel, 1866. — IX u. 250 S. in Octav.

Biblischer Commentar über das Alte Testament, herausgegeben von Carl Friedr. Keil und Franz Delitzsch. Zweiten Theiles dritter Band: die Bücher der Könige, von Keil. Dritten Theiles erster Band: der Prophet Jesaja, von Delitzsch. Leipzig, Dörffling und Franke, 1865 f. 388 und 668 Seiten in Octav.

Es ist wahrlich keine eitle Befürchtung oder gar Schwarzseherei dass eine besonders durch viele ausserdeutsche Zeitbestrebungen begünstigte Richtung auch mitten in Deutschland gegenwärtig noch immer alles in Bewegung setzt um endlich sogar in der Evangelischen Kirche die Freiheit der Wissenschaft und die Gewissenhaftigkeit der Erkenntniss auszutilgen, dagegen aber Ansichten und Grundsätze zur alleinigen Herrschaft zu bringen welche in ihrer Folgerichtigkeit alle Wissenschaft mit dieser Kirche selbst zerstören müssten. Diese Richtung rühmte sich bis jetzt der Frömmigkeit und des Christenthumes: allein besonders die letzten Jahre haben diesen ihren Ruhm zu offen in den tiefsten Schatten gestellt als dass man ihn zumal so ganz allein noch viel vor sich her tragen könnte. So ist denn die neueste Kunst die dass man sich der Wissenschaft selbst rühmen möchte, da man doch zu nachdrücklich erfahren hat welche bedeutende Ergebnisse diese gewonnen und wie sie die Augen der Welt auf sich gezogen habe. Nun kann freilich nichts Besseres kommen als dass so plötzlich ein scheinbar ganz ernstlich gemeinter Wetteifer in der Wissenschaft selbst die bisher entgegengesetzten Richtungen zusammenführen will: die Wissenschaft

als der allen gleichmässig freistehende richtige Weg zu sichern Erkenntnissen zu gelangen feiert also schon ihren Sieg, auch wenn man behauptet auf demselben Wege zu anderen Ergebnissen gekommen zu sein. Es kommt jetzt nur noch darauf an wohl zuzusehen ob der richtige Weg auf den man sich so plötzlich stellen will wirklich eingeschlagen sei.

Dr. Franz Delitzsch von welchem ein ähnliches Werk schon im Jahrgange 1864 der Gel. Anz. S. 1454 ff. beurtheilt wurde, versichert hier im vollsten Ernste auch bei dem Buche Jesaja ganz allein nach wissenschaftlichen Grundsätzen verfahren zu sein: allein eben dieses Verfahren habe ihn zu einer neuen Ansicht über die Eintheilung und Anlage des B. Jesaja geführt woraus klar hervorgehe dass dieses grosse Buch ganz so wie es jetzt in der Bibel steht von Jesaja selbst geschrieben sei. Das Buch zerfalle in zwei Hälften, c. 1—39 und c. 40—66: allein bekanntlich ist schon diese Grundannahme unseres Verfs ohne allen Grund, da noch Niemand bewiesen hat oder irgendwie beweisen kann dass die grosse Schrift welche jetzt nur zufällig mit dem Buche Jesaja zusammengerückt ist und als c. 40—66 gezählt wird, ursprünglich zu diesem Buche gehörte oder gar durch ein inneres nothwendiges Band mit ihm zusammenhänge. Als der Kanon der Propheten geordnet wurde, traf es sich dass man ihn gerade in 4 fast gleich grosse Bände zerlegen konnte wenn man dieses namenlose kleinere Buch dem B. Jesaja wie es damals schon war anhängte: das ist eine blosse Buchsache im alleräusserlichsten Sinne dieses Wortes, man würde heute sagen eine Buchbindersache; und wem wird es einfallen Schriften welche so ganz äusserlich zusammengestellt oder

(man kann auch sagen) zusammengeheftet sind nothwendig von dem gleichen Verf. abzuleiten? Man sieht hier nur dass Dr. Delitzsch von vorne an seine Behauptungen auf Sand bauet: denn noch mit mehr Grunde könnte man behaupten Homer habe selbst jedes der beiden grossen Gedichte nach den Buchstaben der Griechischen Alphabete eingetheilt, als das jetzt sogenannte B. Jesaja welches nach den klarsten Anzeichen mit c. 39 völlig zu Ende ist sei von Jesaja selbst in diese zwei Hälften zerlegt. Wir wollen nun unserm Kritiker welcher mit der ernstlichsten Miene von der Welt behauptet die »Kritik« sei auch bei der Bibel ganz nothwendig und er wolle sich ihrer ganz aufrichtig befleissigen, nicht weiter zu seinen Meinungen über diessen grossen Anhang zum B. Jes. c. 40—66 näher folgen: er legt hier die grundlose Ansicht Rückert's zum Grunde dass dieses Werk des grossen Ungenannten aus 3 Haupttheilen jeder zu 9 Capiteln bestehe, will aber in jedem Drittel wirklich 9 Reden nachweisen, und verfällt damit nur in immer ärgere Grundlosigkeiten; aber er bleibt sich darin auch nicht gleich, da er S. 605 mit 63, 7 vielmehr drei ganz besondere Schlussreden nachweisen will. Dies alles wollen wir hier nicht näher verfolgen, um nur genauer zu betrachten wie er seine erste Hälfte c. 1—39 welche doch das nächste grösste und schon seiner Mannichfaltigkeit wegen wichtigste Buch ist behandelt. Diese sogenannte Hälfte nun meint er müsse Jesaja ganz so wie sie uns überkommen ist geschrieben haben weil sie so schön nach der heiligen Siebenzahl auf 7 Theile angelegt sei; ja er will in den 6 ersten derselben sogar 3 »Syzygien« sehen, wie er denn überall nach solchen absonderlichen fremden Worten hascht als

misste das für die ferneren Ohren ganz be-
 sondere Vortheile bringen. Nach c. 1 als der
 allgemeinen Erklärung sollen als 1 c. 2—6 „Weis-
 sagungen auf dem Wege der Masse des Volkes
 zur Verstockung“ sich finden, und 2 c. 7—12
 „der Tödtung Israhels“ in den Assyrischen Be-
 dingnissen: sollen 3 c. 13—23 „Weissagen-
 gen von Gericht und Heil der Heiden“, 4 c.
 24—27 „Weissagung von Weltgericht und den
 letzten Dingen“, sollen 5 c. 28—33 „der Ab-
 fall von Assur und seine Folgen“, und 6 c.
 34—37 „Weissagung von Rächung und Erlösung
 der Gemeinde“. Wir wollen zu dem siebenten
 Theile dieses Auslegers 1. 38—39 nicht fortge-
 hen, sondern nur hier stehen bleiben bis wohin
 Jesaja's ursprüngliche Schriften wenigstens auf
 den ersten Blick sich zu erstrecken scheinen
 und im Folgenden sich wirklich erstrecken: denn
 der gesammelte Schluss 1. 38—39 ist ja, wie
 uns das ganze Eingetragene ganz wahrlich
 zeigt, eine solche Erklärung über Jesaja's Exi-
 lenz in der höchsten Zeit seines Lebens welche
 den Hochschultheissen entlehnt ist. Allein wer
 weiss was die alten Syriäer dachten, der würde
 von den heutigen Exilisten angenommen sechs
 Theile zu gleicher Weise so denken, ohne weil
 sie nicht wissen was er die hier bestimmt nicht
 hier dass, oder selbst diesen Inhalt wird eben:
 von diese Erklärung durchaus vollständig so
 angenommen. Niemand der das Buch Jesaja
 schon früher nach verstehen wird 1. 1—6 ver-
 standen und diesem Buchen von Schicksal des
 Volkes eine zweite Seite gegenüberstellen:
 Aber Niemand wird nach diesen 1. 7—12 ganz
 leicht gehen, schon deswegen weil das Schick-
 sal des Volkes nicht ganz nachlassen. Aber ebenso
 passt 1. 12 nicht im Mindesten zu jener Ar-

nahme über den ursprünglichen und von Jesaja selbst gewollten Inhalt von c. 13—23; und die Stücke c. 28—33 nennt unser Erklärer unten S. 296 vielmehr »das Buch der Wehe«, was übrigens ebenso wenig passt da das Hebräische Wörtchen הוֹי keineswegs unserm Wehe! entspricht. Man ersieht aus allen diesen schiefen Ansichten und vergeblichen Versuchen nichts als dass Dr. Delitzsch heute in unserer Wissenschaft noch immer, um den besten möglichen Fall zu setzen, wie ein Talmudist verfährt nur nach dem ganz Aeusserlichen der Bibel fragend und allerlei scheinbare Seltsamkeiten aufzuspüren sich begnügend. Kann es denn irgendwie gelingen auf diesem Wege zu den reinen Höhen ja auch nur zu den einfachen Wahrheiten der Rede eines Jesaja zu gelangen?

Wenn nun eben diese neue Ansicht über das Buch Jesaja welche dem Verf. der feste Grund zu seiner Verwerfung aller unsrer heutigen wissenschaftlichen Erkenntnisse wird, selbst so vollkommen grundlos ist: so brauchen wir streng genommen in der Beurtheilung des neuen Werkes gar nicht weiter zu gehen; es ist schon damit genug über es gesagt. Zwar verbrämt der Verf. diese seine Verwerfung aller unsrer heutigen besseren Erkenntnisse und vorzüglich des geraden guten Weges auf welchem sie erworben wurden, noch mit den bekannten Redensarten einer heutigen Kirchenschule, liebt es auch diese Redensarten wo möglich noch mehr zu verbittern und zu vergiften als sie durch seine Meister in dieser Kunst es schon übergenuß sind. Man lese was er besonders S. 20 ff. 385 ff. ganz allgemein nach dieser Richtung hin sagt, und man wird einsehen dass er den Dr. Hengstenberg in Berlin und alle seine übrigen Meister

in der Wissenschaft nur noch zu übertreffen sucht. Da weiss er von nichts als von »kritischen Fragen«: als wenn es in der Wissenschaft und sogar in der Bibel nichts als »Fragen« gäbe, und als käme alle unsre heutige auch die tiefer und erschöpfender alles behandelnde Wissenschaft nur auf »Fragen« zurück! Da behauptet er hoch und heilig auch er wolle »Kritik« treiben, nur die »moderne Kritik« sei Satanicisch oder wie er scheinbar etwas feiner sagt *αντοκατάκριτος*, und die wolle er weit von sich stossen: alsob es in der Wissenschaft auf das Wort »Kritik« ankäme, und alsob sie entweder »modern« oder nicht »modern«, entweder kirchlich oder nicht kirchlich, und entweder in Bausch und Bogen zu verwerfen oder anzunehmen, anzubeten oder zu verbrennen wäre. Darum weiss er denn auch von nichts als von »Vorurtheilen« oder gar von »Bannsprüchen der neuern Kritik«, und macht aus diesen liebsamen Wörtern sogar Ueberschriften seiner Capitel und seiner Seiten, alsob er alle Abhängigkeit von Vorurtheilen meilenweit von sich wiese. Lässt er sich aber einmal etwas herab die Vorurtheile welche man so tief verabscheuen müsse näher zu bezeichnen und sie alle auf ihre letzte Quelle zurückzuführen: so lehrt er es seien die beiden welche er só bezeichnet »es gibt keine eigentliche Weissagung«, und »es gibt kein eigentliches Wunder«; und darum habe diese »Kritik« nur immer zwei »Zaubersprüche« mit welchen sie alles ihr feindliche banne: entweder »verwandle sie wie die Wundergeschichten in Sagen und Mythen so die Weissagungen in *vaticinia post eventum*«, oder sie »rücke die geweissagten Ereignisse so nahe mit den Propheten zusammen dass es zu ihrer Voraussicht nicht der In-

spiration sondern nur der Combination bedürfe: alsob der Verf. uns über Weissagung und Wunder etwas Besseres zu sagen wüsste als was von den sachkundigsten und frömmsten Männern aller Zeiten längst auch schon in der Bibel selbst gesagt ist, und als wollte er klüger sein als die Bibel! oder alsob was Einzelne gefehlt haben allen Freunden einer ächten Wissenschaft an den Hals zu hängen und mit diesen Freunden wenigstens für jetzt die Wissenschaft selbst an den groben Seilen solcher schillernden Vorwürfe und heute beliebten Anklagen in den Wassersumpf zu ziehen und zu ersäufen wäre! Allein man wird an allen solchen Redensarten womit der Verf. seine Leser unterhält nichts sehen als dass er seine eignen Ansichten und Urtheile nicht richtig zu begründen versteht; und es ist doch nur eine alte Kunst alle die höchst verschiedenen Männer die man sich gegenüberstellt für eine einzige gleich verwerfliche Rotte zu halten.

Eins aber ist nützlich hier besonders hervorzuheben. Der Verf. kann nicht läugnen dass das sprachliche Verständniss des B. Jesaja wie der ganzen Bibel gegenwärtig schon höchst sicher stehe und darin seit 40 Jahren Fortschritte gemacht sind welche unsre ganze Wissenschaft heute auf einen viel zuverlässigeren Boden stellen als dieses früher möglich schien. Zwar sucht er auch dies Zugeständniss gerne wieder etwas zweifelhaft zu machen: allein was er hier versucht wie z. B. S. 183, ist in seiner Schwäche leicht zu erkennen. Ist nun so von unten alles in seinem breiten Grunde gesichert genug, so können ja die Folgerungen welche sich daraus bei weiterem Nachforschen ergeben schon deswegen ebenfalls nicht mehr so unsicher

sein: sondern, wie es gar nicht anders sein kann, das ganze Verständniss der Worte und Thaten Jesaja's und aller anderen Propheten geht uns heute in einer Klarheit und Gewissheit wieder auf welche wir gar nicht besser wünschen können, weil die Erfahrung jetzt gelehrt hat dass durch alle solche genauere Erkenntnisse wie wir sie heute erwerben können unsre Hochachtung vor dem Reden und Wollen und Thun der grossen Propheten nur immer höher und unsre Fähigkeit die rechten Folgerungen daraus für unser eignes Leben zu ziehen nur immer fruchtbarer wird. Warum sperrt sich also der Verf. gegen das Bessere welches jetzt in der That schon da ist? warum will er es wenn auch nur durch solche Mittel wie wir sie eben sahen verdächtigen und wo möglich zerstören? welcher unlösbare Widerstreit erhebt sich so in seinem eignen Thun, da er von der einen Seite ganz mit unserer heutigen Wissenschaft gehen von der andern (wenn sein Handeln überhaupt Sinn und Zweck hat) sie eben in dem Besten was sie hat vernichten will? Ist dies ganze Verfahren etwas anderes als jenes der Päpste und ihrer unentbehrlichen Werkzeuge der Jesuiten womit sie seit der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts gegen die Deutsche oder, wie man ebenso wohl und noch richtiger sagen kann, gegen die christliche Reformation zu Felde zogen und ihre Zwecke allerdings wir wissen wie und wie weit erreichten? Die Art wie man damals zuerst gegen Luther und Calvin dann aber auch bald genug gegen Scaliger und die andern besten Gelehrten aller Art verfuhr, gleicht vollkommen dem Wege auf welchem Dr. Delitzsch hier aufs Neue einherfährt; und mag die Nachahmung auch nur durch die Wahl

desselben Weges veranlasst sein ohne dass die jetzt auf ihm Wandelnden bedenken dass sie doch nur desselben Weges ziehen den vor ihnen jene ebneten, die Aehnlichkeit im Handeln bleibt immer dieselbe. Man hat aus irgend welchen Gründen und Antrieben einen heftigen Widerwillen gegen die schon mächtig gewordenen Fortschritte im christlichen Leben und Erkennen: weil man sie aber auf andere Weise aufhalten zu können verzweifelt, stellt man sich alsoob man in Kirche und Wissenschaft noch bessere Fortschritte machen wolle und stellt wirklich ein Scheinding von Kirche und Wissenschaft hin welches durch seine leichte glatte hübsche Oberfläche die Augen der Welt auf sich ziehen und der Bequemlichkeit schmeicheln kann; nur dadurch erst die wirklichen Fortschritte zerstört, das gewonnene gediegene edle Erz in Scheinerz aufgelöst, insbesondere die guten Arbeiter selbst verdächtigt und verdrängt, das Uebrige wird sich finden! So handelten die Jesuiten als sie vor 300 Jahren die Wiener Universität unterwühlten und bald von ihr Besitz nahmen um sie — vorläufig 200 Jahre lang zu dem unsäglichem Dinge zu machen von welchem man jetzt bei ihrem halbtausendjährigen Jubiläum des Anstandes wegen öffentlich gar nicht reden mag.

Man fordere von uns nicht hier bei einem Werke weiter ins Einzelne einzugehen welches von vorne bis zum Ende von diesem Geiste durchzogen ist. Meint man aber etwa sein Verf. sei doch nur ein einzelner Mann und man dürfe von einem solchen aus nicht zu weit schliessen, so kommt uns (um hier von allen übrigen heutigen Männern dieser Art zu schweigen) sogleich der Dorpat-Leipziger Dr. theol. Keil als Verfasser des *anderen* Werkes entgegen um uns in diesem

wie in so vielem anderen von ihm Veröffentlichten zu zeigen wie verbreitet heute diese Geistesrichtung sei. Der Unterschied zwischen beiden ist nur der dass Keil bei dieser Richtung noch etwas mehr rücksichtslos verfährt und daher auch im Verdächtigen und Anklagen noch entschlossener ist: ein trauriger Wetteifer bei welchem man nicht weiss ob der mehr oder ob der minder Rückhaltlose mehr zu loben sei, da doch ihr Zweck der gleiche ist. In der Hauptsache sind beide sich gleich, ob auch das Feuer des Hasses gegen alles was sie das »Moderne« nennen und das Hinausschleudern des Vorwurfes »rationalistischer und naturalistischer Grundanschauungen« gegen jeden und besonders gegen jeden hervorragenden Mann der nicht ihres Weges sein will bei dem einem etwas andere Leuchtkugeln treibt als bei dem anderen. Wenn indessen Delitzsch durch das Ersinnen von allerlei wenigstens scheinbar sinnreichen neuen Vorstellungen die Schwellen der Wissenschaft zu verzieren sucht ob man sich durch sie anlocken lassen wolle, so sucht Dr. Keil in weit kühleren Bemerkungen sich Glanz und Ruhm zu erwerben, wie man vorzüglich auch in der Vorrede zu einer eben erscheinenden neuen Ausgabe des ersten Bandes dieses ganzen Sammelwerkes sehen kann. Für ihn nimmt jeder der seine Zerstörung aller Wissenschaft nicht billigen kann, »auf die Fortentwicklung der Wissenschaft« keine Rücksicht; und sogar leicht zu entdeckende Unwahrheiten werden auf diesem Wege schon nicht mehr gescheuet: er weiss für welche Leser er schreibe! Die Anmassung solcher Schriftsteller welche die Wissenschaft und sogar die Frömmigkeit selbst (denn wo ist diese nachdem die Liebe zur Wahr-

heit erstickt ist?) in ihr Gegentheil verkehren, nimmt seit den letzten Jahren in Deutschland sehr unverkennbar einen ganz neuen raschen Aufschwung: man bäumt sich schon, man weiss sich vor Uebermuth und Muthwillen kaum noch zu halten! Warum auch nicht? die Sterne dieser Zeiten scheinen ja so günstig, und alle des Namens werthe Wissenschaft zu verachten bringt im Evangelischen Deutschland keine Schande mehr.

Bei diesem Stande der Dinge kann man es dem Verf. des ersten der oben genannten neuen Bücher nicht verdenken dass er in der Vorrede sich gerade gegen die Herren Delitzsch und Keil stark äussert: er hat darin nur zu viel Recht, und wie lange wird es in Deutschland noch währen bis man den Schaden welcher von jener Seite her unser ganzes bestes Bestreben und Arbeiten anfrisst allgemein auf die rechte Weise zurückweist? Allein dies wird nie gelingen so lange man einem solchen tieffressenden Schaden mit ebenso verkehrten Mitteln begegnet: und leider lässt sich nicht sagen dass Dr. Graf die rechten Mittel zum Heilen und Bessern anwendet. Sein Werk zerfällt in zwei Abhandlungen: in der ersten betrachtet er »die Bestandtheile der geschichtlichen Bücher von Gen. 1 bis 2 Kön. 25«, in der zweiten »das Buch der Chronik als Geschichtsquelle«: es entspricht also seinem Inhalte nach nicht genug seiner Aufschrift und gibt auf eine Menge von Fragen welche die geschichtlichen Bücher des ATs betreffen keine Antwort. Allein nicht diese Mangelhaftigkeit ist es welche wir dem Werke übel anrechnen: das Ueble ist vielmehr dass der Vf. sich alle mögliche Freiheit bei der Betrachtung und Beurtheilung der Biblischen Bücher nimmt,

diese Freiheit aber wenig richtig anwendet weil er die Dinge selbst über die er frei richten will zu wenig versteht, aber auch das was man über sie heute sicher genug wissen kann sich nicht hinreichend angeeignet hat. Er kennt offenbar den Stand unsrer heutigen Wissenschaft in diesen Fächern zu wenig, und hat sich zu wenig Fähigkeiten erworben um ihn richtig zu schätzen. Dies erhellt aus allen Merkmalen: man kann es aber auch schon an der seltsamen Art sehen wie er über diesen heutigen Zustand unsrer bis jetzt errungenen wissenschaftlichen Erkenntnisse redet. So meint er unter anderen die geschichtlichen Forschungen über das Neue Testament seien jetzt viel weiter als die über das Alte: er sollte doch wissen dass die über jenes beständig höchst unvollkommen und schwankend blieben bis die über dieses eine unumstössliche Gewissheit gewonnen, worauf es dann leicht wurde auch die über jenes zu derselben Gewissheit zu erheben. So ist es gekommen: und anders konnte hier garkein Fortschritt und keine Sicherheit erreicht werden; jetzt aber ist diese längst auf beiden Seiten ganz gleichmässig erreicht.

Wer indessen die ATlichen Geschichtsbücher untersuchen will, muss vor Allem Wort um Wort Satz um Satz und Stück um Stück ganz genau nicht bloss für sich sondern auch im grossen Zusammenhange der Erzählungen selbst vollkommen sicher zu verstehen sich bemühen: sonst wird er sie weder ihren Quellen nach ihrem geschichtlichen Werthe nach richtig schätzen können. Der Verf. verwirft aber nach S. 2 ausdrücklich diesen wol schwierigen aber allein sichern Weg, und kann schon deshalb hier im Grossen und Ganzen nichts genügendes erreichen; von Knobel hätte er aber hier überhaupt

nicht reden sollen, da dieser es in solchen wirklich schwierigen Dingen nie zu einer Fertigkeit brachte. Dann aber muss der Forscher auf diesem Felde von der Geschichte eines grossen Zeitraumes selbst im Ganzen nach allen noch zugänglichen oft so höchst verschiedenen Quellen sich schon ein untrügliches Bild entworfen haben ehe er über die besonderen Erzählungsstücke treffend urtheilen kann; nur der Geschichtschreiber selbst wird auch ihre Quellen richtig beschreiben können wenn er ihnen allen mit dem schärfsten Auge nachgegangen ist. Unser Verf. bedenkt dies zu wenig, urtheilt über den Inhalt der Quellen so oft zu abgerissen und einseitig, daher leicht auch zu niedrig, und trübt dadurch häufig selbst erst diese unschuldigen Quellen. Kommt nun irgend woher ein irrthümlicher Anstoss hinzu, so ist die Verwirrung leicht sehr weitgreifend und der mögliche Schaden gross; die Freiheit selbst aber die man sich nimmt und der man nie genug zu thun meint, wird dann zur gefährlichen Falle um sich immer weiter zu verstricken. In diesem Wirrwarr waren alle diese Dinge um den Anfang unsres Jahrhunderts in Deutschland, und spannen sich so noch lange fort: unser Verf. verfällt daher ganz in das Zeitalter und in die Sitten und Meinungen der de Wette Gramberg Bohlen Lengerke u. s. w. zurück, während man heute über alle solche Unvollkommenheiten weit hinaus sein sollte. Sehen wir indess was er bringt im Einzelnen etwas näher an.

Der grössere Theil des Buches beschäftigt sich mit der Chronik: diese ist schon in einem sehr tief gesunkenen Zeitalter des alten Volkes geschrieben, und zeigt uns auch nach dieser Seite der Kunst der Geschichtschreibung hin

einen niedrigeren Stand. Ihren wahren Mangel hat man jedoch jetzt genug erkannt und im Einzelnen sowol als im Allgemeinen überall deutlich bezeichnet: es ist grundlos wenn der Verf. das nicht zugeben will. Allein da er alles zu tief stellt, so urtheilt er auch über dieses Buch und seinen Inhalt viel zu niedrig. Und während man erwartet er werde den Mängeln dieses Buches gegenüber die hohen Vorzüge anderer Geschichtswerke des alten Volkes desto glänzender in das rechte Licht setzen, sieht man sich in dieser Hoffnung völlig getäuscht, obgleich er hier nur sorgsam weiter zu verfolgen hatte was heute bereits sicher genug erkannt ist.

Ausserdem ist es nur der Pentateuch dem er eine besondre Aufmerksamkeit widmet: aber auch in ihm ist es wiederum nur ein kleinerer Abschnitt bei welchem er etwas besonders Wichtiges entdeckt zu haben meint. Wir wollen nämlich ganz übersehen dass er auf die Meinung verfällt: die Gesetzgebung der sogenannten Bücher des Pentateuches sei später als die des Deuteronomiums: wer diese Meinung genau verfolgt, wird sie nach keiner Weise hin billigen können, ganz abgesehen davon dass man dann den Inhalt dieser Bücher für rein ungeschichtliche Einbildung halten müsste: denn was dies bedeuten würde, hat unser Verf. offenbar nicht gehörig überlegt. Allein an einer besondern Stelle dieser Bücher gewinnt seine Meinung etwas mehr als eine unklare und unsätere Gestalt: er will beweisen die letzten Stücke im B. Leviticus seien von keinem andern als von dem Propheten Hiereziel geschrieben. Liesse sich das beweisen, so hätte man damit eine sehr greifbare Vorstellung, und man könnte dann

von dieser Gewissheit aus sehr vieles und äusserst wichtiges Anderes ganz sicher entscheiden. Wäre nun der Beweis für diesen Gedanken überhaupt möglich, so müsste er hier sehr zwingend und vollständig geführt werden können, weil wir ja das weite grosse Buch Hezeziel's haben auf welches wir alles ganz zuverlässig gründen könnten. Allein unser Vf. zählt zwar S. 81 f. eine Menge von Stellen auf aus welchen der Beweis herzustellen sei, er hat aber offenbar nicht bedacht was zu einem solchen Beweise gehöre. Der erste und der Haupttheil dieses Beweises soll nämlich dér sein: Lev. c. 18 ff. finde sich so oft der (ursprünglich so hoch bedeutsame) prophetische Spruch »Ich bin Jahve!« und derselbe finde sich nirgends weiter so als bei Hezeziel. Wir wollen hier nicht über den Ursprung und Sinn dieses Auspruches reden: es ist schlimm dass unser Verf. darüber nachzudenken unterlässt; was aber Hezeziel'n betrifft, so verhält es sich mit ihm so. Er gebraucht die Worte 20, 5. 7. 19: allein hier wiederholt er bloss erzählend Worte Gottes aus Mose's Zeit, gebraucht also diese besondern Worte ebenfalls nur weil er wusste dass es wirklich alte Worte waren die Mose immer gebraucht habe. An allen den vielen anderen Stellen stehen sie aber bei Hezeziel gar nicht so wie im Pentateuche fast unzähligemal rein für sich wo der Zusammenhang der Rede sie erlaubt, sondern hängen immer enger von einem anderen Worte ab, wie »dass sie erkennen ich sei Jahve«. Allein eben in solchem Zusammenhange kommen sie im Pentateuche aus guten Gründen sehr selten und gar nicht in jenen Stellen die Hezeziel verfasst haben soll sondern nur Ex. 6, 7. 10, 2. 14, 4. 18. 16, 12.

29, 46 vor, sind aber auch bereits 300 Jahre vor Hezeziel bei Joel 4, 17 wiederholt: erst Hezeziel hat sich diese Redensart wie ein süßes Lieblingswort angeeignet und wiederholt sie seiner Sitte nach so überaus oft. Statt dass also hieraus folgte was unser Verf. wünscht, folgt aus alle dem gerade im Gegentheile dass Hezeziel diese Worte nur aus dem Pentateuche hat, sei es dass er sie am rechten Orte rein wiederholt, sei es dass er sie in seine eigne Sprache verarbeite wodurch sie nur noch halb ihre ursprüngliche hohe Bedeutsamkeit behalten. Was aber bei dieser Hauptstelle so bewiesen ist, trifft bei allen anderen ein. Die bei Hezeziel von 5, 13 an so ungemein häufige verwandte Redensart »ich Jahve hab's geredet« findet sich im ganzen Pentateuche nur einmal Num. 14, 35, ist also von ihm wieder nur aus dieser Stelle entlehnt. Die Redensart הִלֵּךְ בְּתוֹקִיָּה Lev. 18, 3. 20, 23. 26, 3 ist zwar bei Hezeziel einige Male wiederholt, ebenso aber auch schon bei früheren Propheten wie Mikha 6, 16 ganz ähnlich, und geht bei ihm vielmehr in die ähnliche הִבְתִּיקִי über 11, 12. 20, 18. 36, 27. Ueberall wird man beim genaueren Nachforschen finden Hezeziel sei nur Nachahmer. Wenn er aber besonders die Sprache des Lev. 26, 3–43 eingeschalteten prophetischen Stückes nachahmte, weil dieses seiner Sprache und seinen Gedanken allerdings auch zeitlich schon viel näher stand als die weit älteren Stücke des Pentateuches, so hat dagegen dieses Stück doch auch so viel ihm ganz Eigenthümliches und Hezeziel'n durchaus Fremdes, dass man nicht ernstlich auf den Gedanken verfallen kann es sei von ihm geschrieben.

Wenn nun bloss eine solche Wissenschaft

wie sie leider hier durch Dr. Graf erneuert wird den Herren Hengstenberg Delitzsch Keil gegenüber tritt, so haben diese ein leicht gewonnenes Spiel. Die eine Oberflächlichkeit ruft so beständig die andre, der eine schwere Irrthum den ihm entgegengesetzten aber nicht besseren hervor. Wir wiederholen daher auch hier dass es endlich hohe Zeit ist denen welche deutlich und absichtlich alle ächte Wissenschaft auf diesem Felde vernichten wollen mit einer solchen Art von Wissenschaft und mit solchen Früchten von ihr entgegenzutreten welche sie wirklich zum Rückzuge und zum Beginnen besserer Bemühungen zwingen müssen. Unsre deutschen Zeitgenossen müssen sich auch hier erst an den rechten Gebrauch der unentbehrlich gewordenen Freiheit gewöhnen: sonst wird die Freiheit sie vernichten. Eine andere Wahl ist hier nichtmehr möglich: und wenn man es sonst noch nicht kann, so lerne man wenigstens in der ächten Wissenschaft auch der ächten Freiheit und damit zugleich der ächten Religion zu dienen. H.E.

ИЗСЛѢДОВАНИЕ О СОСТАВѢ АРМЯНСКАГО ЯЗЫКА.

К. ПАТКАНОВА. САНКТПЕТЕРБУРГЪ. 1864. (Untersuchung über den Bau der Armenischen Sprache von K. Patkanow. St. Petersburg) XXIII u. 110 Seiten in Octav.

Seitdem Petermann zuerst die armenische Sprache im Zusammenhang mit ihren Verwandtinnen betrachtet hat und durch Gosche's, Windischmann's, P. Bötticher's (de Lagarde's) und namentlich Friedrich Müller's Untersuchungen die Stellung dieses merkwürdigen Idioms genau be-

leuchtet und die Einzelheiten seines grammatischen Baues und des Lexicons immer mehr und sicherer in ihrem Verhältnisse zu den betreffenden Theilen der zunächst verwandten iranischen Sprachen dargestellt worden sind, so ist es gewiss ein zeitgemässes Unternehmen gewesen, mit dem Schatz aller dieser Forschungen ausgerüstet aufs Neue eine Grammatik des Armenischen auszuarbeiten, und von noch grösserem Interesse mag es für uns sein, dass wir diese Arbeit von einem gelehrten Armenier, dem bereits durch die Herausgabe armenischer Dichtungen (man sehe die Titel in der Zeitschrift der Deutschen Morgenl. Gesellsch. XIV, 239), einen Catalogue général de la littérature arménienne (vom 4. bis 17. Jahrh., im Bulletin histor.-philol. de l'acad. des sciences 1860 p. 49 ff.), den Abriss einer Geschichte der Sasanidischen Dynastie. Petersburg 1863 und eine russische Uebersetzung der armenischen Geschichtsschreiber Ghevond (8. Jahrh.) und Sebeos (7. Jahrh.) bekannten Herrn Kérobé Patkanianz mit Geschick und Sorgfalt unternommen und gelöst sehn. Nicht allein die Eingangs erwähnten Forschungen, sondern auch gelegentliche Bemerkungen über das Armenische, sowie ältere Werke, wie der treffliche noch immer den grössten Nutzen gewährende Thesaurus des Marburger Professors J. J. Schroeder, sind vom Hn. Verf. gewissenhaft benutzt worden, ganz zu schweigen von den armenischen Grammatiken seiner Landsleute, von Johann Erzenkatzi an, der im 14. Jahrh. einen Commentar zu der bekanntlich schon im 4. oder 5. Jahrh. ins Armenische übersetzten Grammatik des Dionysios Thrax schrieb, bis auf Arsen Bagratoni (Venedig 1852) herab, deren Forschungen dem Herrn Verf. wie keinem andern offen standen.

In der Einleitung seiner Grammatik finden wir

eine übersichtliche und verständige Darstellung der Urgeschichte des Armenischen, der Zeit, in welcher diese Sprache nach der Absonderung von ihren Schwestern ihren eignen Weg gieng, Wörter und Formen nach unbewussten, mit jenen ihr gemeinsamen Sprachgesetzen instinctiv schaffend allmählich zu der Verwischung der Consonanten und Vocale und der damit zusammenhängenden Flexionsformen, in Verbindung mit den Wirkungen des Accents, welcher durch seine Gegenwart die Längung der Vocale verursacht, während diese bei Tonlosigkeit verkürzt zu werden pflegen, fortgieng, bis sie zu dem nun schon vierzehn Jahrhunderte und darüber — von einer Veränderung der Aussprache der stummen Consonanten abgesehen — wesentlich sich gleich gebliebenen Zustand gelangt ist. Der Herr Vf. macht darauf aufmerksam, dass die historische Entwicklung des armenischen Volkes in umgekehrtem Verhältnisse zu derjenigen der Sprache stehe; während das Volk sich entwickelte, sei die Sprache auf dem im 4. Jahrh. erreichten Standpunct stehn geblieben, eine Ansicht, die doch wohl kaum richtig ist, da wir die Entwicklung des armenischen Volkes nicht erst vom Zeitpunct seiner Bekehrung zum Christenthum und des Eintritts in die Verwicklungen der mittelalterlichen und neuern Geschichte an datiren dürfen, wie diess bei den Gothen der Fall ist, deren Sprache, wie der Herr Vf. bemerkt, zu jener Zeit ein viel alterthümlicheres Gepräge als das Armenische zeigt.

S. VI wird die bekannte Lautverschiebung des Armenischen erörtert, über welche später bei der Lautlehre noch eines weitern geredet wird.

Von S. VIII an finden wir die Geschichte der

armenischen Sprachforschung in Europa und die Ansichten der verschiedenen Gelehrten über den Ursprung des Armenischen, welcher bald im Semitischen, bald im Turanischen gesucht wurde, während es auch nicht an solchen fehlte, die eine Autochthonie des Armenischen annahmen, bis denn endlich nachgewiesen wurde, dass es ein arischer (éranischer) Dialect sei, dessen jetzige Gestalt abgesehen von den Besonderheiten, die im Armenischen zahlreich sind und lange seinen verwandtschaftlichen Kern verhüllt haben, einen Grad der Entwicklung oder wenn man will des Verfalls zeigt, wie wir ihn etwa im Persischen der Sasanidenzeit oder im Pehlvi bemerken.

S. XIV folgt eine interessante Besprechung der armenischen Dialecte, zu welchen sich die Sprache der armenischen Bibelübersetzung verhält wie die Luthers zu den deutschen Volksmundarten, indem in beiden Uebersetzungen die Hof- und Canzleisprache zur Anwendung gekommen ist. Nach Johann Erzenkatzi unterscheidet man acht armenische Mundarten ausser der Schriftsprache 1) das Kortschaik (vielleicht die Moksische Mundart), 2) das taische, 3) das khutaische, 4) das sperische, (in Hocharmenien), 5) das armenische, d. h. westarmenische, 6) das siunische (zwischen Göktscha, Kur und Aras), 7) das arzachische (in der Provinz dieses Namens), 8) das araratische. Die Volksmundarten sind deshalb wichtig, weil, wie überall, ein beträchtlicher Theil ihres Lexicons keinen Eingang in die Schriftsprache gefunden hat. Im grossen Lexicon der Mechitaristen finden sich etwa 700 solcher Wörter. In einem zu Smyrna erschienenen Vocabulary sind 6000 Wörter gesammelt, die sich nur im Neuarmenischen finden, wobei

wohl viel Fremdwörter mit untergelaufen sind, welche die armenischen Kaufleute ihrer Sprache in allen Ländern zugeführt haben. So finden sich auch bei Gregorius Magister (XI. Jahrh.) viele Wörter, über die uns die Wörterbücher keine Auskunft geben. Herr Patkanow nennt folgende Mundarten (p. XV): 1) die araratische oder kaukasische, 2) die von Tiflis, 3) die abendländische oder das Armenische der Kaufleute in Kleinasien und Europa, 4) die von Wan, in welcher man *խաց* für *Հաց*, *խէր* für *Հէր* sagt, 6) (sic!) die moksische, in Moks oder Mukus, 7) die sasunische, am Ali Dagh im Taurus, 8) die beilanische in Antaki, dem alten Antiochien, 9) die zeitunische im Taurus, 10) die zokische in Akulis (am Aras) und Karabagh, 11) die Gocht-nische, in welcher man *Հոց* für *Հոց* sagt, 12) die dschulfinische, in der Provinz Eriwan, wo man *խազար* für *Հազար* sagt.

Nachdem der Herr Verf. die Verwandtschaft des Armenischen mit alten kleinasiatischen Sprachen — vom Phrygischen wird diese bekanntlich durch die Alten ausdrücklich bezeugt — erwähnt hat, lässt er sich über die Ansicht Emin's über das armenische Alphabet aus, nach welcher im alten armenischen Alphabet 14 Zeichen gefehlt hätten, die das neue Alphabet besitzt. Dass diese Ansicht unrichtig ist, zeigt schon die Aufzählung der angeblich neuen Zeichen, unter denen sich u. a. alle Vocale finden; aber wenn Herr Patkanow zwar in der Anzahl und Auswahl dieser Zeichen seinem Landsmann nicht beistimmt, wohl aber behauptet, die Laute, welche später entstanden seien, müssten durch die neuen Zeichen vertreten sein, so ist auch diese Behauptung unhaltbar, da es sich hier nicht um

die Hinzufügung einiger neuer Buchstaben, sondern um eine totale Umgestaltung des armenischen Alphabets handelt. Wir wissen aus Mose von Khorene (Edit. Londin. 1736 p. 297), dass Versuche mit einer Verwendung des griechischen Alphabets für die armenische Schrift gemacht, aber aufgegeben wurden, dass es erst nach mehreren vergeblichen Versuchen gelang, eine aramäische Consonantenschrift in eine reine Buchstabenschrift nach dem Muster der griechischen umzubilden (Müller, Sitzungsberichte der Wiener Akad. XLVIII p. 438). Wenn daher das armenische Alphabet bereits so vorgelegen hätte, dass nur die Vermehrung durch ein paar neue Zeichen nöthig gewesen wäre, so hätte man der vorbereitenden Versuche, wie sie Mose beschreibt, nicht bedurft.

Die Grammatik beginnt wie billig mit der Lautlehre, und wir sehen hier die sichere Methode befolgt, welche zunächst aus dem Armenischen selbst Natur und Geschichte der Laute entwickelt und erst dann das Verhältniss derselben zu den Lauten der verwandten Sprachen bespricht und durch Beispiele belegt. Diese Zusammenstellungen der verwandten Wörter sind durchgängig richtig, und nur bei sehr wenigen lassen sich Bedenken äussern, so bei dem Worte *ար*, *op*, welches Herr Patkanow p. 5 mit sanskritisch *áhar* zusammenstellt. Dass diess nicht möglich ist, beweist schon die bactrische Form des sanskritischen Wortes, nemlich *azan*. Gosche (de Ariana linguae Armen. indole p. 27), dem auch Fr. Müller (in Kuhn und Schleicher Beiträge III, 90) beipflicht, stellt *op* mit skr. *scár*, bactr. *hcare* zusammen; aber hiegegen lässt sich einwenden, dass alle eranischen Dialecte wie auch das Ossetische ein

kh oder *q* im Anlaut zeigen, z. B. pehlvi neupers. خور, sodass wir auch im Armenischen ein *kh* (ք) vorn erwarten müssten. Die Etymologie von օր bleibt demnach noch unsicher, denn die Aehnlichkeit mit dem semit. ִיֹרֶא scheint ebenso zufällig wie die Zusammenstellung mit *αῦρα* und *αὔριον* unsicher ist.

Die S. 7 angenommene Vertretung eines ältern *t* und *v* durch *h* steht sehr zu bezweifeln (denn die Gleichsetzung von *հալ* mit skr. *sthā* stützt sich auf besondere Vorgänge), da die Beispiele für dieselbe nicht zureichend sind. Was zunächst das eine derselben, *սոհր* betrifft, so ist diess zwar im Grund dasselbe Wort wie skr. *asthi*, *asthān*, allein dieses selbst hat wie das griech. ὀστέον wahrscheinlich ein anlautendes *k* verloren, welches das Slavische erhalten hat und welches im Armenischen aus dem Anlaut in den Inlaut gestellt erscheint; *սոհր* stimmt daher zunächst zu dem russ. *кость*. Das andere Beispiel *սկիսուհ*, skr. *śvaçrū* bekanntlich für (*śvaçrū*), hat nur ein prosthetisches *s*, da wir auch *կեսպար*, *կեսուհ* finden, wo demnach *h* für ք (altbactr. *qaçura*) steht, was bei der armenischen Orthographie nicht befremden darf (vgl. Windischmann, Abhandl. der bayer. Akad. IV, 2, p. 20).

Die Zusammenstellung von *դարման* mit neupers. درمان ist richtig, nicht aber die mit skr. *dhārman*, da das armenische und persische Wort aramäisch ist (im syr. ܕܪܡܢܐ). Umgekehrt ist die Identität von *ժամ* mit skr. *yāma* (p. 21) nicht zu bezweifeln, aber das neupers. زمان, wel-

ches gleichfalls dasselbe Wort sein soll, ist arabischen Ursprungs. *qanān* wird mit kurd. *tāl* zusammengestellt, was aber im Angesicht von neupers. تلخ nicht möglich ist. Ein skr. *astis* (p. 28), welches dasselbe wie *num* sein soll, existirt nicht, wohl aber scheint das armenische Wort, welches dem aeol. *ῥσδοϛ*, att. *ῥζοϛ* nahe kommt, mit sanskr. *an̐cū* gleichen Ursprungs zu sein.

Die Pluralbildungen mit *hr*, *hwr* ist Herr Patkanianz geneigt mit denen des Deutschen auf *er* (Geister, Leiber) zusammenzustellen, und wenn hiegegen nichts einzuwenden ist, dürfte der Herr Verf. nur nicht zu gleicher Zeit eine Zusammenstellung mit der skr. Endung des Plurals *as* vortragen (p. 31); auch die Pluralendung *an̐h* ist nicht mit dem skr. *āni* identisch, da diese neutrale Pluralendung als eigenthümlich indisch und ohne Reflexe in den übrigen Sprachen dasteht.

Einer der schwierigsten Punkte bei der Erklärung der Personalendungen im Verbum ist der Ursprung des *r* in der 3. Sing. imperf. *hr*. Friedr. Müller (Sitzungsberichte der Wiener Akad. XLII, p. 334) erklärt das *r* aus *t*, der alten Endung dieser Form in den verwandten Sprachen, ein Uebergang, welcher sich durch eine vorhergehende Lingualisirung des Dentals erklärt; Herr Patkanianz will *r* aus *y* (deutsches *j*) entstanden wissen und belegt diesen auffallenden Uebergang mit einigen Beispielen, wie *an̐hr̐rr* neben *an̐hr̐rr*, *qan̐hr̐rr* neben *qan̐hr̐rr*, *ṣar̐rr* neben *ṣay̐rr*. Gerade das letzte Beispiel zeigt aber, dass wir es hier vielmehr mit einem Uebergang des *r* in *y* zu thun haben. Die Beweis-

führung ist somit evident, doch kommen die Erklärungsversuche beider Gelehrten schliesslich auf eins hinaus, da doch auch das *y* ursprünglich aus dem dentalen Characterbuchstaben hervorgieng.

Eine wichtigere Differenz zwischen Herrn Patkanow und andern Gelehrten waltet in Betreff des Aorists, welchen er Perfectum nennt. Der Name allein würde nichts weiter bedeuten, wenn damit nicht eine verschiedene Auffassung der Sache verknüpft wäre. Herr Patkanow parallelisirt den armenischen Aorist, den er Perfectum nennt, mit dem lateinischen Perfectum und findet in der Bildung Հանի neben սրբիցի (von uns Aorist II. und I. genannt) dasselbe Verhältniss wie in lat. *legi* und *dixi*. Abgesehen davon, dass *i* in *legi* nicht ursprünglich ist, müsste schon das Augment, welches Herr Patkanow in der Vorsatzsylbe sonst einsylbig bleibender Formen des fraglichen Tempus annimmt, ihn auf den Gedanken gebracht haben, dass wir einen Aorist vor uns haben; ausserdem aber beweist die Uebereinstimmung der Aoristendungen mit denen des Imperfects, sowie die Analogie des Futurs, welches nichts als ein Coniunctiv des Aorist zu sein scheint, dessen Zischlaut aber Herr Patkanow bei seiner Hypothese mit skr. *syâmi*, was doch schon im Altbactrischen zu *hyâmi* oder *qyâmi* wurde, zusammenbringt, zwingend genug, dass uns ein wahrer Aorist und nicht ein Perfectum vorliegt, welches bekanntlich wie im Neupers. periphrastisch gebildet wird (Հարցիս եմ neup. پرسیده ام).

Alle diese Aufstellungen, welche wir an dem Werke des gelehrten Armeniers, der wie wir hören, eine Arbeit über den armenischen Dialect von Karabagh unter der Feder hat, zu ma-

chen uns veranlasst sahen, schmälern das Verdienst, auf welches wir Eingangs anspielten, keineswegs, und die Grammatik dürfte jedem, welcher mit den Anforderungen unserer heutigen seit Petermanns Werk (1837) so rüstig fortgeschrittenen Wissenschaft an das Studium des Armenischen tritt, zu empfehlen sein, allerdings nur unter der Voraussetzung, dass er die gerade nicht häufige Fertigkeit besitzt, ein Buch in russischer Sprache zu lesen.

Marburg.

F. Justi.

Geschichte des Gymnasiums zu Stendal von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Nach archivalischen Quellen bearbeitet von Ludwig Götze, Gymnasiallehrer zu Seehausen i. d. A. Mit einer lithogr. Beilage. Stendal, 1865. VII u. 330 S. in 8.

Diese Geschichte des Gymnasiums, auf welchem Johann Winckelmann gebildet wurde, ist mit grossem Fleiss und fester Hand gearbeitet. Bei eingehender Genauigkeit in die besondere Entwicklung der einzelnen Anstalt behält doch der Verf immer die allgemeine Geschichte der deutschen Bildung im Auge. Und nicht nur der Kampf, den die Stadt bei der ersten Errichtung der Stadtschule 1338 mit dem Domstift erfolgreich bestand, auch mehrere andere Zeiträume, so das Rektorat E. W. Tapperts 1696—1738 und Haackes 1808—1854, zweier Rektoren, wie sie sein sollen, sind von allgemeiner Bedeutung. Es werden fünf Zeiträume unterschieden (1338—1540, — 1626, — 1696, — 1808, — 1864) und in jedem folgen der Darlegung des Unterrichts und der äussern Verhältnisse der Anstalt sorgfältige Angaben über das Leben der einzelnen Lehrer. Ein Anhang giebt 20 zum Theil sehr wichtige Urkunden.

H. S.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

26. Stück.

27. Juni 1866.

Zur Geschichte des Baseler Friedens. Nach Originalquellen bearbeitet von Alfred Edl. v. Vivenot. I. Abtheilung. November 1794 bis April 1795. Zweite Abtheilung. Mai bis December 1795. Wien 1866. Wilhelm Braumüller XX und 650. VII und 635 S. in Octav.

Oft genug haben wir Klage geführt, dass für die neuere deutsche Geschichte die österreichischen Archive unbenutzt, unzugänglich geblieben, dass wir uns genöthigt gesehen, in den Mittheilungen des Engländers Coxe oder den buntscheckigen und nicht eben zuverlässigen Erzählungen Hormayrs, neuerdings in russischen Werken, Auskunft über die Haltung der österreichischen Politik zu suchen; auch mehr als einmal ist ausgesprochen, dass solches sicher am wenigsten im Interesse Oesterreichs liege, dass im ganzen kaum zu erwarten stehe, dass unser Urtheil über die Tendenzen und Massregeln seiner Regierung ungünstiger werde, als es jetzt auf Grund anderer Berichte sei; und freudig ward es daher begrüsst, dass in den

letzten Decennien der Anfang zu einer Bearbeitung der neuern Geschichte aus den reichen Quellen die zu Gebote stehen, und zu einer Veröffentlichung des Materials gemacht worden: mit voller Anerkennung und Dank sind die einschlagenden Arbeiten von Arneth, Wolf, Lorenz, Karajan u. a. aufgenommen und benutzt. Da muss es in hohem Grade unsere Theilnahme erregen, wenn jetzt von Wien aus ein ausführliches Werk erscheint »Zur Geschichte des Baseler Friedens«, nach Originalquellen bearbeitet, mehr als 1200 Seiten, über ein trauriges und verhängnisvolles, aber zugleich ja überaus wichtiges Ereignis der deutschen Geschichte. Freilich müssen wir uns gleich sagen, dass gerade hierüber die Wiener Archive nicht eigentlich die Aufschluss gebenden Papiere enthalten können, und sollten meinen, dass es andere gleichzeitige oder naheliegende Dinge gäbe, die Reichenbacher Verhandlungen, der Beginn des Kriegs gegen Frankreich, die polnischen Theilungen, die Verträge von Leoben und Campo Formio, über die es lohnender sein müsste in Wien Auskunft zu suchen und zu geben. Doch sehen wir denn schon aus dem zweiten Titel des Buches und den Vorreden, dass der Verf. zu diesem Gegenstand mehr zufällig, beiläufig geführt ist: er hatte es unternommen, die Thätigkeit des Reichsfeldmarschalls Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen zu schildern, dafür einen Theil der österreichischen Archive benutzt, und glaubte hier nun das Material zu finden, um die Ansichten und Urtheile neuerer Historiker über die österreichische Kriegführung und dann auch die Politik der Regierung im Jahre 1794 zu berichtigen, und da dies allerdings in einem nahen Zusammenhang steht mit dem Frieden, den Preussen einseitig zu Basel

abschloss, so liess er sich bewegen seine Aufgabe weiter auszudehnen und auch diesen Frieden, der erst einige Zeit nachdem der Herzog Albrecht sein Commando niedergelegt zu Stande kam, in den Kreis der Darstellung zu ziehen, zumal ihm hier jene neuern Bearbeitungen noch ungleich mehr wünschen zu lassen schienen. Die Urtheile, welche über den ersten Band der Geschichte des Herzogs ihm zukamen, »zustimmende und abträgliche,« wie er sagt (ich finde das letzte Wort in Grimms Wörterbuch nur in einer Bedeutung, die der Verf. schwerlich gemeint hat, nocivus, Abbruch tuend) haben nach seiner Erklärung darauf einen erheblichen Einfluss gehabt. Damit mag man es denn entschuldigen, wenn nun die Dinge nicht in der besten Ordnung vorgebracht, manche Ergänzungen zu Früherem nachgetragen werden.

Was die äussere Disposition betrifft, so steht die Sache so, dass die erste Abtheilung dieses Bandes die zweite Hälfte der Biographie des Herzogs enthält, die zweite es specieller mit dem Baseler Frieden zu thun hat.

Mit dieser haben wir uns hier besonders zu beschäftigen, doch auf die erste Abtheilung öfter Rücksicht zu nehmen, wogegen der vorhergehende Band der Geschichte des Reichsfeldherrnamts Herzog Albrechts, der schon früher erschienen, hier zur Seite bleiben kann.

Manches übrigens, was gegeben wird, steht sowohl mit der einen wie der andern Aufgabe wenigstens nur in losem Zusammenhang, z. B. die ausführliche Behandlung der Ereignisse in Holland (I, S. 258—370). Auch sonst ist die Darstellung von einer Weitläufigkeit, die oft in keinem Verhältnis zu der Wichtigkeit der behandelten Gegenstände steht.

Der Verf. hat, wie es sein erster Plan mit

sich brachte, besonders die österreichische Reichstagscorrespondenz zu Rathe gezogen, und nun den ihm neuen Verhandlungen in Regensburg eine Bedeutung beigelegt, die ihnen sicher am wenigsten zukommt: sie geben nur immer neue Zeugnisse von der Schwäche und Ohnmacht des Reichs, der Verkommenheit aller Einrichtungen und Zustände, die mit demselben in Zusammenhang stehen, der kleinlichen zugleich ängstlichen und eigennützigen Politik fast aller Reichsstände. Wir sind gerne bereit in alle die Klagen und Verwünschungen einzustimmen, die seine Gewährsmänner und er über den Reichstag, das Reichsheer u. s. w. u. s. w. austossen; aber wir erfahren da in der That nichts neues, und wenn andere, die von dieser Zeit und diesen Ereignissen handeln, kürzer darüber weggegangen sind, so liegt der Grund sicher nicht darin, dass sie diese Misère nicht gekannt oder gesucht hätten sie zu verbergen, zu beschönigen, sondern es geschah, weil sie einsahen, wie alles Leben und Thun anderswo liege, es sich dort nur um eitle Formen und leeren Schein handle. Und dafür darf dann wahrlich doch nicht diese Zeit, dürfen nicht die Regierungen und Staatsmänner dieser Tage verantwortlich gemacht werden. Auch stand es auf österreichischer Seite nicht besser, wie z. B. die hier gemachten Mittheilungen über den Mangel an Einigkeit zwischen den verschiedenen Gesandten, die der Wiener Hof in seinen verschiedenen Eigenschaften am Reichstag hielt, zeigen (I, S. 344. II, S. 101). Trotz alle dem mögen wir die ausführliche Berichterstattung über die Verhandlung des kurmainzischen Friedensantrags (I, S. 136—257), über den Versuch einer Revision der Reichsexecutionsordnung (II, S. 1—138, wo vieles andere eingemischt ist),

über die Aufnahme der Nachricht vom Baseler Frieden in Regensburg (besonders II, S. 278 ff.), das Meiste aus den Berichten des kaiserlichen Concommissars Freiherrn v. Hügel, für den der Verf. eine grosse Vorliebe hat und dessen Portrait den ersten Band schmückt, immerhin mit Dank hinnehmen. Es ist nicht das Wesen der Dinge, die wir kennen lernen, aber ein gewisser Reflex der Begebenheiten, den zu beobachten nicht ganz ohne Interesse ist.

Dagegen über den Baseler Frieden erfahren wir sehr wenig, nichts eigentlich Neues, nichts Authentisches. Der Abschnitt, welcher diese Ueberschrift trägt (II, S. 139—277), berichtet, nachdem vorher unter den Verhandlungen über die Executionsordnung auch allerlei Correspondenzen über die preussischen Unterhandlungen wenig oder halb eingeweihter Agenten mitgetheilt sind, kurz über den Abschluss und den Inhalt nach französischen Quellen, und beschäftigt sich dann ausführlich mit seinen Folgen und seiner Aufnahme, und daran schliesst sich als weiteres Capitel »Die öffentliche Meinung zur Zeit des Baseler Friedens« (S. 278—470), das mancherlei recht Interessantes enthält. Dazu kommen einige nicht unwichtige Beilagen.

Der Verfasser geht darauf aus, die damals und später versuchten Rechtfertigungen des Baseler Friedens zu widerlegen, namentlich alle Vorwürfe, welche im Zusammenhang damit Oesterreich gemacht worden sind, als ganz nichtig und unbegründet zurückzuweisen. Leider geschieht dies aber mit unzureichender Kenntnis, ungenügendem Material, und, was das Uebelste ist, in einer Form die nicht widerwärtiger gedacht werden kann. Der Ton, dessen der Verf. sich bedient, ist unwürdig, unziemlich, unzuläs-

The first of these is the fact that the
 Government has been unable to secure the
 necessary funds to carry out its policy.
 The second is the fact that the Government
 has been unable to secure the necessary
 funds to carry out its policy. The third
 is the fact that the Government has been
 unable to secure the necessary funds to
 carry out its policy. The fourth is the
 fact that the Government has been unable
 to secure the necessary funds to carry out
 its policy. The fifth is the fact that
 the Government has been unable to secure
 the necessary funds to carry out its policy.
 The sixth is the fact that the Government
 has been unable to secure the necessary
 funds to carry out its policy. The seventh
 is the fact that the Government has been
 unable to secure the necessary funds to
 carry out its policy. The eighth is the
 fact that the Government has been unable
 to secure the necessary funds to carry out
 its policy. The ninth is the fact that
 the Government has been unable to secure
 the necessary funds to carry out its policy.
 The tenth is the fact that the Government
 has been unable to secure the necessary
 funds to carry out its policy.

überhaupt oder die Beurtheilung einzelner Ereignisse zu theilen; ich begreife vollkommen, dass auf österreichischem Standpunkt manches sich ganz anders ausnimmt; wir erfahren aus den Briefen Hügels, Lehrbachs, des Prinzen Albrecht, besonders auch dem Aufsatz (*Remarques*) sur la conduite des Prussiens durant la campagne de 1794 (I, S. 643 ff.), wie wir freilich auch so schon wussten, dass man damals auf österreichischer Seite nicht weniger Vorwürfe gegen Preussen erhob als hier gegen Oesterreich; und ich glaube auch mit nicht geringerem Recht. Eine Apologie der einen oder andern Seite scheint mir gleich wenig berechtigt, gleich wenig Aufgabe der Geschichte zu sein; mit solchem Schmähnen und Declamieren aber wie hier ist in der That gar nichts geholfen, wird der Wahrheit am schlechtesten gedient.

Ein Hauptpunkt ist eine angeblich von Oesterreich durch den Gesandten des Grossherzogs von Toscana, Bruders Kaiser Franz II., in Paris, Carletti eingeleitete Unterhandlung über einen Frieden Oesterreichs. Der Verf. berichtet an vielen Stellen (II, S. 164. 200. 224. 293 ff.), wie allgemein verbreitet und geglaubt die Nachricht damals war; er druckt einen Brief Hügels an Colloredo ab (II, S. 324), in dem es heisst: »so möge denn dieses Gerücht, weil es fast unausrottbar scheint, fortbestehen.« Und so kann er sich wundern, dass ihm auch jetzt noch eine gewisse Bedeutung beigelegt, dass es als ein Factor zur Erklärung der Vorgänge damals benutzt worden ist. Der Sache ist damals officiös in mehreren Zeitungen, officiell in einem Circular Thuguts an sämmtliche Minister im Reiche widersprochen. Sybel hat dies sehr wohl gekannt (III, S. 475, 2. Aufl.); aber ich glaube nicht, dass

man ihm einen Vorwurf machen kann, wenn er, ebenso wie die Zeitgenossen, der Sache nicht darum alle Glaubwürdigkeit abgesprochen; er selber berichtet, dass der preussische Agent zu der Ueberzeugung gekommen, Carletti habe ohne förmlichen Auftrag aber in Thuguts Sinn gehandelt (S. 477); darin konnte jener sich irren; ich glaube nicht an diese Thugutschen Pläne; aber die Sache verliert damit doch nicht alle Bedeutung: am wenigsten ist daran zu denken, dass die Gerüchte nur von Preussen erfunden und ausgestreut worden.

Mit diesen Carlettischen Verhandlungen ward damals der beabsichtigte Tausch der Niederlande gegen Baiern in Verbindung gebracht, und der Vf. meint nun das eine mit dem anderen beseitigen zu können: niemals habe Oesterreich in dieser Zeit daran gedacht; wohl sei von Preussen eine solche Lockspeise hingehalten, aber von Oesterreich in keiner Weise darauf eingegangen (I, S. 524 ff.); was man der Art erzähle sei eine reine Fabel (II, S. 268). Es beruht das, wie wir gerne glauben wollen, nur auf mangelhafter Kenntnis. Die von Hrn. Vivenot benutzten Papiere mögen es nicht enthalten: er hat ja aber auch gar nicht über die Geschichte der Jahre 1792 und 1793 umfassende Untersuchungen angestellt, nur nachträglich einzelnes dafür durchgesehen, hat überall die Correspondenz des Wiener Hofes mit den europäischen Mächten nur sehr theilweise benutzt. Wenn er eine Aeussereung von dem preussischen Gesandten in Regensburg Graf Görtz an Hügel abdrucken lässt: »Es sei ja notorisch und unwidersprochen, dass der Graf Lehrbach im Jahr 1792 mit dem nämlichen Auftrag zu dem König in das Hauptquartier geschickt«, so entspricht das genau dem was wir aus dem Berliner Ar-

chiv wissen; Hügel mochte es neu, auch Colloredo, der Reichsvicekanzler, der später nichts davon wissen wollte (I, S. 625), nicht eingeweiht sein; aber es nicht glauben wollen, weil man es nicht in Wiener Acten gelesen, ist gelind gesagt, unverständlich. Sollte der Vf. wirklich den Mittheilungen von Sybel und Häusser aus dem Berliner Archiv nicht glauben wollen — und sie haben allerdings die diplomatischen Papiere nicht in extenso abgedruckt, wie er es liebt, — so kann er sich auch andersher belehren. Ssolowjoff, Geschichte des Falls von Polen S. 296, giebt genau dieselben Nachrichten aus russischen Quellen, er fügt hinzu, dass allerdings Preussen, welches das von Oesterreich verlangte Ansbach und Baireuth nicht hergeben wollte, schon im December 1791 eine Säcularisation geistlicher Stifter zu Gunsten Oesterreichs angeregt (S. 310), er druckt auch den Brief Thuguts ab, in dem dieser im Juli 1793 erklärt, wie es unmöglich werde bei dem Bairischen Project noch länger stehen zu bleiben, und statt dessen einen Ersatz in Polen fordert (S. 313). Auch hat Oesterreich im Jahr 1795 gar nicht der Sache überhaupt widersprochen, nur dass sie mit Frankreich verhandelt sei.

Ueber die späteren Verhandlungen mit Russland, wie sie durch Miliutin bekannt geworden und dann nachträglich wohl zu einer gewissen Rechtfertigung der preussischen Politik, des Baseler Friedens selbst, benutzt sind, geht der Verf. fast ganz mit Stillschweigen hinweg; er sucht sich in einer Note (S. 266) mit der Sache abzufinden, und weiss nur geltend zu machen, dass Preussen selbst damals keine Kunde von dem russisch-österreichischen Vertrage vom 3. Jan. gehabt. Ich theile hier und in mancher ande-

ren Beziehung nicht die Auffassung Sybels, finde in den Umständen keine Rechtfertigung für Preussen, einseitig einen Krieg aufzugeben, den es wesentlich mit betrieben, und den es nicht als blosser Alliirter Oesterreichs zu führen hatte, am wenigsten einen Frieden zu schliessen, in dem es factisch einen grossen Theil Deutschlands den Franzosen preisgab, den zu vertheidigen es gerade auf dem Standpunkt den es einnehmen wollte, als selbständige und deutsche Macht, offenbar dieselbe Verpflichtung hatte wie Reich und Kaiser; durch seine eigennützige, nur auf Vergrösserung und Vortheil ausgehende Politik vorher hat Preussen Oesterreich wohl Anlass gegeben zu jener Verhandlung mit Russland, die doch wesentlich nur einen defensiven Character hatte; es scheint mir eine fast naive Behauptung, wenn man sagt, Oesterreich hätte unter den damaligen Umständen und nach dem was vorhergegangen sich dabei beruhigen, ja vielleicht freuen sollen, wenn »sein Verbündeter« sich vergrössere. Mein Urtheil über den Baseler Frieden ist also, wenn ich auf die Sache sehe, kein wesentlich anderes als das Hrn. Vivenots, ist so gewesen ehe die Veröffentlichungen Miliutins erfolgten und ist durch diese nach der einen Seite so wenig wie durch die hier gemachten nach der andern Seite verändert. Es giebt Dinge, die sich überall nicht rechtfertigen, nicht beschönigen lassen. Die Geschichte hat aber dazu auch nicht den Beruf; sie wird sich begnügen müssen zu erklären was geschehen. Und dafür hat allerdings die nähere Kenntniss der politischen Verhältnisse, in Verbindung mit dem Charakter der ganzen Politik und der tonangebenden Persönlichkeiten, erst das erforderliche Material gegeben. Von Hrn Vivenot aber erfahren wir höch-

stens, dass man sich in Berlin über einige Einzelheiten täuschte, nichts was die ganze Lage der Dinge in einem andern Licht erscheinen liesse.

Zu den heftigsten Angriffen giebt dem Verf. die Benutzung eines angeblichen Abschiedsgesuchs des Prinzen von Coburg, das er für unecht, erdichtet erklärt, von Häusser und Sybel Anlass (II, S. 290. 590 ff.). Selbst der sorgfältige und nach Gebühr gelobte Biograph Coburgs, v. Witzleben, hat es nicht unbedingt zu verwerfen gewagt, aber allerdings bemerkt, dass er in den ihm zu Gebote stehenden Archiven keine Spur desselben gefunden; Häusser, dem ein handschriftliches Exemplar vorlag, hat darauf keine Rücksicht genommen und auch in der 3ten Auflage eine Stelle benutzt (I, S. 569). Da er aber hier auch sonst Witzlebens Buch nicht anführt, das er an anderer Stelle eingehend gewürdigt (Histor. Zeitschrift V, S. 274), so ist wahrscheinlich, dass er bei der Redaction der neuen Auflage dasselbe, wenn es auch kurz vorher erschienen, noch nicht kannte. Sybel aber, gegen den Herr Vivenot hierüber 20 Seiten (sage zwanzig Seiten) der nichtigsten Schmähungen ausgiesst, hat schon in der zweiten Auflage (1861) seines Buchs (III, S. 162) die anstössige Stelle weggelassen. Aber davon wird hier keine Notiz genommen, obschon Hr. Vivenot die Auflage kennt (S. 608).

Ebenda hat Sybel (Vorrede S. VIII) unter Beziehung auf Witzlebens abweichende Ansicht sich über eine Frage ausgesprochen, die Hrn Vivenot ganz besonders beschäftigt, ob Thugut auf eine Räumung Belgiens durch die Oesterreicher aus politischen Gründen hingewirkt habe: jener sagt ausdrücklich, dass eine positive Ent-

scheidung wohl bis zur vollen Eröffnung der Wiener Archivalien vertagt werden müsse. Man könnte meinen, was hier beigebracht müsse die Sache zur Erledigung bringen. Aber das ist doch keineswegs der Fall, wie Sybel neuerdings an anderer Stelle gezeigt hat (Histor. Zeitschr. 1866. I, S. 89 ff.). Ueber solche Dinge werden keine Protocolle aufgenommen, keine Depeschen geschrieben, und es mag schwer sein über sie ins Reine zu kommen. Aber so leichter Hand mit ein paar officiellen Schreiben und viel eigenen Betheuerungen abthun lassen sie sich auch nicht.

Dabei mag man gerne zugeben, dass unsere Kenntniss Thuguts und seiner Politik noch eine ungenügende, nicht immer aus den besten Quellen geschöpfte ist. Sind in Hormayrs Schilderung, die der Verf. als späteren Darstellungen zu Grunde liegend ansieht, wohl die Farben, wie jener es liebte, grell aufgetragen, so entbehrt sie doch nicht einer gewissen inneren Wahrheit, und nicht blos einzelne andere Zeugnisse, die Geschichte selbst giebt für manches Bestätigung. Dabei sollen dem Mann bedeutende Eigenschaften, vor allem ein österreichisches Bewusstsein und eine dem entsprechende Gesinnung nicht abgesprochen werden: er vertrat, nur vielleicht consequenter, fester, was die preussischen Staatsmänner jener Zeit auf ihrer Seite thaten, das Interesse des eignen Staats, beide wenig bekümmert um allgemeine, nationale Gesichtspunkte, nur der Oesterreicher, wie es die ganze Geschichte des Landes und Hauses mit sich brachte, noch mit einer gewissen, nur freilich auch nicht grossen Rücksicht auf das Reich, gegen das Preussen sich gleichgültig verhielt, wenn nicht momentan die For-

men desselben auch seinen Tendenzen dienten; Thugut war dazu ein entschiedener, bewusster Feind jeder Neuerung, jeder freiheitlichen Regung, ein Gegner der Revolution und darum auch Frankreichs, deshalb für den Krieg; und wohl am meisten hat man ihm Unrecht gethan, wenn man eine Zeit lang ihm Friedensabsichten beilegt; auch später zur Zeit der Verhandlungen zu Leoben hat gerade er, wie wir aus den Berichten bei Miliutin sehen, ihnen widerstrebt. Er war ein Gegner Preussens, wie es wohl jeder österreichische Staatsmann sein musste, doch nicht in dem Masse wie Kaunitz, dass er um deswillen eine Verbindung mit Frankreich oder gar mit der Revolution vorgezogen hätte. Mehrere hier mitgetheilte Briefe zeigen, dass er wünschte zur Zeit ein gutes Verhältniss zu erhalten, gerne vermied was die Spannung vermehren konnte (I, S. 441. 511. II, S. 72 ff.); die russischen Berichte bestätigen, dass er es fürchtete, freilich seine Vergrößerung, aber auch ein feindliches Auftreten zu hindern suchte. Es fehlt viel, sehr viel, dass wir nach den Mittheilungen Vivenots in Thugut einen genialen Staatsmann (II, S. 517. 531 N.) zu erkennen vermöchten (freilich auch der Herzog Albrecht, diese, man kann mit Recht sagen, brave, lebenswürdige, aber schwache Persönlichkeit, soll ein »grosser deutscher Staatsmann« gewesen sein, I, S. 583); wir müssten wahrlich auch Oesterreich nur beklagen, wenn die Lage, in die es Thugut gebracht, einem solchen verdankt werden sollte, wenn, wie es hier behauptet wird, der Verrath Preussens und die Schlechtigkeit der andern Reichsstände im Stande gewesen wären, trotz desselben herbeizuführen was über Oesterreich in den folgenden Jahrzehnten verhängt ward. Dabei erkennen

wir die Ausdauer und Kraft, die in den Kriegen gezeigt ist, vollständig an, finden die im ganzen consequente äussere Politik ungleich mehr zu loben als das Schwanken und unsichere Tasten der preussischen Staatsleiter. Aber die grossen Gebrechen der innern Politik, die beschränkte und engherzige Behandlung der staatlichen Angelegenheiten überhaupt, das Operieren mit meist unzureichenden Mitteln, die Scheu vor lebendiger Entwicklung der Volkskraft haben das Misslingen auch der Ziele der auswärtigen Politik verschuldet. Wie wenig speciell Thugut, und man mag wohl sagen auf seinem Standpunkt ganz mit Recht, deutsche oder Reichsinteressen bedeuteten, zeigen die beiden interessanten Gutachten, die hier mitgetheilt werden (S. 27 ff.), in denen er vorschlägt, nun endlich die Eigenschaft des Reichsoberhauptes von jener des Beherrschers der österreichischen Monarchie zu trennen (vgl. was über die Theilung der österreichischen und Reichsarmee gesagt ist I, S. 547); kam es später dahin, dass Franz II. für Oesterreich Frieden schloss, während er als Kaiser beim Kriege blieb, so dachte Thugut jetzt umgekehrt an die Möglichkeit, einen Reichsfrieden zu schliessen, aber den Krieg von Oesterreich fortführen zu lassen. Auch diese Gutachten zeichnen sich übrigens aus durch das Bedächtige, Vorsichtige ihrer Rathschläge, ein gewisses Streben möglichst jeden Anstoss zu vermeiden.

Es fehlt auch sonst nicht an mancherlei ganz dankenswerthen Mittheilungen. So ist die im ersten Band benutzte und in Auszügen mitgetheilte Correspondenz des Gesandten Pelsers in Holland nicht ohne Interesse; schon damals tauchte der Gedanke auf, Belgien und Holland unter einem Oranier zu einem Königreich

zu vereinigen (S. 295). Auch die Mittheilungen über die Kriegführung sind im einzelnen nicht ohne Werth, und manches giebt eine Bereicherung unserer Kenntniss, eine Berichtigung früherer Annahmen. In einer Beilage des zweiten Bandes ist eine Correspondenz des Mainzischen Ministers Albini mit Hardenberg und andern abgedruckt. Auch hier aber wird man aus den Briefen Hardenbergs ganz andere Schlüsse ziehen als der Verfasser, nach dem derselbe »nicht um ein Haar besser war als die andern preussischen Minister und zu jener gehässigen Klasse von preussischen Diplomaten gehörte, welche die österreichisch-preussische Allianz seit ihrem Anfang ununterbrochen zu lockern am thätigsten und eifrigsten bemüht war« (II, S. 83 N.), durch den »Lüge und Heuchelei in ein kunstvolles System gebracht« sein sollen (S. 164), der ein »recht frevelhaftes Spiel mit den Regierungen der deutschen Reichsfürsten trieb« (S. 190). Seine Briefe bestätigen vielmehr nur die auch sonst bekannte, freilich fast naive Zuversicht, die er und andere preussische Staatsmänner hatten, nach dem abgeschlossenen Frieden durch Unterhandlung und Vermittlung Frankreich gutwillig zum Verzicht auf das linke Rheinufer zu bewegen, freilich wohl mit Ausnahme der österreichischen Niederlande, während Albini sogar in wahrhaft thörichter Verblendung schreiben konnte (S. 576): »Ich weiss nicht, ob der kaiserliche Hof die Niederlande wieder haben will; mir scheint aber, die Franzosen sowohl, als wir alle, seyen auf alle Weise interessirt dabei, dass er solche wieder bekomme; und resolviren sich die Franzosen hierzu, können wir dem Kaiser sagen, es hänge nur von ihm ab, diese Niederlande wieder zu haben, so hindert uns nichts mehr, das Frie-

densgeschäft zu konsumiren* (so am 18. Mai 1795!). Wie es mit der Charakterfestigkeit Albinis bestellt war, zeigt dann der Vergleich des Briefes vom 24. Sept. mit denen aus dem April. Am 15. April (S. 565): »Euer Excellenz wissen, dass ich nichts weniger als Prahler bin, lieber aber soll mich selbst eine Kugel von dem Walle ins Grab werfen, als dass ich uns nach so ungeheueren Aufopferungen Maynz nehmen lasse; ich werde ausharren, siegen oder sterben, für mich ist keine andere Wahl«; am 24. Sept.: »Ich wünschte, dass wir eine Neutralität für Mainz und alle fürstliche Lande des linken Rheinufers, sowie Hessen, erhalten könnten, wenn wir auch gleich die Lande des linken Rheinufers bis zur Pacification générale in feindlichen Händen lassen müssten. . . . Die Franzosen werden hofentlich nicht fordern, dass ihnen Maynz abgetreten werden soll, denn, da sich diese Festung ganz sicher lange halten kann und wird, mithin dem Feinde nothwendig noch viele Menschen kosten muss, so gewinnt er dadurch schon genug, wenn die Kaiserlichen solche mit ihrem Geschütze und Munition verlassen, dergestalt, dass sie nicht mehr im Vertheidigungsstande sein würde, wenn der Feind bei der Pacification générale auf deren Abtretung bestehen sollte. . . . Die kurfürstlichen Truppen machen ungefähr den dritten Theil der Garnison aus: wenn man nun diesen den Befehl zubringen könnte, sich nicht ferner brauchen zu lassen, so würden sich die Kaiserliche um so mehr fügen müssen, als auch schon das in Maynz liegende Münsterische Bataillon den Befehl zum Abzuge hat, und alle weiteren darinnen liegenden Reichstruppen sich sogleich anschliessen würden.« Und wie andere Staatsmänner dachten, zeigt eine von Hügel re-

ferierte Aeusserung des hannoverschen Reichstagsgesandten von Ompteda (II, S. 137): »dass es selbst im schlimmsten Falle nichts zu sagen habe, wenn an dem untern Rhein der Deutsche vom rechten Ufer nach Frankreich schaue, wie es am Ober-Rhein der Fall seye.« Als besonders eifriger Freund des Friedens wird ausserdem mehrmals der hessische Minister Waitz von Eschen genannt (II, S. 193 N. 309. 344. 399).

Wohl auf falscher Fährte ist der Verf., wenn er meint, es seien noch geheime Artikel des Baseler Friedens unbekannt; allerdings als Garden, auf den er sich beruft, den 5. Band seines Werks über die Geschichte der Friedensschlüsse veröffentlichte, war es der Fall; aber seitdem hat Häusser dieselben bekannt gemacht, wie er selber anführt*), und wenn er daran mäkelte, dass es nur nach einer Abschrift geschehe, Häusser nicht das Original zu Gesicht bekommen zu haben scheine, so lässt sich das nur als Unkenntnis der Verhältnisse in den meisten Archiven, wo alle Akten viel leichter als die officiellen Urkunden zugänglich sind, oder aus dem Vergnügen auf jeder Seite wo möglich sich über die »Deutsche Geschichte« zu expectorieren, erklären.

In welcher Weise dies geschieht, zeigt z. B. S. 405 N: »Auch Häussers D. Geschichte hält gegen besseres Wissen (siehe Amerkung B. II, S. 25) daran fest, dass der Name Hügel mit jenem Strengschwerdts identisch ist«. In der an-

*) Dagegen hat sie Le Clerq in dem von dem Verf. angeführten *Recueil des traités de la France* (Bd. I. 1864) nicht, obschon er versichert, die Erlaubnis erhalten zu haben »de collationner les documents officiels sur les originaux eux-mêmes«; nur in ein oder zwei Fällen »des considerations d'ordre majeur commandaient une réserve devant laquelle nous devons nous incliner.«

geführten Stelle heisst es aber: »Man glaubte, dass der kaiserl. Concommissarius zu Regensburg, Baron Hügel, unter der Maske versteckt sei. Der Herausgeber der Lebensbilder aus den Befreiungskriegen II, 386 nennt dagegen mit Bestimmtheit Karl Friedrich Kobielsky als Verfasser«. Dass jener Glaube übrigens doch nicht so ganz ohne Anlass war und Häusser alles Recht hatte nachher von der österreichischen Diplomatie zu sprechen, zeigt, dass Hügel jenen Kobielski freilich zu grösserer Mässigung (S. 456 ff.), aber auch zum Fortarbeiten ermunterte (S. 404 N.), auch sein Streben zu unterstützen in Wien vorschlug (S. 355 N.), wo man es ablehnte, weil die Reichskanzlei über keine Gelder disponieren könne, in der Staatskanzlei »die Leitung der öffentlichen Meinung unter dem Namen Pedanterie und gelehrter Spiegelfechtereie angeschwärzt ist«: auch ein Zeugnis für die Thugutsche Ansicht der Dinge (vgl. S. 454: »Alles liegt also an Thuguts Gleichgültigkeit gegen öffentliche Meinung«). Der Reichsvicekanzler, der Concommissar, ein kaiserlicher Gesandter Graf Westphalen dachten anders (S. 354. 238), und einige Mittheilungen die der Vf. über ihre Thätigkeit und aus den Schriften der Zeit macht, verdienen allen Dank. Man wird auch das Bemühen des kaiserlichen Hofes ganz in der Ordnung finden und sich nur wundern, dass das entsprechende Preussens und seiner Freunde so harten Tadel erfährt.

Wie der Eifer den Verf. zu den masslosesten Behauptungen und Worten fortreisst, so besonders hier, wo er darauf kommt, dass damals norddeutsche Professoren sich gegen die kaiserliche, für die preussische Politik ausgesprochen haben; auch die »hochberühmte Georgia

Augusta« hat seinen Zorn erregt, und er vergisst sich soweit von ihr zu schreiben: »was Staatsrecht und Reichsgeschichtslehre betraf, damals ein wahrer Schandpfuhl deutscher Gelehrsamkeit«. Dabei hat er natürlich nicht die mindeste Kenntniss von dem was er sagt: er hat in den Flugschriften von Kobielski gelesen, dass dieser Pole, »in einem unbesiegbaren Hasse gegen Preussen aufgewachsen« (II, S. 406), keinen »Pütter« citiere, Pütter nicht fürchte (S. 407. 409), eine seiner Schriften an Pütter und Martens adressierte (S. 445); er findet einmal in seinen Akten, dass Böhmer und Runde von der preussischen Regierung um ein Gutachten angegangen sein sollen: ob und wie sich nach dem Westphälischen Frieden noch Säcularisationen machen und mit jenem Reichsgrundgesetz vereinigen lassen (S. 393) — und damit ist das Urtheil fertig. Von derselben Art ist es, wenn er schreibt (S. 329): »Ein grosser Theil der hannoverschen Staatsmänner bezog preussische Pensionen und Orden und wurde hiedurch dem preussischen Interesse dienstbar gemacht«.

Das Gesagte genügt aber, um mit dem Urtheil zu schliessen, dass die von dem Verfasser gemachten Mittheilungen dankenswerth, wenn auch für die Beurtheilung der österreichischen Politik in diesen Jahren durchaus nicht ausreichend sind, seine Zuthaten aber grossen Theils der Art, dass viel Geduld und Nachsicht mit dem k. k. Hauptmann dazu gehört, um sich durch diese Bände hindurchzulesen und das wirklich Brauchbare herauszusuchen. G. Waitz.

Die Christologie des Neuen Testaments. Ein biblisch-theologischer Versuch von Willibald Beyschlag, Dr. d. Theol. u. ord. Prof. an der Univ. Halle. Berlin 1866. XLII und 260 Seiten.

Herr Prof. Beyschlag hat das Unglück gehabt, durch einen auf dem Kirchentage zu Altenburg (1864) gehaltenen Vortrag über die nothwendige Auffassung der Person und des Lebens Jesu bei einem grossen Theile seiner Zuhörer Anstoss zu erregen. Der positiven Begründung seiner damals ausgesprochenen Ansicht und ihrer Rechtfertigung aus dem N. T. ist die vorliegende Schrift gewidmet, die desshalb, wie der Verf. erklärt, in weniger freier Musse und schneller ausgearbeitet worden ist, als ihm selbst erwünscht war. Ref. steht dem ganzen Handel fern; aber wie er nicht zu seinem Vergnügen wahrgenommen hat, in welchem Tone namentlich die Gelehrten der Ev. K. Z. über den Altenburger Vortrag, neuerdings aber verschiedene andere Zeitschriften mit Hohn und Schmähung über das vorliegende Buch sich geäussert haben, so würde er, gerade als billiger Beurtheiler, wünschen, dass der Herr Verf. den unter dem frischen Eindrucke der polemischen Situation entstandenen Entwurf dieses Buches zurückgehalten haben möchte. Denn einmal darf der Anspruch erhoben werden, dass nachdem man sich durch den prologus galeatus von XLII Seiten hindurchgearbeitet hat, die Sache selbst so objectiv verhandelt werde, dass man nicht auf jeder Seite an die polemische Veranlassung erinnert werde; und dann darf der Verf. überzeugt sein, dass die Gegner, denen er hauptsächlich seine Erörterungen gewidmet hat, sich weder überführen noch imponiren lassen durch immer wiederholte

Seitenhiebe und deductiones ad absurdum. Den Gegnern gegenüber war es Herrn B. geboten so zu schreiben, dass er ihnen Achtung vor der wissenschaftlichen Solidität seiner Ausführungen abgewinnen könnte, aber er musste von vorn herein darauf verzichten, ihnen die Unrichtigkeit ihrer eigenen Ansicht anzudemonstrieren. Denn ein solches Unternehmen gegen theologische Traditionalisten ist völlig erfolglos; hingegen pflegen dieselben soweit dem Bewusstsein ihrer wissenschaftlichen Mängel zugänglich zu sein, dass sie die Sicherheit der wissenschaftlichen Methode auch bei entgegengesetzter Ansicht anzuerkennen sich genöthigt sehen. Herr B. musste sich darauf beschränken, aber auch bestimmt danach streben, diese Stellung zu gewinnen, wenn er der von ihm vertretenen Sache dienen und zugleich sich vor fortgesetzten »persönlichen Miss-handlungen« sichern wollte. Aber freilich hat er sich durch die Sicherheit seiner eigenen subjectiven Ueberzeugung und die entsprechende Geringschätzung der gegnerischen Ansichten darüber getäuscht, dass eine materiell neue Ansicht, wie er sie über die N.T.lichen Vorstellungen von Christus darzustellen sich anheischig macht, nicht in den alten Formen der Beweisführung zur Geltung kommen kann. Er hat zu dieser »ersten grösseren theologischen Arbeit« nicht die Einsicht mitgebracht, dass eine Menge von Methodefragen angeregt und gelöst sein wollen, wenn der traditionellen Christologie ihre Begründung im N. T. mit Erfolg streitig gemacht werden soll. Anstatt dessen begegnen wir nur auf S. 6. 7. einigen dürftigen Behauptungen über den Werth der Bibel im Verhältniss zu der Aufgabe, die sich der Vf. gestellt hat, und einige methodische Instanzen werden im Verlauf des

Buches bei ihrem jeweiligen besondern Gebrauch angerufen. Hr. B. hat ja nun freilich sehr Recht darin, dass man die christologischen Gedankenreihen im N. T. nur nach ihren A.T.lichen Prämissen und nicht nach den Denkformen der heidenchristlichen Theologie richtig versteht, und er behauptet mit vollem Recht, dass die Aussagen Jesu über sein Wesen und sein Verhältniss zu Gott nicht berechnet sind auf die Dialektik, in der sich die hergebrachte Dogmatik bewegt; aber diese Grundsätze verstehen sich leider noch gar nicht so von selbst, dass sie nicht von vorn herein als die unumgänglichen Bedingungen des Verständnisses des N. T. erörtert werden mussten. Und wenn es zu keinem andern Zwecke dienen sollte, als dazu, den Gegnern zu zeigen, dass auch sie keine voraussetzungslose Exegese ausüben! Allein wir vermuthen, dass der Herr Verf. selbst die Tragweite dieser von ihm aufgestellten und gehandhabten Grundsätze nicht völlig durchschaut. Durch dieselben wird nämlich die Kunstmässigkeit des Charakters der Exegese des N. T. bedingt, d. h. es wird festgestellt nicht nur, dass die durch die heidenchristliche Theologie begründete exegetische Tradition nicht den Schlüssel für den wirklichen Sinn der N.T.lichen Männer darstellt, sondern auch, dass man keiner exegetischen Aufgabe gegenüber ein, wie man sagt, unbefangenes und unmittelbares Verhältniss einnimmt, bei dessen Geltung man den Sinn einer Stelle, schon nach ihren grammatischen, lexikalischen und logischen Bedingungen als selbstverständlich ansprechen könnte. Die religiöse oder die theologische Bedingtheit jedes N.T.lichen namentlich jedes christologischen Gedankens kann immer nur durch complicirte Vermittelungen, namentlich durch die

Beachtung der eben bezeichneten beiden Grundsätze erhoben werden. Der Verf. hat, wie ich meine, weder seinen Vorthail noch die ganze Bedeutung seines Unternehmens erkannt, indem er es für überflüssig erachtet hat, die alttestamentlichen Prämissen für das Selbst- und Berufsbewusstsein Jesu zu entwickeln. Und wenn er S. 37. 40. einige Punkte der Art bezeichnet, die er als bekannt voraussetze, so fürchte ich, dass ihm selbst noch nicht der vollständige Zusammenhang des Gedankenkreises Jesu mit den verschiedenen Fäden der A.T.lichen Religions-Idee aufgegangen ist, da gerade die Analyse des Messiasbewusstseins Jesu nicht ohne eine allseitige Vergleichung der Zukunftshoffnungen der Propheten gelingen kann. Die Vernachlässigung dieser Ausgabe verschuldet noch insbesondere, dass der Verf. seine Darstellung des Sinnes der stehenden Bezeichnung: Menschensohn, welche Jesus auf sich anwendet, von der Deutung der übrigen Aussagen Jesu über sich selbst vorwegnimmt, und so über die Messiasbedeutung des Namens handelt, ehe er sich auf die Zeugnisse dafür einlässt, dass und wie Jesus den directen Namen des gesalbten Davidssohnes acceptirt hat. Wir können aber nicht umhin, jede Erörterung des Selbst- und Berufsbewusstseins Jesu für erfolglos zu halten, welche nicht geleitet und eingeleitet ist durch die Erkenntniss, dass der A. T.liche Sinn des Titels Messias seine sehr bestimmten und engen Grenzen hat, dass der Gedanke an die Ausübung der in der Zukunft zu gründenden idealen Gottesherrschaft durch den Davididen nur eine secundäre Idee der prophetischen Eschatologie ist, und seit dem achten Jahrhundert vor Jesus immer nur sporadisch auftritt, dass die durch Josephus bezeugte Hoff-

nung der jüdischnationalen Partei auf die bevorstehende Eröffnung der vollen Gottesherrschaft vor dem Auftreten Jesu nicht den Gedanken an den Davididen in sich schliesst, dass endlich Jesus zwar den Glauben bei einem Theile seiner Volksgenossen erweckt hat, dass er der verheissene Sohn Davids sei, dass er aber offenbar die Attribute des göttlichen Gerichts und der göttlichen Weltherrschaft, die er für sich anspricht, nicht ursprünglich an sein Bewusstsein, von David abzustammen, sondern an ganz andere Data seines Selbstbewusstseins angeknüpft hat, da sie, verglichen mit der prophetischen Zukunftshoffnung, gar kein genetisches Verhältniss zur Vorstellung des gesalbten Davididen haben. Denn namentlich seine Gewissheit, Gottes Sohn zu sein, hat für ihn nicht den Werth, ihn als den Nachkommen und Nachfolger Salomos zu bezeichnen, sondern steht in Abhängigkeit oder vielmehr Reciprocität zu dem Sinne, in welchem er sich regelmässig den Sohn des Menschen nannte (Marc. 8, 38). Wir würden es nun Herrn B. durchaus nicht verdenken, wenn er auf der Kanzel sich über den bezeichneten Abstand der Attribute Jesu von dem historischen Sinn des Messiasbegriffs hinwegsetzte, und in der populären erbaulichen Rede fortführe, alle eigenthümlichen Attribute und Ansprüche Jesu unter dem Titel seiner messianischen Würde zusammenzufassen. Aber in einer wissenschaftlichen Erörterung fühlen wir uns nichts weniger als erbaut, jenem unbestimmten, geschichtlich nicht begränzten Sinne von »Messianität« des Namens und der Geschäfte Jesu zu begegnen (S. 22 ff.), bei welchem der Verf. sich nicht beruhigt haben würde, wenn er die nöthige A.T.liche Substruction seiner Aufgabe unternommen hätte. Nun ist es

allerdings wahr, dass Jesus, indem er seinen Namen »Sohn des Menschen« aus Daniel entlehnte, hierin das Recht und den Besitz der Herrschaft über das Menschengeschlecht für sich in Anspruch nahm. Für diese Thatsache ist es auch gleichgültig, dass im Buche Daniel der Zusammenhang darauf hinweist, dass durch den Menschensohn das erwählte Volk Israel dargestellt ist. In dem Munde Jesu hat also freilich der Name »Sohn des Menschen« die bestimmteste Analogie zu dem prophetischen Begriff des Gesalbten aus Davids Stamme, aber eben auch kein anderes Verhältniss zu diesem historischen Begriff als das bezeichnete. Denn eine bekannte Rede Jesu weist darauf hin, dass er, indem er seine Abstammung von David zugesteht, als der Sohn des Menschen und Gottes auch die Herrschaft und Erhabenheit über David für sich in Anspruch nimmt (Marc. 12, 35 f.). Aber auch über die Tragweite der Danielischen Vision vom Menschensohne erhebt sich die Gewissheit Jesu, dass er als der Menschensohn mit dem Gerichte beauftragt ist, demjenigen Privilegium Gottes, an dessen Uebertragung an einen Menschen kein Prophet des A. T. gedacht hat. Es erscheint uns also als ein schwer verzeihliches Missverständniss, dass Herr B. z. B. die richterliche Function der Sündenvergebung, die Jesus als der Menschensohn auf der Erde wie im Himmel auszuüben erklärt, mit Berufung auf Jerem. 31, 34 aus der von Jesus in Anspruch genommenen Würde des Messias ableitet, an dessen Vermittelung der Prophet bei der Verheissung des neuen Bundes weder denkt, noch denken kann. — Mit Hrn. B. erkenne ich in der Danielischen Vision die Grundlagen der von Jesus bevorzugten Bezeichnung seiner Person. Neuerdings aber ist

die Ableitung des Namens aus Ps. 8 durch Keim und namentlich durch Colani in einer Weise geltend gemacht worden, über die man nicht so leicht hinwegkommen kann, wie es dem Verf. in einer gegen Keim gerichteten Anm. S. 11 gelingt. Denn Colani (*Jésus Christ et les croyances messianiques de son temps*) hat es angenommen, die Aussagen Jesu über seine, des Menschensohns, richterliche Gewalt, auf die sich Hr. B. kurzer Hand gegen Keim beruft, als nicht ursprünglich zu erweisen. Ich erlaube mir ausnahmsweise, aus der »Nichterwähnung dieses Buches auf die Unbekanntschaft des Hrn. Verf. mit demselben« zu schliessen (vgl. S. 7), und bedauere dies um so mehr, als Hr. B. Gelegenheit hatte, an der Widerlegung des interessanten französischen Buches sowohl die Ueberlegenheit unserer namentlich durch Holtzmann und Weizsäcker geförderten Evangelienkritik zu erproben an einem Punkte, der von dem weitestgreifenden theologischen Interesse ist, als auch seine eben so positive als conservative theologische Gesinnung seinen Gegnern zu beweisen.

Für die Analyse wie für die Synthese des Selbstbewusstseins Jesu ist die Eschatologie der Propheten, weiterhin überhaupt die Religionsidee des A. T. der gebotene Ausgangspunkt, der freilich durch den Inhalt der Reden Jesu über sich und sein Thun in einer Weise überschritten wird, welche die Subsumtion Jesu unter dem Umkreis der A.T.lichen Religion verbietet, der aber sich darin bewährt, dass unter seiner Voraussetzung die richtige Ordnung der verschiedenen Glieder des Gedankenkreises Jesus gewonnen wird. Hingegen der Ausgangspunkt und die Voraussetzung für alle eigenthümlichen Aussagen der Apostel über die Person Jesu, ihren Werth und ihre

Stellung zu Gott und zur Welt bildet die Gewissheit seiner Auferweckung und Erhöhung zu Gott. Indem die Apostel ihren Heilsglauben an Jesus als den Christus knüpfen, beachten sie natürlich die Stellung, die er im Zusammenhange der Vorsehung und Offenbarung Gottes gegenwärtig hat, als die Form, welche die ihnen wichtigen Merkmale seiner Person zusammenfasst; und erst von dieser ihren Glauben beschäftigenden Anschauung des der Gemeinde gegenwärtigen gottgleichen Herrn gehen sie nach Gelegenheit und Bedürfniss zu den Merkmalen seiner vergangenen irdischen Erscheinung zurück. Nicht glauben sie in erster Linie an vergangene Data göttlicher Offenbarung in Christus; denn der gesunde und ursprüngliche Glaube sucht sich aller göttlichen Heilswirkung für den gegenwärtigen Moment zu versichern, und ergreift den Zusammenhang der Offenbarung aus der Vergangenheit bis in die Zukunft hinein immer nur insofern, als derselbe die Richtigkeit des gegenwärtigen Glaubenseindrucks gewährleistet. Desshalb ist die Glaubensreflexion, welche aus den Briefen der Apostel hervorleuchtet, so gründlich verschieden von den Glaubensvorschriften der kirchlichen und theologischen Traditionalisten, welche unser religiöses Gefühl mit allen möglichen Thatsachen vergangener Offenbarungen belasten, bis wir ermattet zu den Füßen ihrer eigenen irregeleiteten Autorität niedersinken. Also ist es insbesondere eine fehlerhafte Erwartung, dass die Apostel ihre Aussagen über Christus in derjenigen Reihenfolge aufgefasst haben sollten, in welcher die schulmässige Dogmatik erst vom präexistenten, dann vom geschichtlich menschlichen, endlich vom göttlich herrschenden Christus handelt. Endlich aber

ist leicht erkennbar, dass wenn Jesus nur durch die Vermittlung der A.T.lichen Religionsidee sein aus Gottes Wesen geschöpftes Bewusstsein von sich hat gewinnen können, wenn hingegen die Apostel nur durch die Gewissheit seiner Auferweckung zur gedankenmässigen Feststellung seines Werthes befähigt wurden, die beiden Gedankenreihen, welche Herr B. in dem vorliegenden Buche nach einander entwickelt, nichts weniger als eine Continuität bilden. Denn obgleich es den Aposteln gelingt, ihre Vorstellungen von Christi Wesensbestimmung und Stellung zur Welt in gleicher Höhe mit den eigenen Andeutungen desselben zu halten, und obgleich diese ersten Fäden theologischer Erkenntniss für die Erkenntnisseite des Christenthums so massgebend sind, so wird doch das religiöse Gefühl sympathetisch nur angeregt durch die damit verflochtenen Hinweisungen der Apostel auf das gegenwärtige Wirken des erhöhten Herrn auf die Gemeinde. Denn in solchen Aeusserungen pulsirt das menschliche Heilsinteresse an Christus unmittelbar; hingegen die im engern Sinne christologischen Aussagen der Apostel athmen die Weise der Reflexion. Und in ähnlicher Weise stehen diese christologischen Sätze der Apostel auch von den gleichartigen Aussprüchen Jesu ab, z. B. Kol. 1, 15 ff. von Matth. 11, 27. Denn der Apostel legt eine objective Erkenntniss über die von ihm verschiedene Person dar; das Wort Jesu aber ist in erster Linie Ausdruck seines individuellen Selbstgefühls. Jene vermögen wir nachzudenken, von diesem fühlen wir uns in der Vergegenwärtigung der lebendigen Person unmittelbar ergriffen.

Die Bedingungen für die Darstellung der N.T.lichen Christologie, die wir mit diesen An-

deutungen bezeichnen, haben wir leider nicht aus dem vorliegenden Buche schöpfen dürfen. Herrn B. ist die Bedingtheit aller apostolischen Aussagen über Christus durch die Gewissheit seiner Erhöhung im Ganzen wie im Einzelnen verborgen geblieben, und in dem Verhältniss der apostolischen Christologie zu der Selbstdarstellung Jesu erkennt er eine Continuität, in welcher »das apostolische Zeugniß von Christus auf Grund des vollendet vorliegenden Heilandslebens vom heiligen Geiste hervorgerufen, in gewissem Sinne (bleibt uns sehr ungewiss!) mehr von Christus auszusagen haben muss als er selbst; denn es giebt nicht das Bewusstsein des Gottessohnes in seinem noch währenden Werdeprocess, sondern nimmt von demselben als dem vollendeten seinen Ausgangspunkt.« »In Wirklichkeit schliesst sich Jesu Mund nicht, sondern er redet nun zu seinen Aposteln durch den auf sie herabgesendeten Geist, und durch diese Apostel zu uns« (S. 106. 107). Das ist Alles, was Hr. B. zur Anknüpfung der apostolischen Christologie an die Selbstdarstellung Jesu beizubringen für nöthig achtet, und es ist herzlich wenig; aber nicht nur dies, sondern es verräth uns, wie sehr die »freie gläubige Theologie« (S. 5), wenigstens soweit sie durch den Verf. vertreten ist, in den methodischen Voraussetzungen der Gegner gebunden ist, deren Satzungen er durch das Buch zu entwurzeln strebt. Für den Gesamtwertb desselben und für die Begründung des nicht unbedeutenden Anspruches auf Anerkennung, mit welchem es der Verf. geschrieben hat, können wir leider die einzelnen gelungenen Partien desselben nicht erheblich in Anschlag bringen, da die Haltung des Buches im Ganzen von der erforderlichen Einsicht in die Methode der

Darstellung so wenig genügendes Zeugniß giebt. Der Verf. schmeichelt sich, mit dem Satze, dass die heilige Schrift »als specifisches Erzeugniß des heiligen Geistes eine (!) urbildliche Lehre der Wahrheit enthält« nicht bloss der Negation (d. h. der negativ kritischen Richtung) sondern auch der Orthodoxie entgegenzutreten, welche beide »die blosse unentwickelte unbestimmtere Vorstufe der Kirchenlehre, den blossen Anfang der Dogmengeschichte aus ihr machen« (S. 6). Aber dies Urtheil über die Orthodoxie ist einfach nicht richtig, und die Behauptung des Verf. über die heil. Schrift ist bloss die Voraussetzung, welcher die von ihm bekämpfte Theologie folgt. Und demselben Gedankenkreise gehört die compendiarische Aeusserung des Verf. an, dass die christologischen Aufstellungen der Apostel indirect Aeusserungen aus dem Munde Jesu seien, die nur Mehreres enthalten, als was die Evangelien an Reden Jesu mittheilen. Fügen wir hinzu, dass Hr. B. auch noch den confusen Modedruck für die orthodoxe Würdigung der h. Schrift sich aneignet, dass sie »ein organisches Ganze« sei (S. 7), so können wir uns nicht wundern, dass ihm der qualitative Unterschied der apostolischen Christologie von der Selbstdarstellung Jesu, der unbeschadet ihres Offenbarungswerthes unverkennbar ist, als ein nur quantitativer erschienen ist, und dass die Kritik, zu deren Anwendung auf die Bibel er sich bekennt, nicht so weit reicht, um ihn die verschiedenartigen Bedingungen der bezeichneten N.T.lichen Gedankenkreise erkennen zu lassen. Sind nun aber sämtliche absichtliche und gelegentliche Aussagen der Apostel über die Weltstellung, über das Wesen und die Herkunft Christi von der Glaubensanschauung des gegenwärtig

erhöhten, durch Gott auferweckten Christus beherrscht, so wird man erwarten müssen, dass, indem Hr. B. dies nicht erkannt hat, alle seine Erörterungen über die Gedankenreihen der Apostel mehr oder weniger verfehlt sind. Dazu kommt, dass auch seine exegetischen Operationen zur Erhebung des Sinnes der einzelnen Aussprüche ebenso wenig das Bewusstsein von der Schwierigkeit der Aufgabe verrathen, wie dies bei der von ihm bekämpften theologischen Richtung der Fall zu sein pflegt. Er verkennt gerade bei den entscheidendsten Aussprüchen, dass man aus dem Zusammenhange das Feld der Anschauung ermitteln muss, in welchem sich die Aussprüche der Apostel bewegen, und dass sich nach diesem Maassstabe die Tragweite derselben begränzt. Kurz die Freiheit, die er bei seiner gläubigen Theologie prätendirt, ist nicht die Freiheit der wissenschaftlichen Erkenntniss, die ihren Stoff methodisch beherrscht.

Dieser Mangel giebt sich auch darin kund, dass Hr. B. die Grenze zwischen der biblischen und der systematischen Theologie nicht aufrecht zu erhalten versteht. Wenn überhaupt der positive Charakter unserer, der evangelischen Theologie behauptet werden soll, so kann es nur geschehen, indem man den Ideengehalt der Offenbarungsurkunden in seiner erkennbaren geschichtlichen Gestalt, in der möglichst diskreten Deutung ihres Inhaltes von den Bedürfnissen allgemeiner Erkenntniss zu unterscheiden lernt, welche durch die wissenschaftliche Umbildung der biblischen Religionsideen befriedigt werden soll, möge diese Umbildung der kirchlichen Ueberlieferung oder anderen Wegen folgen. Keine Bearbeitung der biblischen Theologie wird also correct sein, in welcher die geschichtlich-exegetische

und die theologisch-dogmatische Aufgabe mit einem Schlage gelöst werden sollen. Die Einwendung, diese Forderung nicht zu erfüllen, müssen wir schliesslich gegen das vorliegende Buch erheben. Wie ich meine, wird dieser Fehler theilweise verschuldet durch den verhängnissvollen Zusammenhang dieses Buches mit dem Auftreten des Verf.s vor der seinen Enthüllungen abholden Versammlung zu Altenburg. Da er hier exegetische Resultate und dogmatische Andeutungen kurzer Hand zu verschmelzen sich veranlasst sah, und da die Gegner ihrer ganzen Art nach vor allen Dingen nicht exegetische Resultate sondern dogmatische Auskunft und Rechtfertigung zu erwarten schienen, so meinte Hr. B. ihnen Beides mit Einer Hand darbiehen zu müssen. Aber dieses Verfahren hat ihn nicht nur zu unklaren und voreiligen Aufstellungen verleitet, sondern ich vermag mir die Einschlagung dieses Weges durch den Verf. vollständig nicht blos aus der äussern Veranlassung seiner Schrift, sondern ich muss es auch daraus erklären, dass er in der Confundirung der Aufgaben der biblischen und der systematischen Theologie eigentlich nur den Standpunkt seiner Gegner einnimmt. Ich muss mich enthalten, dies Urtheil durch einzelne Beläge zu begleiten, so wie ich der Versuchung, auf Einzelheiten der exegetischen Verfahrungsweise und der biblisch-theologischen Resultate des Verf.s einzugehen, ungern ausgewichen bin. Indessen gerade für die wichtigen Probleme der N.T.lichen Christologie bedarf man mehr Raum, als diese Blätter bieten, und ausführlichere Vorbereitungen zu ihrer Lösung, als welche Hr. B. für nothwendig erachtet hat.

A. Ritschl.

Denkmäler altniederländischer Sprache und Litteratur. Nach ungedruckten Quellen herausgegeben von Dr. Eduard von Kausler. Dritter Band. Leipzig 1866. XXX u. 585 Seiten Octav.

Es ist bereits geraume Zeit her, dass die ersten beiden Bände dieses Werkes erschienen sind (1840 und 1844) und ihre Stelle unter den hervorragendsten Publicationen auf dem betreffenden Felde eingenommen haben. Wir dürfen uns daher ohne Weiteres der Besprechung des vorliegenden dritten Bandes zuwenden, welcher die ganze Arbeit zum Abschluss bringt, indem jetzt der reiche Inhalt der bekannten Comburger Handschrift mit wenigen Auslassungen in kritisch genauem Abdruck den Freunden der ältern niederländischen Litteratur zugänglich gemacht ist. »Die Sammlung gewährt, nach dem Hinzutreten dieses Bandes, eine Art übersichtlichen Bildes der gesammten niederländischen Poesie aus der Schlussperiode des Mittelalters. Die wenigstens ihrem innern Wesen nach ältere episch-chronikalische Gattung ist im ersten Bande vertreten. In den theilweise sehr umfassenden Dichtungen des zweiten, deren Abschlusszeit meist näher bestimmt werden kann, kommt das lyrisch-didaktische Element zum Ausdrucke, während der dritte, neben einigen jüngeren didaktischen Versuchen, grossentheils aus erzählenden Gedichten, Legenden, Schwänken, Satiren u. s. w. besteht, von welchen mehrere vielleicht zu den gelungensten der ganzen Sammlung gehören und somit diesem letzten Bande noch einen besondern Werth für sich verleihen. Beigegeben sind die diesem Bande vorbehaltenen Anmerkungen über den Inhalt der beiden letzten Bände, ferner ein ausführliches Wortregister und eine Inhaltsübersicht über das ganze Werk.« Das anfänglich beabsichtigte »voll-

ständige Wortregister jedoch, das zugleich zur Erklärung der Worte gedient haben würde,« hat Kausler »schon des bedeutenden Raumes wegen, den die Arbeit bei möglichster Beschränkung erfordert hätte,« sich, obwohl ungern, entschlossen auf den Bestand des erwähnten Registers zurückzuführen, worin »neben den Eigennamen nur die in den Anmerkungen erklärten Wörter angeführt, solcher Worterklärungen aber im dritten Bande weiter versucht sind als im ersten.« Wir wollen mit dem Herausgeber über die aus angeführtem Grunde stattgefundene Nichterfüllung seines Versprechens nicht rechten, bedauern dieselbe aber von ganzem Herzen, da eine derartige Arbeit von so kundiger Hand wie die seine einen ganz besondern Werth gehabt hätte und überdies Wörterbücher über einzelne Werke neben solchen, die sich über den ganzen Umfang einer Sprache erstrecken, immer noch ihren eigenen Werth besitzen, ganz abgesehen davon, dass das de Vries'sche Unternehmen wer, weiss wann beendet sein wird. Man kann des Guten nie zu viel haben; wer z. B. beklagt sich über Wackernagel neben Müller-Zarncke? Indess — auch Massmann hat sein verheissenes Wörterbuch zur »Kaiserchronik« im Tintenfass gelassen. Darum müssen wir auch wohl diesmal aus der Noth eine Tugend machen und uns mit dem Gebotenen begnügen. Wie vorzüglich werthvoll dies aber ist, hat Ref. bei sorgfältigem Studium sehr wohl erkannt, so dass ihm wenigstens nichts besonderes hinzuzufügen bleibt, und nur eine kleine Zahl Bemerkungen mögen einen Beweis seiner Aufmerksamkeit liefern. So z. B. zu Bd. III. S. 236 zu V. 542—544 (nebst S. XVII) vgl. den Ref. in den Heidelb. Jahrb. 1864 S. 828, wo er unter anderm gezeigt hat, dass die »*virnêtin ermil*« statt der Hemdeknöpfe noch zu Anfang des 18. Jahrh. sich in Schweden

erhalten hatten. — S. 273 zu V. 11119 *tameer* »heute.« Vgl. mhd. *talmê*, *tâlâ*, welche Kausler's Ableitung jenes Wortes aus *te dagte meer* bestätigen. — S. 238 zu 821. Das frz. Original lautet: »et si fait des seignors sergens — *Et des dames refait bajesses* — quant il les trove trop engresses«; dies ist ganz richtig übersetzt: „*Hi maect knecht menighen heere — So doet hi vrouwe menich ionc wiif — Die hi ieghen hem vint stiif.*« D. h. »er macht zum Knecht manchen Herrn und ebenso zum Weibe manche Jungfrau, die er gegen sich widerspänstig findet.« Durch alles dies gibt Amor einen Beweis seiner Gewalt. Der frz. Dichter hat freilich einen der vorhergehenden Zeile mehr entsprechenden Gegensatz, nämlich: »und aus den Damen macht er ebenso Mägde (Dienerinnen).« Diese Bedeutung von *bajesse* ist zu ergänzen bei Diez, Etymol. Wörterb. I, 44 s. v. *Bagascia*; sie findet sich auch noch in den bei letzterm angeführten *baisele* und *bachele*; so wie in dem neapol. *vajassa*; s. Galiani, Vocabol. del Dial. Napol. s. v., wo es vom arab. *bagasch* »Magd« abgeleitet wird. Der niederl. Dichter kannte, wie es scheint, diese Bedeutung des Wortes gleichfalls nicht, milderte jedoch den Ausdruck und setzte Weib statt Metze. Vgl. Theocr. 27, 65: »παρθένος ἔνθα βέβαια, γυνή δ' εἰς οἴκον ἀφερψῶ.« — S. 239 zu 1011 *maersant*. Steht dies für *maergruis*? vgl. mhd. *mergriez*. Grimm Myth. 1169; dann stände Perle für Edelstein, ebenso wie ja auch das Wort Perle selbst aus *Beryll* entstanden ist. Grimm l. c. — S. 255 zu 5231 *Tatolf*. Dies Wort ist wahrscheinlich eine Nebenbildung von *tatrman* und gebildet wie *Rudolf*, *Ludolf*, *Morolf* u. s. w.; s. Grimm, Gramm. 2, 330—334. Myth. 721 f. (über die Bedeutung der Ableitungssylbe — *olf*); *tatrman* aber ist = hölzerne) Puppe, Kobolt, s. Myth. 468—471, vgl.

Simrock Myth. 471 (2. Aufl.), und ist vielleicht aus dem engl. *tatter* zu erklären (Grimm l. c. 470), wie eben auch *tatolf* muthmassen lässt, welches nach Kilian eigentlich eine Puppe für Schneider, die Kleider daran anzupassen, bedeutet. Lumpen und Kleider werden oft durch das nämliche Wort bezeichnet; so frz. *chiffons*, engl. *buntings*, lat. *pannus*, woraus ital. *panno* Tuch und *panni* Kleider (sp. *pañó* und *paños*), gr. *ῥάκος* (*βράκος*); also *tatolf* Lumpenpuppe, Kleiderpuppe, später, wie *tatrman*, stummes, hölzernes Koboldsbild, und als solches für »einfältig, dumm« gebraucht. Demnach wäre also die Bedeutung »Gliederpuppe für Schneider« die ältere, und dergleichen mögen allerdings schon früh in Gebrauch gewesen sein. Oder wurden Götzen- und Koboldspuppen auch aus Lumpen und Fetzen gebunden und hingestellt, so dass die Bedeutung Gliederpuppe die spätere ist? Vgl. Grimm Myth. 469. 470. Doch bietet sich für *tatrman* (*tatolf*) auch noch die wahrscheinlichere Ableitung aus *Tater*, *Tatter* d. i. Tatar, wenn man sich nämlich der Schilderungen des gräulichen Aussehens der Hunnen und Tataren erinnert, wie sie uns die Schriftsteller des Mittelalters geben. Jene Wörter bedeuteten also eigentlich Fratzenbild, dann aber Kobold. Das *man* in *tatrman* ist ein Anhängsel wie in *Peterman*, *Heinzelman*, *popelman* (popel = Popanz) u. s. w. — S. 264 zu 8501. Das altfrz. *wihot* will A. Rothe, *Monuments pour servir à l'hist. des prov. de Namur, de Hainaut et de Luxembourg* vol. I. p. 583 aus dem deutschen *Geweih*, also ahd. *wich*, *wih*) und *Haupt* nl. *hoofd* ableiten. Für diese Etymologie spräche die Form *hoot* für *hoofd* (vgl. Kausler S. 351 zu 87). Hieran knüpft sich die weitere Frage, ob aus *wihot* dann im Engl. *wit* und aus diesem mit der erwähnten Ableitungssylbe — *olf* (womit auch

engl. *ouphe*, *ouphen* verwandt ist, Grimm Myth. 411) dann die Form *wittol* entstand. In dem synonymen *cuckold* begegnen wir der entsprechenden Sylbe *-olt*, über welche s. Grimm Gramm. 2, 331—334. Myth. 470. 721). — S. 265 zu 8725 *nere*, *neere* neben der Form *aere*, *ere*, vgl. *neerenst* für *eerenst* Bd. II S. XXIII: »Die Statthaf- tigkeit des prothetischen *n* in *neerenstelike* u. s. w. zu bezweifeln ist kein Grund vorhanden.« Ganz richtig; denn ebenso ist noch jetzt *narm*, *naars*, *noom*, *nelleboog* gebräuchlich für *arm aars* u. s. w. — S. 267 zu 9402. Ob der nl. Dichter die *dragons* des Orig., die er in Schiffe verwandelt hat, wohl im Sinne des altn. *dreki* genommen? — S. 281 zu 13342. *Cartaingē* scheint keine Erfin- dung des Uebersetzers, sondern der mit *Cythera* verwechselte *Cythaeron* (vgl. S. XVII f.) ist als Wohnsitz der Venus muthmasslich mit Absicht in das Gebiet der durch ihr Liebesunglück im Mittelalter sehr wohl bekannten Dido verlegt. — S. 329 zu 3002. l. *mantica*. — S. 340 zu 340. *dien*, *dye* ahd. *dioh*, mhd. *diech*, engl. *thigh*. In der Form *tiech* auch bei Hans Sachs 2, 4, 223. — S. 351 zu 44 *gonnen* könnte auch ohne *wel* heissen »gut meinen, lieb haben.« So im altn. *unna* (s. Lünig Gloss. zur Edda s. v.) und lat. *cupere alicui*. — S. 448 zu 178 *wisch* ist = Kranz, als Zeichen des Weinschanks. Daher das Sprich- wort: »Guter Wein bedarf keines Kranzes;« engl. *good wine needs no bush*;« frz. »à bon vin il ne faut pas de bouchon.« Letzteres Wort (*bouchon*) ist ganz offenbar aus dem engl. *bush* entstanden und weil ein Busch oder Strohwisch auch zum Verstopfen gebraucht wird, so hat *bouchon* gleich- falls die Bedeutung *Stöpsel* erhalten, steht also mit it. *boccone* in keiner etymol. Verbindung; denn in diesem ist keineswegs der Begriff *voll enthalten* oder ausgedrückt, wie Diez, Etym. Wb.

II, 225 (s. v. Bouchon) annimmt, sondern vielmehr der des Masses, wie auch z. B. in *pugno* und in *Hand*, z. B. zwei Hände Salz u. s. w. — S. 458 zu 37. Die betreffende Stelle lautet: *Hout trecht ende die waerheit sterke.* Hier scheint *sterke* nicht Imper. sondern Adv., mhd. *starke*, also: »halte fest das Recht und die Wahrheit.« Uebrigens bemerkt Kausler ganz richtig, dass Sing. und Pl. im Mnl. nach bekanntem Gebrauch sehr häufig promiscue für einander gesetzt werden. Auch noch in späterer Zeit findet dies Statt, wie Ref. gezeigt hat in seinem Schluss von Gachet's Glossaire roman des chroniques rimées de Godefroid de Bouillon etc. Brux. 1859 (Acad. Roy.) s. v. *Tu* (woselbst zu dem Citat: *A Dieux, dist Baudoins etc.* die Verszahl 12320—1 zu ergänzen ist; ebenso muss es heissen: »Horae Belg. vol. II p. 201). Zu den dortigen Angaben füge hinzu: Horae Belg. vol. XI p. 51 (no. XXIV v. 9): »*Vaert henen dijnre straten.*« Ebendas. hat Ref. auch auf Gleiches in andern Sprachen hingewiesen; s. ferner in dem provenz. Gerard de Roussillon ed. Francisque-Michel Paris 1856 p. 82 die ganze Rede des Herzogs von Narbona, wo die 2. P. Sing. u. Pl. fortwährend wechseln, wie: »*Cuiatz vos, per mal faire, vos agam car? . . . Quant aniest en Espanha ta ost guidar etc.*« Vgl. die entsprechende Stelle der altfrz. Version ebendas. p. 296 f. S. auch Rigsmål (in der Saem. Edda) 44. 45: Grundtvig Danmarks Gamle Folkeviser vol. II p. 60 v. 18. p. 281 v. 92—96. S. auch die Stellen bei Wackernagel im Wörterb. 1. Aufl. S. CII f. s. v. *dú* (in der Anrede *dú* und *ir* vermischt). Vgl. auch Holland zum Chevalier au Lyon p. 74 Anm. zu V. 1795. — S. 459. Ist *ribaldus* aus altn. *rißbaldr* abzuleiten? —

So weit, was die wenigen sprachlichen Bemerkungen betrifft, die sich dem Ref. ungesucht dargeboten. Ehe nun ders. zu dem sachlichen Inhalt der Dichtungen des 3. Bandes oder vielmehr zu den von Kausler gegebenen Erläuterungen übergeht, will er zuvörderst erst darauf hinweisen, dass die in der Reimchronik von Flandern V. 43—148 (Bd. I. S. 2 ff.) über Balduin den Eisernen und Ju-

dith erzählte Sage (vgl. ebend. S. 441 f.) die nämliche zu sein scheint, die anderwärts mit einigen Abweichungen von dem ebend. V. 1—48 (vgl. S. 433 zu V. 13) erwähnten *Liederie* berichtet wird. Vgl. J. Wolf, *Niederl. Sagen* S. 99 (no. 66: »Lyderik und Idonea«). In letzterer Gestalt ging sie wenig verändert auch nach England über; s. *Percy's Reliques Series III, Book II, no. 16*: »*The King of France's Daughter*.« — Ferner mag der Bd. I S. 633 erwähnte Einfall der Flamländer mit dem gemalten Hahn wohl aus den zahlreichen derartigen Sagen entsprungen sein, die damals im Umlauf waren; vgl. hierüber den Ref. oben Jahrg. 1861 S. 573 zu Passow no. 197. Zu den dortigen Nachweisen füge noch Graesse *Sagenschatz des Königr. Sachsen* S. 74 (no. 30: »Der Hahn in der Jakobskapelle zu Grossenhayn«), sowie den von der Brüsseler Akad. herausgeg. *Jean d'Outremeuse, Ly Myreur des Histors T. I p. 346 Brux. 1864* (über den an der genannten Stelle dieser Anzeigen erwähnten Birnamwald s. noch Ref. in Pfeiffers *German. 10, 108* zu *Simrocks Mythologie* S. 582). — Hinsichtlich der von Kausler zum 3. Bande gegebenen sachlichen Erläuterungen bieten sich dem Ref. zunächst folgende Bemerkungen. Zu S. 291 Anm. ist anzuführen, dass die von der Société des Bibliophiles veranstaltete Ausgabe der *Disciplina Clericalis* Par. 1824 (nicht 1834) erschien, der von Valentin Schmidt besorgten also vorherging; s. *Loiseleur Deslongchamps Essai sur les Fables ind. Paris 1838 p. 62 n. 3* (vgl. Grimm, *Reinhart Fuchs* S. CCLXXVII Anm., wo es also: »drei Jahre vorher« heissen muss statt: »zwei J. v.«). Kauslers irrige Angabe ist veranlasst durch Graesse *Lehrb. II, 2, 717* (ebenso in dessen *Handbuch II, 388*). — Zu S. 346. Zarncke hat ausser dem »deutschen Cato« später in den Berichten der philol. hist. Classe der Kön. Sächs. Ges. d. Wissensch. 1863 auch noch unter dem Titel: »Beiträge zur mittellat. Spruchpoesie« (Separatabdr. S. 1—58) zwei gereimte lat. Umarbeitungen der *Disticha Catonis* herausgegeben, von denen die eine bisher gar nicht, die andere nur aus kurzen Andeutungen bekannt war. — Zu S. 474. »*Een goet exemple*.« Kauslers Vermuthung, dass die Quelle dieses Gedichts ihrem eigentlichen Ursprunge nach eine morgenländische sei, ist ganz richtig; s. Val. Schmidt zur *Discipl. Cleric. c. II*, Heinrich Kurz zu *Burkhardt Waldis Buch III Fabel 11*: »Von dem reichen Manne u. seinen Freunden;« so wie den Ref. in seiner Anzeige letztern Werkes in Pfeiffers *German. VII, 505*, wozu man noch füge die arabische Version bei Freytag, *Arabum Proverbia I, 119 no. 362*: »*Frater tuus est qui tibi solatium adtulit*.« Vgl. auch noch Gödeke, *Every Man, Homunculus und Hekastus. Hann. 1865 S. 2 ff.* — Zu S. 481. *Van den IX besten*. Nach Luther

